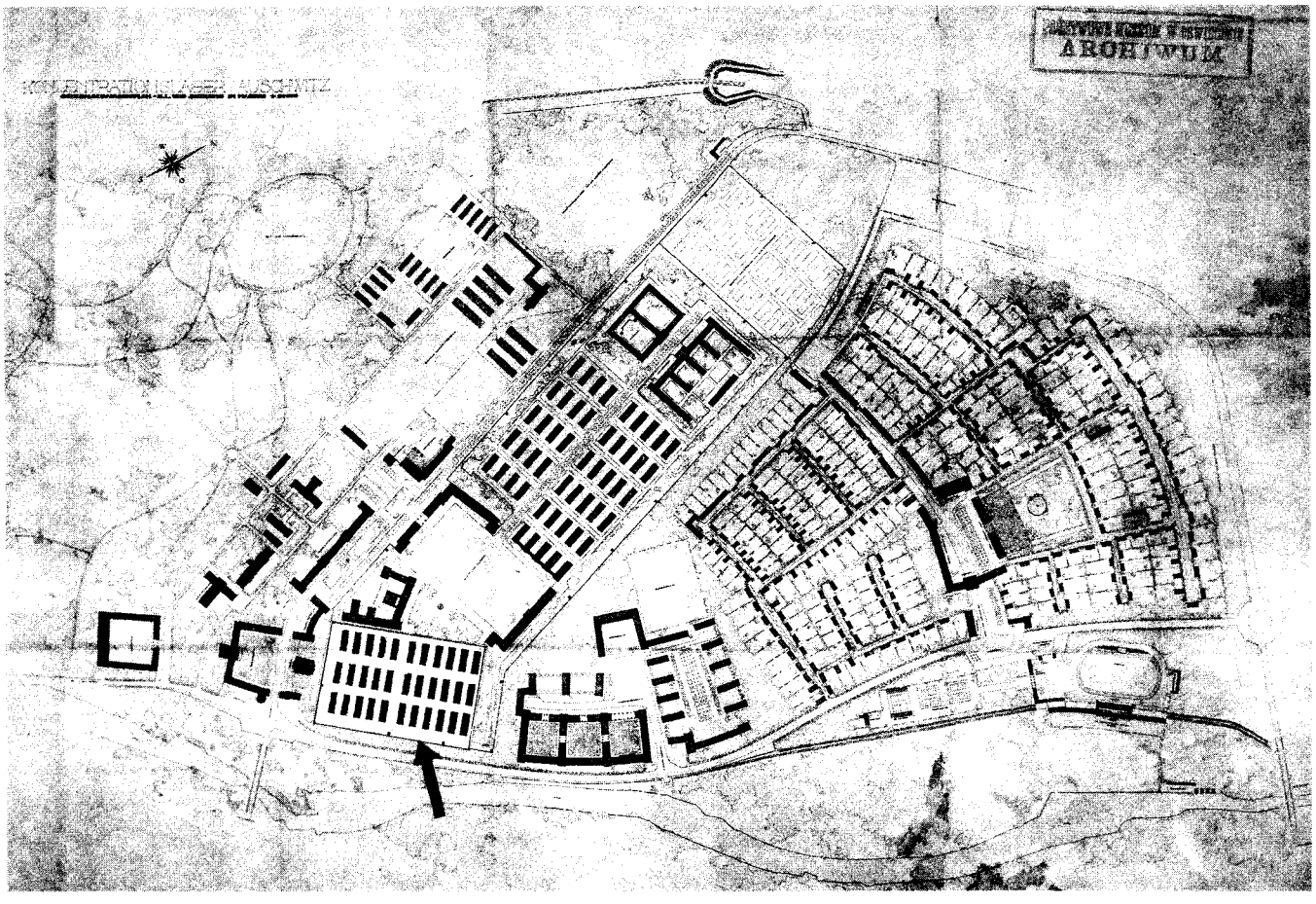


Konzentrationslager Auschwitz. Generalbebauungsplan – K.L. und Siedlung (Archiv der Gedenkstätte Auschwitz: AuI 2/28, Negativ Nr. 20931/3). Der Pfeil zeigt den Teil des „Stammlagers", der bis 1944 ausgebaut wurde. Der Plan läßt erkennen, daß das Stammlager noch um ein Mehrfaches vergrößert werden sollte; die existierenden Varianten des Generalbebauungsplans, in denen z.B. die SS-Siedlung anders lokalisiert war, bestätigen dies. Gebaut wurden bis 1944 noch ein Aufnahmegebäude und 20 Blöcke der Lagererweiterung. Noch im Oktober 1944, also nur zehn Wochen vor der Befreiung von Auschwitz durch die Rote Armee, wurden Teile dieser Gebäude mit weiblichen Häftlingen belegt. Die SS-Siedlung wurde nicht mehr begonnen. Für Birkenau sahen Ausbaupläne aus den Jahren 1942 und 1943 Lager für 200 000 Häftlinge vor.

Die Auschwitz-Hefte

Band 1

Texte der polnischen Zeitschrift „Przegląd Lekarski"
über historische, psychische und medizinische Aspekte
des Lebens und Sterbens in Auschwitz

Herausgegeben vom Hamburger Institut für Sozialforschung

Aus dem Polnischen übersetzt
von Jochen August, Friedrich Griese, Veronika Körner,
Olaf Kühl und Burkhard Roepke
Textredaktion: Jochen August

Beltz Verlag · Weinheim und Basel 1987

Die Texte wurden entnommen aus:
Przegląd Lekarski. Seria II. Jg. XVII. 1961 bis Jg. XLII. 1985 bzw.
Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. Oświęcim nieznany. Kraków 1981, S. 26–97, 282–285.
© 1961–1985, Redaktion „Przegląd Lekarski – Oświęcim", Kraków, und die Autoren
© 1981, Wydawnictwo Literackie, Kraków (für: „Krematoryjne Esperanto")

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Die *Auschwitz-Hefte* : Texte d. poln. Zeitschr.
„Przegląd Lekarski" über histor., psych. u. med.
Aspekte d. Lebens u. Sterbens in Auschwitz / hrsg.
vom Hamburger Inst. für Sozialforschung. Aus d.
Poln. übers. von Jochen August . . . Textred.:
Jochen August. – Weinheim ; Basel : Beltz
(Hamburger Dokumente)
Teilw. übers. aus: Oświęcim pieznany
ISBN 3-407-85501-X

Ne: August, Jochen [Red.]; Stiftung Hamburger
Institut für Sozialforschung

Bd. 1 (1987)

© 1987 Beltz Verlag · Weinheim und Basel
Satz: Norbert Czermak, 8315 Geisenhausen
Druck: Druckhaus Beltz, 6944 Hemsbach
Buchbinder: Libellus Verlag und Buchbinderei, 7000 Stuttgart 1
Lektorat: Norbert Giovannini
Abb.: Seite 2 – Państwowe Muzeum Oświęcim-Brezinka, Oświęcim;
Übersichtspläne im Anhang – © Jürgen Pieplow, Wedel
Umschlaggestaltung: Klaus Linke, 6942 Mörlenbach
Printed in Germany

ISBN 3 407 85501 X

Inhaltsverzeichnis

Band 1

Editorische Vorbemerkung 6

Viereinhalb Jahre. 7

Ein Vierteljahrhundert „Przegląd Lekarski-Oświęcim" 9

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Das Überleben im Lager aus der Sicht ehemaliger Häftlinge von Auschwitz-Birkenau 13

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Opfer und Peiniger 53

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński:
An der Grenze zwischen Leben und Tod.
Eine Studie über die Erscheinung des „Muselmanns" im Konzentrationslager 89

Kazimierz Szczerbowski:
Der erste Schreiber im „Revier" von Auschwitz.
Erinnerungen 155

Tadeusz Paczuła:
Organisation und Verwaltung des ersten Häftlingskrankenbaus in Auschwitz 159

Kazimierz Hałgas:
Die Arbeit im „Revier" für sowjetische Kriegsgefangene in Auschwitz. Ein Bericht 167

Irena Białówna:
Aus der Geschichte des Reviers im Frauenlager in Birkenau 173

Janina Komenda:
Frauen im Revier von Birkenau 185

Tadeusz Szymański, Danuta Szymańska, Tadeusz Śnieszko:
Das „Spital" im Zigeuner-Familienlager in Auschwitz-Birkenau 199

Dorota Lorska:
Block 10 in Auschwitz 209

Mieczysław Kieta:
Das Hygiene-Institut der Waffen-SS und Polizei in Auschwitz 213

Jadwiga Apostol-Staniszewska:
Reflexionen aus dem Frauenlager in Birkenau 219

Elżbieta Piekut-Warszawska:
Kinder in Auschwitz.
Erinnerungen einer Krankenschwester 227

Eugeniusz Brzezicki, Adolf Gawalewicz, Tadeusz Hołuj, Antoni Kępiński, Stanisław Kłodziński, Władysław Wolter:
Die Funktionshäftlinge in den Nazi-Konzentrationslagern. Eine Diskussion 231

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński:
Hunger im Konzentrationslager 241

Stanisław Kłodziński:
Die erste Vergasung von Häftlingen und Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz 261

Stanisław Kłodziński:
Phenol 277

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński:
Tod und Sterben im Konzentrationslager 281

Band 2

Antoni Kępiński:
Das sogenannte KZ-Syndrom. Versuch einer Synthese 7

Józef Bogusz:
Der Einfluß des Nürnberger Ärzteprozesses auf die Begriffsbildung bei Experimenten an Menschen 15

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Verhaltensstereotype ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz 25

Stanisław Kłodziński:
Der spezifische Krankheitszustand nach KZ-Haft 61

Zdzisław Ryn:
Die Dynamik der psychischen Störungen beim KZ-Syndrom 69

Czesław Kempisty, Alicja Szemraj-Lochyńska:
Arteriosklerose bei ehemaligen KZ-Häftlingen und ihre Auswirkungen auf den Alterungsprozeß und die Mortalität 75

Wojciech Żukowski, Grażyna Turska-Karbowska, Maria Gizler, Irena Orleska:
Der Gesundheitszustand der „Konzentrationslager-Kinder" auf Grund der Untersuchungen des Niederschlesischen Zentrums für Medizinische Diagnostik .. 81

Zdzisław Ryn:
Drei Geschwister im Lager. Eine klinische Analyse 89

Małgorzata Dominik:
Die Kinder 50 ehemaliger KZ-Häftlinge 97

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński:
Zur Psychopathologie von Hunger und Hungererleben im Konzentrationslager 113

Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Vernichtung durch Arbeit. Zur Pathologie der Arbeit im Konzentrationslager 135

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
Selbsthilfe und „Volksmedizin" im Konzentrationslager 149

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
„Die Nächte gehören uns nicht..." Häftlingsträume in Auschwitz und im Leben danach 189

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski:
„bauernfuss, goldzupa, himmelautostrada". Zum Krematoriumsesperanto, der Sprache polnischer KZ-Häftlinge 241

Otto Wolken:
Die Befreiung von Auschwitz-Birkenau 261

Anhang:
Geschichte und Topographie von Auschwitz-Birkenau 268
Pläne von Auschwitz-Birkenau 273
Glossar 276
Die Autorinnen und Autoren 279
Gesamtverzeichnis „Przegląd Lekarski-Oświęcim" 1961–1987 285
Auswahlbibliographie zur Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau 315
Dienstgrade der SS 318
Hinweise zur Aussprache polnischer Namen und Wörter 318
Personenregister 319

Editorische Vorbemerkung

Die ausgewählten Aufsätze und Erinnerungen werden in der Regel vollständig abgedruckt (vgl. die editorischen Anmerkungen zu den einzelnen Texten). Einzelne Textpassagen sind jedoch gestrafft und gekürzt worden, um Wiederholungen zu vermeiden. Titel und Zwischenüberschriften wurden z.T. vom Herausgeber verändert bzw. ergänzt, Hervorhebungen, Daten, Abkürzungen, Verweise usw. sowie die äußere Form der Aufsätze und Erinnerungen gegenüber der in 25 Jahren gewachsenen polnischen Ausgabe vereinheitlicht. Im Unterschied zum polnischen Text werden jedoch lediglich *im Originaltext deutsch stehende Wörter und Sentenzen* einheitlich *durch Kursivschrift hervorgehoben*; dies läßt gleichzeitig erkennen, in welchem Umfang deutsche Wörter, genauer das KZ-spezifische Deutsch, in die Sprache der ehemaligen Häftlinge eingingen. Fehlerhafte Schreibungen und offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert und Zusätze bzw. Anmerkungen des Herausgebers durch eckige Klammern bzw. * gekennzeichnet.

Viereinhalb Jahre

Viereinhalb Jahre lang bestand das deutsche Konzentrationslager Auschwitz, benachbart der polnischen Kleinstadt Oświęcim. In diesen viereinhalb Jahren sind dort mehr Menschen ermordet und gequält worden als je zuvor an einem anderen Ort der Welt. Deshalb ist Auschwitz Symbol geworden, Symbol für das System organisierter Unmenschlichkeit der Konzentrationslager, Symbol auch für die Herrschaft des nationalsozialistischen Deutschland über große Teile Europas. – Wer das Lager heute besucht, sieht, daß die Reihen der Baracken, obwohl nur ein geringer Teil noch erhalten ist, sich bis zu den Horizonten erstrecken. Und obwohl der Besucher weiß, daß die Lagerwirklichkeit nur ein Bruchteil der geplanten ausmachte, spürt er, daß hier, dem Ziel der Weltherrschaft entsprechend, eine Herrschaftswelt errichtet wurde, die den Anspruch hatte, grenzenlos zu sein. Das Leid, das sie hervorbrachte, war grenzenlos; es währte in Auschwitz viereinhalb Jahre.

Und währt noch heute in der Trauer um die Ermordeten, in dem Versuch, die Erinnerung wachzuhalten; es währt noch im Leben der Überlebenden, in Polen sind es heute etwa Dreißigtausend. Es währt heute noch in Erinnerungen, in Albträumen, in Krankheiten, in vielgestalten Beschädigungen, die Menschen hinnehmen mußten, und die sie oft, weil das Überleben eines solchen Lagers nichts ist, das einfach könnte bewältigt werden, an spätere Generationen weitergaben. Dort aber, wo die Erinnerung an das Lager nicht lebendig bleibt, bleibt Auschwitz selbst lebendig, dort, wo vergessen, verschwiegen, verdrängt, verleugnet wird. Und vor allem dort, wo man meint, vierzig Jahre seien genug, jene viereinhalb Jahre als bloßen Schrecken unter anderen ins Kontinuum der Geschichte einreihen zu können.

In Krakau, 60 Kilometer von Oświęcim entfernt, begann in Fortsetzung der unter der deutschen Besatzung illegalen Häftlingshilfe nach der Befreiung des Lagers die medizinische Betreuung der Überlebenden. Sie ist auch heute noch nicht beendet. Denn anders, als zunächst angenommen, ließen sich die Folgen der Konzentrationslagerhaft nicht heilen wie die Folgen konkreter physischer Verletzungen, das heißt, mit den Mitteln einer körperlich oder zeitlich begrenzten medizinischen Therapie. Es bildete sich ein Wissen um das nun so genannte „KZ-Syndrom". Im Jahre 1960 fanden in Krakau zwei Tagungen statt, auf denen Ärzte ihre Erfahrungen miteinander verglichen. Gleichzeitig waren diese Tagungen Gedenkveranstaltungen, Versuche, die Erinnerungen wachzuhalten, die Erfahrungen der Vergangenheit nicht untergehen zu lassen.

Die in Krakau herausgegebene Zeitschrift „Przegląd Lekarski" (Medizinische Rundschau) veröffentlichte im Jahr darauf ihr erstes Sonderheft „Przegląd Lekarski - Oświęcim"; sechsundzwanzig sind ihm bisher gefolgt. Die vorliegenden Bände stellen eine Auswahl aus diesen Heften vor, sie enthalten allerdings nur etwa ein Zwölftel des auf polnisch vorliegenden Materials. Die Auswahl versucht einerseits die Arbeit der Redaktion von „Przegląd Lekarski - Oświęcim" in ihrer ganzen Breite vorzustellen, nimmt aber auch Rücksicht auf eine medizinisch und psychologisch nicht vorgebildete Leserschaft. Ohnehin sind die medizinischen und psychologisch-psychiatrischen Beiträge, so wichtig sie sind, nur ein Teil der Arbeiten in „Przegląd Lekarski - Oświęcim". Dem Selbstverständnis der Krakauer Ärzte entsprechend, jene Tätigkeit fortzusetzen, die im Lager von den Häftlingsärzten und außerhalb des Lagers von den Häftlingshilfen getan wurde, beschäftigten sich viele Artikel mit der gesundheitlichen Situation der Häftlinge im Lager. Da es gesunde Häftlinge in Auschwitz nicht gab, ist die Grenze zwischen medizinischer Hilfe und Selbsthilfe und elementarer Überlebenshilfe kaum zu ziehen. So gehen die medizinischen Artikel über in diejenigen, die auch über die anderen Seiten des Lebens und Sterbens im Lager berichten.

Auch später war elementare Überlebenshilfe noch zu leisten; es wurde mit ihr, beim Versuch der Therapie des „KZ-Syndroms", der therapeutische Wert des Erinnerns erkannt. Leid kann in seiner Tendenz, den Überlebenden später noch zu überwältigen, durch Erinnerung gehemmt werden; verdrängtes Leid ist in seiner Herrschaft über Leib und Seele kaum zu hindern. Außerdem bleiben die Spätfolgen der Lagerhaft nicht auf das Leben der Häftlinge beschränkt. Die überlebte Lagerhaft, die gewaltsame Enteignung von Körper und Seele, wird, wo sie aus der Biographie scheinbar getilgt wird, wo das sich versagende Gedächtnis ungeschehen machen will, mitgeteilt als Lebenslücke, als etwas, worüber andere verfügt haben, was anderen gehört, was mit Angehörigen nicht mehr geteilt werden kann, weil es nicht mehr zur Verfügung steht.

So rückt in der Arbeit von „Przegląd Lekarski - Oświęcim" die Erinnerungsarbeit, die Rekonstruktion der Vergangenheit immer mehr ins Zentrum. Man wird in diesen Rekonstruktionen etwas vorfinden, was den an wissenschaftlichen Methodenstreit gewöhnten Leser wie unwissenschaftlich ankommen mag; sieht man genauer hin, so erkennt man, daß es sich um Zurückhaltung handelt. „Przegląd Lekarski - Oświęcim" ist ein Forum der Erinnerungen nicht minder als der Erinnernden, und die Redaktion hat ein Wissen um den Takt, der darin

besteht, daß man denen, die erinnern, nicht gleich deutend ins Wort fällt. Die Erinnerungen wurden in Enqueten nicht erhoben, um sie zu konsistenten Gesamt-Aussagen zusammenzufügen, sondern sie behalten ihr Recht auf Individualität und Detail; oft tritt der verbindende, überleitende Kommentar hinter den Aussagen ganz zurück.

Oft auch liest man, wie das medizinische und besonders das psychologische Vokabular, mit dem immer wieder versucht wird, die Brücke vom Erleben und Verdrängen des Lagers zu der abgeleiteten Erfahrungswelt der Wissenschaft zu schlagen, „unter der Hand" zerbricht. Von jenem Kind, das das Lager überlebte, aber nur noch essen konnte, was man zuvor auf den Boden warf, heißt es jenseits aller Sprachen, die so etwas als verhaltensauffällig bezeichnen, es habe seinen Platz in der Welt verloren.

Die in „Przegląd Lekarski - Oświęcim" zu Wort kommen, reden über sich. Es ist daher nicht verwunderlich, daß polnisches Leid im Vordergrund steht, daß sich in einem Artikel über die „Lagerszpracha" in erster Linie jenes Zwangsamalgam von deutscher und polnischer Sprache zeigt.

Sie berichten über sich, und das heißt auch, daß sie wenig berichten von dem, was andere Bücher über Auschwitz, die Lager im allgemeinen, die Verfassung des SS-Staates mitteilen. Über die Mörder und Quäler erfahren wir fast nur, was die erlebten, die unter ihnen litten. Wenn andere Berichte gleichsam von außen nach innen, vom geographischen Ort, über Stacheldraht, Kommandantur, Struktur der Lagerverwaltung bis zur Opferstatistik fortschreiten, finden wir in „Przegląd Lekarski - Oświęcim" den Blick von innen auf das Innere, der manchmal nach außen geht, dieses Außen aber nur wieder in der Einzelheit, im Ausschnitt ins Auge nimmt. Dieser Verzicht auf die Gesamtsicht wirkt nur zunächst naiv. Man lernt bald, ihn als eine angemessene Optik zu erkennen, wie sie der erwähnte Besucher der Gedenkstätte Auschwitz nur erahnen kann: die äußerste Grenze des Grauens als abgeschlossene Welt ohne rettende Perspektive.

Der Verzicht auf den Überblick des in jedem Detail viel zu großen Ganzen bringt keine Unübersichtlichkeit hervor, sondern behauptet das individuelle Recht, nicht übersehen zu werden. Und das Recht des Individuums, hinfort über nichts mehr hinwegsehen zu wollen. Es ist die Erfahrung von Menschen, die Auschwitz überlebten, daß nichts mehr sei, wie es zuvor war. Daß dies eine Einsicht ist, wird man gegen die Meinung, es handle sich um eine verständliche Mentalität, verteidigen müssen. Die anthropologischen und ethischen Exkurse in den Beiträgen von „Przegląd Lekarski - Oświęcim" sind Versuche, diese Einsicht auch denen zugänglich zu machen, die solche Erfahrungen nicht machen mußten. Zwar ist es wahr, daß an Auschwitz jede Ethik zuschanden geworden ist; Tatsache ist aber auch, daß sich nicht jede Moralität und Menschlichkeit zerschlagen ließ. Auch davon berichtet „Przegląd Lekarski - Oświęcim".

Die Redaktion der Zeitschrift versucht, jene ihr mitgeteilten Erfahrungen anderen mitzuteilen; es ist nicht selbstverständlich, daß sie sie auch jenen mitteilen will, die die Menschen zwangen, sie zu machen, und deren Erben. Wir sollten dafür danken. Und mit jenem Dank nicht gleichzeitig die Meinung verbinden, es sei mit der einmal vollzogenen Geste Selbstverständlichkeit eingekehrt oder gar einzufordern. Unbefangenheit ist nach viereinhalb Jahren Auschwitz kein Ziel.

Für das Hamburger Institut für Sozialforschung
Jochen August
Götz Aly
Jan Philipp Reemtsma

Ein Vierteljahrhundert „Przegląd Lekarski - Oświęcim“

Das „tausendjährige Dritte Reich“, wie Adolf Hitler es nannte, bestand – von der Machtübernahme am 30. Januar 1933 bis zum 8. Mai 1945 gerechnet, dem Tag, an dem die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet wurde – gerade zwölf Jahre und drei Monate. Aber diese zwölf Jahre haben ausgereicht, um die Welt in ein Meer von Blut und Tränen zu tauchen – mehr als fünfzig Millionen Menschen starben – und um eine kulturelle Katastrophe heraufzubeschwören.

Das polnische Volk verlor während des Krieges 6 028 000 Menschen. Lediglich 644 000 dieser Menschen – ein Zehntel der Gesamtverluste – starben auf den Schlachtfeldern, der größte Teil kam jedoch infolge der Terrormaßnahmen der Besatzungsmacht um – in den Gefängnissen, Konzentrations- und Vernichtungslagern, bei „Ghettoräumungen“ und sogenannten Befriedungsmaßnahmen. Ein Fünftel der Bevölkerung Polens lebte nicht mehr, als das Land befreit war. Im Vergleich dazu starben in der gleichen Zeit in Holland 22, in Frankreich 15, in Belgien 7 von 1 000 Einwohnern. Allein Warschau hat mehr Todesopfer zu beklagen als Großbritannien und die USA zusammengenommen. Von den Häftlingen der Konzentrationslager starben ungefähr 80 Prozent. Als die Konzentrationslager befreit wurden, war damit für die Überlebenden noch nicht das Ende ihrer Leiden gekommen: Ehemalige KZ-Häftlinge sterben im Vergleich mit der übrigen Bevölkerung früher, sie leiden häufiger an Krankheiten, und diese treten dazu noch, wie auch die Krakauer Forschungen zeigen, in besonders schwerer Form auf.

Nach den Kriterien der nationalsozialistischen Nürnberger Rassengesetze mit ihrer Einteilung der Menschen in „arische“ und „nichtarische“ – der Maßstab, den die nationalsozialistischen Besatzer bei ihrer Vernichtungspolitik anlegten und der für uns mörderische Wirklichkeit war – waren ungefähr 2,7 Millionen der sechs Millionen Polen, die das Kriegsende nicht erlebten, polnische Staatsbürger jüdischer Herkunft, darunter sowohl Familien, die orthodoxe chassidische Traditionen bewahrt hatten, wie auch vollständig polonisierte Familien. Mehr als drei Millionen betrugen die Verluste polnischer Christen.

Doch wir unterteilen die polnischen Toten nicht nach den wahnsinnigen Rassengesetzen der Nationalsozialisten, sondern wir beweinen den Tod von 6 028 000 polnischen Bürgern.

Hitlers Pläne gegenüber Polen waren völlig klar: Der Pole sei geradezu zu niedriger Arbeit geboren, dem deutschen Arbeiter müßten dagegen alle Aufstiegsmöglichkeiten gewährt werden. Polnische Herren dürfe es nicht mehr geben, „daher seien alle Vertreter der polnischen Intelligenz umzubringen. Dies klinge hart, aber es sei nun einmal das Lebensgesetz“ (Hitler am 2. Oktober 1940 zu Bormann, Generalgouverneur Frank u.a.).

Die nationalsozialistischen Machthaber gingen sehr bald dazu über, dieses Programm konsequent zu verwirklichen. Schon am 6. November 1939 wurden unter einem Vorwand 183 Professoren und Wissenschaftler der Krakauer Jagiellonen-Universität und der Bergakademie in Krakau verhaftet – die berüchtigte „Sonderaktion Krakau“ – und in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Dachau inhaftiert. Dort starben unter unmenschlichen Bedingungen binnen kurzem 13 hervorragende Gelehrte. Nur ein Teil kehrte zurück, und auch das erst nach heftigen Interventionen aus dem Ausland. In Lwów (Lemberg) wurden in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli 1941, gleich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, 25 Hochschulprofessoren ermordet, denen Interventionen aus dem Ausland schon nicht mehr helfen konnten. Universitäten und Gymnasien wurden geschlossen. All das waren Versuche, die Intelligenz auszurotten. Nach Massenverhaftungen von Polen füllten sich die Gefängnisse und Konzentrationslager; in aller Öffentlichkeit exekutierten die Besatzer Kämpfer der Untergrundbewegung und „Geiseln“ (für einen Deutschen 100 Polen); die Lebensmittelzuteilungen waren genau genommen Hungerrationen – und dabei waren das nur einige der von den Nazibesatzern angewandten Methoden.

Damit sie diese vielen Millionen Menschen leichter und schneller umbringen und die Leichen so schnell wie möglich beseitigen konnten, führten die Nazis immer wirksamere Methoden ein. Die Menschen wurden in Gaskammern mit Giftgas erstickt, die Leichen wurden verbrannt. Ununterbrochen rauchten die Schornsteine der Krematorien von Auschwitz, Treblinka, Majdanek und der anderen Vernichtungslager. Ebenso wurden die Menschen systematisch durch Phenoleinspritzungen ins Herz umgebracht.

Die Naziärzte verübten grausamste Verbrechen, indem sie an Menschen entsetzlichste medizinische Experimente durchführten und dabei die fundamentalsten Grundsätze der ärztlichen Moral und Ethik verletzten. Diese Experimente wurden ohne deren Zustimmung an wehrlosen KZ-Häftlingen durchgeführt. Dabei wurden die Opfer, von denen viele mit dem Leben oder mit Verkrüppelungen bezahlten, auf brutalste Weise gequält und gefoltert. Die Naziärzte, unter ihnen nicht wenige Universitätsprofessoren des „Dritten Reiches“, traten die Grundprinzipien der ärztlichen Ethik mit Füßen. Ärzte beteiligten sich auch an dem sogenannten Euthanasie-Programm, also der Ermor-

dung von psychisch Kranken und an unheilbaren Krankheiten leidenden Menschen, darunter auch behinderte Kinder, mit Giftgas und tödlichen Injektionen.

Trotz des blutigen Terrors gelang es den Nazis jedoch nicht, den sich bald entwickelnden Widerstand der Polen gegen die Besatzer zu brechen. Die ganzen Jahre der Okkupation hindurch arbeitete im Untergrund eine konspirative Widerstandsbewegung, gab es geheimen Unterricht und vielfältige andere Formen des Kampfes und Widerstands, kämpften Polen an allen Fronten des Zweiten Weltkriegs.

Ende der fünfziger Jahre begannen wir in Krakau mit systematischen, auf breiterer Basis durchgeführten Untersuchungen der Auswirkungen von Krieg und KZ-Haft. Seit Januar 1961 veröffentlichen die „Auschwitz-Hefte" des „Przegląd Lekarski", der seit 1862 in Krakau erscheinenden ältesten polnischen Ärztezeitschrift, regelmäßig und systematisch Arbeiten zu diesen Fragen, nachdem die Krakauer Ärztegesellschaft ein Jahr zuvor, 15 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz, zum ersten Mal eine Gedenksitzung aus diesem Anlaß einberufen hatte. Der Beratungssaal war bis zum letzten Platz gefüllt, die Atmosphäre konzentriert und gespannt, der Eindruck erschütternd. Man verstand sofort, wie wertvoll die dort vorgestellten Forschungen und Erinnerungen waren und daß sie für immer festgehalten werden mußten. So erschien dann zum nächsten Jahrestag der Befreiung von Auschwitz das erste Themenheft des „Przegląd Lekarski" mit dem charakteristischen, von symbolisiertem Stacheldraht durchbrochenen Schriftzug „Oświęcim" (Auschwitz).

In Krakau wird seitdem der Jahrestag der Befreiung von Auschwitz alljährlich mit einer feierlichen Sitzung der Krakauer Ärztegesellschaft und einem neuen Auschwitz-Heft des „Przegląd Lekarski" begangen. Als wir Anfang 1961 das erste Heft herausgaben, habe ich in der Einleitung über unsere Ziele geschrieben (und das kann unseren Heften noch immer vorausgeschickt werden):

„Als in den ersten Jahren nach dem Kriege zahlreiche Publikationen über das Lager veröffentlicht wurden, waren wir noch nicht in der Lage, alles genau zu verstehen und zu überlegen. Bald wurden Stimmen laut: ‚Genug der Greuel. Ein Volk und Land, das so geschädigt ist, soll in Ruhe und mit Energie den Wiederaufbau in Angriff nehmen.' Vielleicht war das zu jenem Zeitpunkt richtig. Wenn auch die ganze Menschheit und auch wir völlig ruhig leben und nicht an die Zeiten des Martyriums denken wollen, so dürfen wir doch jene, noch nicht völlig verklungenen Jahre der Not und des Kampfes nicht vergessen. Heute, 15 Jahre später, ist es notwendig, auf diese Erlebnisse zurückzukommen. Es ist notwendig, daß diejenigen, die ein glückliches Schicksal von den Greueln der Vernichtungslager verschont hat, sich aufs Neue vergegenwärtigen, was für ein Vernichtungswerk die Nazis zustande gebracht haben; sie müssen sich vergegenwärtigen, wie die Nazis unter grausigsten Umständen einerseits Millionen von Menschenwesen vernichtet haben, andererseits den Menschen entmenschlichen und seiner Menschenwürde berauben konnten. Dies scheint besonders für die Jugend von Wichtigkeit zu sein, der jene Zeit völlig fremd ist.

Der zweite Grund für die Veröffentlichung der auf der ersten Gedenkveranstaltung 1960 gehaltenen Referate ist der Wunsch, das Andenken an unsere Ärzte, Ärztinnen und anderen Mitglieder des Gesundheitsdienstes, die ihr Leben im KZ-Lager hingaben, nicht im Nebel der Vergessenheit untergehen zu lassen, wie auch das Andenken an die Menschen, die zwar nicht selbst im Lager waren, aber den Häftlingen erfolgreich geholfen haben."

Bisher erschienen 27 Hefte, die umfangreiches Material enthalten: 890 Arbeiten von 427 Autoren, darunter 25 aus dem Ausland. Die Hefte umfassen 6 174 Seiten im Format A-4. Das Wort AUSCHWITZ steht dabei für alle Konzentrationslager und die ganze so umfangreiche Spanne der Themen von Krieg und Okkupation und ihrer Folgen, soweit sie mit medizinischen und verwandten Fragen zusammenhängen.

Daß systematische medizinische Untersuchungen zur Klärung der Spätfolgen von KZ-Haft erst Ende der fünfziger Jahre aufgenommen werden konnten, hängt mit den Bedingungen zusammen, in denen sich unser Land nach der Befreiung wiederfand: es hatte große materielle Verwüstungen gegeben, ein Fünftel der Bevölkerung war tot, von den 13 000 Ärzten vor dem Krieg waren lediglich 5 000 übriggeblieben. Das Land benötigte vor allem Kräfte für den Wiederaufbau. Damals gab es weder Zeit, noch die Kraft, noch Möglichkeiten, diese Untersuchungen zu beginnen.

Das erste Auschwitz-Heft von 1961 umfaßte 62 Seiten. Die folgenden Hefte wurden nach und nach umfangreicher, auch in thematischer Hinsicht. Sie behandelten hauptsächlich 1) medizinisch-psychologisch-soziologische, 2) medizinisch-juristische und philosophisch-ethische sowie 3) dokumentarisch-historische Themen zu Fragen des Gesundheitswesen.

Mit der Zeit haben sich die Hauptziele und -vorhaben der Hefte herausgebildet. Eine erste Themengruppe umfaßt Fragen der Nazi-Okkupation und ihrer Folgen: Die Hefte veröffentlichen zum einen die Ergebnisse medizinischer wissenschaftlicher Untersuchungen ehemaliger Häftlinge in Konzentrationslagern und Gefängnissen, Kriegsgefangener, nach Deutschland deportierter Zwangsarbeiter und Untergrundkämpfer sowie von Nachkommen ehemaliger KZ-Häftlinge, also der „zweiten Generation", und tragen Materialien über die Geschichte unseres Gesundheitswesens zusammen. Darüber hinaus wollen sie humanistische und moralische Werte aus der Zeit der Menschenverachtung und Entmenschlichung zutage fördern. Die Untersuchungen, die bis in die tiefsten Geheimnisse der menschlichen Psyche vordringen, zeigen, daß während der Okkupationszeit selbst unter den schwersten Bedingungen, in den Konzentrationslagern z.B., große Reserven an menschlicher Güte und Opferbereitschaft hervortraten. Die psychiatrisch-psychologischen, philosophisch-ethischen, soziologischen und anderen Arbeiten sind ein wichtiges Zeugnis menschlichen Verhaltens unter außergewöhnlichen Bedingungen und erhalten dadurch ihren überzeitlichen Wert. Mit den Jahren wurden die Arbeiten gründlicher und fundierter, sind – sine ira et studio – auch nicht mehr mit den Emotionen geschrieben, die in jenen Jahren unmittelbar nach dem Krieg verständlicherweise noch stärker waren. Wenn man die Ge-

heimnisse im psychischen Leben des Menschen, sein Verhalten unter außergewöhnlichen Bedingungen aufdeckt, kann man die überzeitlichen Siege, aber auch die Niederlagen des Menschen, seinen Aufstieg, aber auch seinen Fall enthüllen, und dann gewinnen die Entwicklung und der Inhalt dieser Leistung auf dem Hintergrund der Erfahrungen der Jahre von 1939 bis 1945 allgemeingültigen Charakter.

Parallel dazu geht es um eine zweite Frage. Wenn wir die Schrecken des vergangenen Krieges und der Okkupation dokumentieren und die Leiden unseres – aber nicht allein unseres – Volkes ans Licht bringen, suchen wir gleichzeitig einen Weg zur Annäherung, zum gegenseitigen Verständnis zwischen Polen und Deutschen, auf dem moralische und psychologische Barrieren abgebaut werden. Deshalb haben wir auch immer die Entwicklung der Beziehungen zwischen der Volksrepublik Polen und der Bundesrepublik Deutschland aufmerksam verfolgt, in der Einleitung zu jedem Heft über die Probleme, aber auch über das Erreichte geschrieben und über die Reaktion auf unsere Arbeit in der Bundesrepublik Deutschland berichtet. Eine junge Generation fortschrittlicher Medizinprofessoren und Medizinstudenten (auch für die anderen Wissenschaften läßt sich Entsprechendes sagen) in der Bundesrepublik verlangt heute eine moralische Abrechnung für all das Unglück, das durch das Dritte Reich heraufbeschworen wurde. Für uns, die wir das Leben unter der deutschen Besatzung kennenlernen mußten, ist das ungemein hilfreich. Dieser Weg ist, wie könnte es anders sein, weder leicht noch kurz, doch für beide Seiten der einzig rationale und gangbare.

Das Redaktionskollegium besteht aus dem Unterzeichnenden, aus Dr. Stanisław Kłodziński und Mgr. Jan Masłowski. Bis heute nennen wir auf dem Titelblatt noch einen vierten Namen, Professor Dr. Antoni Kępiński, obwohl der bedeutende Krakauer Psychiater und Denker bereits 1972 im Alter von erst 53 Jahren starb. Wir tun dies, weil sein schöpferisches Denken nach wie vor lebendig ist und unsere weiteren Forschungen beeinflußt und inspiriert.

Wir erinnern noch einmal: Weder um sich in Martyrien zu ergehen, noch um an die erlittenen Qualen zu erinnern oder um Rachegefühle wachzuhalten ist es notwendig, sich auf das zurückzubesinnen und das zu studieren, was sich in den Jahren von 1939 bis 1945 ereignet hat, sondern um zu verhindern, daß es sich wiederholt – damit die Ideale der Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenwürde nicht wieder durch Mythen, wie die von der Reinheit des Blutes und der Rasse, ersetzt werden können.

Weiter erinnern wir daran: Wir setzen das deutsche Volk nicht mit dem Nationalsozialismus gleich. Als das „Dritte Reich" am Boden lag, hieß es im Westen anfänglich, man müsse das von der Niederlage erschütterte deutsche Volk erst einmal zur Besinnung kommen lassen. Gleich nach dem Krieg fanden zwar die alliierten Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher statt und gab es die – häufig oberflächlichen und grotesken – sogenannten Entnazifizierungsverfahren, doch bald schon kam die Zeit des Reichwerdens, die Zeit der „prosperity", des „Wirtschaftswunders". Es kam eine Zeit, in der die Wahrheit verdeckt und verschleiert wurde, in der es Geschichtsfälschungen gab und in der die schreckliche Wahrheit vor der nach dem Krieg heranwachsenden Jugend verheimlicht wurde. Die durch äußeren Druck zustande gekommenen Prozesse gegen einige Naziverbrecher zogen sich aufgrund der Verschlingungen des bundesdeutschen Rechts jahrelang hin, wie z.B. der Auschwitz-Prozeß, der erst 1965, also 20 Jahre nach Kriegsende, zum Abschluß gebracht wurde, oder der Prozeß gegen die Verbrecher von Majdanek, in dem das Urteil erst 1983, also fast 40 Jahre nach Kriegsende, rechtskräftig wurde.

Es hat bis 1973 gedauert, bis ich das erste Mal auf Einladung der Janusz-Korczak-Gesellschaft die Bundesrepublik besuchte. Damals konnte ich beobachten, daß allmählich einige Studenten und jüngere Professoren der Medizin immer stärker nach Wahrheit forderten. Ab 1979 begann man, „das Schweigen zu brechen". In der Bundesrepublik erschienen mehr und mehr Publikationen, in denen die schreckliche nationalsozialistische Vergangenheit enthüllt wurde. Es ist zu verstehen, daß die militärische und die politische Niederlage schwer sind, doch noch viel schwerer ist die moralische Niederlage. Die nationalsozialistische Vergangenheit, die vorher in der Bundesrepublik tabu war, wurde immer mehr ins Blickfeld gerückt. Eine junge Generation von Professoren und Studenten, die nicht die Schuld für das trägt, was geschehen ist, sich aber trotzdem verantwortlich fühlt für das, was ihre Väter und Großväter im Namen des deutschen Volkes taten, nahm die schwierige und bittere Aufgabe der moralischen Abrechnung mit der Vergangenheit an. Man hörte auf damit, dieses Thema zu verdrängen, es tief zu verstecken und die Augen davor zu verschließen.

Große Anstöße kamen dabei von Alexander Mitscherlichs Büchern „Medizin ohne Menschlichkeit" und „Die Unfähigkeit zu trauern", die er gemeinsam mit Fred Mielke bzw. Margarethe Mitscherlich-Nielsen verfaßt hat, auch von der Fernsehserie „Holocaust" und der durch sie ausgelösten Diskussion und einer Reihe von Tagungen, vor allem in der Evangelischen Akademie in Bad Boll, auf denen diese für Deutsche brennenden und schmerzlichen Probleme mutig behandelt wurden und in deren Rahmen unsere Redaktion ihre Forschungsergebnisse und ihre Arbeit vorstellen konnte. Den Deutschen, die diese schwierige Aufgabe auf sich genommen haben, sollte möglichst weitgehende Hilfe zuteil werden. So wird vielleicht in der Bundesrepublik das in der Nachkriegszeit entstandene ethische Vakuum gefüllt.

In diesem versöhnlichen Sinn arbeiteten und arbeiten die Auschwitz-Hefte des „Przegląd Lekarski". Aufarbeitung der Vergangenheit, moralische Abrechnung, so schwer und schmerzlich sie sei, ist für die Deutschen die einzige Möglichkeit, ihre Identität wiederzuerlangen. Von Zeit zu Zeit hervortretenden Revanchisten darf nicht erlaubt werden, die allgemeinen friedlichen, nach Verständigung und Freundschaft suchenden Bestrebungen zu verdecken.

Wenn die Redaktion der Auschwitz-Hefte des „Przegląd Lekarski" Jahr für Jahr zusammentritt und über Inhalt und Form des nächsten Heftes nachdenkt, fragen wir uns anfänglich häufig, ob es uns auch weiter gelingen wird, Aufsätze und Materialien zusammenzustellen, die unserer inhaltlichen Konzeption entsprechen. Wir fragen uns, ob unsere Thematik nicht

erschöpft ist und es im Gewirr der ständig neu entstehenden gesellschaftlichen und politischen Probleme auf der Welt, von denen einem schwindlig werden kann, überhaupt noch Sinn hat, ob es angesichts der neuen, sich schnell verändernden und entwickelnden aktuellen Ereignisse – wobei die besondere Situation in unserem Lande nicht außer acht gelassen werden kann – weiterhin richtig und angebracht ist, die Fäden weiterzuspinnen, die Inhalt und Wesen unserer Hefte ausmachen. Und Jahr für Jahr zeigt sich seit nunmehr schon 28 Jahren, daß die Zahl der eingesandten Arbeiten nicht abnimmt, daß die Arbeiten mit dem zeitlichen Abstand tiefgreifender und fundierter werden, mit mehr Ruhe und Gleichgewicht und weniger Emotionen geschrieben werden.

Die Anforderungen der Redaktion an sich selbst und an die Autoren sind gewachsen, und das ist wahrscheinlich gut so. Obwohl seither bereits viel Zeit verflossen ist, kommen auch weiterhin ehemalige KZ-Häftlinge zu Wort, die ihre damaligen Erlebnisse und Erfahrungen authentisch, ohne Übertreibung und zum Teil höchst präzise rekonstruieren. Wir haben gelernt, besonders die Arbeiten zu schätzen, die sich sehr ausführlich auf die Berichte konkret befragter ehemaliger Häftlinge stützen. Diese Äußerungen, die gewiß nicht für Ruhm und Auszeichnungen geschrieben wurden, sind schon für sich genommen unermeßlich wertvoll und ermöglichen nicht an eine bestimmte, vergängliche Zeit gebundene verallgemeinernde und gezielte Überlegungen.

Die Jahre von 1939 bis 1945 und ihre Vorgeschichte, diese klassische Zeit der Menschenverachtung, die Vielzahl der Fakten und Folgen haben für die neueste Geschichte Polens besondere Bedeutung, zählen gleichsam doppelt. Uns geht es vor allem darum, zu zeigen, daß in jenen unmenschlichen Zeiten, die durch das ungeheure Ausmaß der Leiden und der Opfer keinesfalls vergessen werden können, allgemeingültige Werte und Lehren für die Zukunft gewonnen wurden oder gewonnen werden konnten. Die gewaltige Todesfabrik KL Auschwitz-Birkenau und die anderen Konzentrationslager und Gefängnisse der Nazis, die Hinrichtungsstätten, die Situation eines unterjochten, diskriminierten, beispielloser Ausrottung ausgesetzten Volkes, all das zeigt – wie in einem ungeheuren Labor – eine unmenschliche Welt und fordert Lehren, veranlaßt zu geradezu ermutigenden Schlußfolgerungen.

Wichtig ist vor allem, aus jenem Pandämonium Werte zu bergen, wie Menschlichkeit, positive Empfindungen, moralische Gefühle und humanistische Einstellungen, die allem zum Trotz nicht verlorengingen und konkrete Ereignisse und Personen, die ein Vorbild an Humanität waren, vor dem Vergessen zu bewahren und die Erfahrungen festzuhalten, die niemals in Vergessenheit geraten dürfen. Ebenfalls bemühen wir uns, an die „guten Deutschen" zu erinnern, von denen es nicht wenige gab und die in schwierigen, ja sogar gefährlichen Situationen ihre menschliche Würde und Menschlichkeit zu bewahren verstanden.

Wir sind heute frei von falscher Rücksichtnahme auch uns selbst gegenüber. Wir bemühen uns, unserer Verantwortung für das geschriebene Wort immer bewußt zu sein, und versuchen, die Tatsachen wahrheitsgemäß wiederzugeben. Unsere Hefte zeichnen sich durch das Bestreben aus, die Orte bitterer Wahrheit authentisch zu beschreiben und nicht ausgeschmückt wiederzugeben. Neben herausragenden, vortrefflichen Beispielen, wirklichen „Siegen des Menschen", gab es auch Erniedrigung, Verfall, Verlust der Menschenwürde und des Menschseins. Faktentreue und Treue zur historischen Wahrheit – es ist nicht leicht, sich immer konsequent daran zu halten – ist die wichtigste Devise, nach der sich unsere Redaktion richtet. Die Zeit einer verzerrten Sicht auf den vergangenen Krieg und begrifflicher Entstellungen ist vorbei.

Wir konnten so viele Arbeiten veröffentlichen, weil wir alle wertvollen Arbeiten angenommen haben, unabhängig davon, ob ihre Verfasser wissenschaftliche Grade oder Titel haben. Ganz besonders achten wir Berichte von Zeugen und Teilnehmern der beschriebenen Ereignisse und schätzen eine individuelle Herangehensweise der ehemaligen Häftlinge an diese Problematik, ihre spezifische Sicht. Deshalb haben wir viele Arbeiten ehemaliger Häftlinge publiziert und dabei ihren Stil und ihre individuelle Herangehensweise an das Thema respektiert.

In Polen haben die in den Auschwitz-Heften veröffentlichten medizinischen Untersuchungen, die Aufsätze über das Gesundheitswesen, die Arbeiten zu Fragen von Ethik und Moral wohl bereits ihren festen Platz erworben. Es dauerte aber geraume Zeit, bis die Zeitschrift auch außerhalb Polens Verbreitung fand, die Sprachbarriere steht im Wege, und es ist bedauerlicherweise nicht leicht, die Ergebnisse ausschließlich in polnisch veröffentlichter Arbeiten außerhalb Polens bekanntzumachen. Lediglich das erste Heft erschien 1962 auch in Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch. 1968 und 1970 hat das Internationale Auschwitz-Komitee einen hektographierten Manuskriptdruck ausgewählter Arbeiten aus den ersten acht Heften in Deutsch, Englisch und Französisch herausgegeben, der jedoch nur sehr begrenzt verbreitet wurde und praktisch nicht zugänglich ist. Wenn wir die geringe Resonanz auf unsere Arbeiten in der ausländischen Literatur auch bedauerten, fand die Zeitschrift doch ihren Weg ins Ausland, und 1982 konnte unser erstes Heft in der japanischen Übersetzung des Chirurgen Dr. Mitsuo Kaneda aus Tokio erscheinen.

Wir denken, daß die in den Auschwitz-Heften des Przegląd Lekarski und jetzt in dieser Anthologie veröffentlichten Arbeiten und Erinnerungen eine ewige Warnung sein werden. Die vorliegende Auswahl für deutsche Leser kann vielleicht zur Erweiterung der weiteren Zusammenarbeit von Polen und Deutschen beitragen. Daß diese Edition jetzt in der Bundesrepublik vorbereitet wurde und erscheinen kann, zeigt, daß in dieser Richtung weitere Fortschritte möglich sind.

Für die Redaktion des Przegląd Lekarski - Oświęcim
Prof. Dr. Józef Bogusz

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski

Das Überleben im Lager aus der Sicht ehemaliger Häftlinge von Auschwitz-Birkenau*

Einleitung

„Wie kam es, daß ich das Lager überlebt habe?" – eine Frage, die vielen ehemaligen Häftlingen keine Ruhe läßt, die sie seit ihrer Befreiung unaufhörlich beschäftigt und bedrückt. Das bezeugen zahlreiche ihrer Äußerungen, ihr Verhalten und ihre spezifischen Reaktionen. Diese Frage wird den ehemaligen Häftlingen auch von jenen gestellt, die sich näher mit der Problematik der Nazi-Konzentrationslager beschäftigt haben. Sie ist so anders als alle Fragen des normalen Lebens. Sie zählt gewiß zu den wichtigsten Problemen, ist sehr schwer, ja beinahe gar nicht zu beantworten.

Das hat viele Gründe. Das Konzentrationslager Auschwitz war nach dem konsequent realisierten Plan seiner Schöpfer ein Ort, an dem die Häftlinge vernichtet werden sollten. Zudem ist bekannt, daß die Arbeits- und Lebensbedingungen im Lager in der Absicht der SS und nach späteren Feststellungen von Juristen, Ärzten und Psychologen dem durchschnittlich kräftigen und gesunden Menschen gestatteten, einige Wochen, höchstens einige Monate dort zu überleben, aber dies nur unter der Voraussetzung, daß er in dieser Zeit keinem SS-Mann oder Funktionshäftling unangenehm auffiel, die nur auf einen Vorwand warteten, zu schlagen, zu quälen, Mord und Tod zu mehren, daß er außerdem nicht zum Tode verurteilt wurde und keinem Unfall und keiner Krankheit zum Opfer fiel. Trotzdem überlebte ein Teil der Häftlinge – ungefähr 10-20 Prozent – das unmenschliche Dasein im Lager, kam – wenn auch körperlich und seelisch verkrüppelt – in Freiheit und kann Zeugnis ablegen von der Zeit der Verachtung, Erniedrigung und des Völkermordes. Daher gibt allein schon das physische und medizinische Phänomen dieses Überlebens allerhand zu denken.

Zweitens ist bekannt, welche Rolle der Zufall im Lager spielte. Das manchmal albtraumhafte Spiel von Glück und Pech war dort eine – im wahrsten Sinne des Wortes – alltägliche Angelegenheit. Um eine Antwort auf diese Grundfrage zu finden, müssen die ehemaligen Häftlinge fast jeden Tag im Lager vor dem Hintergrund ihrer Biographie, ihrer persönlichen Eigenschaften, ihres Charakters usw. analysieren, um dann meist zu dem Schluß zu kommen, daß nur eine ganz unwahrscheinliche und ungewöhnliche Serie von Zufällen ihnen das Überleben ermöglicht hat. Von da aus ist es nur ein Schritt zu der scheinbar zutreffenden Ansicht, daß dies der Vorsehung, dem Schicksal, der Ananke zu verdanken sei. Natürlich bleibt auch diese Schlußfolgerung unbefriedigend; man steht wieder ganz wie zu Anfang da.

Man kann auch von einem wichtigen psychologisch-gesellschaftlichen Aspekt dieses Problems sprechen, der die ehemaligen Häftlinge beunruhigt. Bekanntlich haben viele Häftlinge, besonders Funktionshäftlinge, ihr Leben auf Kosten anderer gerettet. Das System der Nazi-Lager begünstigte dieses beklagenswerte Verhalten nicht nur, es regte sogar dazu an. Das ungewöhnlich komplexe und kontroverse Problem der Funktionshäftlinge*, die – objektiv gesehen – eine größere Überlebenschance hatten, kommt auch in dem primitiven und vereinfachenden Verdacht zum Ausdruck, ehemalige Häftlinge hätten sich durch den Lebenskampf im Lager zu niederträchtigem, menschenunwürdigem Verhalten zwingen lassen. Für diese ehemaligen Häftlinge ist es schon unangenehm, wenn sie von jungen Leuten oder Menschen, die nichts von den Verhältnissen im Lager wissen, auf ungeschickte Weise nach dem Grund ihres Überlebens gefragt werden. Die ehemaligen Häftlinge spüren in solchen Fragen immer den heimlichen Verdacht und die unausgesprochene Anschuldigung, sie hätten sich das Überleben im Lager durch verbrecherisches Verhalten erleichtert oder ermöglicht. So ist es auch der Wunsch, sich ein für allemal von diesem Verdacht zu befreien, sich vor sich selbst und den anderen geschickt und überzeugend dafür zu „rechtfertigen", daß man überlebt hat, der zu intensivem Nachdenken über das im Titel angedeutete Thema anregt.

Man sollte meinen, daß sich zwischen dem Überleben der Lagerhaft und den Gründen, die nach Ansicht ehemaliger Häftlinge dafür ausschlaggebend waren, keine Kausalverbindungen ermitteln lassen, daß es nicht möglich ist, im nachhinein genau zu sagen, wie der Häftling vorgehen mußte, um sein Leben im Vernichtungslager ohne Verlust der Menschenwürde zu retten; und noch unwahrscheinlicher muß es scheinen, das Modell eines Menschen zu konstruieren, der dank seiner persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten mehr Chancen als andere gehabt hätte, der Todesmaschinerie der Nazis standzuhalten. Denn unter den Verhältnissen des Lagers konnte ja wirklich gar nichts das Leben des Häftlings garantieren: weder eine Funktion, noch eine Arbeit, die das Überleben erleichterte, noch körperliche und seelische Abhärtung, ja nicht einmal die Tatsache, daß man sich den SS-Männern andiente und sie bei der Realisierung ihrer verbrecherischen Ziele unterstützte.

Das Bemühen, eine objektive Antwort auf diese für die ehemaligen Häftlinge grundlegende Frage zu formulieren, und

* Przetrwanie obozu w ocenie byłych więźniów Oświęcimia-Brzezinki (1977, H. 1, S. 77-108; leicht gekürzt). Übersetzung: Olaf Kühl.

* Vgl. Bd. 1, S. 231–239.

der Versuch, die Überzeugungen und Beobachtungen ehemaliger Häftlinge nach vorangehender kritischer Analyse zu verallgemeinern, bleiben jedoch nicht ganz fruchtlos. Wer über das Leben im Lager forscht, sollte sich dafür interessieren, denn auf diesem Wege erhält man neue Informationen über das Verhalten der Häftlinge im Lager, über die Anpassungsmöglichkeiten des Menschen an extrem harte Bedingungen und über wichtige psychologische Aspekte des Verhaltens im Lager. Außerdem besitzen die zugrundeliegenden Texte – wenn es sich nicht um literarische oder belletristisch gefaßte Erinnerungen handelt, sondern um Aussagen und Erklärungen ehemaliger Häftlinge, die sich gegenseitig bestätigen – den Wert authentischer Dokumente über die Naziverbrechen. Nicht ohne Belang ist auch die gesellschaftliche Bedeutung einer solchen Analyse; sie kann vielleicht in gewissem Maße unnötige menschliche Zwietracht verhindern und dem Argwohn gegenüber ehemaligen Häftlingen entgegenwirken.

Um glaubwürdiges und einheitliches Material zu diesem Thema zu erhalten, hat sich unsere Arbeitsgruppe – angeregt von dem ehemaligen Häftling Jadwiga Apostoł-Staniszewska – im Frühjahr 1974 mit folgendem Aufruf an 501 ehemalige Häftlinge (366 Männer und 135 Frauen) gewandt:

„Die Redaktion der Auschwitz-Hefte des ‚Przegląd Lekarski' sammelt Material zur Erhellung aller Umstände, die das Überleben im Konzentrationslager ermöglichten.

Wir bitten Sie höflich, alle wesentlichen Momente aufzuführen und zu beschreiben, die nach Ihrer Meinung für das Leben im Lager entscheidend waren. Das können z.B. eine gute körperliche Kondition, psychische Widerstandskraft, das, was man ‚kaltes Blut' nennt, gewesen sein, leichte Anpassung an die Lagerbedingungen, glückliche Umstände, Zufälle, besondere Fähigkeiten, (künstlerische, berufliche, Fremdsprachenkenntnisse, besonders des Deutschen), intensivere Hilfe von den Mithäftlingen z.B. aufgrund der Position, die jemand vor dem Kriege innehatte, oder auch seltene Begabungen (z.B. Wahrsagen, Taschenspielerei, Redegewandtheit, künstlerisches Talent) und zufällige Nützlichkeit. Eine wichtige Rolle beim Überleben im Lager mochte auch gespielt haben: besondere Fähigkeit zum ‚Organisieren', ungewöhnliche psychische Abwehrfähigkeit, die Entwicklung einer psychischen, religiösen, ideologischen u.ä. Haltung, die das Überleben erleichterte, die Fähigkeit, aktiv am kulturellen Leben teilzunehmen, eine eingeübt konsequente Verhaltensweise, Schläue, Dreistigkeit, Mut u.ä.
Bitte teilen Sie uns Ihre Lagernummer mit.
Mit herzlichem Händedruck,
für die Redaktion des ‚Przegląd Lekarski-Oświęcim'
Dr. Stanisław Kłodziński."

Diese Korrespondenz erbrachte im Winter 1974/75 ziemlich reichhaltiges und erschöpfendes Material von Personen aus unterschiedlichen Berufen und Altersgruppen; die Enquete war hauptsächlich an Männer und Frauen geschickt worden, die ungefähr drei Jahre in Gefängnissen und Lagern inhaftiert waren. Viele Einsendungen umfaßten sogar mehr als zehn Seiten oder waren gar mehrere dutzend Seiten lang. Es gingen 160 Antworten ein (von 119 Männern und 41 Frauen), darunter 20 sehr ausführliche.

Die Adressaten des Aufrufs waren in unterschiedlichem Alter und repräsentierten verschiedene Berufe und Bildungsniveaus. Sechs Befragte waren über 80 Jahre alt. Repräsentativ ist auch die soziale Zusammensetzung: Von den Antwortenden gehörten 111 ehemalige Häftlinge zum akademischen Milieu (88 Männer, 23 Frauen), 32 waren Arbeiter (26 Männer, 6 Frauen), 7 Landwirte und 11 Hausfrauen. Bei den Akademikern handelte es sich vorwiegend um Ingenieure, Lehrer, Ärzte, Priester, meistens schon Rentner und Pensionäre. Ungefähr 63% waren im Alter von 16 bis 30 Jahren festgenommen worden, 32% im Alter von 31 bis 40 Jahren, 5% im Alter von 41 bis 50 Jahren. Der Personenkreis, der nicht auf die Umfrage antwortete, wies eine ähnliche Berufs- und Altersstruktur auf.

Charakteristik der Berichte und Einstellung der Befragten zum Thema

Alle, die auf die Umfrage geantwortet haben, halten es für sehr wichtig und gesellschaftlich bedeutsam, daß das Problem der Umstände des Überlebens im Lager bearbeitet wird. Diese Einstellung ist unterschiedlich motiviert. Viele äußern den unbegründeten Einwand, daß ihr Überleben gegenüber den Ermordeten unziemlich sei, eine Art Verrat, ein unberechtigtes Privileg angesichts des Schicksals der verfolgten Menschengruppe, zu der sie gehörten. Ihnen liegt an der gleichsam wissenschaftlich gestützten Feststellung, daß ihr Überleben dem Andenken der Kameraden, die ähnliche Situationen nicht überlebten, keinen Abbruch tut. Eine Untersuchung, die bestimmte Überlebenschancen definiert und die Geschichte der Häftlinge, die das Lager lebend verließen, verallgemeinert, vermag auch das ungerechte Stereotyp zu korrigieren, nach dem ehemalige Häftlinge unbewußt als Menschen behandelt werden, die sich auf Kosten anderer gerettet haben. Am besten läßt man die hier Betroffenen selbst sprechen und zitiert wenigstens einige der zahlreichen Äußerungen; dabei wird man auch auf schockierende oder strittige Formulierungen treffen:

»Ich weiß nicht, ob meine Äußerungen einen bescheidenen Beitrag zum Thema liefern können. Daß man darüber sprechen muß, halte ich für notwendig, schon allein deshalb, weil ich bei Gesprächen über Erlebnisse aus dem Lager oft beobachte, daß viele Menschen – auch wenn sie das nie laut sagen – der Ansicht sind, daß die Überlebenden in gewisser Weise die Toten verraten haben.« (Aloizy Fros)

»Weshalb ich das Lager überlebt habe? Eine sehr wichtige, höchst aktuelle Frage, die ausführlich erörtert werden sollte. Viel ist zu diesem Thema gesagt und geschrieben, noch mehr blieb unausgesprochen oder wurde in Form von Anspielungen oder leisen, zweideutigen Behauptungen geäußert. Ich persönlich hatte jahrelang einen Vorgesetzten, der alles tat, um mir das Leben schwer zu machen. Er hielt alle, die das Lager überlebt

hatten, für Kapos oder Menschen, die ihr Überleben ausschließlich ihrer Brutalität und Heimtücke verdankten. Zu diesen Menschen zählte er auch mich.« (Alfred Skrabania)

»Bei einer Feier auf dem Gelände des Lagers Auschwitz hängte sich so ein Zeitungsschreiber an mich und ‚begann' mit folgenden Worten: ‚Ich sehe, Sie fühlen sich hier wie zu Hause, Sie waren wohl Häftling hier?' – ‚Ja, das stimmt.' – ‚Nun, dann sagen Sie mir doch, wie Sie es geschafft haben, daß Sie noch leben? Sie haben die anderen sicher ordentlich schikaniert und zu Tode gebracht, um am Leben zu bleiben?' Ich antwortete ihm: ‚Sehen Sie, das ist so: das Lager haben ungefähr zehn Prozent der hier gefangenen Menschen überlebt, der Zufall wollte es, daß ich zu diesen gehöre. Ja, aber will man im einzelnen und genau sagen, warum, dann muß man all die Umstände aufzählen, die dazu beitrugen, daß ich noch lebe, während doch fast 90 Prozent dafür sprechen, daß ich eigentlich nicht mehr leben sollte. Ich weiß genau, daß meine Häftlingskarte das Zeichen ‚*Ru*' trug (‚*Rückkehr unerwünscht*'), nach dem Willen der ‚Machthaber' hätte ich also das Lager auf keinen Fall lebend verlassen sollen.«
(Mgr. Ing. Artur Krzetuski)

»Das ist ein sehr kompliziertes Thema. Wie so vieles, hat auch diese Frage zahlreiche Aspekte und besitzt ihre ganz eigene Geschichte. Nach der Befreiung aus dem Lager hörte man oft: ‚Du hast bestimmt Menschen umgebracht, daß du noch lebst'. Heute dagegen trifft man, besonders bei den Schlesiern, die Ansicht, daß ‚in den Lagern nur Kriminelle saßen, die Hitler zu Recht eingesperrt hat'. Die Gleichsetzung aller Mitglieder des ZBoWiD ermöglichte es verschiedenen Leuten, sich mit denen auf eine Ebene zu stellen, die jahrelange KZ-Haft überlebt hatten. Dies nimmt den Erlebnissen der ehemaligen KZ-Häftlinge im allgemeinen Empfinden an Bedeutung und erschwert es, diese Menschen zu verstehen.«
(Nikodem Pieszczoch)

Der im letzten Zitat geäußerte Standpunkt, der das Besondere der ehemaligen Häftlinge betont, hängt sehr häufig mit der Überzeugung zusammen, daß Menschen, die nie im Lager waren, sogar solche, die erst im letzten Jahr und unter besseren Bedingungen ins Lager kamen, viele Erscheinungen des Lebens dort nicht begreifen können. Aus dieser Einstellung erwächst dann so etwas wie ein paradoxer Missionseifer; diese Menschen verstehen ihre Teilnahme an der Umfrage als Verpflichtung gegenüber der Geschichte und der Gesellschaft, der man helfen muß, die Wahrheit über das Lager zu verstehen. Sogar Menschen, die nie zur Feder gegriffen hatten, veranlaßte diese Einstellung, ihre Lagererlebnisse zu beschreiben. Dabei wurde oft die eigene Biographie ausführlich vorgestellt. Rührend ist das Bemühen ehemaliger Häftlinge, im Rahmen ihrer Möglichkeiten Wahrheiten auszusprechen, die sie für heikler und intimer halten, als sie eigentlich sind. Und wieder – wie auch weiterhin in diesem Aufsatz – wird es am besten sein, diese Dinge durch einige wenige Ausschnitte zu illustrieren, die aus zahlreichen ähnlichen Äußerungen ausgewählt wurden.

»Über die Frage, wie man im Konzentrationslager überleben konnte, habe ich oft nachgedacht, weil mir selbst diese Überlegungen keine Ruhe ließen. Deswegen greife ich das Thema gerne auf, obwohl meine eigenen Beobachtungen gewiß nicht mit denjenigen der Kollegen übereinstimmen und gewiß subjektiv und strittig sind; trotzdem liefern sie vielleicht ein Steinchen zu dem Ganzen, auch wenn ich kein Schriftsteller bin und Menschen meines Berufes meist schlecht schreiben.«
(Ing. Czesław Łyjak)

»Wie kann jemand, der nicht im Lager war, begreifen, daß es nicht möglich war, einem Menschen, der neben dir hinfiel, die Hand zu reichen; wie kann man die Tatsache preisen, daß man den liebsten Menschen verlor, dem es durch dieses Schicksal erspart blieb, all das zu erleben, was ich erleben mußte, um zu überleben. Und viele, viele solcher Empfindungen, die vom Standpunkt der psychologischen Dialektik der normalen Welt der Lebenden paradox erscheinen müssen.«
(Pelagia Lewińska-Tepicht).

»Seit ich das Tor des Konzentrationslagers hinter mir gelassen habe, habe ich mir oft die Frage gestellt, woran es lag, daß ausgerechnet ich zu den wenigen gehörte, die diese fürchterliche Hölle überlebt haben. Dieselbe Frage ist mir in mehr oder weniger taktvoller Weise von Menschen gestellt worden, die nicht im Lager waren, und besonders von Familienangehörigen umgekommener Häftlinge. Ich gebe zu, das ist eine schwere Frage. Es ist jedoch Zeit, darüber nachzudenken, denn ich weiß, daß ich nicht mehr lange zu leben habe (. . .). Um diese Frage zu beantworten, muß ich zurückdenken, in die Zeit meiner Kindheit und Jugendjahre.«
(Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Das Thema ‚Warum habe ich das Lager überlebt' ist so faszinierend, daß ich sehr gerne daran gehe. Um die Frage zu beantworten, muß man ja tatsächlich die Seele des Häftlings der Nazi-Konzentrationslager vivisezieren, eines Menschen, der von vornherein zum Tode verurteilt war, wie es auch Aumeier und andere Lagerführer in ihren Reden sagten: Mit ein bißchen Glück kann man allenfalls drei Monate überleben.«
(Bronisław Kaczmarski)

»Wenn ich antworten würde, daß ich überlebt habe, weil ich Glück hatte, müßte ich zugleich fragen, warum Tausende, die es verdient hätten, nicht überlebt haben. Ob da bestimmte Begabungen eine Wirkung zeigten? Ja, aber andere, die fähiger und wertvoller waren... Zum Teil vielleicht die deutsche Sprache, vielleicht eine Dosis Schläue... Jede derartige Frage kann unsinnig, aber auch berechtigt sein (. . .). Und doch sagte mir irgendein Instinkt, daß ich überleben werde. Sagte es hartnäckig, beständig, und die Kameraden gaben mir recht – aber warum? Manche Menschen, wohl die Mehrheit der Gläubigen, suchen die Antwort auf diese Fragen: wie hat er überlebt, wie ist er genesen, befreit worden usw.? dort oben, bei der Vorsehung. Nun ja, er hat ständig inbrünstig gebetet und ist erhört worden. Andere haben noch inniger gebetet und sind

nicht erhört worden. Dafür gibt es Redensarten: Wille des Schöpfers, unerfindliches Schicksal, nicht in der Entscheidung des Menschen. Und dann ist man wieder mit seinem Latein am Ende. Man weiß nichts. Ja, es gibt Gesetze der Wahrscheinlichkeit, nach denen die Natur operiert, aber der Mensch – dieser Egoist – meint oft, alles Gute wäre nur für ihn allein. Eitle Verblendung!« (Mieczysław Kościelniak)

»Um diese schwierige Frage zu beantworten, mußte ich mir alle Stationen meines Lebens in Erinnerung rufen. Und ich kam zu dem Schluß, daß ich durch meine spartanische Erziehung und meine Gewöhnung an selbständige Entscheidungen viele wertvolle Erfahrungen gemacht habe, die mir bis heute nützlich sind.« (Zofia Kupiec)

Die ehemaligen Häftlinge waren bemüht, sachlich und umfassend zu antworten, was den meisten von ihnen keineswegs leicht fiel. Sie konnten sich bei ihrer Mitteilung hauptsächlich auf die Analyse persönlicher Erlebnisse stützen und zogen Schlüsse aus ihrer eigenen Lagererfahrung. Daher haben diese Berichte einen intimen Charakter. Sie geraten zu vertraulichen Mitteilungen. Vom emotionalen Engagement der Einsender zeugen wohl auch kritische Bemerkungen zur Arbeitsformulierung des Themas („Warum ich das Lager überlebt habe"), das für manche wie ein Vorwurf klingt, sowie Ratschläge an die Autoren usw. Das emotionale Klima der gesamten Umfrage läßt sich am besten mit einigen Zitaten darstellen:

»Ich habe bei der Antwort auf diese Frage, die ich mir übrigens selbst schon häufig gestellt habe, lange darüber nachgedacht, wie ich sie wahrheitsgetreu und gut begründet formulieren sollte – wie sollte ich mir etwa erklären, daß viele meiner Kameraden, die kräftiger und sportlich trainiert waren, das Lager nicht überlebt haben?« (Tadeusz Kahl)

»Die im Titel der Enquete formulierte Frage geht tatsächlich tief in die intimen Bereiche unseres Wesens, unserer Menschennatur, wenn man sie wirklich aufrichtig beantworten will. Es ist ja so leicht, diese Frage leichthin abzutun, wobei man auch bei der Schilderung vieler farbiger, sensationeller Anekdoten durchaus oberflächlich bleiben kann. Aber es geht ja nicht um ein schön-sentimentales doch unwahrhaftiges Bild, sondern darum, wirklich die Wahrheit über die eigene Persönlichkeit zu sagen, darüber, was im Menschen manchmal sehr tief verborgen ist, was ihn so und nicht anders handeln läßt, also über seine Motive in verschiedenen Lebenslagen.« (Feliks Mytyk)

»Da ich nun auf die Frage ‚Warum habe ich das Lager überlebt?' antworten soll, bin ich etwas befangen bei diesem Thema. Warum bin ich und nicht die oder der andere in Freiheit gelangt? Warum war das Schicksal den einen wohlgesonnen, den anderen so furchtbar mißgünstig? Warum trafen manche, in die Netze des Lagers geworfen, auf die großen Löcher und fielen für immer aus diesem Leben? Weshalb war es den einen möglich, jahrelang zu überdauern, während andere starben?« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Weshalb ich das Lager überlebt habe? Ein wenig ungeschickt formuliert diese Frage, sie klingt fast wie ein Vorwurf, daß ich nicht im Lager verreckt bin, so könnte einer von den ehemaligen SS-Männern fragen. Na ja, sei's drum, ich werde zu zeigen versuchen, was dazu beigetragen hat, daß ich das Lager überlebte.« (Jerzy Jaroch)

»Das ist die schwerste Frage, die wir uns stellen können. Eine Frage, die jeder von uns mehr als einmal im Leben gehört hat. Eine Frage, die sich uns in dieser Form aufdrängte: Weshalb die anderen, weshalb sie, weshalb hat dieser oder jener nicht überlebt? Eine von jenen Fragen, auf die man keine vernünftige Antwort findet, denn das Überleben hing doch vom Zufall ab. Man starb vor Hunger; aber auch die gut Ernährten starben, von Schlägen, Krankheiten, durch Zufall. So wie bei einer Epidemie der eine umkommt, der andere überlebt, ein dritter überhaupt nicht erkrankt. Schicksal, Ananke, Vorsehung... Der Vergleich ist vielleicht nicht ganz glücklich, denn Hunger und Entkräftung lassen sich schwerlich durch die geistige Einstellung überwinden, davon bekommt man ja keine Kalorien. Eines ist sicher: Es gab dafür kein besonderes Rezept, es war Zufall, ein Los in der Lotterie, das alles war eine große Lotterie.« (Dr. Kazimierz Hałgas)

»Die Formulierung des Umfragethemas enthält nach meinen Empfindungen einen gewissen pejorativen Akzent (so wie ein Vorwurf) in der Beurteilung der Tatsache, deshalb benutze ich lieber die Formulierung: ‚Was hat dazu beigetragen, daß ich das Lager überleben konnte'.« (Zofia Przanowska)

»Um auch nur annähernd zutreffende Schlußfolgerungen darüber zu ziehen, warum die einen das Lager überlebt haben und andere nicht, braucht man, glaube ich, tausende von Biographien noch Lebender und wirklichkeitsgetreue Schilderungen des Lebens von gestorbenen Mithäftlingen.«
(Oberstleutnant Jerzy Muchowicz)

Obwohl die ehemaligen Häftlinge häufig ihre feste Überzeugung betonen, daß das Problem, wie man das Lager überleben konnte, einer wissenschaftlichen Bearbeitung bedarf, und obwohl sie gern bereit sind, diese Aufgabe durch Erklärungsversuche anhand eigener Erfahrung zu erleichtern, sind sie doch auch oft skeptisch, was die Erfolgschancen eines solchen Unternehmens angeht. Die meisten betonen hier auf überzeugende Weise die Rolle des Zufalls, die Unmöglichkeit, die zahlreichen und entscheidenden Einzelheiten wieder in Erinnerung zu rufen, die Irrationalität der Ereignisse, die Kluft zwischen Absichten und Erfolg bei dem Versuch, das eigene Leben zu retten. Skeptisch macht viele ehemalige Häftlinge auch die von ihnen betonte Tatsache, daß das Überleben einzelner Häftlinge von sehr vielen verschiedenartigen Ursachen abhängig war und daß man nur schwer eine von ihnen als die entscheidende ansehen kann. Es wäre demnach ein künstliches und aussichtsloses Unterfangen, diesen komplexen Phänomenen mit Hilfe der Statistik beikommen zu wollen; man muß sich also mit einer systematisierten beschreibenden Analyse begnügen.

Es fällt tatsächlich schwer, einfach einige ausgewählte, entscheidende und allgemeine Gründe zu nennen, die – vom blinden Zufall abgesehen – das Überleben im Lager ermöglichten. In dieser Hinsicht sind sich die befragten ehemaligen Häftlinge ungewöhnlich einig, sowohl in verallgemeinernden Feststellungen, als auch bei Beschreibungen konkreter Situationen.

»Die Formulierung des Titels betrachte ich als Kennwort. Im allgemeinen läßt sich kein kausaler Zusammenhang zwischen dem Überleben im Lager und den angeführten Faktoren herstellen; man kann allenfalls eine Ursache, genauer gesagt, mehrere Faktoren vermuten, die womöglich das Überleben erleichterten. In dieser Hinsicht gibt es viele Faktoren, eine Gruppe oder vielmehr Reihe von ihnen, denn die Häftlinge wurden im Lager von einem Block in den anderen verlegt, es wechselten die Kommandos, die Umgebung, die ‚Oberen', es wechselte manchmal sogar das Lager. Auch die allgemeinen Verhältnisse im Lager blieben nicht konstant.«
(Mgr. Kazimiera Bentlewska)

»Das Thema der Umfrage ‚Warum ich das Lager überlebt habe' wird nicht leicht durch die eindeutige Ermittlung definierter Gesetzmäßigkeiten zu erschöpfen sein. Daß jemand das Lager überlebte, war die Ausnahme. Hier wirkte also ein ‚Gesetz der kleinen Zahlen'. Ich glaube nicht, daß sich ein allgemeines ‚Rezept' für das Überleben im Lager formulieren läßt. Man kann wohl nur einige Faktoren registrieren, die das Überleben wahrscheinlicher machten, ohne es garantieren zu können. In viel größerem Maße als in der normalen Welt war letztendlich der Zufall entscheidend.« (Dr. Adolf Gawalewicz)

»Was hieß es schon, wenn jemand von uns dank der Hilfe und Solidarität von Kameraden oder auf andere lagerübliche Weise eine erträgliche, gute Arbeit unter Dach und Fach bekam, sogar in seinem Beruf, und er sich dadurch zusätzliche Nahrungsmittel und warme Kleidung organisieren konnte, um sein Leben zu verlängern und auszuharren; sehr oft half das alles schließlich gar nichts.« (Zygfryd Rębilas)

»Die Analyse der Überlebensmöglichkeiten im Konzentrationslager, die ich, gestützt auf eigene Beobachtungen, durchgeführt habe, schließt das Thema nicht ab. Ich bin mir klar, daß zu meinem Überleben gewiß sehr viele ungreifbare oder vergessene Faktoren beigetragen haben (. . .). Nicht immer – das weiß ich aus eigener Beobachtung – genügten gute körperliche und seelische Bedingungen, die ich hier besonders betont habe. So wie jede Stunde im Lager völlig unerwartete Ereignisse brachte, so konnten jede Handlung, jeder Schritt, jede Entscheidung des Häftlings sowohl gute wie katastrophale Folgen haben. Was half es z.B., daß man körperlich gut in Form und seelisch stabil war, wenn man von einem Haufen ‚Nummern', die von SS-Männern in die Baracke getrieben wurden, totgetrampelt wurde, oder wenn man am Eingangstor wegen einer schlecht zugeknöpften Jacke zu Tode geprügelt wurde? Das Lager verlangte von uns ein improvisierendes Vorgehen, das mehr auf Gefühl und Intuition beruhte als auf vernunftmäßigen Prämissen. Es verlangte darüber hinaus ständige Wachsamkeit, damit man sich möglichst durch nichts überraschen ließ. Es verlangte zudem ethisches Niveau, damit man bei allen Versuchen, uns zu Tieren zu machen, nicht das verlor, was da heißt: Menschsein. Sonst muß man der Kugel des SS-Mannes, den Krankheiten, die uns schrecklich dezimierten, allem, was gegen uns wirkte, noch eines hinzufügen – die Selbstvernichtung.«
(Jadwiga Apostol-Staniszewska)

»Bei der ununterbrochenen Lebensgefahr im Lager spielten Zufälle, die sich der Logik zielgerichteten Handelns entzogen, eine große Rolle. Ich glaube, man muß bei allgemeinen Erörterungen auch einen anderen Aspekt des Lebens im Lager berücksichtigen, wo – ähnlich wie an der Front – der Tod des Menschen etwas Normales war (. . .), nur hatte im Lager der völlig wehrlose Häftling die totale Übermacht des Feindes gegen sich. Wenn man nicht wenigstens einige Ereignisse berücksichtigt, die oft wider jede Logik dazu beitrugen, daß man überlebte, wird das Umfragematerial, ganz gewiß aber das Bild der Situation stark vereinfacht sein. Es vermittelt dann keinen zutreffenden Eindruck von der menschlichen Haltung, vom qualvollen Kampf mit sich selbst, von Momenten, in denen man sich dem Schicksal, das den Häftling des Konzentrationslagers Auschwitz erwartete, völlig ergab, vom Verlust der eigenen Menschenwürde und von den vielen, vielen seelischen Leiden des Menschen.« (Pelagia Lewińska-Tepicht)

»Der Häftling mochte so gesund sein wie das sprichwörtliche ‚Pferd'; er mochte ein überaus reiches Innenleben besitzen, das so entscheidend dafür war, daß man seelisch nicht zerbrach, nicht zum ‚Muselmann' wurde oder versuchte, ‚um jeden Preis' zu überleben – und doch genügte ein Zufall, die unvorhergesehene Reaktion eines SS-Mannes oder Kapos, seine jeweilige Laune, und der Häftling starb. Deshalb waren die objektiven Bedingungen für das Überleben im Lager von ungeheurer Bedeutung.« (Priester Jan Marszałek)

»Der uns allen bekannte Häftling Graf Baworowski hatte Glück. Er bekam eine gute Arbeit als Lagerdolmetscher, also eine sog. exponierte Stellung, er hatte natürlich Freunde und konnte, schon aufgrund seiner Funktion, auf Protektion rechnen. Und trotzdem überlebte er nicht. Er brach psychisch zusammen, wurde zum Opfer, zum Gespött sogar der eigenen Leidensgefährten, was schließlich ein tragisches Ende nahm. Dagegen haben Menschen das Lager überlebt, die eigentlich keinen einzigen Monat dort heil hätten überstehen ‚sollen'. Zum Beispiel Eugeniusz Mścisz (Häftlingsnummer 85) aus dem ersten Transport, ein ganz durchschnittlicher Mensch, der keine Fremdsprache beherrschte, keine besondere Ausbildung besaß, schon vor dem Krieg als Eisenbahner wegen einer schweren Magen- und Lungenerkrankung pensioniert worden war, ein schmächtiger, körperlich schwacher Mann, der aber das Glück hatte, eine leichtere Arbeit im Kartoffelmagazin, später im Strumpfkommando zu bekommen. Die zwangsweise fleischlose und mengenmäßig karge Lagerernährung war eine

gute Diät für seinen halben Magen. Er überlebte! Er starb erst einige Jahre nach dem Krieg. Man könnte noch mehr Beispiele anführen.« (Feliks Mylyk)

Zahlreiche ganz unwahrscheinliche Zufälle und rational nicht erklärbare Umstände, die nach Ansicht der Häftlinge über Leben und Tod entschieden, veranlassen die Gläubigen, sich alles durch göttliches Eingreifen zu erklären, was beträchtlich dazu beitrug, ihren religiösen Glauben zu festigen. Das Motiv der wachenden, eingreifenden Vorsehung taucht in den Antworten der Umfrage öfter auf, als man annehmen sollte. Hier einige charakteristische Äußerungen:

»Weshalb ich das Lager überlebt habe? Diese Frage habe ich mir oft gestellt, ich habe sie eingehend und genau analysiert. Eine auf religiösen Glauben gegründete Antwort müßte kurz und bündig lauten: ‚Weil es Gottes Wille war.' Und das halte ich für die reine Wahrheit, denn das göttliche Urteil verwirklicht sich in vielen Umständen, die alle zusammen schließlich über das menschliche Leben entscheiden.«
(Mgr. Ing. Artur Krzetuski)

»Auf die Frage, wie es mir gelungen ist, das Lager zu überleben, antworte ich den Gläubigen – dank der Vorsehung; und den Nichtgläubigen, daß schließlich auch in der mörderischen Schlacht von Monte Cassino oder an den anderen Fronten des Kriegs gegen die Nazis nicht alle gefallen sind.«
(Adam Dzierwa)

»Verhaftung, Gefängnis und Lager waren eigentlich die erste und gleich ganz schwere Lebensprobe. Ich glaube, ich habe sie dank Gottes Hilfe durchstanden. Ich weiß besser als viele andere, daß Tausende und Millionen, die es viel mehr verdient hätten zu überleben als ich, grausam gelitten haben und im Lager umgekommen sind. Das ist ein Problem, das sich mit unserem menschlichen Verstand nicht lösen läßt. Die Tatsache, daß es auf der Welt unverschuldetes Unglück und Böses gibt, muß in einer unbegreiflichen göttlichen Ökonomie begründet sein, die über das einzelne Menschenwesen hinausgeht.« (Jan Krokowski)

Die ehemaligen Häftlinge verschließen in ihren aufrichtigen und in der Regel sachlich bleibenden Äußerungen nicht die Augen vor der für das Lagerleben so wesentlichen Erscheinung, daß manch einer sich erniedrigte, die eigene Würde vergaß, und daß viele Funktionshäftlinge, unter denen schwache Persönlichkeiten waren, im gnadenlosen Überlebenskampf bald alle Skrupel verloren und verbrecherisch handelten. Meist wird in diesem Zusammenhang Empörung geäußert, aber es werden auch Zweifel angemeldet, ob die Zusammenarbeit mit den Machthabern im Lager bei der Vernichtung anderer Häftlinge wirklich ein sicheres Mittel war, das eigene Leben zu retten. Dabei wird an die Selbstjustiz der Häftlinge erinnert, aber auch daran, wie die SS-Männer gewöhnlich mit ihren Handlangern verfuhren, wenn sie ihnen unangenehm auffielen, überflüssig oder lästig geworden waren, oder wenn sie als *Geheimnisträger* betrachtet und deshalb umgebracht wurden.

»Nun ja, es gab leider auch solche Menschen, die das Lager um jeden Preis überleben wollten und dabei ihre persönliche Menschenwürde preisgaben. Diese Menschen waren haltlos, ihnen fehlte die innere Widerstandskraft und Selbstdisziplin, sie opferten ihre Würde und das Leben von Leidensgefährten, um nur selbst weiterleben zu können. Wir kennen solche, die dadurch tatsächlich überlebt haben, aber diese Menschen werden wohl bis heute, wenn sie noch leben, Gewissensbisse haben, und die meisten hat ja auch die gerechte Strafe ereilt. Das waren meines Erachtens auch eher Einzelfälle, Ausnahmen.« (Feliks Mylyk)

»Die Häftlingspopulation im Lager war sehr differenziert. Und so wie sich Menschen ganz verschiedenen Schlages im Lager befanden, so glichen auch die einander nicht, die überlebten. Ich glaube, unter den Lagerbedingungen hatten es Häftlingsfrauen mit simpler, unkomplizierter Natur und primitiver Einstellung zum Leben und zu den Dingen am einfachsten. Unter ihnen traf das kriminelle Element, das keine Skrupel kannte, nicht in der Form auf Hindernisse im Lebenskampf wie bei Menschen von hoher Moral, großem Wissen und humanistischen Anschauungen. Das kriminelle oder das schwache Element, das vom Lebensstil im Lager verdorben wurde, nahm beim Kampf ums Überleben auf nichts Rücksicht und mußte daher auch nicht erst lange nach Überlebensmöglichkeiten suchen. Auch von dieser Gruppe überlebte ein gewisser Prozentsatz nicht.«
(Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Der einfachste Weg zum Überleben schien zu sein, mit den Machthabern im Lager zu kooperieren. Der Kapo mit dem grünen Dreieck nahm sich von den ihm zugeteilten ‚Zugängen' einen mit grünem Winkel als Hilfskraft, der gern beim Prügeln und bei allen Schikanen einsprang. Der Weg der Erniedrigung war meist kurz; wer dermaßen ‚ausgezeichnet' war, fiel seinem Herren irgendwann unliebsam auf und kam mit den anderen um, manchmal sogar schneller als die anderen aus demselben Transport.« (Dr. Ing. Stefan Świszczowski)

Zum Abschluß der allgemeinen Bemerkungen zur Korrespondenz mit den ehemaligen Häftlingen und ihren grundlegenden Ansichten zum Problem des Überlebens im Lager muß noch betont werden, daß viele von ihnen bei dem Versuch, eine allgemeiner formulierte Antwort zu finden, andeuteten, daß der Zusammenhang zwischen Überleben im Lager und dem Streben nach Bewahrung der Menschenwürde von größerer Bedeutung ist als etwa der Zusammenhang zwischen Überleben und Lebenswille.

»In unserer Literatur zum Thema der Lager wird der Wille des Häftlings zur Wahrung seiner Menschenwürde nicht genügend gewürdigt, der Lebenswille dagegen hervorgehoben. Ich halte diesen Standpunkt für falsch, für fraglich. In der

sowjetischen Literatur habe ich die Ansicht gefunden: ‚den, der leben will, kann man um den kleinen Finger wickeln', oder ‚an der Schwelle (zum Gefängnis) muß man sich sagen: mein Leben ist zu Ende. Nur mein Geist, mein Gewissen sind für mich wichtig und wertvoll'. Ich würde hinzufügen: die Menschenwürde, also die Wahrung der Achtung vor sich selbst.«
(Mgr. Kazimiera Bentlewska)

»Meine Strategie des Überlebenskampfes hatte viel mit meinem eigenen, durchdachten Wertesystem zu tun. Meine wichtigste Handlungsmaxime war der Gedanke, mich nicht zum Tier erniedrigen zu lassen. Meine ganze Verhaltenstaktik war also von diesem Hauptprinzip beeinflußt. Es bestimmte also nicht nur den moralischen Kodex, sondern die tägliche Lebensweise.« (Pelagia Lewińska-Tepicht)

»Meine innere Widerstandskraft reifte überhaupt ohne bewußte Orientierung aufs Überleben heran. Es siegte einfach die Menschennatur. Erst heute, wenn ich an jene Jahre zurückdenke, wird mir klar, wie mir das alles dabei half, das Lager zu überleben.« (Priester Jan Marszałek)

Es scheint, daß diese Beobachtungen von wesentlicher Bedeutung für die weitere Erörterung sind. Viele Handlungen ehemaliger Häftlinge, die sich den Völkermordsabsichten der Nazis erfolgreich widersetzten, entstammten dem Bestreben – ob dieses nun immer bewußt war oder nicht – unter den unmenschlichen Bedingungen des Lagers die Menschlichkeit im weiteren Sinne dieses Wortes, d.h. humanitäre Werte, Würde, Freundlichkeit, Opferbereitschaft zu bewahren, die zivilisierten Gewohnheiten und die intellektuelle Distanz zum Alb des Lagers nicht zu verlieren. Die Menschenwürde des zu unmenschlichem Vegetieren verurteilten Häftlings nötigte den Unterdrückern oft Respekt ab und hielt sie zuweilen von Handlungen ab, die tragische Folgen für die Häftlinge gehabt hätten; gerade diese Menschenwürde rettete, ohne eine Garantie für das eigene Überleben zu bieten, anderen das Leben; sie schränkte die Rolle von Unwägbarkeit und Zufall ein.

Man sollte also davon ausgehen, daß nicht die in solchen Untersuchungen schwer zu klärende Rolle des Zufalls den Hauptgegenstand unserer Analyse bildet, sondern vor allem eine im o.g. Sinne verstandene Menschenwürde. Hinzuzufügen ist, daß sich – übrigens auch nach Ansicht vieler ehemaliger Häftlinge – statistisch keine Faktoren ermitteln lassen, die allgemein im Lager sowie in der Persönlichkeit der Häftlinge wirksam waren und das Überleben immer garantierten, und daß man die verschiedenen Zufälle und Unwägbarkeiten nicht auf eine Ebene stellen darf. Gewiß, je länger in bestimmten Situationen eine Minderung der Bedrohungen und Gefahrenfälle anhielt – z.B. in den letzten Jahren des Bestehens der Lager, bei erträglichen Bedingungen im Revier, wenn man nicht in einer Strafkompanie war – desto größer war objektiv die Chance zu überleben. Denn nicht alles im Leben, und nicht einmal im Lager, ist irrational.

In diesem Sinne kann man nur von unterschiedlichen Gesetzmäßigkeiten sprechen, die dennoch eine Erklärung dafür bieten, daß ein gewisser Prozentsatz der Häftlinge lebend aus dem Lager herauskam.

Wohl kein ehemaliger Häftling kann behaupten, er sei im Lager nur einmal dem Tode entronnen oder es gebe einen einzigen Grund für sein Überleben. Das macht den Versuch, eine motivierte Antwort zu diesem Thema zu formulieren, sehr kompliziert. Deshalb müssen die Faktoren, die für das Überleben im Lager entscheidend waren, einzeln erörtert werden, wobei ständig im Auge zu behalten ist, daß immer mehrere von ihnen zusammenwirkten.

Wir werden uns also im Folgenden sowohl mit den Ursachen des Überlebens befassen, die man als subjektiv bezeichnen kann (z.B. Widerstandskraft und Abhärtung, stützende Weltanschauungen und Lebenseinstellungen, persönliche Eigenschaften, die das Überleben erleichterten), als auch mit den objektiven Ursachen (z.B. günstige Zufälle, Hilfe von den Kameraden sowie von außen, gute Arbeit).

Individuelle Eigenschaften der Häftlinge und ihre Überlebensmöglichkeiten im Lager

Widerstandsfähigkeit und günstige Einstellungen

Es scheint, und dies bestätigen auch Erklärungen ehemaliger Häftlinge, daß beim Kampf um das Überleben im Lager individuelle Eigenschaften, Haltungen und Fähigkeiten der Häftlinge wichtiger waren als äußere, objektive Faktoren wie günstige Zufälle, geplantes Handeln, Pakete und andere Hilfeleistungen.

Im Vordergrund steht hier die physische und psychische Widerstandskraft, ein Faktor also, der in Arbeiten über das Leben im Lager vielfach erwähnt wird. Nicht weniger als 105 ehemalige Häftlinge (d.h. 65,6% der Einsender schreiben sich selbst diese Eigenschaft zu und weisen ausdrücklich auf sie hin). Sie hatten schon vor dem Lager, in der Kindheit, frühen Jugend oder im Erwachsenenalter unter unterschiedlichen Lebensumständen körperliche und seelische Abhärtung gegen extreme Bedingungen entwickelt.

Die Korrespondenz enthält oft exakte biographische Daten, Beschreibungen von Erfahrungen und Lebensumständen vor dem Lager, die zur Erklärung des eigenen Überlebens herangezogen werden. Ziemlich scharfsinnig bringen die Verfasser der Berichte ihre Widerstandsfähigkeit in Zusammenhang mit schwerer und übermäßig auszehrender Arbeit vor dem Lager, vor allem in der Landwirtschaft, mit dem in jenen Jahren erlittenen Hunger sowie anderen Bedrückungen und körperlichen und moralischen Leiden. Die Abhärtung gegen Hitze, Kälte, Feuchtigkeit, gegen Krankheiten und schwere, lange Arbeit führen sie auf ihre spartanische Erziehung zu Hause, in der Schule, bei den Pfadfindern, beim Militär und später bei den Partisanen zurück. Für viele ältere Häftlinge waren Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg bedeutsam, und zwar sowohl die Kampferfahrung wie das Erlebnis von Hunger, Elend und Unfreiheit. Für viele war auch die konspirative Arbeit, die Haft in den Gefängnissen der Gestapo oder in

anderen Konzentrationslagern eine Abhärtung gewesen. Die Widerstandskraft junger Häftlinge war außerdem oft größer als die der älteren.

»Im Lager war ich kaum älter als zwanzig Jahre und konnte demnach körperliche Arbeit gut aushalten. Außerdem spielten hier starke Nerven eine entscheidende Rolle, und so konnte ich unter diesen unmenschlichen Verhältnissen überleben.«
(Janina Gdesz)

»Ungebrochene Willenskraft, unbeugsame geistige Härte, Selbstbeherrschung selbst in den kritischsten Momenten und Kenntnisse der Lebenshygiene waren der Grund dafür, daß ich den Kampf gegen den Tod gewann. Diese Fähigkeiten hatte ich bei den polnischen Pfadfindern und in den schweren Jahren meiner Jugend erworben. Ich war das älteste von sechs Geschwistern. Der Vater arbeitete bei der Bahn, er lud mit Körben Kohle auf die Lokomotiven, war 24 Stunden im Dienst und ebensoviele zu Hause und verdiente im Monat 21 Gulden, d.h. 42 Kronen. Das Studium schloß ich aus eigenen Kräften ab, indem ich mir etwas durch Nachhilfestunden verdiente, in den Ferien durch Arbeit bei der Ernte, wofür ich 1 Krone am Tag bekam. Dies mag die Antwort auf die Frage sein, wie ich die Konzentrationslager überlebt habe. Heute freue ich mich ungeachtet meines Alters (84 Jahre) und trotz vieler Beschwerden des Lebens und habe sehr schöne Erinnerungen an meine Jugendjahre. In den Jahren der Teilung war ich nach 1909 bemüht, bei der Jugend und in der Gesellschaft polnisches Nationalgefühl zu wecken. Bei der Wiedererstehung Polens im Jahre 1918 war ich ebenso aktiv wie bei seiner Wiedergeburt nach der Okkupation – als Volkspolen.« (Prof. Jan Diopek)

»Gerade diese Fähigkeit, eigenständig über sein Schicksal zu entscheiden, die Gewöhnung an Entbehrungen und die körperliche Abhärtung haben mir bei meinen Aufenthalten in Gefängnis und Lager sehr geholfen. Der Hunger war mir nicht fremd, ich hatte im Leben schon oft unter ihm gelitten. Ich war abgehärtet und ausdauernd, ich konnte Kälte und Arbeit gut ertragen. Die Widrigkeiten des Schicksals und die schweren Lebensbedingungen hatten mir, statt meine Willenskraft zu schwächen, zu großer psychischer Widerstandskraft verholfen. Ich war von Natur aus niemals anspruchsvoll, es sei denn gegenüber mir selbst.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

Den so vorbereiteten Häftlingen fiel es leichter, physische und psychische Traumen zu ertragen; sie wurden durch sie nicht schockartig gebrochen. Für sie war Hunger keine elementare Katastrophe, gleichbedeutend mit dem Tod, sie konnten sich besser zusammennehmen und ließen sich nicht zu Handlungen und Gesten hinreißen, deren Folgen nicht wieder gutzumachen gewesen wären.

Körperliche Widerstandskraft hängt also gewöhnlich sehr eng mit der seelischen Stärke zusammen. Solche Hälftlinge litten weniger unter Todesangst, fürchteten Verletzungen und ihre Folgen sowie Krankheiten nicht so sehr und wurden nicht wie viele andere von der Befürchtung geplagt, es könnte den sicheren Tod bedeuten, wenn sie etwa eine körperliche Anstrengung nicht aushielten. Schicksalsgeprüfte Menschen, die die Entbehrungen eines schweren Lebens kennen, sind im allgemeinen stärker davon überzeugt, daß nach einer harten Zeit günstigere Verhältnisse folgen, daß die unangenehmen Erlebnisse vorübergehen und das Leben aus Böse und Gut besteht. Das ließ sie sogar im Lager Ausschwitz auf eine Wende zum Guten hoffen. Diese Hoffnung wurde auch durch ihre stärker als bei den nicht Abgehärteten ausgeprägte Fähigkeit begünstigt, sich mit dem Kleinen zu begnügen und sie auf die Befriedigung elementarer Bedürfnisse einzuschränken. Häftlinge, die mit der Natur vertraut waren, auf dem Feld gearbeitet hatten und es gewohnt waren, daß die Natur auch Schäden anrichten und Unglück bringen konnte, sahen die Ereignisse im Lager in Analogie zu furchtbaren, aber nicht ewig dauernden Naturkatastrophen. Dazu zwei Äußerungen ehemaliger Häftlinge, die dieses Problem treffend und anschaulich aufzeigen:

»Meine psychische Haltung und somit auch mein praktisches Verhalten waren von der tief verwurzelten Überzeugung geprägt, daß alles vergeht. Gute und schlechte Zeiten. Ich sah die Lagerwirklichkeit als ein Übel, das nicht ewig dauern konnte. Deshalb hielt ich es sogar dann, wenn gewisse Chancen bestanden, für unnötig, mich um (im vollen Sinne dieses Wortes) sehr gute Existenzbedingungen zu bemühen. Es reichte mir, wenn ich meine elementaren Bedürfnisse befriedigen konnte. Dies war neben den physischen Schwierigkeiten der Anpassung an das Leben im Lager auch der Grund dafür, daß ich die meiste Zeit im Lager zu den sog. ‚Muselmännern' zählte.« (Dr. Adolf Gawalewicz)

»Ich war der Natur, die so unbeugsam und doch aufrichtig ist, durch häufigen, direkten Kontakt verbunden und hatte gelernt – wenn man so sagen kann – in ihren Kategorien zu denken. Überschwemmungen, Wolkenbrüche, Schneestürme dauerten nie ewig. Auf den strengen Winter folgte ein bezaubernder Frühling. Der Regenbogen beschloß die Schrecken des Gewitters. Vor Lawinen mußte man sich hüten und am Abgrund vorsichtig gehen.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

Diese Überzeugungen bewahrten vor Apathie, dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit, vor Behauptungen wie „morgen sterbe ich", die sich für Mithäftlinge, die den psychischen Zusammenbruch ihres Kameraden beobachten mußten, oft als tragische Prophezeiung erwiesen.

So war also die Mehrzahl der Häftlinge, die das Lager überlebt haben, psychisch schon einigermaßen abgehärtet, bevor sich das Lagertor hinter ihnen schloß. Aber fast alle, die diesem Faktor eine Bedeutung für das Überleben im Lager zusprechen, haben sich oft unter großen Anstrengungen und Mühen im Lager noch zusätzlich abgehärtet, als sie die beispiellosen Taten der Völkermörder sahen – tragische Versuche, sich nicht unterkriegen zu lassen, die eigene Persönlichkeit zu wahren und sich der Unmenschlichkeit, die in der Lagerhölle herrschte, zu widersetzen. Dabei halfen Erinnerungen an denkwürdige Erlebnisse, an Schullektüren und andere Leseer-

fahrungen, der Vergleich des Geschehens im Lager mit Erfahrungen aus anderen Bereichen; manch einer suchte auch Hilfe bei erfahrenen, klugen und vertrauten Mithäftlingen und bei der Widerstandsbewegung im Lager usw.

Diese schwierigen psychischen Prozesse, diese oft dramatischen Kämpfe gegen die eigene Schwäche und die langwierigen Versuche, ein inneres Gleichgewicht wiederzugewinnen, finden ihren Widerhall in zahlreichen Antworten auf diese Umfrage:

»Genügte die Vorbereitung vor der Verhaftung, um das Lager körperlich und seelisch zu überleben? Sie war sicherlich hilfreich. Ich war körperlich kräftig, abgehärtet gegen Temperaturwechsel, aber nicht gegen moralische Erniedrigungen, die schwer zu ertragen waren. Körperlichen Schmerz konnte ich ertragen – mit dem seelischen Schmerz sah es ganz anders aus.« (Kazimierz Japoł)

»Ich arbeitete im Lager hart an mir, um psychisch nicht zusammenzubrechen, denn dann hätte ich sicher nicht überlebt; ich mußte alle Gedanken vermeiden, mußte Heim und Familie vergessen. Da ich gute Kameradinnen hatte, fiel mir das leichter. Ich organisierte alles gemeinsam mit den Kameradinnen, und wir teilten alles.« (Józefa Bukowska)

»Die Deutschen selbst sagten zu uns oft: ‚*Man muß durch*', d.h. man muß durchhalten. Das paukten wir den folgenden Transporten ein, aber es half bekanntlich nicht immer. Sogar der junge Gąska (aus der Gegend von Rzeszów) sagte noch kurz vor seinem Tod immer wieder: ‚ich muß überleben'; er sollte die Freiheit nicht mehr erleben. Grundlage dieser psychischen Haltung war unsere Gymnasiallektüre, besonders die Dichter der Romantik. Wir Jungen besaßen viel Opfergeist, wir hatten Vorbilder in den nationalen Aufständen. Die deutschen Kommunisten, denen ich im Lager begegnete, hielten diesen hartnäckigen Lebenswillen in uns aufrecht. Sie erklärten uns, wofür es zu Überleben lohnte und zeigten uns Mittel (manchmal ganz primitive), wie man am Leben bleiben konnte. Darin bestand ein weiterer Grund für das Überleben – die weltanschauliche Motivation.« (Kazimierz Raczek)

»Als die Gestapofrauen [gemeint sind hier die SS-Aufseherinnen] beim Appell nach ausgemergelten Frauen Ausschau hielten und nach ihnen mit dem Stock faßten, um sie herauszuziehen und zur Seite zu stellen oder gleich in den Dreck zu stoßen, da begriff ich, daß in diesem Lager vorsätzlicher, eiskalt berechneter Völkermord verübt wurde. Ich war von dieser Grausamkeit wirklich zutiefst erschüttert. Da verschloß ich mich und sagte mir entschieden: Nein! Ich werde nicht in diesem Dreck verrecken! Ich lasse mich hier nicht in den Dünger verwandeln, der dann die Felder dieses völkermordenden Stammes fruchtbar machen wird. Von da an waren meine Selbstmordgedanken einem geradezu fanatischen Lebenswillen gewichen. Sich dem Willen der Henker nicht zu ergeben, die Pläne des monströsen Verbrechens zu durchkreuzen, das wurde zu meiner entscheidenden, inneren Motivationskraft.« (Pelagia Lewińska-Tepicht)

»Abschließend wäre noch die emotionale Sphäre meiner Persönlichkeit zu skizzieren. Sie war und ist wohl nicht gerade durch Sensibilität gekennzeichnet, eher seicht, hart (vielleicht durch diese rationalisierte Kindheit) und abgehärtet gegen das, was im Lager geschah. Ich weiß, daß ich versuchte, nicht daran zu denken und mir all die Grausamkeit der Erniedrigung und das Leid derjenigen nicht zu Herzen zu nehmen, die etwas weiter weg waren, nicht in unmittelbarer Nähe, von denen man aber dennoch wußte (Selektionen), die man sah (Tag und Nacht Transporte ins Gas und ins Krematorium), hörte (das Jammern der selektierten jüdischen Häftlingsfrauen, die mit Lastwagen ins Krematorium gefahren wurden) und roch (der Gestank verbrannter Leiber im Krematorium). Natürlich wußte ich, daß das furchtbar ist, aber ich zog es vor, meine Vorstellungskraft nicht zu sehr zu entwickeln und zu vertiefen. Ich wollte lieber nicht daran denken. Hauptsache, ich kam irgendwie vegetierend über den Tag." (Helena Dunicz-Niwińska)

Die eigene Haltung

Die Bedeutung einer positiven weltanschaulichen und emotionalen Einstellung beim Kampf der Häftlinge um Wahrung ihres Menschseins und ums Überleben kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Eine stark gefestigte Weltanschauung, Patriotismus, religiöser Glaube, die Überzeugung vom unaufhaltsamen Triumph des Guten über das Böse, von der Niederlage Deutschlands, Gedanken an die Nächsten wirkten gegen Apathie und Depression, gegen Abstumpfung und psychischen Verfall – sie verscheuchten Selbstmordgedanken, mobilisierten dazu, sich dem Lagersystem aktiv zu widersetzen, durch Konsipiration im Lager, durch Hilfeleistung für andere usw., sie gaben dem Überleben einen Sinn und halfen dadurch vielen Häftlingen, dem Tod zu entrinnen. 97 Einsender (60,6%) sehen darin einen entscheidenden Faktor für das Überleben. Es wurde schon früher festgestellt, daß Häftlinge, die etwa wegen ihrer Teilnahme an der Untergrundbewegung ins Lager geraten waren, in einer besseren psychischen Situation waren und somit größere Überlebenschancen hatten als die, die zufällig festgenommen worden waren, z.B. bei einer Straßenrazzia oder als Händler und Spekulanten.

Sehen wir uns die Argumente und Gedankengänge der ehemaligen Häftlinge, die ihre geistige Haltung für einen der wichtigsten Überlebensfaktoren halten, näher an. Vielfach ist die Rede davon, daß man bewußt nach einer positiven Haltung strebte, weil die Erfahrungen im Lager die Überzeugung festigten, daß nur so die Menschenwürde bewahrt werden könne. Diese Frage ist für einige ehemalige Häftlinge so bedeutsam, daß sie dazu neigen, die innere Einstellung für einen der wichtigsten lebensentscheidenden Faktoren zu halten:

»Es war für jede von uns politischen Häftlingsfrauen Ehrensache, eine würdige Haltung zu bewahren, sich nicht unterkriegen zu lassen und besonders dem Okkupanten nicht zu zeigen, daß er sein Ziel, unseren Charakter zu brechen, erreicht hätte. Umso wichtiger war es nun, gegenüber den

Freundinnen keine Schwäche zu verraten, man mußte stark sein, um sich gegenseitig zu stützen, und auch dies war ein Umstand, der überleben half.« (Alina Krzemińska)

»Meine Antwort auf die Frage, warum ich das Konzentrationslager entgegen allen Gesetzen der Logik und den Plänen der Deutschen überlebt habe, ist eindeutig – einzig und allein dank meiner inneren Haltung, die ich mit den Worten charakterisieren kann: ‚sich dem Feind nicht ergeben', ‚über die Niedertracht triumphieren', ‚sich nicht zum Tier machen lassen'. Nur so kann ich mir die körperliche und psychische Widerstandskraft erklären, die ich mir erworben hatte (. . .).

Ich glaube, nur dank dieser inneren Haltung konnte man solche bewußten Experimente der Deutschen, wenn wir etwa nach der heißen Dusche aus dem sog. *Bad* in den klirrenden Frost rausgetrieben wurden, überstehen, ohne sich auch nur – o Wunder! – einen Schnupfen zu holen. Ich erinnere mich, einmal hielt man uns sehr lange draußen (mehrere Stunden, glaube ich), ich hatte nur eine Bluse mit kurzen Ärmeln und ein Kleid aus Leinen an und stand mit nackten Beinen da. Die nassen Haare verwandelten sich in lange Eiszapfen. Oder die stundenlangen Appelle beim Frost in den dünnen Streifenanzügen aus Nesseltuch, oder der Schnee, der auf die Pritschen in der Baracke fiel. Nur die psycho-physische Korrelation kann eine Erklärung für das Rätsel sein, daß ich all das überlebt habe. Die ständige Spannung, der Wille zum Sieg, Verachtung für die Unterdrücker – das war unsere stärkste Waffe.«
(Zofia Grzeżułko-Fabowska)

Man brauchte im Lager kein fertig ausgebildetes ethisch-moralisches System zu besitzen (viele Häftlinge waren junge, sogar sehr junge Menschen, die geistig und emotional noch kaum gefestigt waren), um bei ethischer Empfindsamkeit zu sich selbst zu finden, eine menschliche Haltung zu entwickeln und nicht nur Befriedigung, Dankbarkeit und Hilfe der Mithäftlinge zu gewinnen, sondern auch die eigenen Überlebenschancen zu vergrößern:

»Ich persönlich behaupte, daß ich zu jener Zeit überhaupt keine bestimmte Position hatte; einerseits haßte ich die Deutschen vorbehaltlos und dachte mir oft die schlimmsten Qualen und Foltern für sie aus. Andererseits verlor ich aber nicht die Empfindsamkeit für das Unglück und die Schmerzen meiner Leidensgefährtinnen. Diese Momente bewirkten, daß ich nicht zu einem gehetzten, in sich verschlossenen Tier wurde, sondern spürte, daß ich Unterstützung bei einer Gruppe von vertrauten Kameradinnen aus dem Kommando oder der Baracke fand und wußte, daß sie dieses Vertrauen auch zu mir hatten.« (Zofia Suwała-Czyż)

Bekannt sind Fälle eines schnellen und abrupten sozialen, politischen und geistigen Reifeprozesses vieler bisher ungefestigter Häftlinge, die im Lager ihren noch formbaren Charakter entwickelten, zu einer ein für allemal gefestigten Weltanschauung fanden und sich innerlich abhärteten – wenn auch leider häufiger das Umgekehrte geschah. Zum Überleben trugen vor allem geistige Werte bei, wie sie in verschiedenen Gesellschaften als besonders wertvoll betrachtet werden, z.B. selbstlose Opferbereitschaft, Vaterlandsliebe, der Glaube an die Überlegenheit und den letztlichen Sieg des Guten über das Böse. Menschen, die sich von ihren Leidensgefährten gebraucht fühlten und es für ihre Pflicht hielten, anderen zu helfen, die Verantwortung für andere übernahmen und sich in der gefährlichen, aber doch Hoffnungen weckenden konspirativen Arbeit im Lager engagierten, fiel es leichter, sich mit ihren Leiden abzufinden, sie zu verbergen und damit deren Wirkung zu lindern.

»Ein sehr wesentlicher Faktor war die soziale Aktivität, Hinwendung zu anderen statt Konzentration auf die eigene Person. Schon im Pawiak* fühlte ich mich ganz anders, wenn ich als Flurälteste den Mitgefangenen helfen konnte. Da die meisten in meinem Transport Kriminelle waren, die über die materiellen Entbehrungen schier entsetzt waren und leicht verzweifelten, fühlte ich mich verantwortlich für sie, und das half auch mir dabei, mich an das Leben im Lager anzupassen.« (Alina Krzemińska).

»Die Arbeit für die Mithäftlinge, die noch schlimmer dran waren als ich, half mir zu überleben, ich fühlte mich nützlich, und das verlieh mir Lebenskraft. Ich war bemüht, gewissenhaft zu arbeiten und alles, was ich unter solchen Umständen entbehren konnte, den Kranken zu geben. Das war eine sehr schwere und verantwortliche Arbeit. Jeden Abend prüfte ich mein Gewissen, ob ich nicht etwas Böses getan hatte. Ich wollte leben, aber ich wollte auch ein anständiger Mensch bleiben.« (Danuta Szonert-Witkowska)

»Das Wichtigste war, daß ich mich aktiv in der Widerstandsbewegung im Lager engagierte, was sich sehr positiv auf mich auswirkte. Das verdanke ich den Kameraden und Kameradinnen. Diese Arbeit lenkte einerseits vom Zustand der eigenen Person ab, andererseits machte sie Hoffnung aufs Überleben und ermöglichte es, sich den Grausamkeiten des Lagers – natürlich in beschränktem Maße – zu widersetzen. Mir war klar, daß ich gebraucht wurde, dieses Bewußtsein gab mir Mut und half mir, das Lager zu überstehen. Ich war nicht allein; ringsum Freundschaft, auf die ich mich verlassen konnte.« (Ing. Leopold Czekalski)

Patriotische Empfindungen

Viele waren auch der Meinung, daß ihre Gefangenschaft im Lager ein Teil des Martyriums des ganzen Volkes sei, daß ihr eigenes Schicksal, ihr Leiden und ihr Tod nur ihr persönlicher Anteil am Unglück des unterworfenen Heimatlandes sei. Es gab sogar einige, die sich wie Tomasz Serafiński-Pilecki gezielt verhaften ließen und nach Auschwitz kamen, um die Situation

* Pawiak: Gefängnis der Sicherheitspolizei und des SD Warschau, Dzielnastraße 24/26.

im Lager zu erkunden, die Konspiration dort zu organisieren und die Welt über den Völkermord zu informieren; das gelang ihm, und er konnte dem Lager glücklich entfliehen. Eine patriotische Haltung, die sehr wertvoll war und das Überleben erleichterte, verkörperten viele Häftlinge, die zum Dienst am Vaterland durch ihre Familien vorbereitet waren, in denen die Tradition des Freiheitskampfes gegen die Teilungsmächte lebendig war. Oder es war die Schule, die diese Tradition sorgfältig gepflegt hatte und den Schülern durch entsprechend ausgewählte Lesestoffe und zusammengestellte Lehrpläne die Liebe zur Freiheit und die Bereitschaft, das eigene Leben zum Wohle Polens zu opfern, eingegeben hatte. Dieser Patriotismus fehlte der Masse der jüdischen Häftlinge im Lager. Sie sahen ihren Aufenthalt dort als unvermeidliche Erfüllung des Schicksals ihres Volkes. Versuche, den Grund für das Überleben in einer patriotischen Haltung zu sehen, veranlassen uns heute – da große Worte und Gefühle nichts mehr zählen – zu Hochachtung, auch wenn sie vielleicht etwas naiv und exaltiert klingen mögen:

»Ich verstand den Aufenthalt im Lager als einen besonderen Dienst am Vaterland, und da es mir nicht gelungen war, mich den polnischen Truppen in Frankreich anzuschließen, ging ich davon aus, daß mir das Schicksal diese unerquickliche Pflicht auferlegt hatte, die ich eben erfüllen mußte.«
(Kazimierz Raczek)

»Diese Frage kann man mit einem Satz erledigen: ich wollte leben! Aber dabei spielte noch ein anderes Motiv eine Rolle. Schließlich hatte der Feind unser Vaterland besetzt. Man mußte es retten, und dafür brauchte man Leute. Wenn alle am Schicksal Polens verzweifelt wären, hätte der Feind das ganze Land widerstandslos für immer besetzt. Aber nicht alle verzweifelten, die Mehrzahl nahm den Freiheitskampf auf und siegte. Also habe ich das Lager überlebt, weil ich an Vaterland und Familie dachte.« (Władysław Kreowski)

»Meine moralische Kraft war die Treue zum Vaterland, die Arbeit dafür in der Konspiration: ich war Soldat im Związek Walki Zbrojnej [Verband für Bewaffneten Kampf], und zwar Meldegänger. Zu Treue und Liebe gegenüber dem Vaterland war ich in der Schule durch die wunderbaren Lektionen der Geschichte unserer Heimat, die großartigen Erhebungen des polnischen Volkes in den 130 Jahren der Unfreiheit erzogen worden. Deshalb war auch ich bereit, als die Zeit gekommen war. Oft, wenn es mir im Lager sehr schlecht ging, dachte ich an die Worte, die unser Lehrer im letzten Schuljahr 1938/1939 gesprochen hatte: ‚Mädchen, denkt daran, wenn einmal Momente im Leben kommen sollten, in denen ihr alles für verloren haltet, so verliert den Mut nicht, gebt die Hoffnung nicht auf, singt einfach: Nicht für ewig geht die Sonne unter, nicht für immer schläft die Erde ein, bald wird alles wieder munter, und wir werden fröhlich sein.' Nicht nur einmal sang ich das unter Tränen, und allmählich kehrten Glaube und Hoffnung zurück. Es gab auch noch einen kleinen Talisman, mit dem ich meine Heimkehr verband; es war das Erkennungszeichen unserer Organisation, ein Medaillon; ich hatte es am Tage meiner Vereidigung erhalten. Dieses Medaillon war von Kardinal Sapieha geweiht, dem Patron des kämpfenden Polen, wie es hieß. Ich wußte, wenn ich dieses Medaillon unversehrt durch die Lager brächte, würde ich heimkehren. Es war sehr schwer, aber es gelang mir doch, und ich sah mein Zuhause wieder.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

Die offensichtliche Ungerechtigkeit des uns aufgezwungenen Krieges gebar den Glauben, daß der Angreifer, der auch für seine verbrecherische Grausamkeiten, seinen Völkermord verhaßt war, früher oder später unterliegen müßte. Dieser Glauben entstammte auch dem elementaren Gefühl, daß letztendlich das Gute über das Böse triumphieren würde. Diesen Glauben, ohne den das Überleben kaum denkbar gewesen wäre, bewahrten sich sogar diejenigen, die daran zweifelten, ob sie selbst überleben würden. Auf die große Bedeutung, die jeder positive Glaube für die körperliche und psychische Kraft der Häftlinge spielte, brauchen wir nicht besonders hinzuweisen. Nur einige Häftlinge sollen zu Wort kommen, die sich über die positive Wirkung des Glaubens an die Niederlage der Deutschen geäußert haben:

»Und dennoch haben wir überlebt! Warum? Erstens hielt uns der feste Glaube aufrecht, daß die Deutschen den Krieg verlieren mußten und wir nach Wiedergewinnung der Unabhängigkeit ein neues Leben beginnen würden. Tosia Piątkowska sagte mir: ‚Halt durch! Du hast einen Mann, ein Kind, du weißt, wohin du zurückkehren sollst!' Sie hatte damals schon ihren Sohn und ihren Mann verloren. Ungeniert wie sie war teilte sie mir mit, daß der Krieg in drei Monaten zu Ende sei! Bedrückt und eingeschüchtert wie ich war, glaubte ich daran. Das gab mir Mut und verlieh mir neue Kräfte. Aber mehr noch! Wir alle glaubten an ein schnelles Ende des Krieges; wir planten nie länger als auf drei Monate. Ich habe nie gehört, daß eine Kameradin aufgegeben und an unserem Sieg gezweifelt hätte. Die Deutschen hißten ihre Siegesstandarten auf den Gipfeln des Kaukasus, sie siegten in Afrika, sie mordeten und unterdrückten ringsum, wir aber ließen uns nicht beirren und glaubten unerschütterlich an ihre Niederlage. Ich bin sicher, daß diese geistige Haltung uns gestärkt und uns beim Überleben geholfen hat!« (J.K.)

»Ich glaubte an die Niederlage der Deutschen und daran, daß ich das Lager nicht nur überleben konnte, sondern mußte; ich teilte dabei nicht die Ansicht, daß der Krieg in einem halben Jahr zu Ende wäre, sondern ging davon aus, daß er länger dauern würde. Deshalb mußte ich auch nicht solche Krisen durchstehen, z.B. an Feiertagen, wie viele ältere Kameraden.« (Stanisław Drewniak)

»Ein anderer Aspekt ist die Überzeugung, daß der Krieg zu Ende gehen und die Deutschen ihn verlieren mußten. Diese Überzeugung hat mich wohl nie verlassen. Manchmal überkam mich die Ahnung (wenn das Lager bombardiert wurde, oder als die Evakuierung begann, oder dann schon in Mecklenburg),

daß es mit uns zu Ende wäre; aber das war nicht wichtig. Hauptsache, die Deutschen erlitten eine totale Niederlage.« (Helena Dunicz-Niwińska)

»Auch die gemeinsamen Gespräche in der Gruppe über die militärischen Erfolge halfen uns; wir versicherten uns, der Krieg wäre im Herbst zu Ende. Im Herbst verschoben wir den Termin auf den Frühling, im Frühling wiederum auf den nächsten Herbst, und so ging es drei Jahre, bis schließlich der Tag der Freiheit kam.« (Kamila Targosz)

»Diese Hoffnung war in jenen Tagen sehr wichtig für uns; wer nicht daran glaubte, daß Deutschland letztendlich zerschlagen und die Zeit der Abrechnung kommen würde, der stumpfte ab, verfiel in Apathie und psychische Depressionen. Dann war es sehr schwer, im Lager zu überleben.« (Zofia Suwała-Czyż)

Auch der Gedanke an Rache, an die Strafe für die Verbrecher hielt manch einen am Leben:

»Ich wurde zusammen mit meinem Mann aus dem Ghetto in ein Arbeitslager in Starachowice gebracht und dort eingesperrt. Dieses Lager bewachten Ukrainer, die nachts sehr oft jemanden einfach zum Vergnügen erschossen. Von dort brachte man uns zu schwerer Arbeit in eine Munitionsfabrik (Granatenproduktion). Und so wurde mein Lebenswille härter. Nach dem völligen Zusammenbruch entwickelte ich einen Willen nicht nur zu leben, sondern wohl auch mich zu rächen, denn schon daß ich überlebte war ja eine Rache an den Henkern. Ich hatte damals Lust, sie einmal dreckig und zerlumpt zu sehen, wie sie um Gnade bettelten.«
(Felicja Apfelbaum-Wyszomirska)

Religion als Stärkung

Besondere Aufmerksamkeit verdient wohl der religiöse Glaube, der viele Häftlinge aufrecht hielt. Eine recht große Zahl der Einsender, nämlich 45 (also 28,1%), davon 36 Männer und 9 Frauen (dies entspricht auch ungefähr dem Verhältnis von Männern und Frauen unter den Befragten – das unterschiedliche Geschlecht spielt hier also keine Rolle), hielt den Glauben an Gott, die Vorsehung, das Gebet und andere religiöse Praktiken für einen wichtigen Überlebensfaktor. Sie betonen den engen Zusammenhang zwischen religiösem Glauben und dem Glauben an Errettung, an die heilsame Wirkung religiöser Praktiken und die Kraft, den Mut und die Ruhe, die sie daraus schöpften, sowie die Hoffnung, Leiden und Tod dank der Gnade Gottes, der Hilfe der Gottesmutter und der Heiligen zu entgehen. Durch den Glauben ließen sich auch die zahlreichen seltsamen und absurden Zufälle als Realisierung unbegreiflicher Fügungen Gottes erklären; dadurch kam eine gewisse elementare Ordnung in die Lagerwelt, in der alle Werte umgestülpt worden waren und die von Verwirrung und moralischem Chaos geprägt war. Der Glaube half gegen das Gefühl der Einsamkeit in dieser seltsamen Welt, er verlieh den Leiden einen Sinn und linderte es dadurch. Tief religiöse Menschen und konsequente Bekenner wurden darüberhinaus oft zu einer Stütze für die anderen, waren ihnen Halt und Vorbild – ein komplexes und bisher vielleicht unterschätztes psychologisches Phänomen im Lager:

»Der Glaube ans Überleben hing auch mit meinem Glauben zusammen, daß Gott, den wir täglich um Erlösung aus dieser Bedrängnis anflehten, uns erretten würde. Das Sprichwort: ‚Immer wenn du denkst, es geht nicht mehr, kommt vom Gott ein Lichtschein her' bewahrheitete sich hier. Niemals, weder vorher noch nachher (leider!), habe ich so inständig gebetet wie im Gefängnis und im Lager. Übrigens beteten wir meistens gemeinsam, sowohl in der Gefängniszelle wie im Lager (in kleinen Gruppen).« (Helena Dunicz-Niwińska)

»Der Glaube bewahrte mir auch die Überzeugung, daß ich niemals allein, niemals schutz- und hilflos sein werde, weder im Verlies der Gestapo, noch im Gefängnis oder im Bunker in Dachau. Der Glaube zeigte mir den großen Sinn des Leidens, den Anschluß an das erlösende Golgatha Jesu Christi, das bis heute unaufhörlich andauert. Schließlich verlieh mir der Glaube die Überzeugung, daß letztlich das Gute und die Wahrheit triumphieren müßten. Es gibt jemanden, der dafür sorgt.« (Priester Jan Marszałek)

»Zu den wichtigsten Faktoren, die mir halfen, muß ich den Glauben rechnen. Das Gebet verlieh mir Ruhe und Kraft, mir war völlig klar, daß ich den Umständen und Verhältnissen, in denen ich mich befand, hilflos ausgeliefert war. Wenn ich mir das ansah, was rings um mich geschah, begriff ich, daß ich in einem monströsen Strudel war, in dem Millionen Menschen wie wahnwitzig trieben, und daß man viel Glück brauchte, um da heil herauszukommen.« (Ing. Ryszard Malik)

»Meine Antwort auf die Frage, weshalb ich das Lager überlebt habe, wäre unvollständig, wenn ich nicht auf das Problem der Religion hinwiese. Vor dem Krieg war ich nicht besonders religiös erzogen worden. Eher durchschnittlich. Der große und starke Glaube entstand erst im Lager. Augen und Ohren offenhalten, das hatte man mich gelehrt. Und so sah ich Dinge, die so schrecklich und furchtbar waren, wie man sie sich nur in der Hölle vorstellen kann. Aber manchmal offenbarten ein Lächeln, eine ungekünstelte Umarmung, ein freundliches Wort auch den Himmel. Ich bin Menschen begegnet, die so widerlich, so barbarisch waren und so niedrige Instinkte zeigten, daß sie mich an wilde, blutrünstige Tiere erinnerten. Aber es gab auch aufopfernde, hilfreiche und freundliche Menschen, die ein großes Herz hatten. Es gab auch Maximilian Kolbe. Ich betete viel, besonders während der langen Appelle. Da ‚klapperte' ich nicht einfach die Gebetsmühle, ich führte richtige Gespräche mit Gott, unterhielt mich auf meine Weise mit ihm. In Briefen und Kassibern bat ich Eltern und Bekannte, für mich zu beten. Und irgendwie hatte ich Glück. Ich fand meine geistige Ruhe wieder. Litt weniger. Und als ich krank war und mit hohem Fieber in Block 20 lag, kam im Traum meine

Mutter zu mir und gab mir ein Glas heiße, frische Milch zu trinken. Nachdem ich aufgewacht war, schmeckte ich sie im Mund.« (Alfred Skrabania)

Wenn ein Häftling einen Zusammenhang zwischen religiöser Erfahrung und einem glücklichen Ereignis im Lager herstellen konnte, bezog er daraus oft eine Widerstandsfähigkeit, die ihn das, was andere sofort und absolut zerbrach, erstaunlich leicht ertragen ließ. Ausdauer im Gebet und die Überzeugung von dessen Wirksamkeit, Gelöbnisse, die Gott, der Gottesmutter und den Heiligen, z.B. dem heiligen Antonius und der heiligen Theresa geleistet wurden, die konspirative Teilnahme an der Heiligen Messe und Beichten – all das entspannte den Häftling psychisch, machte ihn freier, lockerer und gab ihm ein Gefühl innerer Stärke; dann bestand die wirksamste Stärkung, das Gebet verlieh Mut und ließ auf Errettung hoffen.

»Ich war gläubiger und praktizierender Katholik. Es bestand eine verbreitete religiöse Praxis, an jedem ersten Freitag im Monat an den Tisch des Herrn zu treten. Ich hatte erfahren und glaubte daran, daß jemand, der neunmal hintereinander am ersten Freitag des Monats die Heiligen Sakramente bekommen hat, nicht ohne Absolution sterben würde. Und seltsamerweise kam es so, daß meine Verhaftung erfolgte, als ich eben eine halbe Stunde von dem letzten dieser neun Male aus der Kirche zurück gekommen war, wo ich die Sakramente der Beichte und der Heiligen Kommunion erhalten hatte. Ich glaubte daran, daß mich das vor dem Tod bewahren werde. In diesem festen Glauben überstand ich das Verhör, ohne jemanden aus der Organisation zu verraten; ich ertrug die sechs Wochen im Gefängnis, die nicht leicht waren, und ich überlebte das Lager.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»Als ich in Auschwitz war, versprach ich der Gottesmutter die Hälfte meines Lebens, wenn sie mich nur überleben und zu den Eltern zurückkehren ließe, besonders zu meiner Mutter, die ich so sehr liebte. Wenn ich später, nach dem Lager, manchmal krank war, sah ich dem Tod gefaßt und ruhig in die Augen, denn ich hatte dieses Versprechen an unsere Gottesmutter nicht vergessen; ich glaube, ich habe es ihr zu verdanken, daß ich noch lebe.« (Józefa Szkodzińska)

»Ich betete die ganze Zeit inständig und glaubte fest daran, daß ich heil aus dem Lager herauskommen werde, obwohl der Dolmetscher bei meiner Ankunft gesagt hatte, diesen Ort könne man nur durch den Schornstein verlassen – und das spätestens nach sechs Monaten. Ich betete zur Gottesmutter, zur Königin der Polnischen Krone, und dachte mir verschiedene Gebete aus. Das tat ich abends im Dunkeln, vor dem Schlafen, denn die Deutschen hielten nichts vom Beten und lachten nur böse über alle Anzeichen von Religiosität. Im Lager durfte man nicht beten. Anfangs war sogar der Sonntag Arbeitstag. Ich spürte die schützende Hand der Gottesmutter ständig über mir. Dem verdanke ich, daß ich die Strafkompanie und eine so schwere Krankheit wie den Typhus überleben konnte.«
(Ing. Kazimierz Brzeski)

»Das Gebet verhalf mir zu innerer Ruhe – ich begehrte nicht mehr sinnlos gegen die hoffnungslose Situation auf. Ich verlor nie den Mut, auch als ich körperlich am Ende war. Ich wußte auch, daß meine Familie für mich betete. Wenn es mir ganz schlecht ging, empfahl ich meiner Familie in den Briefen, ‚Onkel Kopiasz' zu besuchen, d.h. in die Kirche zu gehen (so hieß nämlich der Pfarrer).« (Marian Główka)

Einige Häftlinge, die im Lager ihren tiefen, kindlichen Gottesglauben einbüßten, diesen Glauben ganz verloren oder nie gehabt hatten – begründeten sogar im Lager und nach der Befreiung ihr Überleben durch zwar nicht religiöse, aber doch zumindest kultische Faktoren. Es zeugte von mangelnder Vertrautheit mit der psychischen Situation der Häftlinge und ihren Existenzbedingungen im Lager, wollte man die folgenden Äußerungen der Widersprüchlichkeit oder Inkonsequenz zeigen:

»Daß meine Situation im Lager sich gebessert hatte, schrieb ich der überirdischen Hilfe meiner Mutter und der Hilfe Gottes zu. Natürlich kam ich nach weiteren Erlebnissen im Lager und dann nach meinem Zusammentreffen mit der Realität in Freiheit zu dem Schluß, daß Gott nichts damit zu tun hatte und ich dank meiner körperlichen und psychischen Widerstandskraft und dem mir bestimmten Schicksal noch lebe.«
(Walentyna Nikodem)

»Ich hatte den festen und starken Glauben, daß ich aushalten und das Lager überleben würde, einen Glauben, der sich auf Gottes Hilfe verließ und dabei doch ganz irrational war.« (Kazimierz Tokarz)

»Ich zweifelte oft auch an der Existenz Gottes, sah ich doch ständig die Flammen, die aus den Krematoriums-Schornsteinen schlugen, aber auch das verdrängte ich bald, ich glaubte daran, daß ich überleben würde.« (Józefa Szkodzińska)

»Was konnte noch Kraft zum Überleben verleihen? Das Gebet. Niemals habe ich Menschen so inständig und vertrauensvoll beten sehen, wie im Monteluppi-Gefängnis und im Lager. Auch ich betete, aber ich gebe zu, daß gerade der Aufenthalt im Lager meinem kindlich einfachen Glauben nicht gut bekam. Denn ich spürte bisweilen, daß gerade dort, wo der Mensch nicht mehr bedeutete als ein Blatt, das im Herbst in den Schmutz getreten wird, der Herrgott irgendwo ganz weit weg und angesichts des Geschehens wohl ebenso hilflos sein mußte wie wir. Und obwohl unser Glaube Leiden und Erniedrigung so schön wie kein anderer zu erklären vermag und als Unterpfand der Ewigkeit etikettiert, dennoch – chi lo sa (wer weiß), wie es mit dieser Ewigkeit bestellt ist. So möge denn die Tatsache, daß ich das Lager überlebt habe, als glücklicher Zufall gelten.« (Janina Czerwiec-Dzierżymirska).

Glaube an das Überleben

Es war auch ein anderer und – betrachtet man die Verhältnisse im Lager – völlig irrationaler Glaube ans Überleben, der die Häftlinge aufrecht hielt, ein Glaube, der sich auf keine rationalen Voraussetzungen stützte, sondern auf das Vertrauen in den eigenen Glücksstern, das Schicksal, auf kabbalistisch interpretierte Glückszahlen. Dieser Glaube hing gewöhnlich mit dem Überlebenswillen zusammen – man redete sich ein, daß man das Schlimmste überstehen müsse, daß man sich dazu an bestimmte Grundsätze halten müsse, wie z.B. „wenigstens eine Minute, einen Tag ohne Verletzung, ohne Schläge überstehen", „mit Augen und Ohren, aber nicht mit den Muskeln arbeiten", „nicht an Freiheit und Familie denken, sonst verliert man die Fassung". Es versteht sich, daß dieser Glaube von Zufällen, von guter körperlicher und psychischer Verfassung, von den o.g. positiven Einstellungen, von Schläue und Anpassungsfähigkeit bestärkt wurde. Die Einsender sind sich meist der Komplexität dieses „Glaubens", des scheinbar isolierten Wirkens von günstigem Schicksal oder einer Glückszahl bewußt, wenn sie sich über diesen Überlebensfaktor, der Geist und Körper kräftigte, Gedanken machen:

»Es machte Mut und verlieh Optimismus, wenn man sich immer wieder sagte, daß man das Lager überleben muß. Ich sagte mir häufig einen Spruch vor, den ich behalten hatte: ‚Fürchte Gott und sonst nichts auf der Welt.' Ein anderes Beispiel für die Autosuggestion war mein Glaube an die Sieben als meine Glückszahl. Als ich in Auschwitz die Lagernummer 109267 und in Mauthausen-Ebensee die 120477 mit der kabbalistischen Sieben am Ende bekam, erfüllte mich der seltsame Glaube, daß ich mit der Sieben nicht im Lager sterben könne. Das mag heute seltsam und lachhaft erscheinen, aber man suchte damals eben Symbole für den Glauben an das Überleben.« (Alfons Wrona)

»Und ich habe trotzdem ausgehalten und lebe noch. Das war Schicksal, unterstützt von der (damals) guten Gesundheit und ausgezeichneten körperlichen Verfassung, denn ich machte das alles in blühender Jugend durch. Aus der Organisation, die gegen den Okkupanten kämpfte und an das Unabhängige Polen glaubte, hatte ich die Überzeugung von der Gerechtigkeit der Sache mitgebracht. Der Lebenswille und die Entschlossenheit, bis zur Befreiung auszuharren, waren ein gewaltiger Stimulus.« (Jadwiga Trembasiewicz)

»Ich sagte mir Tag für Tag, daß ich um jeden Preis überleben müsse. Ich verlor nie den Mut, und obwohl ich oft vor meinen Schindern zitterte, ließ ich mir nie etwas anmerken, und das hat mir so manches Mal geholfen.« (Stefan Szostak).

»Während ich als ‚Zugang' vor Block 24 stand, die Hände im Genick, die Häftlinge und alles sah, was dort geschah, sagte ich mir: ‚Ich muß hier wieder rauskommen, ich muß hier wieder rauskommen!' Von dieser Devise ließ ich mich die ganze Zeit im Lager leiten. Ich versuchte, mich immer so zu verhalten, daß ich niemanden unangenehm auffiel und keine Prügel bezog. Ich vermied alles, was mich in Konflikt mit den Lagervorschriften bringen könnte. Sogar das ‚Organisieren' beschränkte ich auf ein Minimum.« (Wincenty Gawliczek)

»Niemals, wirklich niemals habe ich mit dem Gedanken gespielt, ich könnte vielleicht durch den Schornstein fliegen. Ich wußte nicht, wie es sein würde, wie die Befreiung stattfände, ich wußte nur eins – daß ich hinauskäme.« (Czesław Czerwiński)

Der angesichts der wahren Verhältnisse unbegründete Glaube ans Überleben galt instinktiv als Antidotum gegen Depressionen und Apathie, gegen die Gefahr von Zusammenbrüchen und unüberlegten Verzweiflungstaten, die tragisch ausgehen konnten. Im Lager konnte schon eine einzige defätistische Äußerung tragische Folgen haben, andererseits konnten optimistische Worte Wunder wirken. Die Häftlinge zogen ihre eigenen Schlüsse daraus:

»Maria Hawlowa und Stanisława Gruca, zwei ruhige und ausgeglichene Frauen, die ich gut kannte, sagten ein paar Tage nach ihrem Eintreffen im Lager: ‚Ich werde hier nicht überleben'. Es dauerte nicht lange und ich hatte die beiden für immer aus den Augen verloren. Vergleicht man die beiden Sätze: ‚Ich werde hier nicht überleben', und ‚Mit dieser Masse muß ich schwimmen', so wird deutlich, wie extrem verschieden die Reaktionen der Häftlinge auf den ersten Kontakt mit dem Lager waren. Es gab noch eine dritte, unschlüssige Äußerung: ‚Alles egal. . .' Und so war es wohl auch. Die einen beschlossen, mit dem Strom zu schwimmen, die anderen resignierten. Manche kamen ans Ziel, manche starben unterwegs. Die einen durchschwammen den Fluß, die anderen blieben zurück an dem Ufer, von dem es keine Wiederkehr gab.«
(Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Am 13. April fiel dichter Schnee, und ich fiel aufs Gesicht, als ich zum Spital marschierte, aber ich wollte mich nicht unterkriegen lassen. Ich sagte mir nur, ich muß das Lager überleben, und so ein junger Kerl wie ich darf nicht aufgeben; die Häftlinge, die mir halfen, machten mir ebenfalls Mut und sagten mir mit unerschütterlicher Überzeugung, daß der Krieg bald zu Ende sein würde.« (Stefan Glazer)

Auch extrem schlechte Situationen im Lager konnten eine positive Wirkung haben:

»Die vier Monate in der Strafkompanie (SK) festigten in mir die Überzeugung, daß ich das Lager überleben würde, denn schlimmer konnte es gar nicht mehr werden. Das machte mich sogar stolz. Als ich zum zweiten Mal dorthin kam, für einen Monat, ertrug ich das schon leichter – und die Kameradinnen außerhalb der SK leisteten mir organisierte Hilfe.« (Eine der befragten Häftlingsfrauen, Häftlingsnummer 7558).

Die Bindung an die Familie

Aus den Beschreibungen in den eingesandten Berichten geht hervor, daß das Gefühl einer emotionalen Bindung an die Familie oder nahestehende Personen zuhause ein ganz wesentlicher Faktor für das überleben war. Den recht seltenen Äußerungen ehemaliger Häftlinge, die davon sprechen, daß Gedanken und Sorge um die Familie (Angst vor ihrer Verhaftung und Verfolgung) die Überlebenschancen eher verschlechterten, stehen die viel zahlreicheren Erklärungen gegenüber, die diesen Faktor für ganz entscheidend halten.

Die Familie einst wiederzusehen war für viele Häftlinge eine starke Motivation. Vielfach ist die Rede davon, daß die Sorge um Kinder, Mütter, Ehefrauen und -männer, das Bewußtsein, von ihnen gebraucht zu werden, Kräfte und Schutzmechanismen mobilisierte, Wachsamkeit und Umsicht schärfte, dem Lageralb etwas von seiner obsessiven Gegenwart nahm, Augenblicke der Entspannung schenkte und Kraft verlieh, so wie die wahre Liebe zu einem nahen Menschen eben Kraft verleiht.

Die Abschnitte der Korrespondenz, in denen von diesen Faktoren die Rede ist, beeindrucken durch besonders ausgeprägte psychologische Wahrhaftigkeit, sie sind erschütternd und überzeugend:

»Daß ich ganz in Gedanken an das Schicksal meiner Lieben aufging, die in Freiheit waren, daß ich mir gerade wegen ihrer gefährlichen Aktivität im Untergrund Sorgen machte und beunruhigt war, trug – besonders in Zeiten, da ich keine Nachricht von ihnen hatte – dazu bei, daß mir die Bedrohung des eigenen Lebens gar nicht in vollem Ausmaß ins Bewußtsein drang.« (Zofia Przanowska).

»Meine aufrichtige Antwort auf diese Frage mag heute manchem lächerlich oder naiv vorkommen. Ich überlebte, weil ich daran glaubte, daß ich überleben würde, überleben mußte, denn ich hatte ein drei Monate altes Kind und einen Mann, einen sehr anständigen Menschen, die auf mich warteten und die mich brauchten.« (Danuta Szonert-Witkowska).

»Es war eine Erleichterung, wenn ich mich um drei Uhr früh in der Kartoffelschälerei hinsetzen konnte. Während die Hände fleißig waren, versetzten mich Gedanken und Gespräche in meine Stadt, mein Haus, zu meinen Kindern (. . .). Ich hatte in Krakau drei Kinder zurückgelassen, das jüngste war anderthalb Jahre. Immer wenn ich vor Erschöpfung und Schmerz umzufallen drohte (weil Hände und Füße von Geschwüren bedeckt waren), wenn mich der Zweifel ankam, der mit dem bekannten Lagerspruch: ‚Es ist doch alles gleich, am Ende steht sowieso der Schornstein' seinen Ausdruck fand – immer dann regte sich in mir der hartnäckige und starke Glaube, daß ich zu den Kindern zurückkehren würde, zurückkehren mußte.«
(Janina Czerwiec-Dzierżymirska)

»Die Liebe meiner Nächsten: ich war in der glücklichen Lage, sie zu haben. Ihre Liebe drang durch den Stacheldraht zu mir (. . .); ich mußte überleben, um zu ihnen zurückzukehren. Ich träumte von dem Augenblick, da ich an die Tür unseres Hauses klopfen, auf der Schwelle stehen und sagen würde: ‚Hier bin ich, ich bin wieder da, eure Liebe hat mich überleben lassen.' Das wünschte ich sehr; mir hat einmal jemand gesagt, was man im Leben nur richtig will, das wird in Erfüllung gehen – und es ging in Erfüllung.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

Ein Ersatz für den direkten Kontakt mit den Lieben war der Briefwechsel, der von den Lagerbehörden reglementiert und zensiert wurde und deshalb nur sehr eingeschränkt, schematisch und kaum aufrichtig war, aber doch so manche Anspielung enthielt; nur selten lief dieser Kontakt über Kassiber. Aber er machte den Häftlingen Mut, er stärkte ihren Lebenswillen und den Glauben ans Überleben, weil er es erlaubte, sich der gegenseitigen Liebe zu vergewissern, sich Hoffnung zu machen und Informationen über Gebete – auch von den Kindern – für den Häftling, über Bemühungen um seine Freilassung u.ä. auszutauschen.

»Der gelegentliche Briefkontakt (bis zum Ausbruch des Warschauer Aufstands) mit den Lieben in der ‚Freiheit', also die offizielle Karten, diese mit Unruhe erwartete Nachricht, in denen sie mich meist in getarnter Form über ihr Wohlergehen und ihr Schicksal informierten und zu erkennen gaben, daß sie mich nicht vergessen hatten und um meine Freilassung bemüht waren – das war eine wahrhaftige, unschätzbare Stärkungsspritze, die meinen düsteren Lageralltag aufhellte und mir Mut machte.« (Zofia Przanowska)

»Die Korrespondenz mit den Lieben außerhalb des Lagers, so allgemein gehalten und formelhaft sie gezwungenermaßen war, machte dennoch vielen Häftlingen Mut und gab ihnen Kraft: Sie warten auf mich, sie brauchen mich, ich muß zurück! Es gab aber auch Fälle, in denen unangenehme Nachrichten einen umso heftigeren Zusammenbruch zur Folge hatten.« (Jan Olszowski)

»Ich erlebte unvergeßliche Augenblicke, die mich von der Wirklichkeit des Lagers ablenkten. Das waren die Tage, an denen ich Briefe schrieb. In fremdklingenden Worten versuchte ich mein Gefühl, meine Sehnsucht in ihrer ganzen Tiefe auszudrücken, das vergangene Glück in Worte zu fassen, jede Regung der vereinsamten Seele wollte ich zum Ausdruck bringen, meinen Lieben mit dem Klang jedes Buchstaben die einstigen glücklichen Augenblicke in Erinnerung rufen, die mich hier in dieser verfluchten Öde ausharren ließen. Ich fühlte mich wirklich gut, wenn ich die banale, stereotype Wendung ‚Ich bin gesund und fühle mich gut' schrieb, denn ich konnte dabei nach Herzenslust an meine Liebsten zu Hause denken. Ich lächelte bei diesen Worten, manchmal unter Tränen, ich liebkoste, küßte sie, denn ich wußte, daß die Augen der geliebten Frau bzw. Tochter sie lesen würden. . . Fern lag mir alles, was so furchtbar bedrückte, erstickte, bedrängte und unwiderruflich vernichtete. . . Ich war nicht allein, ich fühlte mich nicht verlassen und vergessen, ich bäumte mich nicht sinnlos gegen das verhaßte Schicksal auf, und die furchtsamen,

Rast erflehenden Augen der Muselmänner, die mit Tritten, Schlägen und einem Schwall von Flüchen zur Arbeit angetrieben wurden, machten mir keine Angst.« (Dr. Marcin Baran)

Man kann sich also gut den inneren Zwiespalt eines Häftlings vorstellen, der vor folgendem Dilemma stand: Entweder eine Brotportion für Brief und Marke herzugeben oder sie aufzuessen. Die wohlverstandene Sorge um die Familie diktierte schließlich den Entschluß:

»Ich erinnere mich, daß ich, als man uns nach vierwöchigem Aufenthalt erlaubte, einen Brief nach Hause zu schreiben, darauf verzichtete, weil man für das Briefpapier mit Marke einem alten Häftling eine Brotportion mit Fettzulage geben mußte. Mir war klar, daß die Familie traurig wäre, wenn sie keine Nachricht von mir erhält, aber ich wußte auch, daß sie noch hundertmal trauriger sein würde, wenn ich nicht aus dem Lager zurückkäme. Und gerade um zurückzukommen, durfte ich auf keine einzige Kalorie verzichten. Ich kaufte mir später Briefpapier und Marke billiger, für ein Stück Brot, und hob es mir bis zum nächsten Schreibtermin auf.« (Prof. Jan Dziopek)

Auch die emotionale Bindung an Familie oder nahestehende Personen hatten eine zweifellos positive Wirkung auf die Häftlinge: Man konnte sich leicht vorstellen, wie diese vertrauten Menschen auf die eigene Situation im Lager reagierten. Der Gedanke, daß man gleichsam von liebenden und achtenden Personen aus der Ferne kontrolliert und zurückerwartet wurde, bewahrte so manchen vor Erniedrigung und moralischem Verfall. Er zwang zu zusätzlichen Anstrengungen, die ohne diese Motivation wohl kaum hatten geleistet werden können, er spornte den Häftling an, Gesicht und Menschenwürde zu wahren und schützte so manchen vor dem Allerschlimmsten – dem Tod. Diesen Aspekt erörtern die drei folgenden Äußerungen:

»In sehr schweren Augenblicken, in denen ich fast den Glauben verloren hatte, diese körperlichen und moralischen Qualen jemals zu überstehen, rettete mich noch etwas anderes. Ich stellte mir vor, daß mich meine nächsten Kameraden und Mitarbeiter vor dem Krieg sähen – was würden sie sagen, wenn sie mich in so einer Situation sehen könnten, also etwa, wie ich nachts, angetrieben von einer deutschen Kriminellen, noch geschwächt von der Krankheit, mit großer Mühe volle Koteimer schleppte, oder wie wir ganz unbedeckt bei hohem Fieber von einem Block in den anderen getrieben wurden usw. usw. Und ich kam allmählich darauf, daß diese unglückliche, krätzebedeckte, verlauste Frau, die da neben drei anderen auf derselben Pritsche Platz suchte, bestimmt nicht ich war; ich betrachtete mein Leiden wie von außen, und das verschaffte mir Erleichterung.« (Alina Krzemińska)

»Ich glaube, ich habe auch deshalb überlebt, weil ich mir den Gedanken an den Tod verbat, obwohl meine Leidensgefährten vor meinen Augen starben. Ich stellte mir vor, wie meine Mutter das alles mitnehmen würde, und schrieb deshalb graphisch und stilistisch sorgfältig abgefaßte Briefe heiteren Inhalts nach Hause, der umgebenden Wirklichkeit zum Trotz.« (Jan Krokowski)

»Ich muß hier in der Erinnerung zu dem Zeitpunkt zurückgehen, da ich von der Gestapo verhaftet wurde. Ich war verheiratet und hatte ein Kind, ein Töchterchen von achtzehn Monaten (heute ist sie Doktor der Medizin in Poznań). Während man mir Handschellen anlegte und mich unter Waffen aus dem Haus führte, hörte ich, wie dieses winzige Gör zu meiner weinenden Frau sagte: ‚Mama, weine nicht, Papa kommt wieder.' Bis ich weg war, rief es immer wieder: ‚Tschüß, Papa, komm nur wieder!' – und dieses Bild hatte ich während der qualvollen Verhöre und der ganzen Zeit im Lager vor Augen; es bestärkte mich darin, daß ich das Vertrauen und den Glauben dieses Kindes an seinen Vater nicht enttäuschen durfte; ich ertrug alles, nur um das Kind noch einmal im Leben zu sehen. Es gab Krisen, in denen ich drauf und dran war, in den Draht zu gehen, aber dann sah ich wieder das Kind vor mir, wie es mir mit seinem Händchen winkte und rief: ‚Komm wieder, Papa!'« (Bronisław Kaczmarski)

Flucht vor der Wirklichkeit

Auf der Suche nach einer Möglichkeit, in dem schrecklich entstellten und entmenschlichten Leben im Lager die Menschenwürde zu wahren und der physischen Vernichtung zu entgehen, nahmen Häftlinge, die bewußter handelten und über entsprechende psychische Dispositionen verfügten, eine Haltung ein, die man als Weltflucht im Lager bezeichnen könnte. Sie äußerte sich vor allem in Träumen von einem freien Leben, aber nicht allein darin. Diese Haltung bedeutete auch, daß man es aufgegeben hatte, weiter über das Geschehen im Lager nachzudenken, weil man sich gewiß war, daß solche Überlegungen zum psychischen Zusammenbruch und zum Selbstmord am Zaun oder mit dem Strick führen konnten. Dank dieser Einstellung konnte man Distanz zum Lagerleben gewinnen, konnte so tun, als hielte man den Lebensstil und das Niveau vor der Verhaftung aufrecht, konnte seine Gewohnheiten bewahren und die Traditionen vor dem Krieg, die Interessen aus der Zeit der Freiheit so gut es ging weiterpflegen.

Einigen ehemaligen Häftlingen, die geneigt sind, ihr Überleben dieser Haltung zuzuschreiben, ist es gelungen, den wichtigen Zusammenhang zwischen Tagträumen, eingebildeter Ersatzwirklichkeit und gehobener Stimmung des Häftlings einerseits und Distanz zu den grausamen Szenen des Lagers andererseits überzeugend darzustellen:

»Mein jugendliches Alter und meine romantische, exaltierte Wesensart waren keineswegs ein Hindernis, im Gegenteil, sie halfen mir, in dieser Hölle zu überleben. Ich floh in eine andere, schönere Welt, die ich mir selbst geschaffen und in Träumen von Schönheit, Liebe und Freiheit erdacht hatte. Alles was im Lager und rings um mich geschah, sah ich auf meine Weise, so wie nur die Jugend es versteht. An viele Schrecklichkeiten

wollte ich einfach nicht glauben, auch wenn sie in meiner nächsten Nähe geschahen. So machte ich mir sechs Monate lang selbst etwas vor und glaubte, die schwarzen Rauchwolken und Feuersäulen, die aus den Schornsteinen hinter unserem Stacheldraht schlugen, kämen von der Lagerbäckerei, nicht vom Krematorium, in dem Menschen verbrannten. So war es mir bequemer, so fühlte ich mich besser. Und im Januar 1943, als meine Verhöre bei der Gestapo sich dem Ende näherten und ich nach fünfmonatiger Haft aus der Zelle entlassen wurde, als ich den flockigen, weißen Schnee in die Hand nahm, den Kopf hob und die helle Sonne erblickte, überkam mich für einen Augenblick wieder die kindliche Freude, daß ich lebe, schaue, berühre, daß ich bin. Ich konnte den Augenblick genießen. Und als dann die Gruppe von Gestapoleuten näherkam und einer von ihnen, Erich Stolz, Stellvertreter des Kattowitzer Gestapochefs [Johannes] Thümmler, auf mich zutrat und mir sagte, daß ich zum Tode verurteilt worden sei und in meiner Stadt, in Bielsko, gehängt werden sollte, glaubte ich es nicht. Ich sah ihm ins Gesicht, als er diese schrecklichen Worte aussprach, und wollte nicht glauben, daß jemand an so einem schönen, sonnigen, klaren Wintertag, der mir einen Augenblick der Freude verschaffte, vom Tode sprechen oder daß man jemanden erhängen oder erschießen oder mit dem Beil enthaupten könnte. Ich glaubte das ganz einfach nicht, und deshalb sahen sie in meinen Augen weder Angst noch Verzweiflung noch Tränen. Nicht aus Heldentum, nein – sondern weil ich es nicht glaubte. So etwa war es in jenen Jahren psychisch um mich bestellt. Das erklärt vieles. Ich weiß heute, daß das sehr naiv und kindlich war, aber so nahm ich das Leben, so dachte ich im Lager, so reagierte ich auch.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Ich habe oft darüber nachgedacht, wem und welchen Umständen ich mein Überleben im Lager verdanke und bin zu dem Schluß gekommen, daß es vor allem eine – kaum zu glauben – interessante psychische Veranlagung war, die mich gerettet hat. Vom Augenblick meiner Verhaftung durch die Gestapo bis zum Tag der Befreiung war meine Einstellung zu der neuen, makabren Realität niemals ungebrochen, mein bisheriges Denken hatte sich einfach von einem Tag auf den anderen geändert. Meist verharrte ich in der Überzeugung, alles, was da um mich geschah, betreffe nicht direkt meine Person, mir sei nur die Rolle eines Beobachters und Kritikers des Dramas bestimmt, das sich dort abspielte... Und so sah ich die leere Existenz des Dutzend in einer Zelle eingesperrter Menschen im Hinblick auf die Wahrheit nur als Negierung der primitivsten Grundsätze menschlichen Daseins. Die rauhen, grob gekalkten Wände, auf denen sich an einem sonnigen Nachmittag das Schattengewirr der Menschen in der Zelle und all jener Gefängnisrequisiten wie Bett, Strohsäcke, Bank, Schemel, blecherner Wandschirm, Klosettmuschel und Rinne wie auf einer Leinwand abzeichnete, dieser übelkeitserregende, süßliche Gestank, der die feuchte und von menschlichen Ausdünstungen muffige Luft durchdrang – all das war im Grunde nicht mehr als ein absonderliches Bild von der Hand eines degenerierten Individuums, das alle Menschenrechte brutal mit Füßen trat. Diese ungewöhnlichen Häftlinge, die sich in einer esoterischen, aus ihrer zufälligen Begegnung entstandenen Sprache verständigten, sahen aus wie die Helden eines ungewöhnlichen Dramas, denen man keine Rollen zugeteilt hatte. Ich hatte den Eindruck, sie stünden hilflos da, ratlos und untätig wie Menschen, die in einem engen Wartesaal eingesperrt sind und das Rätsel lösen sollen, wie sie da herauskommen, ohne die Tür zu öffnen. Mich erschreckte der Gedanke nicht, daß eine neue Realität, die auf den Gepflogenheiten des Gefängnisses basierte, sie in ihre Gewalt bekommen hatte, daß hier eine eigenartige, vom Geheimnis des Schicksals aufgedunsene Atmosphäre entstand, in der der Mensch sich blindlings vorantastete, um den Schleier des Geheimnisses zu durchdringen.« (Dr. Marcin Baran)

Das Besondere dieser realitätsflüchtenden Haltung bestand u.a. darin, daß sich diese Häftlinge meistens nicht von der Häftlingsgemeinschaft isolierten, nicht moralisch gegenüber dem Schicksal ihrer Lagerkameraden abstumpften und auch nicht untätig bleiben angesichts der Probleme, mit der sich die Masse der Häftlinge herumschlug. Sie waren es, die ihre Leidensgefährten vom tagtäglichen entsetzlichen Geschehen ablenkten, die abends aufmunternde Geschichten erzählten, literarische Werke aus dem Gedächtnis zitierten, patriotische Gedichte vortrugen, Diskussionen über scheinbar entlegene Themen provozierten, für verschiedene geheime Veranstaltungen und Feiern sorgten, mit einem Wort – die ein Kulturleben im Lager organisierten, besonders in den letzten Jahren seines Bestehens.

»Ein ungeheuer wichtiges Element bei der Aufrechterhaltung der Moral war die Möglichkeit, über Dinge zu diskutieren, die nicht nur die aktuellen Probleme des Lebens im Lager betrafen. Die Gespräche über Kunst und ihre gesellschaftliche Funktion etwa, die ich mit der Kojenherrin, der Malerin Janina Tolik, führen konnte, hoben uns über die furchtbare Wirklichkeit hinaus und verschafften psychische Erleichterung. Nicht nur Gespräche mit mir nahestehenden Frauen, sondern auch das Wiedererzählen von Filmen, Büchern, Erlebnissen waren geeignet, von der Gegenwart abzulenken.«
(Pelagia Lewińska-Tepicht)

»Der Kamerad Stanisław Kubiński erzählte abends verschiedene literarische Werke nach, um die Aufmerksamkeit der Häftlinge von den Lagerproblemen abzulenken und sie hinaus in die Freiheit zu leiten. Er besaß ein ungewöhnliches Gedächtnis und die Gabe, diese Werke plastisch zu schildern, und einige Teile rezitierte er aus dem Kopf. Noch längere Zeit nach so einer Erzählung hatte man das schwere Lagerleben vergessen und wartete auf den Abend, um den Kameraden Kubiński weitererzählen zu hören.« (Stefan Kępa)

»Wichtig war das Bemühen, ein gewisses Lebensniveau aufrechtzuerhalten, indem man ein ‚kulturelles Leben', traditionelle Gebräuche an Feiertagen, Lieder- oder Rezitationsabende, kleine Diskussionsrunden zu allgemeinen Themen, ja sogar Autodidakten-Zirkel organisierte – das alles trug dazu bei,

daß man nicht den Mut verlor. Mir halfen außerdem meine psychologischen Interessen. Ich trieb so eine Art ‚Spiel'. In Auschwitz, wo es keine äußerlichen Merkmale gab, weil wir alle dieselbe Kleidung trugen und geschorene Köpfe hatten, wurden wir alle ausdruckslos. Häufig sprach man nicht über sehr persönliche Dinge und verheimlichte sie sogar manchmal aus Gründen der Konspiration. Für mich war es interessant, die Persönlichkeit einer Frau, mit der ich im Lager gefangen war, zu erkunden, verstehen zu lernen, und dieses Spiel hatte oft eine sehr enge Freundschaft zur Folge.« (Alina Krzemińska)

Bedeutungsvoll wurden auch Gesten, Tätigkeiten und Verhaltensweisen aus der Zeit der Freiheit, die im Lager – soweit möglich – sorgsam kultiviert wurden, obwohl sie dort eigentlich unmöglich, absurd und ganz unangemessen erscheinen mußten. Es ist schon darüber geschrieben worden, daß für manche Häftlinge das Zigarettenrauchen, Wodkatrinken, der Gebrauch von schwer erreichbaren Genußmitteln, für die man auf dem Lagerschwarzmarkt oft gepfefferte Preise zahlte, eine andere Rolle spielten als normalerweise; manchmal ging es nicht so sehr darum, das Verlangen nach Nikotin oder Alkohol usw. zu stillen, sondern die Illusion eines Lebens in Freiheit zu gewähren. Häftlinge, die ein empfindliches und noch nicht abgestumpftes Gefühl für die Ästhetik des Alltagslebens besaßen, taten alles, um sich in der ‚Stube' genau so zu verhalten wie bei sich zu Hause, für Ästhetik bei den Mahlzeiten, ein sauberes Aussehen usw. zu sorgen.

Seltene Gelegenheiten oder Augenblicke freier Zeit nutzten sie für typische soziale Aktivitäten aus dem Leben in der Freiheit, unter Wahrung der anerkannten Formen. Die Konversationen waren in Stimmung und Inhalt weit von der bedrückenden Realität entfernt. In der Korrespondenz mit ehemaligen Häftlingen finden sich auch Hinweise auf solche Haltungen, die die Hölle des Lagers natürlich leichter ertragen ließen:

»In meinem Falle war die Fähigkeit, mir noch unter schwierigsten Verhältnissen eine eigene Welt zu schaffen, die sich auf die Pritsche oder irgendeinen Winkel in der Baracke beschränken konnte, ein wichtiger Faktor für das Überleben. Ich verzichtete nie auf meine scheinbar banalen Gewohnheiten und versuchte, Ordnung in diese Mikrowelt zu bringen, in der ich zu existieren hatte. Um anschaulich zu machen, was ich meine, will ich nur darauf hinweisen, daß mir bei der Einnahme der Lagermahlzeiten auf meinem Pritschenbett ein Karton, den ich mit einer Serviette bedeckt hatte, als Tisch diente, auf dem ich die vorbereiteten, mehr oder weniger bescheidenen ‚Viktualien' ausbreitete. Zu meinen Gewohnheiten zählten auch die Spaziergänge auf der ‚Birkenallee', bei denen ich, abgesehen von den im Lager umlaufenden Gerüchten, mit den Kameraden über weit abliegende Themen – philosophische, literarische – diskutierte oder Werke aus der Schulzeit im Gedächtnis auffrischte.« (Alojzy Fros)

»Wir zwangen uns zu einem bestimmten Lebensstil: nicht unterkriegen lassen, auf Reinlichkeit achten, sauber aussehen. Vor dem Einschlafen sagten wir uns: ‚Morgen wird's besser sein.' In den Freistunden, die wir auf der ‚Wiese', außerhalb der Baracken, verbrachten, lernten wir Lieder und knackten Läuse. Es waren heitere Lieder über kindliche Dinge, ich kann sie noch heute. Wir erzählten uns auch Märchen.«
(Elzbieta Pańczyszyn-Pawłowska).

Kampf gegen den Dreck

Das letzte Zitat weist auf die am häufigsten praktizierte eskapistische Form der Selbstverteidigung im Lager hin, den Widerstand gegen die unverschuldete Verschmutzung und äußere Verwahrlosung. Die Häftlinge hielten oft unter großer Mühe und Anstrengung Kleidung und Körper rein. Ein sauberes Aussehen verschaffte ihnen nicht allein die ästhetische Genugtuung und das Gefühl, daß ihnen im Lager nicht alle Gewohnheiten aus der Zeit der Freiheit verwehrt waren, es weckte auch oft das Wohlwollen von Kameraden und verschaffte ihnen unwillkürlich Respekt bei Kapos und SS-Männern; es war sichtbares Zeichen dafür, daß der Häftling sich der vernichtenden Todesmaschinerie, die ihn zum Tier zu machen drohte, nicht ergab. Das Waschen erfrischte die überanstrengten und kraftlosen Häftlinge, verhalf ihnen wieder zu seelischem Gleichgewicht und fachte ihren Lebenswillen an.

»Ich achtete immer darauf, mich sauber zu halten. Anfangs waren es Zwangsbäder, Schikanen (aber auch die ließ ich über mich ergehen), und als die Verhältnisse in Auschwitz erträglicher wurden und es möglich war, sich im Block oder in der ‚Sauna' unter der Dusche zusätzlich zu waschen, nutzte ich das aus, soweit ich konnte. Ich glaube, auch das hat das Überleben im Lager erleichtert.« (Marian Główka)

»Wir wuschen uns in Pfützen und Gräben, gaben unsere Mittagspause auf dem Feld daran. Dort wurde auch häufig Wäsche gewaschen. Wenn es bei der Arbeit keine Gelegenheit gab, opferte ich auch oft meine Portion Frühstückstee zum Waschen. Man fühlte sich besser, wenn man sich wenigstens so einigermaßen sauber hielt.«
(Eine Einsenderin, Häftlingsnummer 7558).

»Wenn ich die Möglichkeit dazu hatte, achtete ich sehr auf mein Äußeres, insbesonders auf Sauberkeit. Mir war aufgefallen, daß die äußerlich gepflegten Häftlinge den Kapos, Blockältesten und SS-Männern nicht so häufig auffielen wie die schmutzigen Häftlinge, die nach Kot stinkenden ‚Muselmänner'.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

»In der ersten Zeit hielten die Organisatoren des Lagers in Birkenau Waschbecken oder wenigstens einige über das Lager verteilte Brunnen für überflüssig. Mich zu waschen war für mich kein geringeres, vielleicht sogar ein größeres Problem als die Nahrungsbeschaffung. Mich zu waschen – das hieß, die furchtbare Erschöpfung zu überwinden, um sich nach dem Abendappell zur Kloake zu schleppen, wo sich der einzige

Wasserhahn befand, die Schüssel, aus der man aß, auszuwaschen und in ihr Waschwasser zu holen. Ich goß Wasser auf einen Lappen und rieb den ganzen Körper von Kopf bis Fuß ab. Das lohnte die Mühe: ich war nur noch halb so erschöpft und das Gefühl der Erfrischung verlieh mir mehr als nur Kraft – es ließ mich meine menschliche Persönlichkeit wiederfinden. Wie kann jemand, der nicht die Nazi-Konzentrationslager durchgemacht hat, wohl verstehen, daß die Befriedigung des Bedürfnisses, sich zu waschen, einen moralischen Aspekt bekam! In dem Bemühen, Mensch zu bleiben, hielt ich auch meine Schuhe möglichst sauber, selbst wenn ich gleich vor der Baracke in den Dreck treten mußte. Ich achtete darauf, daß mein Kopftuch nicht schmutzig war. Unter den Kragen des Lagerkleides legte ich ein sauberes Tuch, das schützte den Hals vor dem Wundscheuern und sah zugleich reinlich aus. Den Kampf gegen die Läuse brauche ich nicht zu erwähnen. Mir war völlig bewußt, daß der Kampf um die einfache Sauberkeit von Körper und Kleidung auch ein Teil des Kampfes gegen den verhaßten Feind war, der uns als Menschen vernichten wollte, noch bevor uns die Kräfte endgültig verlassen hatten und das Ende gekommen war. Alle Frauen im Lager wußten ja, daß es zu den wichtigsten Voraussetzungen des Überlebens gehörte, seelisch fest zu bleiben, und das fand seinen Ausdruck darin, wie man sich kleidete.« (Pelagia Lewińska-Tepicht)

»Meine äußere Erscheinung mußte einen guten Eindruck auf die Umgebung machen; sie provozierte nicht, sondern weckte eher Sympathie oder zumindest Gleichgültigkeit – bei den Funktionshäftlingen und SS-Männern, meine ich. Von den Mithäftlingen wurde ich freundlich, ja sogar sehr freundlich behandelt.« (Dozent Dr. Aleksander Giermański)

Selbsterhaltungsinstinkt und praktisches Handeln

Das Schutzverhalten der Häftlinge hing davon ab, welche individuellen Eigenschaften und Fähigkeiten sie besaßen. Der Überlebenswille, den viele als die conditio sine qua non ansehen, um aus diesem Pandämonium des Bösen, dem Vernichtungslager, herauszukommen, konnte nur dann ein relativ wirksamer, schützender Faktor sein, wenn er mit körperlicher und seelischer Härte und Widerstandskraft, mit einem stark ausgeprägten Schutzinstinkt, dem Fluchtinstinkt vor der Gefahr einherging und wenn er von vitaler Lebenskraft, Anpassungsfähigkeit oder zumindest irgendwelchen nützlichen Fähigkeiten unterstützt wurde.

Zu den für das Überleben wichtigsten individuellen Eigenschaften ist neben der erwähnten körperlichen und seelischen Widerstandskraft der Selbsterhaltungsinstinkt zu rechnen. Unter diesem Begriff lassen sich jene Elemente der Psyche der drangsalierten, verfolgten Häftlinge zusammenfassen, die sie selbst unterschiedlich als Wachsamkeit, Tollkühnheit, Anpassungsfähigkeit, Gespür für Gefahr, schnelle Reaktion u.ä. bezeichnen. Charakteristisch ist, daß dieser Instinkt nach Aussagen der Häftlinge erst nach einiger Zeit seine Wirksamkeit zeigte, wenn die notwendigen Lagererfahrungen gemacht waren und man – wie manche betonen – sich überzeugt hatte, so etwas wie Jagdwild zu sein.

Unter solchen Umständen kamen auch geheimnisvolle, etwa telepathische Fähigkeiten, die die Menschheit auf ihrem Entwicklungsweg sporadisch verloren hatte, wieder zum Vorschein. Bekannt geworden ist die Tatsache, daß ein *Zugang* aus Nowy Sacz seiner in Freiheit befindlichen Frau seine Lagernummer übermittelt hat; dadurch bekam dieser Häftling viel früher ein Lebensmittelpaket als seine Kameraden aus dem gleichen Transport.

Die für das Überleben positiven Wirkung des Selbsterhaltungsinstinkts erwähnen 89 der eingesandten Berichte, in denen es z.B. heißt:

»Wenn wir annehmen, daß jedes lebendige Wesen sich instinktiv vor einer drohenden Gefahr zu schützen sucht, dann muß es verborgene Kräfte geben, auf die es zurückgreift, wenn die bewußten, gedanklichen Arten der Selbstverteidigung wirkungslos werden. In solch einer Situation kommt der Instinkt zu Hilfe, der gewöhnliche tierische Instinkt, der uns davor bewahrt, in Resignation zu verfallen bzw. – in der Situation des Konzentrationslagers – zum ‚Muselmann' zu werden.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Ich zeichnete mich nicht durch besondere Pfiffigkeit aus, entwickelte aber mit der Zeit so etwas wie ein waches Gespür für die Gefahr, wie es wohl alle eingesperrten Wesen besitzen.« (Eine Einsenderin, Häftlingsnummer 7558).

»Im Lauf der Jahre lernte ich, der Arbeit in großen Kommandos aus dem Wege zu gehen; ob nun durch Schläue oder Unverfrorenheit, jedenfalls versuchte ich, mich in sog. Facharbeiter-Kommandos zu halten; wenn ein Glaser gebraucht wurde, war ich Glaser, und entsprechend Maurer, Maler, Mechaniker usw. Es ging darum, eine Arbeit zu bekommen, bei der man ein Dach über dem Kopf hatte, relativ selbständig war und nicht ständig von einem Kapo oder SS-Mann beaufsichtigt wurde.« (Oberstleutnant Jerzy Muchowicz)

»In der späteren Zeit des Aufenthalts im Lager hatten die erworbene Routine und der Instinkt des gehetzten Tieres, der mich rechtzeitig vor der Gefahr warnte, eine sehr große Bedeutung für das Überleben. Ich war in der Lage, unter Lebensgefahr Nahrungsmittel zu beschaffen. Das heißt, das Moment des Risikos war für die weitere Existenz direkt entscheidend.« (Edward Ferenc)

»Ich hatte sehr oft Vorahnungen; wenn ich auf sie hörte, kam ich immer gut dabei weg. Ich erinnere mich an einen derartigen Fall; es war im Lager ‚Dora'; zwei Kameraden wollten mich dazu überreden, einen unterirdischen Gang unter die SS-Baracke zu graben, in der das Brot lagerte; ich ahnte, daß dieser Vorstoß schlimm enden könnte und versuchte daher, sie von ihrem Plan abzubringen. Sie ließen sich nicht überzeugen, der Hunger war stärker als meine Argumente. Ich lehnte ab. Sie

gingen entgegen meinen Beschwörungen hin, einer von ihnen kam leider nicht zurück – er wurde von einer Maschinengewehrgarbe erwischt. Der andere konnte fliehen und sich verstecken.« (Michał Gancarz)

»Erst wenn man mit den Verhältnissen im Lager besser vertraut war und Kontakte zu erfahrenen Mithäftlingen aufgenommen hatte, konnte man in etwa wissen, woher Gefahr drohen könnte und wie man sich in konkreten Situationen verhalten mußte. Das Schicksal des Häftlings hing sehr oft davon ab, wie er auf provokative Schikanen reagierte. Man durfte sich nicht allzu schwach zeigen – wer gefügig war, wurde erst recht gequält – aber auch übermäßige Widerborstigkeit versetzte die Henkersknechte in Wut.« (Jan Olszowski)

Der Selbsterhaltungsinstinkt erleichterte den Häftlingen die notwendige, wenigstens relative Anpassung an die Verhältnisse im Lager:

»Das Gestapo-Gefängnis und die Lager überstand ich ohne jede Protektion; ich fühlte mich immer sehr einsam, hatte keine besonderen Rechte oder Privilegien und fand mich nie damit ab, gefangen zu sein; um zu überleben, mußte ich mich notgedrungen an die Bedingungen des kollektiven Lebens im Lager anpassen, was mich nicht wenig psychische und physische Anstrengung kostete. Brechen konnten sie mich nicht, aber ich mußte mich gegen meinen Willen anpassen. So sehr ich auch rebellierte, ich mußte mich dem Leben im Lager fügen.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Ich kann aus eigener Erfahrung nur sagen, daß die erste Überlebenschance darin lag, sich schnell an die Bedingungen im Lager anzupassen. Keinen Augenblick lang durfte man die bösen Instinkte außer Kontrolle lassen, die meines Erachtens in jedem Menschen schlummern. Um anständig zu bleiben, muß man unaufhörlich an sich arbeiten.«
(Danuta Szonert-Witkowska)

Die Adaption an das Leben im Lager besaß natürlich unterschiedliche Aspekte, konnte in verschiedenen Formen und in unterschiedlichem Ausmaß erfolgen. Ausgangspunkt war immer die Überzeugung, daß man auch in der Hölle des Lagers leben konnte – zumindest für eine gewisse Zeit. Das bedeutete vor allem, die anfängliche Benommenheit so schnell wie möglich zu überwinden und den hier herrschenden Gesetzen und Wertsystemen Realität zuzuerkennen. Daraus ergab sich alles weitere, auch wenn die Schlüsse, die der einzelne Häftling aus seiner zunehmenden Kenntnis der Verhältnisse im Lager zog, sich extrem unterscheiden mochten. Die Anpassungsfähigkeit konnte letztlich das eigene und das Leben von Leidensgefährten im Lager retten, sie konnte aber auch zu einer egoistischen Haltung auf Kosten anderer führen und sogar dazu, daß man in die Spuren der Henkersknechte trat.

Man kann hier schwerlich die ganze Vielfalt der Wohltaten und des Elends der Anpassung im Lager aufzählen, wie sie von den ehemaligen Häftlingen beschrieben oder auch nur angedeutet werden. Nur als Beispiel sei darauf hingewiesen, daß zur Anpassung auch die Einsicht gehörte, daß man, um im Lager gesund und am Leben zu bleiben, vor allem seinen Hunger stillen und somit alles essen mußte, was eßbar war, auch wenn dabei so mancher Ekel überwunden werden mußte; daß eine wichtige Art der Beschaffung von Lebensmitteln der ethisch paradoxerweise völlig gerechtfertigte Diebstahl deutschen Eigentums war, der deshalb auch nicht als Diebstahl, sondern als ‚Organisieren' bezeichnet wurde; daß man sich an die im Lager bewährten Verhaltensregeln halten mußte, auch wenn sie einem merkwürdig vorkamen; daß man zu einem maßvollen, kalkulierten Risiko bereit sein mußte usw. usw. Bei dieser Anpassung waren natürlich Abhärtung, körperliche und seelische Widerstandskraft, Härte, Organisationsfähigkeiten usw. hilfreich.

»Es gab in Auschwitz eine Zeit, in der das Mittagessen so miserabel zubereitet wurde, daß viele Häftlinge diese ekelhafte Suppe nicht herunterkriegten. Sehr viele Häftlinge tauschten diese Suppe gegen Zigaretten. Man konnte ihnen noch so sehr zureden, viele Kameraden bekamen sie einfach nicht herunter. Ich tat es einigen Häftlingen nach, hielt mir mit der Linken die Nase zu, um den Gestank zu vermeiden, schloß die Augen und löffelte die Suppe mit der Rechten aus. Dieser Zeitraum war lang genug, um viele Häftlinge restlos zu entkräften. Ich hielt mich zudem unerschütterlich an den Grundsatz, niemals etwas gegen Zigaretten zu tauschen, das ich zum Essen bekommen hatte. Essen tauschte ich nur, wenn ich es zusätzlich organisiert hatte, nur dann tauschte ich einen Teil davon gegen Zigaretten. An diesen Grundsatz hielt ich mich all die Jahre im Lager.« (Marian Główka)

»Der Tierarzt Roman Nieć schleppte oft in einem Eimer die Suppenreste an, die die SS-Küche in die Schweinemast schickte. Die Suppe war meist versauert, aber wir aßen sie trotzdem, ohne daß es uns geschadet hätte. Auf verschiedene Weise ‚organisierten' wir auch Preßkartoffeln, die für die Schweine gedacht waren. Aus dem Futtermagazin bekamen wir für die Pferde – als Zusatz zum Hafer – Kristallzucker, der mit Salz und gemahlener Holzkohle vermischt war. Ich weiß nicht, woher die Deutschen diesen Zucker hatten und wozu er gebraucht wurde. Wir entwickelten eine Methode, den Zucker von Salz und Kohle zu trennen, vermengten ihn mit Weizenkleie, die wir ebenfalls aus dem Futtermagazin klauten, und ernährten uns mit dieser Mischung mehrere Monate lang. Während ich im Stall arbeitete, nahm ich an Gewicht zu und erlangte die körperliche Gewandtheit, die zu meiner Arbeit nötig war.« (Mgr. Ing. Adam Jurkiewicz)

»Unter den Lebensverhältnissen im Lager war es von großer Bedeutung, auch einmal etwas zu riskieren. Man mußte ein abgewogenes und durchdachtes Risiko eingehen, um Nahrungsmittel oder bessere Kleidung zu ‚kombinieren'. Ein Beispiel: Im Kommando *‚Bekleidungswerkstätte'* war der Leiter ein SS-Mann, ein Unterführer rumänischer Abstammung namens Bordon. Dieser SS-Mann trat oft mit dem

Vorschlag an mich heran, Ledersohlen zu besorgen, denn er wußte, daß man sie in dem von Jan Machnowski verwalteten Magazin bekommen konnte. Und weil ich das Bestandsbuch führte, dachte dieser SS-Mann, ich könnte da etwas kombinieren. Ich lehnte solche Vorschläge jedesmal entschieden ab und verlangte eine formelle Anforderung der Lagerverwaltung. Schließlich wurden wir uns doch einig, und wenn der SS-Mann zwei Paar Sohlen bekam, nahmen ich und Jan Machnowski ein Paar. Bei unserer ‚Übereinkunft' hatte ich dem SS-Mann Bordon ins Gesicht gesagt, daß er, wenn er mir irgend etwas zuleide tun würde, selbst die Konsequenzen zu tragen hätte, und daß einige Kameraden informiert seien. Das war eine erpresserische List, und die Abmachung wurde eingehalten. Die fehlenden Sohlen, die nicht durch Aufträge gedeckt waren, füllten wir durch entsprechend geschnittene Pappsohlen auf, die mit Draht zu Päckchen verschnürt waren. Doch wir sahen voraus, daß irgendwann eine Magazinkontrolle stattfinden würde. Und tatsächlich. Im Juli oder August 1944 kam von der Lagerleitung *Hauptsturmführer* Polenz in Begleitung eines weiteren SS-Offiziers mit Hund. Unter Gebrüll und Peitschenschlägen auf unsere Rücken ließ er sich ins Magazin führen. Ich merkte, daß diese SS-Männer leicht betrunken waren. Wir gingen sofort daran, die Päckchen zu zählen, in denen auch Pappsohlen waren. SS-Mann Polenz beobachtete uns bei dieser Kontrolle genau. Wieviel Mühe es uns kostete, in so einer Situation kaltblütig und ruhig zu bleiben und uns durch nichts zu verraten, was die Aufmerksamkeit des SS-Manns erregen könnte, ist schwer zu beschreiben. Soweit ich mich erinnerte, dauerte diese Kontrolle über 30 Minuten. Danach waren wir zu Tode erschöpft. Aber das Risiko hatte sich gelohnt, denn wir konnten uns einige Wochen lang besser ernähren.«
(Alfons Wrona)

In Auschwitz war manchmal die schnelle, gleichsam mechanisch getroffene, auf Intuition und Schläue basierende Entscheidung eines Häftlings in einer extremen Notlage lebensentscheidend. Solche Entschlüsse, zu denen auch Lagererfahrung und Kenntnisse der Verhältnisse im Lager beitrugen, waren vom Selbsterhaltungsinstinkt diktiert. Es ist leider nicht möglich, die zahlreichen interessanten, genauen Beschreibungen solcher Situationen, die sich in den Briefen ehemaliger Häftlinge finden, vollständig zu zitieren. Wieder müssen wir uns auf eine Auswahl beschränken:

»In den schwersten Augenblicken kam mir wohl der Selbsterhaltungsinstinkt zu Hilfe. Ich erinnere mich, daß ich mit einigen Kameraden gelöschten Kalk auf eisernen Schubkarren von der Grube transportierte, die etwa 200 Meter vom Lagerplatz entfernt war. Uns leitete ein junger SS-Mann, der uns mit der Reitpeitsche antrieb. Nach einiger Zeit bekam ich Blasen an den Händen, aus denen Wasser austrat. Bei jeder neuen Kalkladung dachte ich, das wäre das Ende, ich würde es nicht mehr aushalten. Trotzdem machte ich weiter – über alle menschliche Kraft. Da sah ich ein Stück normalen, dicken Drahtes, der auf der Erde lag. Als ich in der Schlange auf die nächste Portion Kalk wartete, gab mir wohl der Selbsterhaltungsinstinkt einen Gedanken ein, den ich sofort ausführte. Ich schob den Draht durch die Ärmel der Drillichjacke. An den Enden machte ich zwei Schlingen und legte sie um die Griffe der Schubkarre, so daß die ganze Last nun auf den Schultern ruhte. An diesem Tag gewann ich die Überzeugung, daß es aus einer schwierigen Situation immer einen Ausweg gibt.«
(Ing. Piotr Hiroń)

»Dadurch, daß ich beim Appell angeblich nicht Vordermann hielt, fiel ich unserem *Blockführer* Keller auf. Er wies den Blockältesten an, meine Nummer zu notieren und mich streng zu bestrafen. Da ich die Nummer auf Jacke und Hose aufgenäht hatte, wartete ich nicht, bis mein Blockältester, der Volksdeutsche Wierzbica, der im ganzen Lager für seine Mordtaten berüchtigt war, sie las und aufschrieb. Ich rief laut: *‚Fünfundsechzig dreiundsechzig!'* Ich sah, wie der Blockälteste 6563 statt 5626 aufschrieb. Abends nach dem Gong kam Wierzbica, bewaffnet mit einem Gummiknüppel, in unseren Saal und rief: ‚Nummer 6563 heraustreten!' Ich lag schon ausgezogen da. Als ich das hörte, bedeckte ich unwillkürlich den Kopf, und mir brach der Angstschweiß aus. Wierzbica rief noch ein paar Mal jene Nummer aus, aber vergebens. Er zischte vor Wut, fluchte und drohte: ‚Morgen werde ich ihn finden!' Am nächsten Tag gleich nach dem Gong nahm er seine Suche wieder auf. Als ich das hörte, verließ ich den Block aus Angst, er könnte mich erkennen. Ein Kamerad, der in die Sache eingeweiht war, warnte mich, daß Wierzbica beim Appell nach mir suchen würde. Und dann wollte er, wie er sagte, diesen Schweinehund umbringen. In einer halben Stunde war Appell. Was tun, um nicht erkannt zu werden? Mit Wierzbica ist nicht zu spaßen. Er vergleicht meine Nummer auf Bluse und Hose und findet mich. Ich stehe so ratlos wie vor dem Galgen, an dem ich gleich hängen werde... Da sehe ich, wie aus einem Block ein Leichnam herausgetragen und auf dem Hof beim Spital abgelegt wird. Vielleicht wird man auch mich so... Ich dachte den Gedanken nicht zu Ende. Ich hatte schon einen Plan. Rannte zum Spital, zog dem Leichnam die – zu meinem Glück recht große – Jacke mit seiner Nummer aus und zog sie über meine, drückte die Mütze tief ins Gesicht, setzte die Brille auf, ging schön krumm und trat dermaßen verkleidet an einer ganz anderen Stelle der Zehnerreihe zum Appell an. Wierzbica läuft und sucht, vergleicht die Nummern, schäumt vor Wut und verflucht den Schuldigen, bis er endlich die Suche aufgibt. Ich atmete auf. Mir wurde so leicht ums Herz, ich fühlte mich so gut, als hätte mich ein großes Glück getroffen. Es war ja aber auch ein großes Glück. Ich hätte mindestens fünfzig Stockschläge bekommen, wäre womöglich gestorben...«
(Prof. Jan Dziopek)

Wertvorstellungen, Denkgewohnheiten und Verhaltensweisen, die sich in der Freiheit verfestigt hatten, waren geeignet, das notwendige Mindestmaß der Anpassung sehr zu erschweren. Es ist allgemein bekannt (und Beobachtungen ehemaliger Häftlinge bestätigen dies), daß Menschen, die die Menschenrechte für heilig und unantastbar hielten, besonders Ästheten, Übersensible, Intellektuelle, in einer Treibhausatmosphäre aufgewachse-

ne Menschen, die zum ersten Mal mit grausamem Unrecht, mit menschlicher Erniedrigung und geplanter Demütigung in Berührung kamen, sich innerlich am schwersten mit dem neuen, anormalen Lebensstil im Lager abfinden konnten. Diese Kategorie von Häftlingen wurde übrigens auch besonders unerbittlich verfolgt, ausgelacht und beschimpft. Man muß Zofia Suwała-Czyż wohl recht geben, wenn sie schreibt:

»Intellekt oder hervorragende geistige Eigenschaften galten in jener Zeit längst nicht so viel wie Lebensklugheit, Dreistigkeit und nüchterner Realismus. Ich glaube, Häftlingen, die in der Zeit vor dem Lager, sei es durch ihren Beruf, durch ihre Ausbildung oder ihre gesellschaftliche Herkunft eine empfindsame und sensible Phantasie entwickelt hatten, fiel es besonders schwer, sich den Bedingungen dort anzupassen.«

Die eigene Einstellung

Von unschätzbarem Wert im Lager war eine heitere Gemütsart, die natürlich ungewöhnlich schwer zu bewahren war. Sie war sowohl für den betreffenden Häftling als auch für andere von Bedeutung. Die Fähigkeit, die deprimierenden Verhältnisse im Lager, die Mörder und Henkersknechte mit Humor zu nehmen, machte Mut, verlieh Kraft und bewahrte vor Selbstmordgedanken. Die Realität erschien weniger bedrohlich, die lähmende Angst vor den Verfolgern ließ nach, wenn sie lächerlich gemacht wurden. Menschen mit unverwüstlichem Humor waren im Lager populär und gefragt, es bestand ein Bedarf nach ihrer Produktion, und das war nicht ohne Bedeutung für ihr Überleben. Bissige Satiriker, Witzbolde und Ironiker waren bei den Mithäftlingen beliebt, und man half ihnen eher als anderen. Sie fühlten, daß sie gebraucht wurden. Hier einige typische Urteile über diese Eigenschaft:

»Der Humor entlud in kritischen Situationen die nervliche Spannung, er förderte die psychische Erholung und machte es möglich, viele Beschwernisse des Lagerlebens auf die leichte Schulter zu nehmen und Witze darüber zu machen.«
(Zofia Przanowska)

»Das Lächeln und eine heitere Stimmung waren trotz allem wichtige Faktoren der Abhärtung, sie hielten den Lebenswillen aufrecht. Für manche bedeuteten sogar die ‚Parolen', unüberprüfte und allzu optimistische Nachrichten aus der Welt jenseits des Lagers, eine Stärkung, aber größere Bedeutung hatte doch eine nüchterne Einschätzung der Situation mit der Schlußfolgerung, daß sie nicht hoffnungslos sei und man nicht zusammenbrechen dürfe.« (Jan Olszowski)

»Mir fiel es leichter als den meisten anderen, die psychisch vernichtende Einwirkung der Eindrücke im Lager abzupuffern. Weshalb? Ich war von heiterer Gemütsart, ich neigte zur Selbstironie und dazu, über die Elemente der Wirklichkeit zu lachen, die mir – sowohl im zivilen Leben wie auch im Mikroklima des Lagers – nicht paßten, gegen die ich aber auf andere Weise nichts unternehmen konnte oder wollte. Durch Humor und Heiterkeit, die nach außen meist viel ausgeprägter waren, als es meiner inneren Verfassung entsprach, gewann ich mir, glaube ich, die Zuneigung vieler Mithäftlinge und somit auch ihre Hilfe in schwierigen, oft höchst dramatischen Situationen. Auf irgendeine Art brauchten wohl auch sie mich, ich erleichterte ihnen den Überlebenskampf, obwohl meine Dienste für die Mithäftlinge aus der engeren Umgebung im Grunde nichtmaterieller Art waren.« (Dr. Adolf Gawalewicz)

Eine extrovertierte, heitere Gemütsart ging im allgemeinen mit anderen Eigenschaften einher, die im Lager gebraucht und geschätzt waren: mit Altruismus und Kameradschaftlichkeit. Ein tragisches Schicksal hatten meist die Einzelgänger, die mit niemandem teilten, wenn sie einmal ‚überschüssige' Lebensmittel oder andere Güter hatten, die keine Freunde fanden, auf die sie im Notfall zählen konnten. Sie gingen nicht nur an der fehlenden Hilfe von Mithäftlingen zugrunde, sondern auch – wie in vielen Berichten nachzulesen ist – an dem dominierenden und zerstörerischen Gefühl der Einsamkeit in der Masse. Menschen dagegen, die sich anderen freundlich zeigten und das Vertrauen der Mithäftlinge gewannen, genossen in schwierigen Situationen die materielle und körperliche, aber auch geistige Unterstützung von Kameraden.

In diesem Aufsatz wird später noch die Rede davon sein, welche rettenden oder nur positiven Auswirkungen selbstlose Hilfe, Freundlichkeit und Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Leidensgefährten zeitigen konnten. Hier seien nur einige besonders interessante und charakteristische Äußerungen zitiert, die sich auf die subjektive Seite der Frage beziehen, d.h. auf die Vorteile, die eine kameradschaftliche und altruistische Haltung bringen konnte. Es war im wohlverstandenen Eigeninteresse des Häftlings, solche Einstellungen im Lager zu bewahren oder zu entwickeln.

»Ich war nie eine Egoistin, wie so manche Kameradinnen, die mit niemandem teilten, obwohl sie sowohl von Bekannten im Lager als auch von außerhalb Hilfe bekamen, reichhaltige Lebensmittelpakete erhielten und keinen Hunger litten; sie wurden krank, gingen aufs Revier und kamen nie wieder. Man mußte mutig sein, mußte sich Kameradinnen von gleicher Sinnesart suchen, durfte nicht nur für sich selbst leben, sondern mußte auch anderen helfen, etwas riskieren, sich engagieren. Es wurde viel getan, wovon die Kameradinnen nicht einmal wußten.« (Józefa Szkodzińska)

»Ich war auch bemüht, im Gespräch oder durch verschiedene Hilfeleistungen Freunde zu gewinnen. Wenn ich Pakete bekam, sonderte ich mich nie von den anderen ab. Ich teilte mit den Kameraden; diese kameradschaftliche Haltung bewirkte, daß auch sie mich nicht vergaßen, wenn sie etwas hatten.«
(Ing. Czesław Łyjak)

»Es ist doch wahr, daß wir Polen uns im Unglück gegenseitig helfen, daß wir solidarisch, kameradschaftlich usw. sind. Im kleinen Kreis, in der Gruppe der Kameraden wurde gleichsam

künstlich Geistesnahrung, Hoffnung produziert, es wurden absichtlich Gerüchte in Umlauf gesetzt, daß der Krieg dann und dann zu Ende sein würde, und so ging das von Weihnachten bis Ostern, von Ostern bis Pfingsten, sogar mit einer Portion Aufschneiderei, wenn es hieß, daß für uns Polen Auschwitz nur ein Pappenstiel sei.« (Stefan Wojtkowski)

»Man durfte sich im Lager nicht einsam fühlen. Man mußte wissen, daß Tausende von Frauen das gleiche Schicksal wie ich teilen. Und hier kam es zu einer nicht organisierten Widerstandsbewegung, die Kraft verlieh und Mut zum Überleben machte. Alles, was gegen die Vorschriften war, bereitete viel Genugtuung – das war eine ständige Sabotage im kleinen.« (Dozentin Dr. Helena Wiązownicka-Gawęda)

»Meine Zeit im Gefängnis hatte mich davon überzeugt, daß man mindestens einen Freund haben mußte, und ich knüpfte sehr bald Freundschaft mit einigen Mithäftlingen, die ich noch aus der Freiheit kannte oder im Gefängnis bzw. im Lager kennengelernt hatte (Ing. Stanisław Kubiński, Stanisław Nowicki und andere). Der Inhalt der Lebensmittelpakete, die wir von zu Hause bekamen, wurde geteilt. Ähnlich wurde verfahren, wenn ich oder einer meiner Freunde zusätzliche Nahrungsmittel oder Medikamente organisiert hatte.« (Stefan Kępa)

»Besondere Gewitztheit zeigte ich im Lager nicht – vielleicht fehlt sie mir überhaupt – ich war eben einfach in Arbeitskommandos, in denen man nicht gewitzt zu sein brauchte. Aber irgendwie wurde ich schnell mit den Menschen vertraut (es sei denn, es waren Schurken) und suchte mir immer instinktiv eine Gruppe wohlgesinnter Menschen. Ich besaß ein besonderes Talent, Menschen zu verstehen und mich ihnen zu nähern. Das brachte mir ihrerseits viel Wohlwollen ein.« (Marian Główka)

»Kürzer oder länger währende Freundschaften hatten immer einen positiven, stärkenden Einfluß auf den Häftling. Es mußte dabei gar nicht um materielle Hilfe gehen, es genügte, daß man seine Eindrücke und Sorgen teilen konnte, sich bei der Arbeit half oder vielleicht nur die Gerüchte anhörte, die im Lager z.B. über das Geschehen an den alliierten Fronten kursierten, was die Häftlinge psychisch sehr aufmunterte.«
(Zbigniew Gizyński)

Fähigkeiten und Kenntnisse aus der Freiheit

Nicht ohne Bedeutung für das Überleben im Lager waren auch Fähigkeiten, die man sich vorher oder während des Aufenthalts im Lager angeeignet hatte. Unter den ehemaligen Häftlingen gibt es viele, die fast ausschließlich deshalb überlebt haben, weil sie durch ihren konkreten, materiell nützlichen Beruf, ihr Handwerk, ihre Fachkenntnisse oder Begabungen geschützt waren, die es ihnen ermöglichten, eine weniger erschöpfende, leichtere, stabilere Arbeit zu finden, zusätzliche Verpflegung zu erhalten und von der Lagerbesatzung etwas anders, besser behandelt zu werden. Von Nutzen konnte hier eine breite Skala von Fähigkeiten sein, wie sie z.B. Ingenieure, Bauarbeiter, Schlosser usw. hatten, bis hin zu medizinischen und künstlerischen Berufen. So wurden bekanntlich die in Auschwitz inhaftierten Ingenieure aus Mościce – schon in der Anfangsphase extremen Terrors und brutaler Morde – beim Bau des Stammlagers, der Kanalisation, von sanitären Einrichtungen usw. beschäftigt, während Xawery Dunikowski* Büsten von SS-Männern schnitzte, Modelle des Lagers anfertigte usw. Aber nicht einmal Fachkräfte waren vor jeder Gefahr gefeit.

»An jedem arbeitsfreien Tag im Kommando malte ich im sog. Lagermuseum. Häufig nahmen sich SS-Männer meine Bilder mit, u.a. der damalige *Lagerführer* [Franz] Hössler, der mir wiederum bei einer Gelegenheit aus einer Notlage half. Auf Bitten einiger Kameraden malte ich Porträts von ihnen, darunter Ölporträts auf Leinwand von [Czesław] Cegielski aus Poznań und von Prof. Dr. Jan Olbrycht, die beim Transport (unter Holz zusammengerollt) von SS-Mann Kaduk am Lagertor entdeckt wurden, der natürlich die politische Abteilung informierte. *Lagerführer* Hössler lud Prof. Olbrycht vor, der erklärte, die Gemälde hätten zum Rahmen in die *DAW* (*Deutschen Ausrüstungswerke*) gebracht werden sollen. Man warf uns Kontakte mit der Freiheit vor, aber Hössler ließ die Porträts verbrennen, und dabei blieb es. Die Malerei und die Fähigkeit, Kunstgegenstände aus Kupfer herzustellen, haben mir tatsächlich das Leben gerettet.« (Czesław Lenczowski)

»Außer einer gewissen Übung in Forstarbeiten besaß ich schon immer eine Neigung und ein Talent zur Bildhauerei. Daß ich so gut in Holz schnitzen konnte und im Lager einige Fähigkeiten bewies, bewahrte mich bis zu einem gewissen Grade vor schwerer, todbringender Arbeit.«
(Andrzej Gąsienica-Makowski)

Manchmal eröffnete sich auch Häftlingen, die bestimmte Kenntnisse oder Erfahrungen besaßen, ganz plötzlich eine Überlebenschance, besonders bei glücklichen Zufällen oder wenn die Lagerbehörden irgendein Vorhaben planten.

»Daß ich das Lager überlebt habe, habe ich vor allem meinem Fachgebiet, der Agrarchemie und Bodenanalyse, zu verdanken. Gerade als ich nach schweren Krankheiten völlig entkräftet war, wurde die sog. Pflanzenzuchtstation in Rajsko gegründet. Man suchte einen Agrarchemiker, und ich meldete mich zu der Arbeit. Der Leiter dieses Instituts, [SS-Obersturmbannführer] Dr. [Joachim] Caesar, ordnete an, daß alle in Rajsko beschäftigten Häftlinge einen Monat ausruhen und nicht zum Appell antreten sollten. So lag ich denn und sammelte Kräfte für den weiteren Lebenskampf im Lager. Das war wohl der wichtigste Moment für mein Überleben. In Rajsko herrschten viel bessere hygienische Verhältnisse, es gab Duschen, Handtücher, Seife, einen Speisesaal, getrennte Betten. Die Arbeit im Laboratorium ermöglichte die Verständigung

* Xawery Dunikowski, 1875–1964, bedeutender polnischer Bildhauer und Maler, 26.6.1940–27.1.1945 Häftling in Auschwitz.

mit anderen, sogar den Kontakt mit Leuten von außerhalb des Lagers.« (Dozentin Dr. Helena Więzownicka-Gawęda)

Ein großer Teil der Einsender, die aufgrund von tatsächlichen oder sogar vorgeblichen Fähigkeiten eine ihnen zusagende Arbeit in Facharbeiter-Kommandos bekamen und so unter erträglichen Bedingungen, unter Dach arbeiten konnten, vor allem da, wo es um die Verpflegung des Lagers ging, schreiben diesem Umstand eine entscheidende Bedeutung für ihr Überleben zu. Privilegiert waren somit Köche, Bäcker, Fleischer usw.

Auch andere, noch speziellere Fähigkeiten galten etwas. Zur Illustration zitieren wir nur zwei Äußerungen, die das Überleben auf Organisationsfähigkeiten und auf die Fähigkeit zurückführen, Spitzel zu enttarnen:

»Ich war zu Hause in patriotischem Geist erzogen worden, und nach dem Vorbild meines Vaters (der Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr und Leiter der Stefczyk-Kasse* war und sich in der landwirtschaftlichen Genossenschaft und anderen Organisationen betätigte) leistete auch ich gesellschaftliche Arbeit im Bund der Landjugend ‚Wici' und bei der Feuerwehr, gewöhnte mich so an die Zusammenarbeit mit anderen und erwarb mir einige organisatorische Fähigkeiten, die mir später im Lager sehr nützlich werden sollten.« (Antoni Miernik)

»Es war für das Überleben wichtig, daß man über seine engste Umgebung Bescheid wußte. Was ein alter Häftling war, der kannte alle seine Spitzel und ging ihnen aus dem Weg. Die SS-Männer hatten wir gründlich durchleuchtet. Wir kannten ihre Lebensart, den Grad ihrer Verrohung, ihre Habgier und ihre kleinen Schwächen.« (Edward Ferenc)

Am häufigsten findet man im Zusammenhang mit Fähigkeiten, die das Überleben erleichterten, den Hinweis auf die Kenntnis von Fremdsprachen, vor allem des Deutschen, das die im Lager zu gebrauchende Sprache war. Darüber schreiben nicht weniger als 41 der Befragten ehemaligen Häftlinge, also 25,6%. Selten sind Stimmen, die der Kenntnis des Deutschen größere Bedeutung für das Überleben im Lager absprechen. Eine große Ausnahme ist dagegen eine Äußerung, die der mangelnden Kenntnis der Sprache der Henkersknechte eine positive Wirkung zuschreibt:

»Auf der Schule hatte ich kein Deutsch gelernt. Ich entwickelte da einigen Widerwillen, vielleicht auch unter dem Einfluß der Novelle ‚Aus den Erinnerungen eines Posener Lehrers'**, die ich als Kind gelesen hatte. Meine Empfindlichkeit machte sich bemerkbar, als man Deutsch pauken mußte. Im Lager hat mir das nicht geschadet. Die ganzen Flüche verstand ich nicht und sprechen... das riskierte man besser nicht, wenn man draußen arbeitete, denn die SS-Männer mochten es nicht, wenn sich eine dreckige, verlauste Häftlingsfrau, ein Mensch niederer Rasse, ihrer edlen Sprache bediente. Dann gab es Schläge – das kann ich belegen.«
(Jadwiga Apostol-Staniszewska)

Überwiegend aber konnten sich die Häftlinge dank ihrer Deutschkenntnisse bei den SS-Männer melden, Befehle, Kommandos und Rufe und auch die deutschen Lieder verstehen, die sie lernen mußten. Deutschkenntnisse schützten also in gewissem Maße vor Schlägen und gestatteten es oft – z.B. durch schlagfertige Antworten – heil aus einer Notlage herauszukommen:

»Man konnte von Glück reden, wenn man Fremdsprachen konnte, in diesem Fall natürlich besonders Deutsch. Das hat mir in vielen Fällen geholfen. Ich brauchte keinen Dolmetscher, ich verstand, was jemand sagte, ob es nun die Wahrheit oder Ausflüchte waren.« (Gertruda Dubowska)

»Dadurch, daß ich Deutsch konnte, fiel es mir leichter, das Lager zu überleben. Ich konnte soweit Deutsch, daß ich die Deutschen verstand, aber nicht genug, um in die Schreibstube zu kommen – ich konnte ja auch nicht Maschinenschreiben. Meine Deutschkenntnisse ersparten mir so manche Fußtritte und Schläge. Z.B. rief der Blockführer beim Appell: ‚Der da in der Mitte, raustreten!' Der aber versteht nichts, so daß der SS-Mann kommt und ihm ins Gesicht schlägt und ihn tritt, wo er gerade trifft. So etwas konnte ich vermeiden. Am Haupttor konnte ich vorschriftsmäßig ‚Meldung machen', während andere, z.B. aus der Lubliner Gegend, die Meldung durcheinanderbrachten und Schläge bekamen.« (Marian Główka)

Wenn man verstand, was die Deutschen zueinander sagten, konnte man oft ihren verbrecherischen Plänen entgehen, die Situation besser einschätzen, rechtzeitig reagieren und andere warnen:

»Als ich auf der dritten Pritsche lag und in einem wachen Augenblick auf deutsch sagen hörte, daß ‚morgen der Block entlaust wird', teilte ich das Dunikowski mit, und so entgingen wir dem Transport ins Krematorium, der kurz nach unserem Verschwinden erfolgte. Meine Deutschkenntnisse hatten mich die nahende Gefahr erkennen lassen, und eine ‚alte Nummer' sorgte dafür, daß uns der Schreiber ins Lager entließ.«
(Marian Główka)

»Die Kenntnis des Deutschen war im Lager von kolossaler Bedeutung, besonders in brenzligen, gefährlichen Situationen, vor geplanten Aktionen der Lagerkommandantur, z.B. Selektionen im Spital, Transporten zur Vergasung u.ä. Ich habe sehr oft Gespräche von SS-Männern, Kapos oder Blockältesten mit angehört und dabei so getan, als verstünde ich kein Deutsch; dadurch bekam ich rechtzeitig Informationen und konnte auch die Kameraden vor der drohenden Gefahr warnen. Man mußte

* Franciszek Stefczyk, 1861–1924, gründete 1890 die erste polnische landwirtschaftliche Spar- und Darlehenskasse nach dem Vorbild Raiffeisens. Nach seinem Tod wurden die auf seine Initiative entstandenen Genossenschaften Stefczyk-Kassen genannt.

** Henryk Sienkiewicz. Z pamiętnika poznańskiego nauczyciela (1879, dt.: 1901).

in so einer Situation ständig Augen und Ohren offenhalten. Im Lager machte es sich sehr oft bezahlt, wenn man Deutsch konnte, etwa um in ein besseres Arbeitskommando zu kommen oder um sich oder einen Kameraden gegen Vorwürfe zu verteidigen. Ein Häftling, der nicht Deutsch konnte, mußte immer mit Schlägen oder Schikanen rechnen, er bekam die schlechteste Arbeit, und das führte zu Entkräftung und Tod.« (Roman Jaszczyński)

Wie aus dem letzten Zitat und aus vielen anderen Äußerungen und Lagererinnerungen hervorgeht, war es für das Überleben nicht unerheblich, daß man aufgrund seiner Sprachkenntnisse eine bessere Arbeit bekam; es bestand immer ein begrenzter Bedarf an Mitarbeitern für die Verwaltung, die Sprachkenntnisse besaßen, an Schreibern, Übersetzern usw., und dieser Bedarf nahm mit der Entwicklung des Lagers zu:

»Dank meiner Deutschkenntnisse, und weil ich eine schöne, kalligraphische Handschrift hatte, kam ich am 18. Juli 1942 in die Hauptschreibstube des Lagers. Hier fand ich ganz anständige Lebensbedingungen vor. Ich war von kultivierten Menschen umgeben, man hörte keine Flüche, niemand wurde geschlagen, es gab keine Diebstähle, mit einem Wort – ich lebte geistig auf.« (Prof. Jan Dziopek)

»Mir persönlich hat es im Lager sehr geholfen, daß ich Deutsch konnte. Ich sprach nicht perfekt, aber ich konnte mich verständlich machen, und das hieß schon sehr viel; man konnte sich eine bessere Arbeit besorgen und wußte überhaupt, was um einen herum geschah. Außerdem war ich diszipliniert und arbeitete ständig, aber so, daß ich nicht zu sehr ermüdete; man mußte Augen und Ohren offenhalten, um allen Gefahren zu entgehen.« (Mieczysław Albin)

Manch einer, der Deutsch konnte, erntete Dankbarkeit und Hilfe von Kameraden, die diese Sprache, die bekanntlich in den Briefen vorgeschrieben war, nicht beherrschten.

»Meine Deutschkenntnisse aus der Mittelschule erleichterten mir nur ein wenig die allgemeine Orientierung, aber sie erwiesen sich als sehr nützlich, wenn es darum ging, sich und anderen die schematischen Briefe an die Familie zu schreiben. Dabei kam es zu rührenden Szenen. Nicht selten bat mich eine arme Frau, die ich nicht kannte, ihr einen Brief zu schreiben, und drückte mir als Lohn ein Stück Brot in die Hand, das sie aus Lumpen ausgewickelt hatte. Wie gut, daß ich es nie genommen habe. Dem Angebot einer Zigarette dagegen konnte ich selten widerstehen (mea culpa).« (Eine der Befragten, Häftlingsnummer 7558)

»Ich schrieb für die Kameraden deutsche Briefe, sie schätzten und mochten mich dafür und halfen auch, wenn sie konnten.« (Arnold Andrusik)

»Wenn man Deutsch konnte, konnte man Briefe schreiben und so die Stubenältesten für sich gewinnen. Als ich gelernt hatte, Kartoffeln aus dem Magazin zu holen – und ich muß dazu sagen, daß das nicht auf Kosten der Häftlinge ging, denn jede hatte täglich ihre Norm Kartoffeln, Rüben oder Kürbisse zu schälen – konnte ich mir alles ‚organisieren', was für die persönliche Hygiene nötig war. Es gab also eine gewisse Überlebenschance.« (Janina Czerwiec-Dzierżymirska)

Es war schließlich auch nicht ohne Bedeutung, daß man mit Fremdsprachenkenntnissen leichter Kontakt zu Häftlingen unterschiedlicher Nationalität knüpfen, ihr Vertrauen gewinnen und sich in diesem Kreise gegenseitig helfen konnte. Die Unkenntnis von Sprachen brachte die Häftlinge dagegen nicht selten in äußerst unangenehme Situationen, ja, sie konnte sogar das Leben kosten.

Äußere Faktoren des Überlebens

Mithäftlinge und Familien als Stütze

Einer der am häufigsten genannten Gründe für das Überleben im Lager ist die Hilfe von Mithäftlingen in schwierigen oder bedrohlichen Situationen. 95 von 160 Einsendern, d.h. 59,4%, sprechen ausdrücklich davon und bezeichnen es als einzige Überlebensursache. Diese Hilfe äußerte sich ganz unterschiedlich und in höchst seltsamen Situationen und Verhältnissen, wie sie nur in einem Vernichtungslager möglich waren. Es handelte sich um materielle Hilfe, im konkretesten Fall um das Abtreten von Brot oder anderer Nahrung, von Kleidungsstükken, Medikamenten, um Unterstützung bei der Suche nach einer Arbeit, die erträglicher war oder Zugang zu Lebensmitteln verschaffte (davon wird noch die Rede sein), um geistige Hilfeleistung, die sich z.B. darin äußern konnte, daß man einen depressiven Häftling von Selbstmordgedanken abbrachte, hilfreiche Ratschläge gab, warnte und informierte, jemandem Mut machte, religiösen Trost spendete, durch das eigene Vorbild aufrichtete usw. Die ehemaligen Häftlinge haben mit der Feststellung recht, daß wer ohne die Unterstützung von Freunden, Kollegen, Bekannten oder wenigstens wohlgesinnten Personen auskommen mußte, so gut wie keine Überlebenschance hatte.

Wie sehr die Häftlinge im Lager von der Wirksamkeit der Hilfe ihrer Leidensgefährten überzeugt waren und es noch heute sind, mögen einige Zitate bezeugen:

»Schon in der Anfangszeit meines Aufenthalts hörte ich sagen, daß ein *Zugang* innerhalb von 2–3 Monaten sterben mußte, wenn er nicht in den ersten Tagen nach seinem Eintreffen jemanden traf, der ihm mit Lebensmitteln oder auf andere Weise half. Gelang es ihm aber, in dieser Zeit irgendwie ein gutes Kommando zu ‚kriegen', so konnte man sagen, daß er eine gewisse Chance hatte, da wieder herauszukommen.« (Wincenty Gawliczek)

»Ich erlaube mir, zwei Einträge in mein Stammbuch zu zitieren, die am 14. Juni 1965 auf einem Kameradentreffen in

Tarnów zum 25. Jahrestag des ersten Häftlingstransports vorgenommen wurden. Kamerad Tadeusz Krupiński, Nr. 224, schreibt: ‚Die kameradschaftliche Hilfe im Lager entschied in vielen Fällen darüber, ob man diese Hölle überlebte. Der erste Kamerad, der mir entscheidend und ganz konkret, nämlich mit Lebensmitteln, geholfen hat, war Genek Niedojadło. Das werde ich nie vergessen! Und bei dieser Gelegenheit möchte ich Dir, lieber Genek, herzlichst danken.' Kamerad Jan Sarapata, Nr. 300, trug kurz und bündig ein: ‚Du hast überlebt, weil Du den Kameraden halfst. Daher schreibe ich Dir zum Dank wenigstens diese Worte ins Stammbuch.' Ich schließe mit einer Sentenz, die mein Kamerad Olek Kołodziejczyk, Nr. 112, der ‚Hase', in dieses Stammbuch schrieb: ‚Sehr wahr ist das alte Wort: Wahre Freunde erkennt man in der Not.'«
(Mrg. Eugeniusz Niedojadło)

»Insgesamt kann man sagen, daß jeder sein eigenes Schicksal hat. Richtig ist, daß ich ohne die Hilfe von guten Menschen das Lager nicht überlebt hätte.« (Wanda Falender-Napierała)

Lebensentscheidend war diese Hilfe schon in den ersten Tagen, um nicht zu sagen – in den ersten Augenblicken im Lager.

»Im Lager kamen uns die dort schon länger eingesperrten Kameraden zu Hilfe. Wie wertvoll war diese Hilfe! Ich werde mich bis ans Lebensende dankbar an sie erinnern! Und diese Hilfe spürten wir schon am ersten Tag. Am Morgen des 14. Mai 1943, also schon am Tage nach unserer Ankunft in Birkenau, stießen Häftlinge zu uns, die mit Vermessungsarbeiten beschäftigt waren. Von ihnen hörten wir ermunternde Worte und die Aufforderung, durchzuhalten. Sehr vernünftig waren auch die Ratschläge, die wir später bekamen, etwa: ‚Sorge dich nicht um deine Familie, deine Kinder; es gibt gute Menschen, die sich um sie kümmern.' Oder: ‚Vergiß, wer du warst, zerbrich dir nicht den Kopf um die Zukunft, denk nur an den heutigen Tag, versuche, schwere Arbeit und besonders todbringende Schläge zu vermeiden, ‚organisiere' dir etwas – und sei froh, daß du am Abend liegen und ausruhen kannst.' Sehr wertvoll waren auch verschiedene Warnungen, z.B.: ‚Guck, das ist Kapo Bruno, wenn er dich fertigmacht und du am Boden liegst, steh nicht auf, sonst schlägt er noch viel härter zu; und das ist Kapo Helmuth – wenn du bei ihm zu Boden gehst, steh sofort auf, sonst tritt er dir in den Bauch.'«
(Mgr. Jan Starczewski)

Bekanntlich hörten neu eingetroffene Häftlinge im Lager Auschwitz begierig auf die Ratschläge jener, die schon länger dort waren und suchten deren Hinweise manchmal recht schematisch in die Praxis umzusetzen. Stammten diese Ratschläge doch von Häftlingen, die unter unglaublich schwierigen Bedingungen oft erheblich längere Zeit überlebt hatten, als dies von der SS vorgesehen war. Aus diesem Grunde waren die sog. alten Nummern auch geschätzt und genossen Autorität in der Häftlingsgemeinschaft. Der Tod eines Häftlings mit niedriger Nummer wurde von den Neuankömmlingen erstaunt und ungläubig zur Kenntnis genommen.

»Die wichtigste Voraussetzung dafür, daß ich die Lager überlebte, war wohl, daß ich mich in einer Gruppe von befreundeten Mithäftlingen befand, die sich gegenseitig unterstützten und halfen, so gut sie konnten, und einander Hoffnung auf die Befreiung machten. Gleich nach meiner Ankunft im Lager machten mich Kameradinnen, die als Häftlinge in der Kanzlei arbeiteten, in der Kartei um zehn Jahre ‚jünger'; und da ich klein, schlank und gesund war, weckte der ‚Verlust' von zehn Jahren im Lebenslauf keinen Verdacht. Als ich erkrankte, kümmerten sich die Häftlingsärztinnen Maria Jasińska, Janina Węgierska, Ljuba Alpatova sowie die Krankenschwester Hanna Żylińska-Nowakowska rührend um mich. Nach meiner Genesung war ich sehr geschwächt. Sie sorgten dafür, daß ich als Pflegerin im Revier blieb, zunächst im Block 29, später auf der Chirurgie, in Block 6. Dadurch mußte ich nicht nach *‚außen'*, d.h. zu der Schwerstarbeit außerhalb des Lagers. Auf diese Weise gelang mir die Anpassung an das Leben im Lager.«
(Janina Głąbkowska)

»Die Hilfe war manchmal ganz unscheinbar, und doch konnte sie alles entscheiden. Als ich am 29. Juli 1941 mit einem Häftlingstransport aus Tarnów ins Konzentrationslager Auschwitz kam, wohnte ich zunächst lange Zeit in Block 9, Stube 4. In diesem Zugangsblock herrschten fürchterliche Verhältnisse, und ich hielt es für unmöglich, daß sie irgendwo noch schlechter sein könnten; deshalb nahm ich die Nachricht von der Verlegung nach 8a erleichtert auf. In 8a schliefen wir ebenfalls auf dem Boden, wie in 9, aber es war so eng, daß man die Beine auf einen anderen Häftling legen mußte. Wer die größere Klappe hatte und frecher war, gewann. Aufgrund dieser schlaflosen Nächte verfiel ich zusehends und nickte bei der Arbeit trotz aller Willensanstrengung ein. Das merkte Franciszek Balzar aus Tarnów, der Schreiber unseres Kommandos, und er bemühte sich darum, daß ich nach Block 4a verlegt wurde. In diesem Block sah ich zum ersten Mal Pritschen zum Schlafen, und die Verhältnisse waren so, als wäre ich nicht mehr im gleichen Lager.« (Priester Jan Marszałek)

Am ehesten konnten die Häftlinge natürlich auf Verwandte zählen; wenn auch Familienangehörige im Lager waren, schuf dies besonders günstige Voraussetzungen für die Organisierung gegenseitiger Unterstützung. Allerdings konnte das auch besonderes Leid verursachen, wenn man hilflos zusehen mußte, wie nächste Angehörige gequält wurden. Vielen Häftlingen kamen auch Bekanntschaften aus der Zeit vor der Verhaftung sehr zugute. Uneigennützige Hilfe konnten die neu im Lager eintreffenden Häftlinge meist auch von Landsleuten, Schulkameraden, Kommilitionen, Parteigenossen usw. erwarten. Solche Hilfe wurde sehr häufig nicht nur selbstlos, sondern auch unauffällig geleistet.

»Freundschaften waren zu jeder Zeit im Lager von erstrangiger Bedeutung (. . .) ich überstand einen sehr schweren Typhus. Nach der Krankheit ging ich zu früh ins Lager zurück. Das war, als ich mit Tante Zosia (Kossak-Szczucka), Dada Schilling und Halina Czernowska befreundet war. Ich hielt mich mit Mühe

auf den Beinen, während des Appells fror ich und mir war schwindlig. Tante Zosia stützte mich. Sie stand hinter mir. Sie wärmte mir den Rücken, schien ganz abwesend – sie betete, ich wußte, daß sie auch für mich betete. Tante Zosia bannte auch Gefahren, die mir unmittelbar drohten. Ich weiß nicht, wieviel sie selbst dabei riskierte.« (Elżbieta Pańczyszyn-Pawłowska)

»Vom ersten Augenblick meines Lageraufenthalts an genoß ich die rührende Fürsorge der Kollegen aus Rybnik, die die Verhältnisse im Lager in- und auswendig kannten.«
(Alojzy Fros)

Daher ist es keineswegs erstaunlich, daß Häftlinge, denen die ungeheure Bedeutung von Solidarität, gegenseitiger Hilfsbereitschaft, Kameradschaftlichkeit und Freundlichkeit bewußt war, diese Eigenschaften bei sich und anderen sehr hoch schätzten und informelle Gruppen, eine Art Lobby von mehr oder weniger eng verbundenen Menschen bildeten, Aufklärungsaktionen über die Bedeutung dieser Eigenschaften im Lager durchführten, Gespräche und Diskussionen zu diesem Thema organisierten, mit einem Wort – auf diese Weise versuchten, sich den Vernichtungsplänen zu widersetzen:

»Besonders wichtig war, daß man sich in der Menschenmasse im Lager zurechtfand. Das konnte man von älteren Häftlingen lernen, die uns immer wieder darauf hinwiesen, wie wir uns unter den konkreten Bedingungen im Lager zu verhalten hatten. So waren denn Kameradschaftlichkeit, Internationalismus, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft und Solidarität ständiges Diskussionsthema.« (Roman Jaszczyński)

»Die organische, lebendige Verbindung zu Menschen aus der Zeit davor, übertragen auf das Gebiet des Lagers, gab uns in den ersten, schwierigsten Tagen Halt inmitten dieser großen, anonymen Menschenmasse, die das Lager durchflutete wie Wogen, die anschwellen, um dann spurlos zu verschwinden. Nach einiger Zeit jedoch bildeten sich unter den Häftlingen neue Gruppierungen von unterschiedlichem Integrationsgrad, die mehr oder weniger geschlossen waren. Ein gewisses kulturell-moralisches Mikroklima, das in ihnen entstand, strahlte über diese Strukturen hinaus. Diese neuen Bindungen, die entweder auf der Grundlage aufgefrischter oder erst deutlich gewordener politischer Bindungen, aufgrund gemeinsamer Arbeit oder einfach der Pritschennachbarschaft entstanden waren, gaben ihren Mitgliedern Halt und wirkten zugleich weiter ins Lager hinaus, organisierten in gewisser Weise das Leben im Lager. Dank dieser inneren Organisation war es möglich, weitere Kreise zu beeinflussen, der Degenerierung schwächerer Individuen entgegenzuwirken und Mithäftlingen das Leben zu retten. Auf meinem Weg durch das Lager besaß auch diese Form der Unterstützung ungeheure Bedeutung für das Überleben.« (Pelagia Lewińska-Tepicht)

Besonders die Häftlinge, die in sozialen Kategorien dachten, politische Häftlinge, die zur Widerstandsbewegung im Lager gehörten, fühlten sich zur Hilfeleistung berufen. Sie wirkten beispielhaft und erfolgreich für die Rettung von Leidensgefährten, organisierten für sie Hilfe in Form von Lebensmitteln oder ärztlicher Behandlung, ermöglichten die Flucht und besorgten durch eingeschmuggelte Kassiber Informationen über politische und militärische Ereignisse, Nachrichten von der Familie usw. Dieses Engagement gab den so tätigen Häftlingen auch das Gefühl, daß sie eine wichtige Rolle spielten, daß ihr eigenes Leben für die anderen unentbehrlich war und sie somit für ihr Überleben sorgen mußten, sich nicht unterkriegen lassen oder aufgeben durften.

»Die politischen Häftlinge waren schon durch ihre vorherige Aktivität in gewisser Weise zu sozialem Handeln prädestiniert, sie besaßen gesellschaftliches Verantwortungsgefühl und freundschaftliche Verbindungen aus der Zeit vor der Verhaftung oder aus dem Gefängnis. In diesem Sinne hatten sie mehr Möglichkeiten, sich gegenseitig zu unterstützen, als andere, die etwa bei Razzien von der Straße geholt worden waren. Die Hilfe von Freunden machte sich im Lager fast vom ersten Augenblick an bemerkbar. Wie hätten wir den ersten fünfstündigen Appell im Morgengrauen bei 20 Grad Frost in der Kleidung überstehen sollen, die wir anstelle der eigenen, warmen Winterkleidung bekamen, die man uns vom Leib gerissen hatte? Was für Schutz gegen die Kälte konnten die dünnen, zerfransten Strümpfe und der Stofflappen auf dem kahlgeschorenen Kopf bieten? Wenn man dieses stundenlange, reglose Stehen im Frost ohne Lungenentzündung und ohne erfrorene Gliedmaßen überstand, so nur deshalb, weil unsere Frauen, die wir in der Gefängniszelle kennengelernt hatten und die vor uns ins Lager gebracht worden waren, gewartet hatten, bis ein neuer Transport aus dem Gefängnis kam, um für uns warme Decken vorzubereiten, natürlich aus Sachen, die man unseren Vorgängern vom Leib gerissen hatte, um sie ins deutsche Hinterland zu schicken.« (Pelagia Lewińska-Tepicht)

»Eine noch größere Rolle spielten die Kassiber aus der ‚Freiheit', die wir einige Male durch Vermittlung der Widerstandsorganisation im Lager bekamen, und die außer den für mich so wichtigen Nachrichten über Familie und Freunde auch Informationen über die Niederlagen der Deutschen an der Ostfront sowie die Invasion der Alliierten im Westen enthielten, Informationen, die uns mit Freude und Optimismus in bezug auf das voraussichtliche Kriegsende erfüllten und somit Kraft zum Ausharren verliehen. Diese Kassiber, die gewiß mit großem Risiko und Mühe ins Lager geschmuggelt wurden, zeigten außerdem, daß die Widerstandsbewegung sowohl außerhalb wie innerhalb des Vernichtungslagers zu organisiertem Handeln in der Lage war, und auch diese Tatsache war sehr ermutigend. Dennoch bat ich darum, derartige Kontakte zu mir abzubrechen, weil sie zu gefährlich für die Verbindungsleute waren.« (Zofia Przanowska)

»Da ich in Auschwitz zum Untergrund gehörte, sagte man mir im Kreise von Eingeweihten immer wieder: ‚Du bist eine sehr wichtige Figur, wenn du nicht durchhältst, bricht die gesamte Konspiration zusammen'; ich meinerseits versuchte,

das anderen eingeweihten Kameraden einzureden. Im Rückblick mag uns dieses Spiel heute lachhaft und kindisch erscheinen, damals bedeutete es eine große moralische Stärkung.« (Stefan Wojtkowski)

Einige ehemalige Häftlinge erinnern sich dankbar an einen deutschen kriminellen Häftling, einen von den ersten dreißig berüchtigten Funktionshäftlingen, Otto Küsel*, der im Gegensatz zu seinen Kumpanen den polnischen Häftlingen, die ihm unterstellt waren, sehr wohlgesinnt war und ihnen gern und uneigennützig wertvolle Ratschläge und Hinweise erteilte.

Am Rande sei hier der Genauigkeit und Wahrheit halber hinzugefügt, daß mancher Häftling im Lager deshalb überlebte, weil ein SS-Mann einer Laune nachgab oder gerade guter Stimmung war, weil er mit einer großzügigen, geplanten Geste Eindruck schinden wollte oder einfach, so selten das auch vorkam, Mitleid mit dem Häftling zeigte. Selbst die größten Schinder hatten bisweilen ihre „schwachen" Momente, in denen sie Vorschrift und Vorgesetzten untreu wurden, und die Häftlinge in ihrer Not nutzten das aus.

»Obwohl mich bei der schweren Arbeit, die *im Laufschritt* getan werden mußte, jeder Tag im Lager körperlich mehr Kraft kostete, so nahm meine Widerstandsfähigkeit dennoch zu," schreibt Stefan Kępa in bezug auf die erste Phase des Lagers Auschwitz. „Das verdanke ich auch der Lehre, die mir einige Tage nach meiner Ankunft in Auschwitz der damalige *Arbeitsdienst* mit der Nummer 2, Otto Küsel, erteilte. Er sagte mir, daß er schon einige Jahre im Lager sei und trotzdem noch lebe und gab mir Ratschläge, wie man sich im Lager verhalten müsse, um zu überleben. Er sprach damals wohl vom ‚Organisieren' zusätzlicher Lebensmittel, vor allem aber sagte er, der Häftling müsse, wann immer dies möglich sei, nach der Devise arbeiten, ‚daß Augen und Ohren vor Arbeit übergehen, während Arme und Beine rasten.' Ich verstand sofort, was er damit meinte. Ich wandte diesen Ratschlag oft an, wann immer es möglich war und kein SS-Mann, Kapo oder anderer Funktionshäftling hinsah, besonders in meiner späteren Zeit im Lager.«

»Bereits am zweiten Tag nach meiner Ankunft im Lager lernte ich Otto Küsel, einen Häftling aus der Gruppe der ersten dreißig kriminellen Häftlinge kennen. Ich werde ihn hier nicht näher schildern, es ist genug über ihn publiziert worden. Jedenfalls war er das genaue Gegenteil von den übrigen 29 perversen Verbrechern. Er suchte jemanden, der Deutsch und Französisch konnte. Zwar beherrschte ich diese Sprachen nicht sehr gut, aber ich konnte mich immerhin mit ihm unterhalten. Von ihm erfuhr ich, was man tun müsse, um das Lager zu überleben. Das Wichtigste war, eine leichte Arbeit unter Dach und Fach zu finden, möglichst als fachlich qualifizierter Handwerker.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

Besonders eindrucksvoll sind in den Analysen der Ursachen und Gründe des Überlebens die Mitteilungen jener Häftlinge, die ausschließlich dank der Hilfe von Kameraden leben, die sie von Selbstmordabsichten abbrachten. Dabei wird auch deutlich, welche ungeheure Rolle (die heute für Außenstehende kaum noch verständlich ist) damals ein freundliches Wort, eine Geste, tröstende Nachrichten von draußen spielten:

»Ich war psychisch vollkommen fertig und trug mich mit der Absicht, in den Lagerzaun zu gehen, um im Freitod Erlösung vom Schmerz zu finden. Ein alter Schulkamerad, Władysław Cybura, heute Doktor der politischen Wissenschaften an der Universität Warschau, hielt mich von dieser schändlichen Tat ab. Ein kameradschaftliches, gutes Wort, ein Händedruck, der von Herzen kam, ein Lächeln – das besaß im harten Alltag des Lagers große Bedeutung. So auch in meinem Fall – seine Worte waren überzeugend und machten mir Mut für den weiteren, unnachgiebigen Kampf ums Überleben, der Schmerz jedoch blieb.« (Zygfryd Rębilas)

»Ich war dem Selbstmord nah. Einer der Kapos, von der sog. *Lagerpolizei,* erriet meine Absicht. Es war in der Mittagspause. Er verstrickte mich so lange in ein Gespräch, bis der Gong zur Nachmittagsarbeit schlug. In dieser Zeit erklärte mir dieser alte deutsche Kommunist, daß ich, wenn ich meine Absicht ausführte, genau das tun würde, was die SS-Männer wollten. Weil meine Kameraden von den Pfadfindern merkten, wie es um mich stand, gingen sie an meiner Stelle zur Arbeit an den Schubkarren und versuchten, eine leichtere Arbeit für mich zu finden. Und tatsächlich, nachdem ich eine Woche bei der Reinigung neuer Blöcke gearbeitet hatte, die für die erwarteten neuen Transporte bestimmt waren, kam ich zu mir.«
(Kazimierz Raczek)

»Der leichte Tod war verlockend – in den Drahtzaun gehen, vom Posten erschossen werden. Diesen Entschluß faßte ich mehr als einmal, wenn die Lage unerträglich wurde. Immer hielt mich dann irgendeine Reaktion davon ab, das Wort eines Kameraden, ein Gerücht, mit dem wir uns trösteten, ohne richtig daran, zu glauben: ‚Sikorski hat heute über Radio London gesagt, daß die Invasion beginnt, bevor die ersten Blätter fallen' oder ‚bevor die ersten Knospen sprießen'. Diese Blätter und Knospen mußten General Sikorski aus einem unerfindlichen Grund sehr interessieren. Man scherzte über solche Nachrichten, aber ein winziges bißchen Hoffnung belebte die halberstorbene Seele dennoch.«
(Dr. Ing. Stefan Świszczowski)

Eine wirkliche Hilfe für die Verzweifelten und Gebrochenen waren beispielgebende, ermutigende Verhaltensweisen, verwe-

* Otto Küsel wurde 1937, damals 28 Jahre alt, wegen kleinerer Vergehen verhaftet – der Gestapobeamte bei der Verhaftung: „Wir werden Ihnen das Arbeiten schon beibringen!" – und in das Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert. Er gehörte zu den 30 deutschen Häftlingen, die die SS im Mai 1940 als Funktionshäftlinge für das neue Konzentrationslager nach Auschwitz schickte, bekam dort die Häftlingsnummer 2 und wurde als „Arbeitsdienst" eingesetzt. Ein Interview mit Otto Küsel in: Jörn-Erik Gutheil [u.a.] (Hrsg.). Einer muß überleben. Düsseldorf 1984, S. 79–91. Vgl. a. Gesamtverzeichnis, Nr. 205.

gene Taten und großmütige Einstellungen anderer Häftlinge. Daß sich manch einer dem Terror nicht ergab, Verachtung für die Unterdrücker zeigte, sie lächerlich machte und so etwas wie Sabotage im kleinen betrieb, wie sie unter den Verhältnissen im Lager möglich war, den Humor nicht verlor, sich für andere aufopferte und sogar das Leben riskierte, wenn es der Häftlingsgemeinschaft nutzte – dies alles mobilisierte nicht selten die letzten Kräfte, richtete die Gehetzten und Hoffnungslosen innerlich wieder auf und gab ihnen den Glauben an den Menschen zurück:

»Die kämpferische und unnachgiebige Haltung meiner Leidensgefährtinnen gab mir oft Kraft, wenn ich körperlich erschöpft oder durch die Last der Erlebnisse gebrochen war. Ich möchte hier von einem solchen Ereignis berichten, das für die Geschichte meines Lagerdaseins von Bedeutung war. Im Frühling 1943 kamen hohe oder höchste Nazi-Funktionäre nach Auschwitz-Birkenau. Angeblich war auch Himmler da. Aus diesem Anlaß wurden die Frauen aus sämtlichen Baracken zum Appell auf ein Feld außerhalb der Lagerumzäunung gebracht. Wir mußten uns ausziehen, und nach dem Abzählen der Baracken wurden die Frauen einzeln durchs Tor ins Lager gelassen, wobei sie von der Lagerkommandantin mit dem Stock zum Laufschritt getrieben wurden. Die Frauen, die körperlich geschwächt oder hilflos waren, zog sie auf die Seite. Selektion des Menschenmaterials nach dem Grundsatz: Fertig fürs Gas, oder noch nicht. Nach der Rückkehr in die Baracke, in der ich viele unserer Kameradinnen nicht mehr fand, war ich innerlich völlig zerschlagen. Und plötzlich erhob sich eine der Stubenältesten, Antonina Piątkowska – ‚Tosia' – auf ihrer Pritsche im dritten Stock und rief: ‚Polinnen, laßt euch nicht unterkriegen! Wir müssen durchhalten! Es hat bald ein Ende!' Eine öffentliche Manifestation des Widerstands. Diese paar Worte, die in der ganzen Baracke zu hören waren, hätten die Stubenälteste Tosia sicher das Leben kosten können. Niemand denunzierte sie. Diese Worte entfachten in mir erneut kämpferischen Lebenswillen. Mit Tosia Piątkowska hatte ich sonst keinen näheren Kontakt, aber diese Tat werde ich ihr nie vergessen.« (Pelagia Lewińska-Tepicht)

»Was mich betrifft, so haben mir das Überleben im Lager zweifellos diejenigen Häftlinge erleichtert, die durch ihre anständige Haltung über dem allgegenwärtigen Bösen im Lager standen und sich schon allein dadurch dem Bösen widersetzten. Zu dieser Art von Menschen, die ich persönlich im Lager traf, gehörte Pater Maksyimilian Maria Kolbe; ich traf ihn bei einem gemeinsamen Gebet gleich nach meiner Ankunft im Lager. Er leitete dieses Gebet. Schon in den nächsten Tagen kam es zu der bekannten Selektion, bei der Pater Kolbe für einen anderen Häftling freiwillig in den Tod ging.«
(Priester Jan Marszałek)

»Nicht weniger bedeutsam als die materielle Hilfe war die geistige Unterstützung in verschiedener Form, angefangen von Witzen, die – so frivol sie manchmal auch sein mochten – doch die bedrückende Stimmung entspannten, über zutreffende oder unzutreffende, jedenfalls stimmungshebende Nachrichten von den Erfolgen der Alliierten oder Niederlagen der Deutschen, häufig Radionachrichten, die mit Geräten der SS oder selbst zusammengebastelten Empfängern abgehört wurden, bis hin zu Konzerten ernster oder unterhaltender Musik, ja sogar Heiligen Messen und den Sakramenten – auch das hat es in Auschwitz gegeben.« (Adam Kuffel)

Einige bereits zitierte Fragmente aus Briefen ehemaliger Häftlinge sind – wie die letzten beiden – beredte Zeugnisse dafür, wie wichtig religiöser Trost für die gequälten Häftlinge war. Solchen Trost konnte jeder Häftling spenden, der sich dazu berufen fühlte, am wirksamsten war er jedoch von Seiten der Priester, die in den Nazi-Konzentrationslagern bekanntlich besonders grausam verfolgt wurden. Die Erschaffer der Konzentrationslager befürchteten, von ihrem Standpunkt aus ganz zu Recht, daß die Priester geistigen Einfluß auf die Häftlinge gewinnen könnten; sie untersagten alle religiösen Praktiken und hinderten die Priester somit auch an der Ausübung ihrer seelsorgerischen Funktion. Es kam jedoch zu heimlichen gemeinsamen Gebeten und Gottesdiensten, die Priester spendeten Sakramente und geistlichen Trost und leiteten ein religiöses Leben, das sich ausschließlich konspirativ abspielte. Viele Häftlinge sehen in dieser Hilfe einen Grund dafür, daß sie die entsetzlichen Verhältnisse im Lager überlebt haben.

»Ich bin überzeugt, daß auch die in Auschwitz organisierte Heilige Messe, die meist von Priester Konrad Szweda abgehalten wurde, sehr ermutigend auf mich gewirkt hat. Schon allein die Tatsache, daß das Allerheiligste Opfer Christi im Lager begangen wurde, wurde zu einem großen Symbol dafür, daß das Opfer Christi und das der Häftlinge eins waren. Bei der Gelegenheit beichtete immer eine Gruppe von Häftlingen und nahm während der Heiligen Messe an der Kommunion teil. Damals spürte man und sah es auch an den anderen, daß wir nicht nur Teilnehmer an dieser Messe waren, sondern dieses Opfer tatsächlich erlebten. Aus diesem Opfererlebnis schöpften wir für lange Zeit innere Kraft.« (Priester Jan Marszałek)

»Morgens und abends sprach ich ein Gebet, und zu Ostern und Weihnachten legte ich die Beichte ab. Mein Beichtvater war u.a. auch Pater Maksyimilian Kolbe (Häftlingsnummer 16670). Ein starker Wille, ein wenig Glück und der Glaube halfen mir, das Lager zu überleben.« (Kazimierz Krupa)

»Ich erinnere mich, daß ein Häftling beim Appell während seines Gebets deutlich sichtbar die Lippen bewegte und sich bekreuzigte. Der Deutsche malträtierte ihn dermaßen, daß der arme Kerl dran glauben mußte. Bei dieser Gelegenheit erklärte ein Priester ausdrücklich: ‚Ihr braucht euch weder zu bekreuzigen noch laut zu beten. Es genügt, wenn ihr das im Geiste tut.' Und so hielt ich es in allen Lagern. Das Gebet ‚enthob' mich gleichsam der ganzen Atmosphäre im Lager.«
(Marian Główka).

Ein interessantes Beispiel für Unterstützung bei der Einhaltung religiöser Vorschriften und zugleich ganz konkreter Lebensmittelhilfe schildert eine unserer Korrespondentinnen.

»Mit einigem guten Willen konnte man auch unter außergewöhnlichen Umständen helfen. Unter uns war eine Gruppe von frommen Jüdinnen. Ostern nahte, das Passah-Fest, an dem sie kein ungesäuertes Brot essen durften – Matze gab es nicht, sie taumelten vor Hunger. Ich kam auf die Idee, ihnen Hafergrütze zu geben, die wir in der *Diätküche* bekamen. Wie froh sie darüber waren! Das Ritual konnte eingehalten werden, und hungern brauchten sie auch nicht mehr.« (J.K.)

Hilfe für kranke Häftlinge

Ein eigenes, erschütterndes Kapitel bei den Überlegungen ehemaliger Häftlinge über Wirksamkeit und Bedeutung der Hilfe, die sie von Kameraden bekamen, bilden ihre Erinnerungen an gefährliche Krankheiten, die sie im Lager durchgemacht haben, die Hungerkrankheit, Infektionen usw.* Die Kranken im Lager waren um ihr Schicksal nicht zu beneiden; das ist seit langem bekannt. Sie waren ständig von Selektion und Vergasung bedroht und mußten damit rechnen, zu verbrecherischen Experimenten mißbraucht oder durch Giftinjektionen** getötet zu werden; mehr als andere wurden sie geschlagen und mißhandelt, ertrugen die Foltern nicht und starben schnell. Auch die wenigen, die ins Revier kamen, hatten keineswegs die Garantie, gesund zu werden und zu überleben. Auch dort kam es – manchmal sogar häufiger – zu Selektionen, man bekam als Nichtarbeitender weniger Lebensmittel zugeteilt, und die sanitären und lokalen Verhältnisse waren in der Regel beklagenswert.

Eine beträchtliche Zahl von Häftlingen und Kranken überlebte ausschließlich deshalb, weil sie ihren tatsächlichen Gesundheitszustand verheimlichten und sich hauptsächlich auf eigene Faust behandelten, was natürlich ohne die vielfältige Hilfe von Mitgefangenen ganz undenkbar war. Man mußte anstelle der Kranken bestimmte Arbeiten leisten, die sie nicht geschafft hätten, mußte sie stützen, wenn sie sich bei den endlos dauernden Appellen nicht mehr auf den Beinen halten konnten, mußte sie bei Selektionen – oft unter Gefahr für das eigene Leben – verborgen halten, ärztliche Hilfe organisieren, die Aufnahme ins Lagerspital erwirken und Medikamente oder andere Mittel zur Bekämpfung der Krankheit besorgen.

Sehr anschaulich erzählt davon ein ehemaliger Häftling, der über seine gesundheitlichen Probleme im Lager berichtet:

»Die kritischsten Augenblicke im Lager erlebte ich, als ich an der Blutruhr erkrankte. Ich war dem Tode schon sehr nah und so geschwächt, daß ich mich nicht auf den Beinen halten konnte; das war, als ich in der Tischlerei arbeitete. Nachts saß ich, statt zu schlafen, fast die ganze Zeit auf dem Klosett, ich war sehr schwach, hatte mehrere Tage lang nichts gegessen und war schon so abgemagert, daß ich nur noch ein von Haut überzogenes Skelett war, 24 kg leicht; ich zählte zu den sog. Muselmännern. Solche Häftlinge liquidierten die Deutschen von Zeit zu Zeit durch Vergasen. Auch hier wurde ich durch den Blockschreiber Witold Szymkowiak aus Gniezno gerettet, der mich zweimal auf dem Blockabort versteckte, während die Muselmänner des Blocks zum Gas selektiert wurden. Dem Kameraden Szymkowiak habe ich es in großem Maße zu verdanken, daß ich das Lager Auschwitz überlebte. Außerdem halfen mir die Kameraden Staszkiewicz und Białek dadurch, daß sie mir Medikamente, irgendwelche Pillen, organisierten; ich hatte auch Appetit auf scharfes Essen, mit Pfeffer und Kümmel: Wenn ich die Lagersuppe bekommen und verzehrt hatte, schüttete ich sehr viel von diesen Gewürzen nach, das half mir sehr schnell, mir wurde von Tag zu Tag besser, innerhalb von drei Monaten war ich wieder völlig gesund, aber Brot aß ich längere Zeit nur zu Kohle gebrannt, und das hat mir geholfen.« (Karol Talik)

Eine besondere, um nicht zu sagen historische Rolle bei der Rettung von Kranken im Lager spielte der polnische Sanitätsdienst. Seine Bemühungen zur Rettung von Kranken und Hilfsbedürftigen sind bekannt und vielfach beschrieben. Wir brauchen also nicht ausführlicher darauf einzugehen, es seien nur einige aufschlußreiche Zahlen genannt. Von den 160 ehemaligen Häftlingen, die auf die Enquete geantwortet haben, haben ziemlich viele, nämlich 28 (17,5%) ihr Überleben im Lager u.a. den Bemühungen und Fähigkeiten, der Aufopferung und dem Einfallsreichtum sowie den Kontakten der polnischen Ärzte und Pfleger des Häftlingskrankenbaus zu verdanken, die dabei oft ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten. Ton und Stimmung der Meinungen zu diesem Thema mögen zwei ausgewählte Äußerungen von Häftlingen illustrieren, die voller Dankbarkeit für die Mitarbeiter des Reviers sind:

»Daß ich dem sicheren Tod entrann, habe ich ausschließlich dem polnischen Sanitätsdienst im Lager Auschwitz zu verdanken. Der polnische Arzt im Lager, selbst ein Häftling, der mir völlig fremd war, bemühte sich aufopferungsvoll, menschliches Leben zu retten. Es gab mehr solcher Ärzte und Sanitäter polnischer Nationalität, die im Revier des Auschwitzer Lagerspitals tätig waren; sie haben mehr als einmal in schier aussichtslosen Situationen Menschen vor dem Tod bewahrt.« (Zygfryd Rębilas)

»Ich muß hier insbesondere die aufopfernde Mühe der Kameraden Dr. Władysław F. und Stanisław K. betonen, die Tag und Nacht bei mir wachten. Es ist bemerkenswert, daß sie, obwohl sie die Möglichkeit hatten, in dem verhältnismäßig komfortablen Pflegersaal zu übernachten, die Nächte trotzdem im Krankensaal verbrachten, mitten im Gestank und unter dem Stöhnen der Leidenden und Sterbenden. Sie kannten keine Rast, keine freie Minute. Wenn ich bei Bewußtsein war, staunte ich, wie geschickt sie mit den Krankenblättern lavierten und

* Vgl. Bd. 1, S. 89–154 und S. 241–260
** Vgl. Bd. 1, S. 277–280

wie sie die SS-Ärzte bei den damals ziemlich häufigen Selektionen hinters Licht führten. Daß ich im Lagerspital fast vier Monate lang überlebte und heil herauskam, verdanke ich ihnen sowie dem Blockschreiber, dem Kameraden Staś Głowa, der im Krankenbuch notierte, daß ich am 23. Dezember 1942 gestorben sei, wobei er eine strenge Bestrafung riskierte (das Krankenbuch mit dieser Eintragung befindet sich in der Gedenkstätte Auschwitz). Auch daß ich nach überstandener Krankheit völlig entkräftet als *Hilfspfleger* in Block 20, Saal 3 beschäftigt wurde, habe ich den Genannten zu verdanken. Das war für mich aus zwei Gründen wichtig: Erstens war ich von der Krankheit so geschwächt, daß ich mir beim ersten längeren Appell eine Lungenentzündung oder andere Krankheiten zuziehen konnte, die typischen Komplikationen nach dem Typhus, und zweitens fürchtete ich, meinem Verfolger Boger zu begegnen, vor dem mich die Krankheit gerettet hatte, denn ich stand auf seiner Liste, und das kam im Lager einem Todesurteil gleich.« (Mgr. Eugeniusz Niedojadło)

Symptom für eine Lockerung des Regimes im Lager war, daß die Lagerbehörde den Häftlingen um die Jahreswende 1942/43 erlaubte, Pakete zu empfangen. Bei dem herrschenden Hunger und der Kälte, bei denen es nach einhelliger Meinung der ehemaligen Häftlinge tödlich sein konnte, wenn man nur eine Tagesration Brot verlor, und umgekehrt das Überleben ermöglichte, wenn man nur eine zusätzliche Schnitte dieses im wahrsten Sinne des Wortes Lebens-Mittels aß, mußte es der Häftling natürlich als entscheidende Überlebenshilfe empfinden, wenn er Pakete mit Zucker, Speck, Gebäck, einem Pullover und warmer Unterwäsche bekommen durfte, selbst wenn diese Dinge zum Teil gestohlen wurden, bevor sie den Häftling erreichten.

Diese Überzeugung, die ihre Bestätigung auch in den vorliegenden Erklärungen ehemaliger Häftlinge findet, ist bei ihnen tief verwurzelt. So stellen es 28 von 160 Befragten dar (17,5%). Diese Form der Hilfeleistung, meistens von Seiten der engeren Familie des Häftlings, aber nicht ausschließlich, denn Pakete wurden auch von caritativen Organisationen in Polen und im Ausland in die Lager geschickt – besaß auch eine psychologische Bedeutung. Die Beschenkten erhielten zugleich Beweise der Freundschaft und dauernden Zuneigung von ihren Liebsten, Freunden und Bekannten. Die Waren aus den Paketen wurden bekanntlich auch bald zu einer Tauschwährung im Lager, mit deren Hilfe man seine elenden Existenzbedingungen verbessern konnte.

»Von großer Bedeutung für mich war die Hilfe meiner Familie. Die regelmäßigen Geldsendungen und seit 1942 die Lebensmittelpakete waren für mich von unschätzbarem Wert. Abgesehen davon, daß sie uns zusätzliche Kalorien verschafften, machten sie uns Mut und bewiesen uns, daß jemand an uns denkt. Seitdem wir Pakete bekommen durften, galten wir bei den deutschen Kapos mehr; für ein Stück Speck konnte man eine leichtere Arbeit oder einen besseren Platz bekommen und wurde besser behandelt. Und das alles war sehr wichtig.«
(Jerzy Jaroch)

»Eines Tages wurde ich zum Blockältesten gerufen, der mir zwei Pakete für mich zeigte, ein großes und ein kleines. Das kleine nahm er mir weg, das große, geöffnete händigte er mir aus. Darin waren eine Unterhose, die mir meine Schwester aus Flanell genäht hatte, ein Hemd, zwei zusammengenähte Pullover, Handschuhe, eine Helmmütze. Dadurch konnte ich den harten Winter überstehen (. . .). Ich arbeitete im *Abbruchkommando*, also draußen, beim Abriß von Häusern in der Umgebung.« (Marian Główka)

»Lebensmittelpakete und Briefe bekam ich ziemlich häufig von zwei Orten in Polen, und als die Ostfront weiterrückte und den Kontakt unmöglich machte, erhielt ich noch lange Zeit Pakete aus Wien. Abgesehen von der materiellen Wirkung gab mir diese Hilfe auch das Gefühl, daß irgendwo auf der Welt Menschen waren, die an mich einsamen Häftling dachten – und das tröstete mich, so daß ich mich noch nicht verloren gab.« (Zbigniew Giżyński).

Die Hilfe von draußen konnte sich auch in Bemühungen der Familie um Freilassung aus dem Lager oder aus dem Bunker äußern oder in der Gewährung von Unterschlupf und Pflege für geflüchtete Häftlinge. Entlassungen waren im Vergleich zur Gesamtzahl der Häftlinge im Konzentrationslager Auschwitz unerhört selten; sie waren sehr schwer durchzusetzen, kamen aber sporadisch doch vor. Es ist daher verständlich, wenn die ehemaligen Häftlinge eine solche Entwicklung als reine Glückssache oder Zufall verstehen.

»Ich war fest davon überzeugt, daß mein Vater alles tun würde, um mir zu helfen. Er war bislang immer mit allen Problemen fertig geworden; ich hatte nie erlebt, daß er machtlos gewesen wäre. Obwohl ich es damals auch dem Zufall verdankte, daß ich dem Tod entrann. Ich hatte einfach großes Glück: Mein Vater hatte nämlich 1939 einer Grundbesitzerin geholfen, einer Österreicherin, und sie vor einer Verhaftung bewahrt. Sie revanchierte sich nun dadurch, daß sie meine Entlassung aus Block 11 durchsetzte.«
(Dozent Dr. Aleksander Giermański)

Das außergewöhnliche Glück, das Lager auf legale Weise zu verlassen, wurde und wird jedoch manchmal noch heute von einer gewissen Zweideutigkeit dieser Situation getrübt; die ehemaligen Häftlinge und auch andere Menschen wollen nicht immer verstehen, daß nicht allein diese Entlassung über das Überleben des Häftlings entschied, daß die frühzeitig Entlassenen nicht selten physisch und moralisch mehr zu leiden hatten als diejenigen, die bis zum Ende dort blieben, und daß die Entlassung das Werk ihrer Angehörigen war. Hier die aufschlußreiche Äußerung eines Betreffenden:

»Die Tatsache meiner vorzeitigen Entlassung allein ist keine ausreichende Erklärung für mein Überleben. Wie häufig findet man unbegründetes Mißtrauen, Reserve und Argwohn gegenüber Kollegen, die den Tag der Freiheit früher erlebten. Sie alle mußten mehr oder weniger das gleiche durchmachen wie die

anderen, bekamen am eigenen Leibe zu spüren, was Auschwitz hieß. Und wie häufig war die Entlassung nur durch eine übermenschliche Anstrengung der Familie erreicht worden, durch ihre Erniedrigung bis an die Grenzen des Menschlichen.« (Alfred Skrabania)

»Ein Grund für meine Rettung war, daß ich aus dem Lager entlassen wurde, als ich an den Augen erkrankt war. Ich hatte im Lager das linke Auge verloren; die Funktionsfähigkeit des rechten büßte ich zum Teil ein. Wäre die Entlassung zu spät gekommen, so hätte ich mit der Selektion und dem Schornstein rechnen müssen. Mein Cousin hatte die Entlassung aus einem anderen Lager erreicht und meiner Familie Zugang zur Gestapo in Kattowitz verschafft. Gegen 3000 Mark Bestechung an einen Gestapo-Mann und seinen Stiefbruder (der demnach einen anderen Namen trug), einen Rechtsanwalt aus Königshütte (Chorzów), sowie durch Briefe, die durch Vertrauensleute an meine Eltern geleitet wurden (damit sie wußten, was ich beim Verhör zu meiner Verteidigung gesagt hatte und was sie daher den Okkupationsbehörden sagen sollten), wurde die Entlassung erreicht. Die Familie meiner Mutter und meines Vaters zeigte sich damals ungewöhnlich solidarisch, als es darum ging, das Geld für die Bestechung zusammenzubekommen. Es gelang, und ich kam frei. Doch war meine Freude nicht ungetrübt, denn wie konnte ich sicher sein, daß die Deutschen mich nicht erneut verhaften und ins Lager bringen würden, zumal ich die Volksliste nicht unterschrieben hatte?« (Kazimierz Raczek)

Überlebenserleichternde Arbeit im Lager

Im Konzentrationslager Auschwitz, in dem schwere Zwangsarbeit verbunden mit einer Ernährung, die sämtlichen Grundsätzen vernünftiger Haushaltung mit den Kräften des Menschen hohnsprach, eine der Hauptursachen für den körperlichen Verfall war*, mußte es oberste Devise der hungernden und frierenden Häftlinge sein, ihre Kräfte soweit wie möglich zu schonen. Das in die Tat umzusetzen, war natürlich nicht einfach. Es ließ sich erreichen, wenn man eine Funktion im Lager innehatte, was nicht selten zu entwürdigendem Verhalten führte, oder wenn man eine leichte Arbeit unter günstigen Bedingungen zugeteilt bekam. Für einen Teil der Häftlinge, die überlebt haben, gab es diese Chance zwar nicht, weil sie keine leichtere Arbeit bekommen konnten bzw. sich gar nicht darum bemühten; es sind aber recht viele, die gerade diesem Faktor ihr Überleben im Lager zuschreiben. 58 der ehemaligen Häftlinge, die auf die Umfrage geantwortet haben, also 36,6%, erwähnen diesen Punkt. Auch in diesem Fall neigen viele dazu, es einem glücklichen Umstand, dem Zufall zuzuschreiben, daß sie bessere Arbeitsbedingungen bekamen. Und umgekehrt meinen diejenigen, die solche Bedingungen nicht hatten, sie hätten eben kein Glück gehabt.

* Vgl. Bd. 2, S. 135–148

»Der Zufall wollte es, daß mich *Lagerführer* Fritzsch dabei ertappte, wie ich während der Arbeitszeit vorschriftswidrig an einer Figur schnitzte. Er sah, daß ich schnitzen konnte und befahl mir, mich beim Kommando *Bekleidungswerkstätte – Lederfabrik* zu melden, wo ich bei der Massenproduktion von Holzlöffeln arbeitete.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

»Ich möchte darauf hinweisen, daß ich im Lager überhaupt kein Glück hatte, wenn es darum ging, eine leichtere Arbeit unter Dach und Fach oder als sog. ‚Funktionshäftling' zu ergattern. Während meiner ganzen Zeit im Lager arbeitete ich in Schwerarbeiter-Kommandos, immer draußen. Immer unter freiem Himmel. Schnee und Regen – alles drang mir bis in die Knochen, und daran kuriere ich noch heute herum.« (Janina Gdesz)

Ob man eine leichtere Arbeit bekam, hing aber meist von bestimmten Umständen und Faktoren ab, die sich präzisieren lassen. Auch hier gab es – entgegen der Ansicht mancher ehemaliger Häftlinge – gewisse Regeln. In einer in dieser Hinsicht günstigeren Situation befanden sich etwa Häftlinge, die schon längere Zeit im Lager waren und die Verhältnisse sowie die Personen, die über die Arbeitszuteilung bestimmten, besser kannten. Wenn verantwortungsvolle und hilfsbereite Leute, meist aus der Widerstandsbewegung in Auschwitz, gewisse Funktionen innehatten, war es in Ausnahmefällen möglich, schwächeren, älteren, hilflosen Häftlingen oder solchen, die sich um Polen verdient gemacht hatten, eine Arbeit zuzuteilen, bei der sie Kräfte sammeln oder sich von den Folgen einer sadistischen Mißhandlung erholen konnten. Von großem Wert waren auch die Ratschläge und Hinweise, die erfahrene und hilfsbereite Häftlinge den Neuankömmlingen im Lager erteilten. Wer nämlich eine Arbeit bekommen wollte, die die Überlebenschancen erhöhte, mußte geschickt taktieren und mußte schlau und dreist, manchmal sogar ganz unverfroren vorgehen. Viele verdankten eine leichte Arbeit der selbstlosen Hilfe und den Bemühungen von Freunden, Kameraden, Verwandten, Bekannten oder Landsleuten, die entweder gewisse Protektionsmöglichkeiten hatten und der SS und den Funktionshäftlingen bestimmte Häftlinge zur Arbeit vorschlagen konnten, oder mit nützlichen Informationen darüber dienen konnten, wie man an eine Arbeit in entsprechenden Kommandos kam. Manche erkauften sich die Gunst von Kapos und Funktionshäftlingen durch Bestechung.

»Ein gutes Arbeitskommando, d.h. eine leichtere Arbeit im Trockenen, war im Lager mitentscheidend für das Überleben. Die besseren Arbeitskommandos besetzten die Häftlinge mit längerer Lagerzeit, d.h. diejenigen, die in den Jahren 1940–41 nach Auschwitz gekommen waren. Zu jener Zeit entstanden im Zusammenhang mit dem Ausbau des Lagers viele neue Werkstatt-Kommandos, die überwiegend mit Häftlingen besetzt wurden, die schon länger im Lager waren. Die Häftlinge, die später ins Lager kamen, hatten es schwerer, ein besseres Arbeitskommando zu bekommen und wurden zur Schwerarbeit geschickt, weshalb die Sterblichkeit unter diesen Häftlingen

höher lag. Man durfte z.B. nicht zugeben, daß man Angestellter oder Lehrer von Beruf war, denn dann bekam man die härteste körperliche Arbeit zugeteilt; man mußte sich einen Beruf wie Glaser, Tischler oder Koch aussuchen, dann hatte man die Arbeit unter Dach und Fach sicher. Natürlich mußte man in dem jeweiligen Beruf fit sein, denn andernfalls bekam man ganz schön Ärger mit den Lagerbehörden, weil man sie in die Irre geführt hatte.« (Roman Jaszczyński)

»An meinem ersten Tag in Auschwitz hatte ich die Funktion eines Stubenältesten inne. Ich kam damit nicht zurecht und klagte den Kameraden mein Leid. Darauf sagte mir ein Kamerad, ein Jude aus Krakau: ‚Jasio, geh zur Schlosserei, dort ist ein guter Kapo, ich melde dich morgen an!' – und so geschah es. Gegen Mittag kam der Kapo der *Schlosserei* und nahm mich mit; er wußte schon, daß ich kunsthandwerkliche Gegenstände anfertigen konnte. Er zeigte mir die Zeichnung eines Steinbocks und fragte, ob ich so einen aus Eisen schmieden könnte. Ich sagte: ja. ‚Na, dann such dir Werkzeug zusammen und fang an, Hilfskräfte bekommst du, soviel du brauchst.' Damit fing alles an. Nachdem ich diesen Steinbock fertig hatte, der all meinen Vorgesetzten sehr gefiel, bekam ich den Auftrag, eine Gartenlampe für den stellvertretenden *Lagerführer* zu schmieden, einen damals noch jungen *SS-Untersturmführer.* Das tat ich. Wir bekamen zusammen einen Kessel Suppe, ich erhielt 20 Zigaretten und durfte von nun an die Küche betreten, wann immer ich Hunger hatte. Das war der erste Erfolg in Auschwitz. Später fertigte ich verschiedene Dinge für SS-Männer, Kapos und für Kameraden als Geschenk für ihre Vorgesetzten, und so verdienten wir uns unser Essen. Es waren aber nicht allein die Lebensmittel oder die Zigaretten, die mich die Hölle von Auschwitz überleben ließen.« (Jan Liwacz)

»Am wichtigsten war es, eine Arbeit zu bekommen, bei der man ein Dach über dem Kopf hatte. Bei den Häftlingen herrschte eine große Kameradschaft zwischen denen, die sich aus der Vorkriegszeit oder aus dem Gefängnis kannten. Dadurch kam man in sog. ‚gute' Kommandos hinein, in denen man einigermaßen sicher war.«
(Oberstleutnant Jerzy Muchowicz)

Glück und Zufall

Weil es so schwerfällt, rationale Gründe für das Überleben in einem Vernichtungslager zu finden, in dem eigentlich alles darauf angelegt war, gerade das unmöglich zu machen, neigen viele bei ihren Überlegungen über diese schwierige Frage dazu, alles einfach durch Glück und durch wundersame Zufälle zu erklären. Das kann nicht erstaunen, und es ist auch nicht ganz unbegründet.

So ist kaum anzunehmen, daß auch nur ein einziger ehemaliger Häftling von sich sagen kann, daß er im Lager niemals in einer lebensbedrohlichen Notlage gewesen sei, aus der er nur durch glücklichen und seltsamen Zufall herausgekommen ist. Die ständige, unmittelbare Nähe des Todes, von dem der Häftling täglich auf ganz reale Weise bedroht war, die Ungewißheit, ob man am nächsten Tag, ja in der nächsten Stunde noch leben würde, das Überstehen von kritischen Situationen, wie man sie in der Freiheit allenfalls ein- oder zweimal im Leben durchmacht – all das gibt Grund zu der Annahme, daß der Zufall der absolut entscheidende Faktor war.

Betrachtet man die Sache jedoch aus einer gewissen zeitlichen und emotionalen Distanz und erkennt, welcher kausale Zusammenhang zwischen bestimmten Handlungen und Umständen und einer glücklichen Wendung der Dinge besteht, so muß es völlig unzureichend erscheinen, alle erstaunlichen und lebensrettenden Ereignisse in Auschwitz allein durch den Zufall zu erklären. Das zu besitzen, was man gemeinhin als ein Quentchen Glück bezeichnet, war zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für das Überleben. Denn eine entscheidende Rolle spielten auch Faktoren, die schon angedeutet und erörtert wurden. Die ehemaligen Häftlinge, die ihr eigenes Schicksal tiefergehend analysieren, sehen das im allgemeinen durchaus.

»Es war also vor allem Glückssache, daß ich das Lager Auschwitz überlebt habe. Es war Glück, daß ich dort gute Kameraden und Freunde traf. Ein glücklicher Umstand bewahrte mich am 24. November 1941, als ich Typhus hatte und nicht mehr weiterleben wollte, vor dem Krematorium. Mir half auch, daß unter den Funktionshäftlingen viele Polen waren und daß ich selbst einmal im Kommando *SS-Einkäufer* war, daß es in Auschwitz viele verschiedene Wirtschaftskommandos und Handwerker-Kommandos unter Dach gab, daß ich selbst in der *Betonkolonne* nicht draußen zu arbeiten brauchte und dort einen polnischen Kapo, Piotr Toczek, hatte. Wichtig für mich war mein gutes Befinden, weniger wichtig für das Überleben dagegen mein jugendliches Alter, meine körperliche Belastbarkeit, meine handwerklichen Fähigkeiten und meine Deutschkenntnisse, obwohl das alles gewiß von Bedeutung war und mir dabei geholfen hat, die richtigen Beziehungen herzustellen und die Pflichten eines gewöhnlichen *Häftlings* zu erfüllen.«
(Roch Wystrach)

»Die körperliche Kondition allein, im Gegensatz dazu psychische Widerstandsfähigkeit, persönliche Schläue und Fremdsprachenkenntnisse waren keine Garantie für das Überleben, sie konnten es nicht sein. Wie viele starben im Lager, obwohl sie all diese Eigenschaften besaßen und wirklich überleben wollten. Es brauchte noch jenes sprichwörtliche Quentchen Glück, das vielleicht ausschlaggebend dafür war, ob man in einer konkreten Situation überlebte oder nicht. Alle weltanschauliche Vorbereitung, psychische Widerstandskraft, körperliche Fitness, Schlauheit und andere Eigenschaften nützten nichts, wenn dies bißchen Glück fehlte. Für mich war es z.B. ein ‚Glück', daß man beim ‚Filzen' am Lagertor die Milch aus der Molkerei und das Kalbfleisch aus der Schlachterei nicht bei mir fand, die ich für typhuskranke Kameraden schmuggelte. Hätte man diese Sachen bei mir gefunden, ich wäre heute wahrscheinlich nicht am Leben. Ein Glück war es

für mich, daß ich die nötigen Bekanntschaften geschlossen hatte, um diese Sachen zu bekommen. Außer den persönlichen Qualitäten, die einen gewissen Einfluß auf die Überlebenschancen hatten, brauchte es also auch einfach – und dies wohl in entscheidend höherem Maße – das, was man ‚Glück' nennt. Zu solchem Glück zählte es, daß man im Lager Freundschaft mit den richtigen Leuten schloß, daß man eine Arbeit bekam, bei der man leichter überleben konnte. Glück war es, wenn man auf einen SS-Mann traf, der sich bestechen ließ und ein Auge zudrückte. Sollte es demnach ausschließlich eine Frage des sog. Glücks oder, wenn man so will, von günstigen Umständen gewesen sein, ob jemand das Lager überlebte? Jemand hatte Glück, weil er eine gute Arbeit bekam, er hatte Glück, weil er Freunde mit ‚Beziehungen' besaß, und überlebte trotzdem nicht, weil er psychisch zusammenbrach, apathisch wurde und nicht mehr daran glaubte, daß die Gerechtigkeit letztendlich siegen würde. Der Bruder meiner Frau, Stanisław Żurawski, Jurastudent an der Jagiellonen-Universität, Häftlingsnummer 94, starb schon 1940 allein deshalb, weil er psychisch und infolgedessen auch körperlich zusammenbrach. Ich sprach sehr oft mit ihm, jeden Tag, versuchte ihn zu überzeugen, daß das alles bald ein Ende haben müßte, er solle nur ausharren und nicht die Hoffnung verlieren. Es half nichts, er hatte resigniert, zog sich in sich selbst zurück und besaß keinen Lebenswillen mehr. Das mußte schlimm enden, und das tat es auch.«
(Feliks Mylyk)

Die sichtlich faszinierende Frage des lebensrettenden Zufalls im Lager veranlaßte so manchen ehemaligen Häftling, geradezu theoretische und semantische Erörterungen über diesen Begriff anzustellen, den heiklen Versuch einer Definition zu unternehmen und ihn somit wenigstens von dem verwandten Terminus des „glücklichen Zusammentreffens von Umständen" abzugrenzen oder sich die Vieldeutigkeit derartiger Begriffe klarzumachen:

»Als Glück bezeichne ich Ereignisse, auf die man keinen Einfluß hat, die nicht logisch aus irgendwelchen Umständen folgen und sich nicht erklären lassen. So ein Ereignis sollte für mich nur einmal entscheidende Bedeutung erlangen. Ich hatte den Typhus überstanden und bekam Angina. Ich lag auf dem Revier. Ausgerechnet zu dieser Zeit erschien der Lagerarzt Mengele, um eine Selektion durchzuführen. Er suchte keine Kranken aus, sondern strich der Reihe nach 60 Personen von der Liste. Ich war die einundsechzigste, bei mir wurde die Aktion beendet. Da bin ich dem Tod von der Schippe gesprungen, und ich kann mir das bis heute nicht erklären. Wenn Mengele beschlossen hätte, 60 Frauen ins Krematorium zu schicken, so mußte eine von ihnen die letzte sein. Warum ausgerechnet ich diejenige war, vor der der Tod Halt machte, weiß ich nicht. Auch andere, nicht weniger gefährliche Situationen habe ich heil überstanden, aber ich kann nicht behaupten, daß das in diesen Fällen einfach ‚Glück' gewesen wäre. Ich wandte eben Tricks an oder verdanke das Überleben der Hilfe von bekannten oder unbekannten Häftlingsfrauen, die in größerem Umfang und unter großem Risiko bemüht waren, ihre Leidensgefährtinnen zu retten.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Auf die Frage, weshalb ich überlebt habe, kann ich wahrheitsgemäß unter Hinweis auf alle die Ereignisse antworten, die ich als Zufall bezeichne. Man entrann dem Tod so, wie man ein Glückslos bei der Lotterie zieht. Mag sein, daß es bei diesen unvorhersehbaren Ereignissen auch eine Art Gesetzmäßigkeit gab; manchmal scheint, ich hätte sie begriffen. Aber in vielen Fällen zeitigten meine Handlungen genau entgegengesetzte Folgen als die, die ich beabsichtigt hatte, und retteten mir doch das Leben.« (Pelagia Lewińska-Tepicht)

Ohne dies quantitativ darstellen zu wollen und zu können, läßt sich doch sagen, daß ohne ein Quentchen Glück niemand das Lager überleben konnte. Da aber dieses Element bei der Erörterung der Frage nach den Überlebensgründen unterschiedlich gewichtet wurde, so daß einige es ganz in den Vordergrund stellen, während andere es in ihrer Antwort mit keinem Wort erwähnten, sollte man – um auch hier die Zahlen anzuführen – festhalten, daß 54 von 160 ehemaligen Häftlingen, die uns geantwortet haben (33,7%), diesen Faktor erwähnen (nicht in allgemeiner Form, sondern unter Angabe konkreter Beispiele, die sich anders nicht erklären ließen). Wir denken hier an Sachverhalte, wie sie in dem folgenden Zitat beschrieben werden:

»Es gab auch einige Fälle, in denen ich wie durch ein Wunder überlebte: 1) als Fritzsch mit dem Revolver auf uns schoß, 2) als die Kommission Muselmänner zum Gas aussuchte, 3) als wegen der Flucht von Häftlingen Strafexekutionen durch Erschießen vorgenommen wurden, 4) als ich mit voller Wucht in den Bauch getreten wurde und dabei für einen Augenblick das Bewußtsein verlor.« (Ing. Kazimierz Brzeski)

Andere Voraussetzungen des Überlebens

Bestechlichkeit von Wachmannschaft und Funktionshäftlingen

Wollte man aufgrund der vorliegenden Berichte ehemaliger Häftlinge über ihr Schicksal im Lager eine Liste der Umstände anfertigen, die das Überleben begünstigten, sie würde so umfangreich und vielfältig geraten, wie das Los der einzelnen Häftlinge reich an düsteren und sensationellen Einzelheiten war. In dieser Übersicht sollen aber lediglich die Faktoren dargestellt werden, die für eine größere Zahl von Häftlingen Bedeutung hatten. Zu diesen wichtigeren Faktoren gehörten auch noch die Korruption eines Teils der SS-Männer und Funktionshäftlinge und die Existenz eines Schwarzmarkts im Lager, aber auch auf den ersten Blick ganz unscheinbare Umstände wie eine niedrige Lagernummer oder der Zeitpunkt des Eintreffens im Lager.

Die Bestechlichkeit war trotz der strengen Strafen, die SS-Männern und Funktionshäftlingen für die Annahme von

Schmiergeldern drohten, und erst recht den Häftlingen, die bei dieser Prozedur erwischt wurden, eine ziemlich verbreitete Erscheinung im Lager. Möglichkeiten zur Bestechung hatten natürlich vor allem diejenigen, die in den Besitz von Devisen, von Wodka und Cognac, von Zigaretten usw. gekommen waren, Wertgegenstände besaßen und sich außerdem durch Mut, Gerissenheit und Risikofreude auszeichneten. Es handelte sich vor allem um die Häftlinge, die im sog. „Kanada" beschäftigt waren, aber nicht selten auch um ganz einfache Häftlinge, die aus Paketen oder anderen Quellen über Dinge verfügten, durch die sich SS-Männer, Kapos oder Funktionshäftlinge verlocken ließen.

Durch Bestechung erreichte der Häftling, daß er eine bessere Arbeit, eine günstigere Unterkunft, zusätzliche Lebensmittel, Protektion, eine milde Behandlung oder – was am meisten zählte – die Möglichkeit bekam, sich die nötigen Dinge zu „organisieren". Dasselbe gilt wohl auch für die Wirkung des Schwarzmarkts, auf dem die Privilegierten sich buchstäblich alles außer der Freiheit kaufen konnten.

»Da ich niemals in einem Lager Funktionshäftling war, mußte ich mir die Gunst von Lagerprominenten häufig durch kleine Gaben aus Paketen erkaufen, aber das bereue ich heute nicht, denn dadurch wurde mir das Überleben im Lager erleichtert.« (Zbigniew Giżyński)

»Von großer Bedeutung war die Bestechlichkeit der SS-Männer. Die Kameraden hatten zum Beispiel sehr oft organisierte Dollars bei sich, wenn sie zur Schlachterei fuhren, um Abfälle für die Hundezucht auf dem Gelände der Gerberei zu besorgen. Man gab dem SS-Mann der Schlachterei hundert Dollar, damit er nichts sah, wenn sie herauskamen, und im Falle eines Falles behauptete, er wüßte von nichts. So brachten sie einmal ein paar Schweinsköpfe, dann wieder ein halbes Ferkel oder Würste, und oft auch mehr Abfälle, die in Auschwitz eine Rarität waren. Ich persönlich habe dem Stallmeister mehrmals dreißig, vierzig Dollar gegeben, und er brachte dafür sehr oft Fleisch, Wurst und Brot in die Schlosserei; manchmal rief er mich in sein Zimmer über dem Stall, und dort verriet er seine Landsleute, indem er z.B. von der Lage an den Fronten erzählte.« (Jan Liwacz)

»Die Existenz eines illegalen ‚Marktes' im Lager machte es möglich, daß ich für eine aufgesparte Tagesration Brot z.B. ein Stück Sandseife, einen Kamm oder – zu gewissen Zeiten – für Lebensmittel aus Paketen wärmere Kleidung oder Schuhwerk kaufen konnte.« (Zofia Przanowska)

Erfahrung

Eine lange Haftzeit, die im Lager durch eine relativ niedrige Nummer zum Ausdruck kam, erleichterte oft das Leben dort ganz erheblich. Die Häftlinge aus den Jahren 1940–1941, die diese Zeit widrigster Bedingungen überlebt hatten, waren nicht nur abgehärtet und widerstandsfähig, sie besaßen inzwischen auch große Lagererfahrung, hatten ihre eingespielten Bekanntschaften und Verbindungen und wußten genau, wer und was ihnen gefährlich werden konnte. Einem Teil von ihnen gelang es auch, Schlüsselfunktionen im Lager zu besetzen und dadurch ihr eigenes und das Leben anderer relativ gut zu schützen, vor allem das Leben derjenigen, die zusammen mit ihnen schon längere Zeit im Lager gelitten hatten. Nicht nur sie selbst hatten Vertrauen zueinander und halfen sich gegenseitig, auch so mancher SS-Mann des Lagers empfand Respekt für sie. Das war nicht nur allgemein hilfreich, es konnte in dramatischen Situationen auch lebensrettend werden.

»Obwohl ich keine bedeutenden Funktionen ausübte, erleichterte mir in späteren Zeiten doch meine niedrige Nummer, 716, das Leben. Man mußte nicht besonders miteinander befreundet sein, um von Kameraden aus dem Transport in jeder Situation Hilfe zu bekommen.«
(Dozent Dr. Aleksander Giermański)

»Man muß hinzufügen, daß es das Überleben auch begünstigte, wenn man schon lange Zeit im Lager war. Eine ‚alte Nummer' wurde sogar von SS-Männern erträglich behandelt und genoß Ansehen unter den Häftlingen. Ein Beispiel: Ich lag in Block 20 auf der Typhus-Abteilung, und als ich mich morgens mit Xawery Dunikowski am Ausgang dieses Blocks 20 meldete, wo der Schreiber stand, lachte der zunächst, daß wir in unserem Zustand, in dem wir uns kaum auf den Beinen halten könnten, ins Lager hinauswollten. Als er jedoch Dunikowskis und meine Nummer sah, sagte er nur kurz: ‚Haut ab, haut ab!'« (Marian Główka)

»Ich glaubte, es wäre überhaupt kein Problem, ein paar Kartoffeln zu ‚organisieren', so überlegte ich nicht lange, krempelte die Hosenbeine hoch und legte Kartoffeln hinein. Als die Hosenbeine gefüllt waren, erhob ich mich ‚stolz und vollauf zufrieden' von den Knien und ging langsam, Schritt für Schritt, auf die Werkstatt zu, in der ich arbeitete. Mir war ganz feierlich zumute, und ich dachte schon daran, was für ein Leckerbissen das für mich und meine Kameraden werden würde. Schon hatte ich den Duft von gekochten Kartoffeln in der Nase, da fällt mir plötzlich die schwere Pfote eines SS-Manns auf die Schulter. Ich war sprachlos vor Verblüffung, aber auch vor Angst, war ich doch dem *Oberscharführer* des Kommandos *Gärtnerei* in die Hände gefallen, einem bulligen Kerl. Nie zeigte er sich ohne den unvermeidlichen Stock, mit dem er die streunenden Muselmänner vertrieb. Der SS-Mann sah mich und meine niedrige Häftlingsnummer (282) an, und oh Wunder, er schlug mich nicht, sondern begann mir zu erklären, was für einen schweren Kampf die deutschen Soldaten an der Ostfront führten und wie sie für die westliche Kultur einträten, während wir hier im Lager den deutschen Staat bestehlen. Er notierte meine Nummer und sagte, er werde mich der *Politischen Abteilung* melden, und dann ließ er mich mit meinen Kartoffeln laufen."
(Kazimierz Tokarz)

Zeitpunkt der Einlieferung

Zum Abschluß muß wohl noch erwähnt werden, daß es für das Überleben auch nicht ohne Einfluß war, ob man zu einem Zeitpunkt ins Lager kam, zu dem Anpassung und Akklimatisierung dort leichter fielen. Viele Häftlinge, die darin einen wesentlichen Grund für ihr Überleben sehen, sagen ausdrücklich, daß sie kaum lange überlebt hätten, wenn zum Hunger gleich auch der Frost hinzugekommen wäre. Der günstigste Zeitpunkt waren in dieser Hinsicht Frühling und Frühsommer:

»Wenn man zum Sommeranfang und in der Gründungszeit des Lagers nach Auschwitz kam, hatte man die besten Chancen, sich allmählich zu akklimatisieren und langsam an die im Zusammenhang mit den folgenden Jahreszeiten immer härter werdenden Bedingungen zu gewöhnen.«
(Mgr. Ing. Artur Krzetuski)

»Wir wurden am 13. Mai 1943 mit einem Transport aus dem Pawiak nach Auschwitz gebracht. Das war eine Jahreszeit, die die Gewöhnung an die gesundheitsschädlichen klimatischen Verhältnisse dort erleichterte. Die Frauen, die im November 1942 ins Lager kamen, sollen sehr schnell gestorben sein. Zu unserer Zeit fanden keine Selektionen von Arierinnen mehr statt, man durfte Pakete von unbegrenztem Gewicht erhalten, und es war sicher auch eine Folge der gelockerten Vorschriften, daß sechzigjährige oder ältere Frauen bei der Arbeit in der Strafkompanie die Steine im Sitzen sortieren durften.«
(Mgr. Kazimiera Bentlewska)

Schlußbemerkungen

Welche allgemeinen Folgerungen lassen sich nun aus den zahlreichen hier zitierten Aussagen ehemaliger Auschwitz-Häftlinge zur Frage des Überlebens im Lager ziehen? Auch auf diese Frage ist keine einfache Antwort möglich.

Eins scheint völlig sicher: Das Überleben im Vernichtungslager hing in jedem Einzelfall von qualitativ und quantitativ unterschiedlichen und vielfach wirkenden Faktoren, von bestimmten, unwiederholbaren Ursachenkomplexen ab. Es wäre also methodologisch sehr bedenklich, wollte man einige von diesen Ursachen als entscheidend für das Überleben des Einzelnen herausheben; es widerspräche außerdem der einfachen Lagererfahrung jedes Häftlings, dessen Leben jeweils von situationsbedingten Faktoren abhing, die in der Situation seiner Kameraden bedeutungslos sein mochten. Trotzdem ist es wohl möglich, von sich deutlich abzeichnenden, stark wirksamen Ursachen des Überlebens sprechen, nicht so sehr in bezug auf den einzelnen Häftling als vielmehr auf die Gruppe aller Überlebenden.

Zweitens kann angesichts der Tatsache, daß wir Stellungnahmen nur von den wenigen noch lebenden Häftlingen besitzen, die zudem bereit sein mußten, sich zu diesem Thema zu äußern, jeder Versuch einer Verallgemeinerung nur die Überzeugungen einer bestimmten Gruppe zusammentragen, deren Repräsentativität zudem nicht gesichert ist. So kann man zum Beispiel davon ausgehen, daß es nur besonders abgehärtete, widerstandsfähige und gesunde Menschen sind, die nach der Verhaftung durch die Gestapo überlebt haben und uns dreißig Jahre später ihre Berichte aufschrieben. Es erhebt sich also die begründete Frage, ob und in welchem Maße ihre Beurteilungen repräsentativ für die Situation aller sein können, die die Lager überlebt haben. Um ein Minimum an Exaktheit zu wahren, muß man deshalb immer wieder einschränkend darauf hinweisen, daß die von den Häftlingen genannten und von uns kritisch gewürdigten Ursachenkomplexe allein im subjektiven Empfinden der befragten Gruppe ehemaliger Häftlinge von großer oder gar entscheidender Bedeutung für das Überleben waren.

Drittens waren die damaligen Umstände und Lebensbedingungen nach recht einhelliger Auffassung der ehemaligen Häftlinge etwas Einzigartiges für sie, das sie nur einmal im Leben zu bestehen hatten, auch wenn manche Ursachen für das Überleben im Lager wiederholt und ziemlich allgemein zur Wirkung kamen. Das bedeutet, daß nach ihrer Ansicht all die Schutzreaktionen, die Fähigkeit zur Gefahrenmeidung und überhaupt alle Faktoren, die damals entscheidend waren, versagen müßten, wenn sie eine solche Lebenserfahrung ein zweites Mal zu bestehen hätten. „Heute fehlen mir all diese so unentbehrlichen Eigenschaften," schreibt einer von ihnen (Jan Wojenicz) lapidar und treffend, „und wenn ich das alles noch einmal durchstehen müßte, so würde ich schon nach einem Monat am Ende sein." Es ist somit zu bezweifeln, ob sich aus der Analyse der grausamen Lagererfahrungen pragmatische Schlüsse ziehen lassen.

Die Autoren haben sich trotz allem die Mühe gemacht, die Überlegungen der ehemaligen Häftlinge zu dem heiklen und komplexen Phänomen des Überlebens eines Infernos, das sie eigentlich physisch nicht hätten überleben sollen, zu analysieren und kritisch zu würdigen. Dies geschah in der Hoffnung, daß die Ansichten der ehemaligen Häftlinge – besonders die übereinstimmenden, wenn auch keineswegs abgestimmten Ansichten, die zurückhaltend formuliert, von innerer Überzeugung getragen und bemüht sind, falsche und für die Masse der Häftlinge diskriminierende Behauptungen richtigzustellen, Ansichten, die unserem bisherigen Wissen von Auschwitz als Ort der Vernichtung entsprechen und somit die Wahrscheinlichkeit für sich haben – daß diese Ansichten ein intersubjektiv gültiges Bild von bestimmten Verhältnissen im Lager vermitteln und dadurch neues Licht auf das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau werfen.

Aus den angeführten Gründen hielten die Autoren dieser Abhandlung es auch für riskant, ja für höchst unangemessen, die Ansichten der ehemaligen Häftlinge anders als durch ausführliche Zitierung mit dem gehörigem Respekt vor deren eigenen Formulierungen darzustellen; diese Berichte haben ja ohnehin den großen Wert, daß sie gleichsam Dokumente sind, Aussagen und Erklärungen von authentischen und glaubwürdigen Zeugen. Daher vielleicht der Eindruck der überreichlichen Zitate, die wirklich notwendig sind, weil in ihnen das Klima des Lebenskampfes im Lager am besten und treffendsten zum Ausdruck kommt.

Auch das Problem der zahlenmäßig relativ unbedeutenden Gruppe jener Häftlinge, die ihr Leben der Tatsache „verdanken", daß sie sich in den Mechanismus des Verbrechens einfügten, menschenunwürdige Funktionen ausübten, ihre Mithäftlinge mordeten, betrogen und auf ihre Kosten überlebten, darf nicht übergangen werden; nach der Befreiung wurden sie gesucht, zur Rechenschaft gezogen und bestraft. Auch darf nicht vergessen werden, daß die jeweilige nationale Zugehörigkeit für das Überleben von großer Bedeutung war; Reichsdeutsche hatten es leichter, viel schlechtere Chancen dagegen besaßen Russen oder Juden, gegen die sich der furor teutonicus, ähnlich wie gegen Priester und andere Akademiker, mit besonderer Heftigkeit wandte.

Versuchen wir unter diesen wichtigen Vorbehalten zunächst, eine Liste der Überlebensfaktoren aufzustellen, die in den Berichten immer wieder erwähnt und betont (und somit für grundlegend gehalten, eingehend erörtert und durch Beispiele illustriert) werden. Als Kriterium für ihre größere oder geringere Bedeutung mag hier die Häufigkeit gelten, mit der diese Faktoren im vorliegenden Material erwähnt werden.

Als wesentliches Element des Überlebenskampfes im Lager erwähnen die ehemaligen Häftlinge, die auf unsere Umfrage geantwortet haben, demnach an erster Stelle Abhärtung und psycho-physische Widerstandskraft; so sehen diesen Faktor 105 ehemalige Häftlinge (65,5%). In zweiter Linie folgen ideelle und emotionale Einstellungen, die einen positiven Einfluß auf das Überleben im Lager hatten (Glaube ans Überleben, Religiosität, Gefühlsbindungen an die nächsten Angehörigen, die Überzeugung vom Sieg des Guten über das Böse, von der unvermeidlichen Niederlage Hitlerdeutschlands, und sogar der Wunsch nach Rache an den Verbrechern); dies wird von 97 ehemaligen Häftlingen, also 60,6%, betont. An dritter Stelle steht die unterschiedlich geartete Hilfe von Mithäftlingen (95 Erwähnungen, d.h. 59,4%). Dann folgen: erhöhter Selbsterhaltungsinstinkt (Vorahnung und instinktive Meidung von Gefahren, Schläue, spontane Risikobereitschaft, gute Anpassungsfähigkeit an die Verhältnisse im Lager) – davon schreiben 89 Einsender (55,6%), sodann eine für das Überleben günstige Arbeit (58 / 36,3%), Zufälle (54 / 33,7%), Deutschkenntnisse 41 / 25,6%), ärztliche Hilfe (28 / 17%) und andere Faktoren.

Schon aus der obigen Zusammenstellung ist ersichtlich, daß für die ehemaligen Häftlinge subjektive Faktoren (Abhärtung und Widerstandsfähigkeit sowie günstige Einstellungen stehen hier an den beiden ersten Stellen) entscheidender sind als äußere Faktoren (Hilfe, geeignete Arbeit, glückliche Zufälle u.ä.). Von übergeordneter Bedeutung war nach Ansicht der ehemaligen Häftlinge der Kampf um die Wahrung der Menschenwürde, der mehr oder weniger bewußt geführt wurde. In der besten Lage waren dabei sicher diejenigen, die sich bei diesem Kampf ganz klar darüber waren, daß:

– sie bewahren mußten, was ihnen das SS-System im Lager vor allem rauben wollte, nämlich den Glauben an das Überleben und an die Befreiung, an den Triumph des Guten über das Böse, den religiösen Glauben, die Treue gegenüber der Idee, also etwa der des Kommunismus, die Beibehaltung von Gewohnheiten und Sitten aus der Freiheit, das Gefühl, daß man trotz allem immer noch ein Mensch und keine Nummer ist, usw.;
– sie die eigenen ethischen Vorstellungen verteidigen mußten (solche Häftlinge konnten der entwürdigenden Zusammenarbeit mit den Henkern am ehesten widerstehen);
– sie einem überfallenen und unterdrückten Volk angehörten und mit dem Freiheitskampf ihres Volkes solidarisch waren; Häftlinge mit diesem Bewußtsein schlossen sich häufig der Untergrundbewegung im Lager an.

Dieser Kampf um die Wahrung der Menschenwürde hatte, auch nach Ansicht der ehemaligen Häftlinge, zahlreiche und entscheidende Auswirkungen. Er erhöhte die Überlebenschancen beträchtlich, weil er dazu motivierte:
– sich dem Zweifel nicht zu ergeben, der zum inneren Zusammenbruch und zum vorzeitigen Tod führen konnte;
– sich eine eigene Welt zu schaffen, die sich dem SS-System im Lager nicht völlig unterwarf, und so eine als Wirklichkeitsflucht zu bezeichnende Haltung einzunehmen;
– unerschütterlich an die Niederlage Deutschlands und an die Bestrafung der Verbrecher zu glauben und daraus Mut zu schöpfen;
– den Mithäftlingen Hilfe zu erweisen, sei es auch nur im wohlverstandenen eigenen Interesse;
– Schutzmaßnahmen zu ergreifen und notwendige Risiken einzugehen;
– sich Nahrung zu beschaffen und für die eigene Gesundheit zu sorgen.

All das erleichterte die notwendige Anpassung an die furchtbaren Verhältnisse im Lager, weckte den Selbsterhaltungsinstinkt, schärfte Schläue und Gewitztheit, setzte Altruismus und Kameradschaftlichkeit frei, schuf das Bedürfnis, Gruppen zur gegenseitigen Hilfeleistung zu bilden, kulturelle Veranstaltungen zu organisieren, Feiertage, geheime Gottesdienste und Gemeinschaftsgebete abzuhalten und die Gewohnheiten aus der Freiheit zu wahren und lenkte die Gedanken der Häftlinge auf die Familie, auf die nächsten Angehörigen. Die Bedeutung dieser Elemente für die Überlebenschancen ist – auch nach Ansicht ehemaliger Auschwitz-Häftlinge – kaum zu überschätzen.

In den Hintergrund treten dagegen andere Faktoren (die natürlich für das Leben einzelner Häftlinge ausschlaggebend gewesen sein mochten, wie hier letztlich alles einmal entscheidend werden konnte), wie z.B.: bestimmte Aktivitäten zur Rettung des eigenen Lebens, Fluchtversuche, Bemühungen um die Freilassung aus dem Lager, glückliche Zufälle, besondere Fähigkeiten, der Beruf und Kenntnis der deutschen Sprache; von Bedeutung konnten auch die jeweilige Phase in der Entwicklung des Lagers und die Jahreszeit sein, in der man verhaftet wurde. Man muß zudem bedenken, daß die eben genannten Ursachen nicht allgemein und in dem Umfang wirksam waren wie die subjektiven Faktoren.

Man könnte diese Erörterungen mit dem bitteren Gedanken abschließen, daß die Situation der einzelnen zur Vernichtung bestimmten Menschen und die Situation der Gemeinschaft, die sie bildeten, qualitativ verschieden war. Es hat in der Geschichte sehr viele Versuche gegeben, große Menschen- oder Tier-

gruppen zu vernichten. Die einzelnen Individuen starben massenweise, aber es kam nie vor, daß alle auf einmal zugrundegegangen wären. Ein gewisser, wenn auch geringer Prozentsatz der Todgeweihten kam immer mit dem Leben davon und rettete dadurch – zumindest für eine gewisse Zeit – die Nation, die Gemeinschaft, die Gattung. Zwischen diesen weit zurückliegenden Ereignissen und der Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz als einem Teil der Todesmaschine der Nazis besteht eine Analogie, die zu denken gibt. Auch hier war es so, daß eine Handvoll Todgeweihter überlebte. Einige wenige KZ-Häftlinge kamen – sicher auch dank der Faktoren, die wir in diesem Aufsatz aufgezeigt haben – mit dem Leben davon und können heute als Zeugen gegen die Protagonisten des Verbrechens auftreten, können vor ähnlichen Exterminationsversuchen warnen.

Verzeichnis der Befragten

Materialgrundlage dieses Aufsatzes sind Zuschriften von ehemaligen Auschwitz-Häftlingen, die wir hier – soweit sich einzelne Personen nicht Anonymität vorbehalten haben – mit ihrer Häftlingsnummer in Klammern aufführen.

Mieczysław Albin (116), Arnold Andrusik (21164), Bogumił Antoniewicz (517), Felicja Apfelbaum-Wyszomirska (A 13997), Jadwiga Apostoł-Staniszewska (26273), Marcin Baran (93698), Stanisław Baś (62039), Kazimiera Bentlewska (44697), Irena Białówna (43117), Stanisław Biedroń (92226), Stanisław Bodecki (103989), Józef Brudz (45105), Wanda Janina Brühl (44701), Kazimierz Brzeski (753), Józefa Bukowska (32111), Bogumił Chęciński (7366), Leopold Czekalski (138863), Edward Czekierda (869), Roman Czerteżyński (29569), Janina Czerwiec-Dzierżymirska (62697), Czesław Czerwiński (2529), Mieczysław Dembowski (188), Bolesław Drabek (6265), Stanisław Drewniak (121331), Gertruda Dubowska (36315), Helena Dunicz-Niwińska (64118), Stanisław Duraczyński (117070), Stanisław Dworakowski (3950), Adam Dzierwa, Jan Dziopek (5636), Maria Emmerling (21968), Wanda Falender-Napierała (15690), Edward Ferenc (281), Szymon Filipski (61875), Józef Firlej (46654), Alojzy Fros (136223), Michał Gancarz (181698), Adolf Gawalewicz (9225), Wincenty Gawliczek (10246), Edward Garwoliński (138694), Andrzej Gąsienica-Makowski (5654), Janina Gdesz (37560), Aleksander Giermański (716), Zbigniew Giżyński (153396), Stefan Glazer (102823), Janina Głąbkowska (32188), Marian Główka (6994), Kazimierz Gomółka (10223), Bronisław Gościński (403), Władysław Grochowski (116930), Elżbieta Grudek (7559), Antonina Gryboś-Tajak (29690), Zofia Grzeżułko-Fabowska, Kazimierz Hałgas (5670), Mirosława Hewełka-Grabowska (46085), Stefan Hędzel (82542), Piotr Hiroń (4668), Józef Jabłoński, Kazimierz Japoll (9172), Jerzy Jaroch (376), Janina Jasińska (63333), Roman Jaszczyński (5695), Zygmunt Jezierski (18198), Bronisław Jureczek (26672), Adam Jurkiewicz (476), Bronisław Kaczmarski (87155), Tadeusz Kahl (56707), Jerzy Karczewski (625), Maria Karelus (54877), Czesław Kempisty (16686), Stefan Kępa (799), Zofia Klimkiewicz, Adam Kluz (419), Michał Kogut, Józef Kołodziejczyk (162409), Zygmunt Kołodziejski (7321), Mieczysław Kościelniak (92091), Władysław Kreowski (45028), Józef Kret (20020), Jan Krokowski (226), Kazimierz Krupa (561), Stefan Krupa (123348), Alina Krzemińska (69335), Artur Krzetuski (1003), Antoni Kubica (7617), Adam Kuffel (2237), Zofia Kupiec (29794), Jan Kurek (9165), Czesław Lenczowski (29553), Jan Lewicki (42), Pelagia Lewińska-Tepicht, Eugeniusz Lipiński (4490), Jan Liwacz (1010), Józef Lula (126942), Władisław Łyczkowski (119849), Czesław Łyjak (95848), Józef Majchrzak (33204), Ryszard Malik, Czesław Marcinko (39), Jan Marszałek (18857), Bronisława Michta-Bukowińska (30513), Antoni Miernik (95870), Jerzy Muchowicz (142), Feliks Mylyk (92), Wiktor Myrdko (18478), Eugeniusz Niedojadło (213), Julian Niewiarowski (5596), Walentyna Nikodem (8737), Jan Olszowski (6157), Tadeusz Orzeszko (131527), Józef Osika (5750), Elżbieta Pańczyszyn-Pawłowska (55852), Nikodem Pieszczoch (673), Jan Porębski (23812), Zofia Pracka-Raczyńska (35167), Zofia Przanowska (64429), Irena Przybysz (43551), Kazimierz Raczek (720), Jan Rajek (33585), PawełReinke (23478), Zygfryd Rębilas (9247), Szczepan Robak (6499), Bronisław Rubin (136168), Władysław Sikorski (18612), Alfred Skrabania (26645), Maria Slisz-Oyrzyńska (40275), Lucjan Sobieraj (1879), Ryszard Sobczyk (203), Zdzisław Soleski (96244), Kazimierz Sowa (22412), Alojzy Sroka (24711), Jan Starczewski (121625), Władysław Stawarz (93234), Stanisław Stolarz (93235), Zofia Suwała- Czyż (19386), Ludwik Sypuła (590), Józefa Szkodzińska (32293), Danuta Szonert-Witkowska, Stefan Szostak (123014), Stefan Świszczowski (20033), Karol Talik (1226), Kamila Targosz (7590), Kazimierz Tokarz (282), Jadwiga Trembasiewicz (44133), Genowefa Ułan (17528), Jan Warchomy (182942), Helena Wiązownicka-Gawęda (20214), Jan Wojenicz (24739), Stefan Wojtkowski (3722), Alfons Wrona (109267), Roch Wystrach (10241), Jan Zielina (97679), Antonina Ziębowa (18604), Piotr Zoszak (1049), Stanisław Zyguła (682), Maria Anna Żylińska-Nowakowska (6829).

Die Autoren danken allen Einsendern herzlich für das Material, ohne das jede Analyse des Themas unmöglich gewesen wäre. Wir sprechen den ehemaligen Häftlingen unseren Dank aus, daß sie die Mühe und die oft schmerzliche Rückerinnerung an die Zeit der Versklavung auf sich genommen haben.

Bibliographische Anmerkung

Die Umstände und Ursachen des Überlebens im Konzentrationslager sind bisher nicht auf der Grundlage eines thematisch einheitlichen Materials monographisch untersucht worden, weder in den letzten Jahren, die eine kühl objektive und rationale Betrachtungsweise begünstigten, noch in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg, als zwar Berichte, Aussagen und Dokumente über Auschwitz gesammelt wurden, jedoch vor allem über den Vernichtungsmechanismus, nicht über die Ursachen für das Überleben eines geringen Prozentsatzes der Häftlinge. Jeder Versuch, dieses Problem umfassend zu bearbeiten, muß auf viele Aspekte der Geschichte von Auschwitz-Birkenau eingehen und ist oft mit Fragen verzahnt, die schon anderorts in der KZ-Literatur behandelt wurden, wie etwa die Frage der Daseinsbedingungen im Lager, der dort herrschenden Streßeinflüsse und der sozialen Schichten. Die meisten Details hierzu finden sich über die Erinnerungsliteratur verstreut, besonders der reflexiv geprägten, um als Beispiel nur das bekannte Buch von Dr. Adolf Gawalewicz „Refleksje z poczekalni do gazu. Ze wspomnień muzułmana" [Reflexionen aus dem Wartesaal zum Gas. Aus den Erinnerungen eines Muselmanns]. Krakau 1968, 2., erg. Aufl. 1973, zu nennen. So macht sich Gawalewicz dort Gedanken über das eigene Überleben; er hat nämlich die Nazilager überlebt, obwohl er bis an den Rand der körperlichen und psychischen Erschöpfung kam und mit äußerst ungünstigen Bedingungen zu kämpfen hatte. Manche klar bestimmbaren Überlebensursachen, wie z.B. die Flucht aus dem Lager, sind eigens untersucht worden:

Tadeusz Iwaszko, Häftlingsfluchten aus dem Konzentrationslager Auschwitz. Hefte von Auschwitz 7, Oświęcim 1964, S. 3-70; Tomasz Sobański, „Ucieczki oświęcimskie" [Fluchten aus Auschwitz], 3. Auflage, Warschau 1974, dt.: Fluchtwege aus Auschwitz, Warschau 1980; Roman Leśniak, Elżbieta Leśniak, „Fluchten aus Konzentrationslagern. Psychiatrisch-psychologische Analyse (poln.) – vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 85. Da eine günstige Arbeit im Lager das Überleben oft erleichterte, hängt das Thema unseres Aufsatzes teilweise auch mit der Diskussion über die Funktionshäftlinge in den Nazi-Konzentrationslagern (vgl. in dieser Edition Bd. 1, S. 231–239) zusammen. Mit den Bedingungen im Lager und der Widerstandsfähigkeit dagegen, mit der Reaktion auf die Inhaftierung, der Adaption an das Leben im Lager usw. hat sich unter psychopathologischem Aspekt u.a. Aleksander Teutsch in seiner Dissertation befaßt („Psychische Reaktionen auf psycho-physischen Streß bei 100 ehemaligen Häftlingen im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau" (vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 116). In dem vorliegenden Aufsatz werden u.a. Aspekte der moralischen Haltung erörtert; im Zusammenhang damit sei auf die soziologische Studie von Alicja Glińska, „Moralność więźniów Oświęcimia" [Die Moral der Häftlinge von Auschwitz], Etyka 1967, Nr. 2, S. 173–232, hingewiesen. Einige Aspekte des Zusammenlebens in der Häftlingsgemeinschaft, die in unserem Aufsatz flüchtig zur Sprache kamen, sind bereits früher unter anderen Gesichtspunkten untersucht worden, u.a. in Anna Pawełczyńska, „Wartości a przemoc. Zarys socjologicznej problematyki Oświęcimia" [Werte und Gewalt. Eine Soziologie von Auschwitz], Warschau 1973, Verlag PWN [eng.: Values and Violence in Auschwitz. A sociological Analysis. Berkeley, Los Angeles, London 1979]. In der ausländischen, etwa der deutschen oder angelsächsischen Literatur, fanden wir keine zusammenfassenden Abhandlungen des in unserem Aufsatz erörterten Problems. Im Detail gehen die ausländischen Autoren nicht über die die polnischen Autoren interessierenden Fragen hinaus.

Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski

Opfer und Peiniger*

Einführung

Was halten die Opfer von Auschwitz und der anderen Konzentrationslager von ihren Peinigern? Wie war die gefühlsmäßige Beziehung der Häftlinge im Lager und nach der Befreiung zu den Menschen, die ihnen unbeschreibliches Leid zugefügt hatten? Wie entwickelte sich die Haltung gegenüber den eigenen Henkern und welche Faktoren beeinflußten diese Entwicklung?

Es gibt viele Gründe, eine umfassende und befriedigende Antwort auf diese Fragen zu suchen. Solides Wissen darüber würde es erlauben, die Verhaltensmechanismen der ehemaligen Häftlinge besser zu verstehen, und im Ergebnis würde es dem Arzt die Heilung dieser physisch und psychisch überstrapazierten Menschen erleichtern, wenigstens bei den am meisten Geschädigten. Diese selbst erhielten einen gewissen Halt bei ihren Bemühungen, sich an die sog. „normale" Gesellschaft zu gewöhnen. Ebenso könnte es ihnen helfen, ihr erschüttertes ethisches Wertsystem wiederherzustellen. Die Untersuchung dieses Problems ist nicht nur eine spezifische Art historischer, psychologischer und soziologischer Dokumentation der Erlebnisse und Emotionen ehemaliger Häftlinge, sie stellt auch eine Verurteilung jeglicher entarteter Form totalitären Umgangs mit Menschen und gleichzeitig eine Warnung vor der Wiederbelebung solcher Formen dar.

Heute ist es leider aus vielen Gründen nicht mehr möglich, erschöpfende, wissenschaftlich begründete Antworten auf die eingangs gestellten Fragen zu geben. Jeder Bericht, jede Erklärung eines ehemaligen Häftlings in dieser Angelegenheit – und nur auf deren Grundlage können wir zu verhältnismäßig allgemeingültigen Ergebnissen gelangen – wird die Aussage eines Menschen sein, der sich im Vergleich zur Mehrzahl der Häftlinge von Auschwitz in einer vorteilhaften Situation befand. Er hat das Lager überlebt. Sein Leben – übrigens nicht selten voller Qualen, die durch den Lageraufenthalt bedingt sind – endete nicht sofort oder ein paar Jahre nach der Befreiung wie bei den meisten, die sich durch die verbrecherischen Handlungen der Nazischergen Krankheiten und bleibende Schäden zugezogen haben. Die Meinung von Überlebenden wird sich mit Sicherheit von den Urteilen der Opfer unterscheiden, die keine Gelegenheit zum Sprechen mehr haben.

Zweitens: Erklärungen ehemaliger Häftlinge, die vielfach in gutem Glauben und mit ehrlicher Absicht abgelegt wurden, können unbewußte Deformierungen – wie man es in der Soziologie bezeichnet – enthalten. Im Laufe der Jahre haben Faktoren wie zeitliche Distanz, ein gewisses Verlöschen der Emotionen, lange und vertiefte Reflexionen eine Änderung der wirklichen oder auch der bloß deklarierten Einstellung bei den ehemaligen Häftlingen bewirkt: Ihre Aussagen müssen deshalb entsprechend kritisch gewertet werden.

Es wäre jedoch falsch gewesen, die Untersuchungen abzubrechen, nur weil uns im Verlauf der Arbeit wesentliche Schwierigkeiten bewußt wurden. Schon allein die Aussagen ehemaliger Häftlinge zu diesem Thema können ein verständliches Interesse wecken, unabhängig von ihrem sachlichen Wert (Gehalt und Qualität dieser Aussagen, ihr Grad an Emotionalität). Sie können aufschlußreiches Forschungsmaterial für eine kritische Analyse liefern, und wenn man strenge methodologische Regeln einhält, werden die Ergebnisse ausreichend fundiert sein.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend wurden 1974 einige hundert ehemalige Häftlinge durch ein Losverfahren ausgewählt und gebeten, unbefangene, freie Aussagen zum Thema des emotionalen Verhältnisses zu den Menschen zu machen, deren Peinigungen und Verfolgungen sie ausgesetzt waren. Dabei interessierten uns die Gefühle während der Verhöre und des Aufenthaltes im Gefängnis, sowie im Lager – während der Zeit der Anpassung und später – zur Zeit der Befreiung und in der ersten Phase danach, während der Prozesse gegen Gestapo- und SS-Angehörige und gegenwärtig, nach mehr als dreißig Jahren. Wir baten darum, die Handlungen der Peiniger zu beurteilen und Angaben darüber zu machen, inwieweit sie als (ehemalige) Häftlinge Verständnis für Handeln auf Befehl aufbringen konnten, welche abweichenden Verhaltensweisen bei Angehörigen der Wachmannschaft auftraten und welche eigene Aktivität (oder auch Passivität) entwickelt wurde bei der Suche nach Peinigern und deren Überstellung an Gerichte. Auch wollten wir von den Befragten wissen, ob sie an Vergeltungsaktionen im Lager oder an spontanen Akten der Selbstjustiz gleich nach der Befreiung beteiligt waren.

Wir erhielten 115 meist sehr ausführliche Aussagen von 91 Männern und 24 Frauen, die reich an detaillierten Beschreibungen des eigenen Verhaltens und des Verhaltens ihrer Mithäftlinge waren. Sie enthalten viele interessante Bewertungen und vermitteln Einsichten über die Motive dieser Urteile. All das macht den ungewöhnlichen Wert des Materials aus. Man kann aus diesen Hinweisen, Beschreibungen und Berichten viele bedeutende allgemeine Ergebnisse ableiten. Außerdem helfen sie dabei, eine Vielzahl von Informationen und Beobachtungen zu ordnen.

* Stosunek ofiar Oświęcimia-Brzezinki do prześladowców [Das Verhältnis der Opfer von Auschwitz-Birkenau zu den Peinigern] (1981, H. 1, S. 37–62; leicht gekürzt). Übersetzung: Veronika Körner.

Zuerst wollten wir wissen, ob die ehemaligen Häftlinge überhaupt eine Beschäftigung mit diesem Thema für notwendig und sinnvoll halten. Weiter wollten wir etwas über ihre Widerstände erfahren, die sie empfanden, wenn sie ihre eigenen Standpunkte aufdeckten – und über ihre Bedenken, die sie im Hinblick auf die Zweckmäßigkeit und die Möglichkeiten einer solchen Untersuchung hegten, so viele Jahre nach den Ereignissen, die die Quelle von Emotionen, quälenden Erlebnissen und inneren Konflikten waren.

In den Aussagen dominiert die Überzeugung, daß im Interesse der Allgemeinheit ständig von jenen klassischen Zeiten der Menschenverachtung Zeugnis abgelegt werden müsse, daß es notwendig sei, daran zu erinnern und immer wieder bewußt zu machen, wozu der Mensch fähig ist, um einer Wiederholung der Bestialität einzelner und organisierter Individuen vorzubeugen.

»Ich vertrete die Auffassung, daß man immer wieder zu diesen Dingen zurückkehren sollte. Weil wir berauscht sind von der wiedergewonnenen Freiheit und dem Leben, sind wir geneigt, den Ballast der Leiden und ungeheuren Qualen von uns zu werfen, die wir in den Jahren der Erniedrigung durchgemacht haben, und jeden Gedanken an diese Hölle zu vermeiden. Doch dies dürfen wir nicht tun, wir müssen Zeugnis von der Wahrheit ablegen über die Grausamkeiten der nazistischen Lager und ihrer Schergen.« (Jan Wojenich)

»Zum gegenwärtigen Zeitpunkt, dreißig Jahre danach, halte ich diese Angelegenheiten für noch längst nicht abgeschlossen. Nach wie vor sollte man vorbeugende Maßnahmen ergreifen gegen die von der NSDAP an den Tag gelegte Barbarei, und das nicht nur in Deutschland, sondern überall dort, wo ihre Anzeichen zutage treten. Ein weiteres Problem ist die junge Generation. Ich glaube jedenfalls nicht, daß ich die Erlebnisse im Lager vergessen könnte.« (Prof. Dr. Ing. Andrzej Bolewski)

Nicht alle sind sich ihrer Erinnerung an die Gefühle in der damaligen Zeit so sicher wie dieser Autor. Die Bedenken, die Mgr. Ing. Artur Krzetuski äußerte, zeugen u.a. von großem Verantwortungsgefühl bei der Formulierung von Meinungen zu einem so heiklen Thema, wie es die Beziehung zu denen darstellt, die uns großes Leid zugefügt haben, insbesondere wenn man sich bewußt macht, daß unsere Aussagen die Grundlage für allgemeingültige Feststellungen bilden sollen. Er versucht trotzdem, eine Antwort auf die Fragen zu finden:

»An die Beantwortung der Enquete mache ich mich mit einem gewissen Widerstreben, weil mir scheint, daß meine Aussagen, die sich auf meinen psychischen Zustand vor 35 Jahren beziehen, meine damaligen Gefühle nicht genau wiedergeben können, da sie von späteren langjährigen Reflexionen und von Erfahrungen, die ich in meinem weiteren Leben machte, überlagert sind. Auch Memoiren und spätere Dokumentationen der Vorgänge haben meine Empfindungen beeinflußt. Es scheint mir, daß diese Dinge so eng miteinander verbunden sind, daß es unmöglich ist, sie voneinander zu trennen und genau zu sagen, wie man es damals erlebt hat und wie das aus der zeitlichen Distanz aussieht. Trotzdem versuchen wir es, doch wenn wir auf jene Erlebnisse blicken, sollten wir uns darüber im klaren sein, daß sie durch den zeitlichen Abstand gefiltert sind.«

Ein anderes Motiv, warum ehemalige Häftlinge mit einer gewissen Reserviertheit und Vorsicht an die Beantwortung dieser Fragen gehen, enthält die Aussage von Tadeusz Opaliński. Seine Beobachtungen stellen auch für die, die das Thema bearbeiten eine Warnung dar, nicht in eine im Grunde genommen ziemlich unergiebige Haltung abzugleiten, von der aus lediglich die negativen individuellen Empfindungen registriert werden:

»Ich finde, daß alles, was bisher zum Thema Auschwitz geschrieben wurde, für die Welt einen unschätzbaren Wert besitzt, als Dokumente aus der Kriegszeit, mit der Unglück und menschliche Tragödien untrennbar verbunden sind. Jedoch sollten diese Zeugnisse der Wahrheit nicht im Zeichen einer ständigen, obsessiven Rückkehr in die Vergangenheit und eines unablässigen Nachdenkens über das erfahrene Unrecht stehen. Wenn jedoch jemand von den Geretteten, deren Reihen sich rapide lichten, noch genug Kraft findet, um das wahre Bild dieser schrecklichen Zeiten zu vervollständigen, dann muß man der Wahrheit Genüge tun und auch positive Eigenschaften einzelner Menschen berücksichtigen und zur Geltung bringen. Das betrifft die gepeinigten und unterdrückten Häftlinge ebenso wie die Peiniger. Sogar in einer endlosen und scheinbar ausgedörrten Sandwüste kommt es manchmal vor, daß man Spuren von Leben erkennt (. . .). Man kann jedoch unsere junge Generation wie auch die jungen Generationen anderer Völker nicht unablässig und bewußt in Bereiche menschlicher Empfindungen führen, durch die nicht nur alte Wunden immer wieder aufgerissen werden, sondern auch ständig Haßgefühle und der Wunsch nach Vergeltung entstehen können. Bis heute habe ich den Glauben an den Menschen nicht verloren, obwohl dieser Glaube sehr, sehr oft durch die Ereignisse, Rohheiten und Brutalitäten im Lager erschüttert wurde. Deshalb stößt die Beschreibung einiger drastischer Situationen bei mir auf einen inneren Widerstand. Kaum einen verlangt es danach, die Tragödien, an denen er selbst beteiligt oder deren Augenzeuge er war, freiwillig von neuem zu durchleben.«

Es fehlte auch nicht an konkreten, für die Erarbeitung der Problematik ungewöhnlich wertvollen Versuchen, gestützt auf die eigenen Erfahrungen die Erlebnisse eines Menschen zu behandeln, der durch den Haß und die wahnsinnige Idee des Völkermordes ungeheures Leid erfahren hat und dem Tod ins Gesicht sah.

»Ich würde den Titel der Umfrage korrigieren in: ‚Das Verhältnis eines Teiles der Opfer der Konzentrationslager zu ihren Peinigern 30 Jahre nach der Befreiung'. Ich denke, daß sich dadurch die Problemstellung in gewissem Sinne ändert und würde das folgendermaßen begründen: Unsere heutige Aussage

– 30 Jahre danach – ist die Aussage derer, die vielleicht etwas mehr Glück im Unglück hatten, vielleicht psychisch und physisch besser prädisponiert waren, vielleicht durch Zufall einem geringeren physischen und moralischen Druck ausgesetzt waren oder bei denen die Schläge zum Glück auf weniger wichtige Körperteile niederprasselten.

Alles in allem sind wir bloß noch eine recht kleine Gruppe von Menschen, die sich in einer zweifach glücklichen Lage befinden. Erstens haben wir das Lager überlebt und zweitens leben wir noch dreißig Jahre nach jenem historischen Moment. Wenn die Gefühle dieser Gruppe zu Wort kommen, dann kann das jedoch nicht im Namen und mit den Gefühlen Millionen Ermordeter geschehen. Ich weiß nicht, was ein Mensch in einem solchen Augenblick empfindet. Nur einmal in meinem Leben stand ich in einer Gruppe, die in den Tod gehen sollte – irrtümlicherweise. Ich war zu nichts anderem fähig, als zu denken, ‚hoffentlich wird es nicht zu sehr wehtun'. Zwischen zwei Menschen ‚steht die Nacht des Nichtbegreifens', wie es bei Zofia Nałkowska heißt. Jeder Sterbende hatte seine eigenen Erlebnisse und sein eigenes Gewissen, das man weder lesen noch dechiffrieren kann, nicht einmal mit einem Computer, da es sich nicht nach dem Durchschnittsprinzip berechnen läßt. Wir sahen den Tod Tausender, die im Dreck starben, die erschlagen und vergast wurden, die schwer verletzt dalagen und noch vollends zu Tode geprügelt wurden, die man zu Tode gequält und nach ihrem Tod noch beleidigt hat, und wir fühlen uns nicht in der Lage, ihren psychischen Zustand zum Ausdruck zu bringen. Da mischten sich Angst und Leiden mit Haß und Verwünschungen, mit Gleichgültigkeit, Bewußtlosigkeit oder Schockzuständen, und manche hatten sogar ein Lächeln auf dem Gesicht (. . .).

Wir sind nicht berechtigt, ihre letzten Empfindungen und Gefühle gegenüber ihren Peinigern auszudrücken und dadurch vielleicht zu entschärfen. In ihrem Namen kann nur das RECHT und die GESCHICHTE in ihrer ganzen Majestät sprechen. Das Recht arbeitet leider, wie wir sehen, allzu langsam, ist von denjenigen seiner Wirksamkeit beraubt, die sich mitschuldig fühlen, denn welchen Grund gäbe es sonst für so viel Saumseligkeit bei der Anwendung des Rechtes bei denen, die sich der größten Verbrechen schuldig gemacht haben? Die Geschichte registriert gestützt auf Tatsachen und Dokumente sowie auf Anzahl und Glaubwürdigkeit der Quellen die nackten Fakten, die dabei leider oft deformiert werden. Und hier sehe ich unsere Aufgabe, nämlich für eine große Zahl von Fakten und ihre Glaubwürdigkeit Sorge zu tragen, damit die Verzerrung der Tatsachen seitens derer, die ein Interesse daran haben, nicht zu weit gehen kann. Denn wir sind die letzten Zeugen. Doch noch vor unseren Augen macht eine Flut pronazistischer Propaganda aus Henkern und Massenmördern lediglich Wächter der deutschen Weltordnung und aus den Opfern, den hingemordeten Kindern und Frauen, den zufällig ausgewählten, unschuldigen Menschen werden Verbrecher oder lebensunwerte Untermenschen.«
(Dr. Kazimierz Halgas)

Die hier publizierten Beispiele wurden nach dem Prinzip der Repräsentativität ausgewählt, wobei wir Meinungen allgemeineren Charakters besonders berücksichtigt haben. In der vorliegenden Arbeit haben wir zuerst Stellungnahmen ausgesucht, die durch negative, traumatische Gefühlskonstellationen, vor allem durch einen ziemlich verständlichen, nie verlöschenden Haß nach der durchlebten, unvorstellbaren Schreckenszeit geprägt sind. Dann wird der entgegengesetzte Standpunkt dargestellt, der gewissermaßen den Schuldigen vergibt. Anschließend kommt die dritte der möglichen Haltungen zu Wort, die auswählt und verschiedene Stufen von Schuld unterscheidet. Dabei werden die Wandlungen miteinbezogen, die sich in der langen Phase seit der Inhaftierung und Deportation der von uns Befragten vollzogen haben. Aufgrund der unvermeidbaren Drastik der stets ehrlichen Aussagen der ehemaligen Häftlinge haben wir uns entschlossen, die Namen der Verfasser wegzulassen, manchmal sicherlich im Gegensatz zu ihren eigenen Intentionen.

Unversöhnliche Haltungen

Betrachten wir zu Beginn die am häufigsten auftretenden Erklärungen und Meinungen, die nach wie vor – noch mehrere Jahrzehnte nach dem Lager – von einer unversöhnlichen Haltung geprägt sind. Bei den uns vorliegenden Aussagen, Erklärungen und Urteilen dieser Art sind rund gerechnet 65 v.H. Stellungnahmen, die sich genauer bestimmen lassen. Davon offenbaren 19 Personen schonungslose Verachtung, Abscheu und Haß für ihre Peiniger im Lager. Einen Mangel an jeglichem Verständnis bekunden 13 ehemalige Häftlinge; sie kennen kein Pardon für ihre Folterknechte. 8 Personen würden sich, wenn sich ihnen die Gelegenheit böte, tätlich rächen; bei der bloßen Erwähnung ihrer Peiniger empfinden 5 Personen Zorn.

Werden solche negativen Gefühle signalisiert, so ist dies überaus häufig von Bemerkungen über die Unmöglichkeit zu verzeihen begleitet. Wird diese Haltung weiter begründet, schlägt uns heftiger Protest gegen eine Verjährung von Völkermord* entgegen.

»Meine Gefühle haben sich nicht geändert", erklärt eine Frau, die in Birkenau inhaftiert war. „Sogar 30 Jahre danach werden sie sich verantworten müssen für ihre Taten und Verbrechen. Ich sehe keinen Grund, ihnen zu verzeihen, denn wie könnte ich verzeihen im Namen der Ermordeten und zu Tode Gefolterten. Mit welchem Recht sollte ich es tun? Für sie

* Nach dem in der Bundesrepublik Deutschland geltenden Strafrecht, das das Verbrechen des Völkermords nicht kennt, sollte die Verjährungsfrist für vor dem 9. Mai 1945 begangene mit lebenslanger Freiheitsstrafe bedrohte Verbrechen des Mordes ursprünglich am 8.5.1965, dann am 31.12.1969 und nach einer Verlängerung der Verjährungsfrist auf 30 Jahre mit dem 9. Strafrechtsänderungsgesetz von 1969 am 31.12.1979 auslaufen. Erst mit dem 16. Strafrechtsänderungsgesetz von 1979 wurde diese Verjährungsfrist generell aufgehoben.

gibt es kein Verzeihen und Vergeben ihrer Schuld. Religiöse Beweggründe kommen hier nicht in Betracht, denn aus einem religiösen Motiv heraus kann ich nur jemandem verzeihen, der mir selbst Leid angetan hat. Doch in diesem Fall geht es nicht um mich, sondern um sechs Millionen ermordeter unschuldiger Menschen, die starben, weil sie für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpften oder weil sie Juden waren. Das kann ich niemals vergessen, sie müssen die Strafe davontragen. Es gibt kein Verbrechen ohne Strafe.«

»Ich hasse sie auch heute noch", schreibt eine andere ehemalige Gefangene. „In mir hat sich nicht viel geändert, denn ich kann jene entsetzlichen Jahre nicht vergessen und diejenigen, die meinem Kind die glückliche Kindheit genommen haben. Ich kann die Kommandos auf dem Weg zur Arbeit nicht vergessen, die gespensterhaften Gestalten mit grauen Gesichtern, erloschenem Blick, ihrem rasierten Kopf, einem Totenschädel gleich, der in Regen und Eiseskälte vor dem SS-Mann stets unbedeckt war. Ich erinnere mich an die Kolonnen von Skeletten, die von den Absatzeisen der SS-Stiefel in den Lagerdreck getreten wurden. Ich bin durch vier Lager gegangen: Majdanek, Auschwitz, Ravensbrück und Neustadt-Gleve. Ich bin durchgekommen, also habe ich viel gesehen.«

Hier noch andere typische Aussagen, die das ganze Spektrum komplexer Gefühle darstellen, von denen die angegriffene Psyche der ehemaligen Häftlinge häufig hin- und hergerissen wird. Ihnen genügt ein Anstoß, und schon regt sich in ihnen die Erinnerung an das unmenschliche Treiben ihrer Peiniger.

»Während ich auf die erhaltene Enquete antworte, möchte ich sie höflich darüber informieren, daß sich mein Verhältnis zu meinen ehemaligen Verfolgern aus der Okkupationszeit nicht geändert hat. Es dominiert das Gefühl der ungerechterweise erfahrenen körperlichen und auch moralischen Leiden (unabhängig vom Ort, wo ich sie erlitt – ob bei den Verhören, im Gefängnis oder im Lager).«

»Das Leben eines gewöhnlichen Sterblichen ist zu kurz und das Leben eines ehemaligen KZ-Häftlings erst recht, um seinen Schindern die grundlos zugefügten, schrecklichen Leiden vergessen zu können. Sicherlich gab und gibt es wohl noch in jedem von uns den Wunsch nach Vergeltung, um sich früher oder später für die uns angetanen Leiden zu rächen, und wenn es jemandem gelungen ist, dann ist das ein Tropfen auf den heißen Stein. Während der Verfolgungen waren wir macht- und wehrlos, konnten wir sie nur im stillen verfluchen und im stillen die Mächte des Himmels und der Hölle anrufen, damit sie die nazistischen Bestien bestraften.«

»Ich kann es weder begreifen, noch verzeihen, noch Erbarmen zeigen, noch gleichgültig bleiben angesichts der von den SS-Leuten oder von degenerierten Funktionshäftlingen begangenen Taten, die uns grundlos – häufig mußten sie nicht schlagen – mißhandelten und sehr drakonische Strafen verhängten. Sie hatten sich selbst verschiedene, besonders raffinierte Mordmethoden ausgedacht, die für sie lustig und amüsant waren und die in den Kommandos von den Kapos praktiziert wurden oder in den Blöcken von den Funktionshäftlingen. Dies taten sie nur zur Befriedigung ihrer sadistischen Lust, aus Vergnügen und um sich im eintönigen Tagesablauf Abwechslung zu verschaffen. Dadurch vergifteten sie der Mehrheit der Häftlinge das Dasein; sie dachten damals nicht daran, daß sie für ihre Taten bestraft werden könnten.«

»Zum gegenwärtigen Zeitpunkt, nach dreißig Jahren, hat sich mein Verhältnis zu meinen Verfolgern nicht geändert, trotz der seitdem vergangenen Zeitspanne. Ich bin der Meinung, wenn unsere Verfolger noch auf der Welt herumlaufen, dann sollten sie bestraft werden, es sollte keine Verjährung geben.«

»Nach dreißig Jahren fühle ich die gleiche Verachtung für diese Leute, wie damals im Lager, mit dem Unterschied, daß das Erlebte beinahe aus meinem Gedächtnis verdrängt ist – das heißt, es beschäftigt mich heute nicht mehr.«

»Mein Verhältnis hat sich nach dreißig Jahren nicht geändert, obwohl die Wunden zum Teil verheilt sind, doch es blieben Narben, die es mir nicht ermöglichen, das Ganze zu vergessen. Ich wundere mich über die Staaten, die so viele Verbrecher zurückbehalten. Ich betone erneut, meiner Meinung nach gibt es und darf es für Massenmörder und ihre Helfershelfer keine Verjährung geben. Unsere Peiniger erfüllten ihre Befehle, doch nicht ohne von ihrer Seite aus noch etwas hinzugefügt zu haben. Sie wollten sich bei ihren Vorgesetzten einschmeicheln. Ich spüre keinerlei Nachsicht in mir – nicht die kleinste Regung von Mitgefühl.«

»Mein Verhältnis zu meinen Peinigern ist nach dreißig Jahren genau das gleiche wie zur Zeit meines Aufenthaltes im Lager. Die in den Jahren ohnmächtig angesammelte Wut, der Zorn und die Unmöglichkeit zur Vergeltung ließen mich immer an Rache denken. Die im Lager durch die Schergen erlittenen Qualen verlangen nach Genugtuung. Die Kriegsverbrecherprozesse verschafften mir ersatzweise ein wenig Befriedigung, da wenigstens einige der Schergen ihrer Strafe nicht entgingen (obwohl diese in keinem Verhältnis zu ihren Verbrechen steht). Ich habe mich nie in meine Peiniger hineinversetzt, um zu ergründen, aus welchen Motiven sie gehandelt haben, ob auf Befehl oder aus eigener Initiative. Ich weiß nur, daß sie es mit Leidenschaft getan haben und die Mißhandlung von Wehrlosen ihr tägliches Brot war, denn sie waren Bestien, keine Menschen.«

»Meine Reaktion auf meinen Peiniger: Mit reinem Gewissen würde ich ihn in ein Lager sperren, doch nicht bloß diesen konkreten, sondern alle – und zu denselben Bedingungen, unter denen wir eingesperrt waren. Aber ich würde sie dort nicht bewachen wollen.«

Besonders unverzeihlich erscheinen den Betroffenen bestialische Taten wie das Morden aus Lust, aus Vergnügen, die

Mißhandlungen von Wehrlosen, Unschuldigen. In vielen der uns zugegangenen Materialien gibt es Beschreibungen grausamer Handlungen, die an eigene Leiden und die anderer Kameraden im Lager erinnern.

»Wie soll man sich angesichts dieser Situation menschlich verhalten", fragt eine der ehemaligen weiblichen Häftlinge, „wie soll man ihnen die Strafe erlassen, selbst wenn man tief religiös und gottesfürchtig ist? Ich würde das als übertriebenen Edelmut empfinden.«

Die negativen Gefühle, die sich hartnäckig am Leben halten und stets von neuem aufwallen, obwohl so viele Jahre vergangen sind, wurzeln in tiefen psychischen Verletzungen, die die Häftlinge häufig schon beim ersten Kontakt mit der Unmenschlichkeit in deutschen Gefängnissen und Lagern erlitten haben. Diese Traumen vertieften sich in den Lagern, wo durch die Entfesselung eines unvorstellbaren Terrors die Angst allgegenwärtig war. Nicht ohne Bedeutung für die Erhaltung der emotionalen Spannung ist anscheinend auch das unbefriedigende, manchmal sogar skandalöse Handeln der Justiz, insbesondere in der BRD, gegen die KZ-Verbrecher.

Wir zitieren hier einige typische Aussagen, welche die Gefühle zeigen, die sich eines Menschen schon in der ersten Zeit der Hölle bemächtigten, der grundlos seiner Freiheit beraubt, während der Verhöre gequält und geschlagen, der mit raffinierten Methoden gefoltert und über alle Maßen terrorisiert wurde. Die Äußerungen zeigen, wie ein destruktives Haßgefühl entsteht, das bei den einen im Laufe der Jahre schwächer wurde, bei anderen jedoch ständig wieder auflebt, unterstützt von der Vorstellung, daß der Gerechtigkeit nicht Genüge getan wurde. Gleichzeitig verursacht dieser Haß in ihnen Gewissenskonflikte und bedrückt sie.

Es soll darauf hingewiesen werden, daß mit der Erinnerung an das Entstehen des Hasses (während der Verhöre im Gefängnis, die der Deportation ins Lager vorausgingen) auch wieder das Gefühl der Angst lebendig wird, das den gequälten Menschen damals beherrschte:

»Während der Verhöre und der Gefängnishaft fühlte ich mit unterschiedlicher Intensität (soweit man an diese Gefühle Maßstäbe anlegen kann) gleichzeitig eine riesige, mich manchmal fast lähmende Angst und einen so leidenschaftlichen Haß, wie ich ihn im Verhältnis zu anderen Menschen weder vorher noch nach dem Krieg empfunden habe.«

»In der ersten Zeit der ‚Untersuchungen' in der Szuchallee*, wie auch im Pawiak**, war die Angst jeden Tag an meiner Seite. Ich weiß noch genau, es war keine Angst vor dem Tod, sondern vor den Schmerzen. Das Gesicht ‚meines' Gestapomannes war mir wie in das Gehirn gezeichnet. Daß eines Tages der Haß über die Angst das Übergewicht errang, hängt mit einer Nacht zusammen, die ich mit meinem halb bewußtlosen Freund Kusociński verbrachte. An diesem Tag hatte man in die ‚Straßenbahn'*** ein blutüberströmtes Mädchen gebracht, fast ohne Kleider. Von diesem Tag an wurde die Angst gleichsam kleiner, dafür wuchs der Haß auf die Gestapo und das Verlangen nach Rache. Das war ein unmenschliches Verlangen. Ich wollte den SS-Mann nicht töten, aber ihn foltern. Ich erinnere mich, daß ich mir Foltermethoden ausdachte, die ich anwenden würde.«

»Als ich mich im Gefängnis in der Monteluppi-Straße befand, erhielt ich ohne besonderen Grund vom Gefängniswärter einen Schlag ins Gesicht, während ich meine wenigen persönlichen Dinge zur Aufbewahrung gab. Ich stürzte sofort zu Boden, da ich mich nach dem Verhör kaum noch auf den Beinen halten konnte (interessant, daß man mich während des Verhörs kein einziges Mal ins Gesicht schlug). Ich erinnere mich, daß mich damals eine unbeschreibliche Wut auf den ergriff, der mich geschlagen hatte, und gleichzeitig war ich von Angst erfüllt, nicht vor einem konkreten Menschen, sondern vor dem ganzen übermächtigen System. Diese Angst begleitete mich bis zur Befreiung. Auch danach war sie anfänglich noch sehr stark, doch im Laufe der Zeit wurde sie geringer.«

»Noch etwas verdient besonders hervorgehoben zu werden, ein unrühmliches Gefühl, das sich während der Ermittlungen und in anderen entscheidenden Momenten im Lager breitmachte. Das war Angst, einfach panische Angst. So war es auch, als zwei junge ‚Helden' mich im Gestapo-Gefängnis in Cieszyn zurichteten. Als mir dann in einem bestimmten Moment bewußt wurde, dich kann jeder weitere Schlag für immer zum Krüppel machen, bewirkte mein Selbsterhaltungsinstinkt, daß ich zugab, ein anonymes Schreiben verfaßt zu haben, obwohl dies nicht der Fall war.«

»Die Verhöre waren von Folterungen begleitet und wahrscheinlich war deshalb das einzige Gefühl, das ich gegenüber meinen Peinigern empfand, die Angst. Die Furcht und die nervliche Anspannung zwischen den einzelnen Verhören ließen keine anderen Gefühle aufkommen, für sie war gewissermaßen kein Platz.«

»Mein Verhältnis zu meinen Peinigern bei der Verhaftung, während meines Aufenthaltes im Pawiak und dann im Lager hatte einen besonderen emotionalen Charakter, weil ich den Repressalien der Okkupanten zusammen mit meinem Vater und meinem Bruder ausgesetzt war. Ich war zugegen, als mein Vater zusammengeschlagen wurde und starb. Das war gerade in der Zeit, als sich meine Persönlichkeit ausprägte: bei meiner Verhaftung war ich 15 Jahre alt.«

* Aleja Szucha 25 (während der Besatzung Straße der Polizei 25): „Hausgefängnis" des Kommandeurs der Sicherheitspolizei und des SD für den Distrikt Warschau.

** Pawiak: Gefängnis der Sicherheitspolizei und des SD Warschau. Dzielnastraße 24/26.

*** „Straßenbahn": Bezeichnung der Gefangenen für vier durch Eisengitter vom Korridor abgetrennte Sammelzellen im Gestapogefängnis Szuchallee, in denen die Inhaftierten stumm auf hintereinander aufgestellten Bänken sitzen mußten.

Ein besonders starkes Mal haben die schrecklichen Erlebnisse der Psyche junger Menschen aufgeprägt, wie z.B. beim Verfasser des zuletzt zitierten Textes. Der Aufenthalt im Lager verfestigte und modifizierte die negativen Gefühle noch, die schon im Gefängnis und während der Verhöre durch Angst und Erniedrigung hervorgerufen worden waren.

»Ich war damals 17 1/2 Jahre alt", schreibt ein anderer. „Das Gefühl von Angst und Benommenheit herrschte vor. Später änderte sich das: Ich wurde mir über die Situation klar, es kehrte das Bewußtsein zurück, wo ich mich befand – und dieses Bewußtsein begann Haß in mir hervorzurufen. Je mehr ich das Leben im Lager kennenlernte, desto mehr fing ich an, um mein Leben zu kämpfen.«

Psychologisch überzeugend stellt ein anderer Häftling in seinem Bericht die Verbindung zwischen dem Gefühl erlittenen Unrechts und Vergeltungsträumen her:

»Ich fühlte mich wie ein zu Tode gehetzter Hund. Auf Schritt und Tritt mußte ich wachsam sein, um mich stets vor Schlägen schützen zu können. Ich litt unter permanenter Angst. Noch nach Monaten, als ich schon wieder ‚erstarkt' war, dachte ich nur daran durchzuhalten und träumte von Rache. Häufig unterhielt ich mich mit Freunden darüber. Wir glaubten, daß die Deutschen den Krieg verlieren würden und daß dann für sie in den Gebieten aller unterdrückten Länder Konzentrationslager errichtet werden würden. Wir stellten uns vor, wie wir Vergeltung üben würden für all die Qualen, die sie uns angetan hatten.«

»Jeder, der mit mir am 14. Juni 1940 in Auschwitz ankam, kann bestätigen, daß die ersten Wochen dort ein Albtraum waren. Als ich die ‚Großtaten' der Vertreter des *‚Herrenvolkes'* mitansah und mit eigener Haut zu spüren bekam, glaubte ich nicht mehr, daß ich mich noch auf der Erde befände und daß ich es mit Menschen zu tun hätte. Ich hatte Angst vor ihnen, doch diese Angst wandelte sich um in den merkwürdigen Instinkt eines verfolgten und gehetzten Tieres. Er entwickelte eine besondere Wachsamkeit und zwang zu ständiger Konzentration. Ich weiß nicht, wie es bei den anderen war, doch ich empfand gegen die SS-Männer nur Haß und hatte Angst vor ihnen.«

Das Gefühl des selbst erlittenen Unrechts war und ist natürlich, nicht selten bis auf den heutigen Tag, die häufigste Ursache für die Entstehung und Aufrechterhaltung von Haß oder eines Geisteszustandes, der kein Erbarmen und keine Nachsicht gegenüber den Schindern zuläßt, ganz zu schweigen von christlicher Verzeihung.

Ein Häftling, der sah, wie vor seinen Augen sein Vater, Freund oder Bruder durch Grausamkeiten und Sadismus sowie durch einen unerklärlichen und verbrecherischen Gehorsam gegenüber den Befehlen starben, hatte genügend psychologische Stimuli, um unbändigen Haß zu entwickeln, fürchterliche Rachepläne zu schmieden, um für das ganze Leben ein tiefes, unauflösliches Trauma zu behalten. Einige Beispiele, die wir aufs Geratewohl aus den vielen Beschreibungen selbst erlittenen Unrechts ausgewählt haben, illustrieren den Mechanismus dieser Erscheinung:

»Wie könnte ich mit dem SS-Mann Klehr, der meinem Vater (Nr. 3328) am 10. April 1942 die tödliche Phenolinjektion verabreichte, Erbarmen haben oder ihm gegenüber nachsichtig sein. Mein Vater war gerade – man kann sagen durch ein Wunder – gesund geworden. Geheilt hatte ihn ein Häftling, der polnische Arzt Gąsiorowski. Diese Tat Klehrs machte meine sieben minderjährigen Geschwister zu Waisen. Und wie viele ähnliche Aktionen mag der SS-Mann Klehr im Laufe seiner Lagerkarriere vollbracht haben? Oder auch Dr. Entress, der vor 1939 in Poznań wohnte, und auf dessen Fingerzeig hin am 11. Januar 1942 mein Tod in der Gaskammer erfolgen sollte. Wie könnte ich Gefühle des Erbarmens für die SS-Ärzte in Buchenwald haben und ihnen vergeben, daß sie an mir ihre verbrecherischen Experimente machten, durch die ich noch heute an einer Nervenkrankheit leide, die sich noch immer verschlimmert?«

»Vom Moment meiner Verhaftung bis zur Befreiung wuchs in mir der Haß auf alles Deutsche. Er wuchs mit den Schlägen, mit dem Hunger, dem Aufenthalt im Lagerspital, mit dem Tod meines Vaters, mit dem Aufenthalt im Bunker, mit jedem Schritt auf dem Todesmarsch in die Freiheit. Dieser Haß wuchs trotz der Spuren von Menschlichkeit, die mir von einigen – leider nur wenigen – deutschen Häftlingen entgegengebracht wurden.«

»Eines Tages, als ich mich schon so ziemlich im Essenaustragekommando eingelebt hatte, sah ich einen Zug in die Gaskammern gehen und unter den vielen bemerkte ich meine Studienfreundin H.R. Neben dem Zug fuhr Mohl [Otto Moll?*] auf dem Fahrrad. An diesem Tag erschlug ich Mohl im Traum, außerdem [Josef] Schillinger**, die SS-Leute vom Sonderkommando und den Kapo der Strafkompanie – jeden einzeln. Ich begann davon zu träumen, diejenigen, die besonders für ihre Rohheiten bekannt waren, ins Feuer zu werfen, in die Gruben, in welchen man die Leiber der ermordeteten Häftlinge verbrannte. Ich schäme mich, dies heute zuzugeben, doch ich fühle mich gegenüber denen, die die Umfrage veranlaßt haben, zur Ehrlichkeit verpflichtet. Schließlich schreibe ich darüber an Ärzte.«

»Von diesem Moment an (dem Vollzug der Strafe) spürte ich einen fürchterlichen Haß auf unsere Aufseher und besonders auf den Kommandanten Höß, der mir persönlich diese Strafe auferlegt hatte. Eine Zeitlang trug ich mich mit Racheabsichten.

* SS-Hauptscharführer Otto Moll war Chef des Sonderkommandos, das vor der Inbetriebnahme der Krematorien in Birkenau die Leichen der vergasten Menschen in Verbrennungsgruben bei den Gaskammern verbrannte.

** SS-Oberscharführer Josef Schillinger bewachte Judentransporte auf dem Weg von der Rampe zu den Gaskammern.

Täglich stand ich beim Appell in nur geringer Entfernung vom Kommandanten, der den Rapport entgegennahm. Mir kam der Gedanke, bei einem Appell vorzuspringen und erst ihn und danach mich mit einem Messer zu erstechen. Leider brachte mich die eingeführte Kollektivbestrafung von meinem Vorhaben ab.«

»In den verschiedenen Lagern dachte ich ständig an Vergeltung. Ich wollte den Krieg überleben, um mich an ihnen rächen zu können, für das durch sie erlittene Unrecht, für die Folterungen, denen sie mich ausgesetzt haben, für die vergeudeten Jahre und für meine ruinierte Gesundheit. Ich werde diesen Verbrechern niemals vergeben können – obwohl ich sehr religiös bin –, denn ständig sehe ich vor mir, wie unschuldige Kinder und Erwachsene zu den Öfen gehen und sehe die schrecklichen Greueltaten, welche die Lager-SS beging. In großem Maße halfen ihnen die Funktionshäftlinge dabei in dem Glauben, daß die Deutschen den Krieg gewinnen würden. Sie wollten sich den Weg ebnen, indem sie andere terrorisierten. Es gab auch Funktionshäftlinge, die durch ihre Gesinnung sowie in Wort und Tat den anderen halfen – doch diese Sachen sind Ihnen, Herr Doktor, bekannt, ich brauche sie deshalb nicht zu wiederholen.«

Hier spielt übrigens nicht allein das Empfinden für persönlich erlittenes Unrecht eine Rolle, das unter den Lagerbedingungen jedoch mit Sicherheit ein allgemein auftretender Bestandteil der negativen Emotionen war, denn durch die Deportation ins Lager, durch das Leben und den Tod im Lager war jeder stark geschädigt. Haß bildetete sich auch, wenn beobachtet wurde, wie anderen Unrecht zugefügt wurde, wenn die Häftlinge mitansahen, wie Wehrlose mißhandelt wurden, denen unter normalen Verhältnissen in erster Linie der besondere Schutz der Gesellschaft gegolten hätte, z.B. Kinder, schwangere Frauen, Kranke usw.:

»Wie hätte ich ihm, dem Blockältesten der Blöcke 6 und 10 a, Stefan Wierzbica (einem Schlesier), jemals seine Schuld vergeben können? Wie hätte ich angesichts seiner Taten gleichgültig bleiben können? Er war ein ziemlicher Sadist, mißhandelte die anderen Häftlinge mitleidlos, folterte, mordete, erfand verschiedene Strafen, die er dann auch anwandte, so hielt er einem die Brotration vor oder befahl, sich völlig nackt im Korridor hinzulegen usw. Besonders den polnischen politischen Häftlingen schlug sein wilder Haß entgegen. Er selbst unterstrich im übrigen mehr als einmal, daß die Polen am Ausbruch des Krieges schuld seien. Deswegen müßten sie im Lager schmachten und verrecken. Der Blockälteste Wierzbica schlug einfach leidenschaftlich gern und meistens tat er es während der Visiten der *SS-Blockführer*.«

»Ich werde die Einzelheiten meines Aufenthaltes im Lager, was ich durchlebte und was ich gesehen habe, nicht eingehender ausmalen. Nur ein Vorkommnis will ich näher beschreiben, das sich vom 20.–24. Januar 1945 ereignete. Dieses Geschehnis rief in mir einen unbändigen Haß hervor. Ich sagte damals, daß ich in der Lage wäre, ihnen die dreieinhalb Jahre Lageraufenthalt zu verzeihen, aber für das, was sich in jenen Tagen zugetragen hat, werde ich jedes deutsche Kind zerreißen, damit es kein SS-Mann wird, wenn es heranwächst. Das Ende des Krieges rückte näher. Die Liquidation des Lagers stand bevor. Ich sehe den Abmarsch von Gruppen weiblicher Häftlinge wieder vor mir, die evakuiert werden sollten, und den unvergeßlichen Weg Dziedice – Pszczyna – Wodzisław. Ich weiß nicht mehr, ob sich jener Zwischenfall auf der Strecke nach Dziedice oder nach Pszczyna ereignete. Eine Gefangene aus dem Warschauer Aufstand, die in den ersten Reihen unseres Marschblockes gelaufen war, wand sich am Straßenrand in Geburtswehen. Man trieb den Marschblock weiter. Nach einer Weile ertönte ein Schuß – man hatte die Gebärende erschossen.«

Die psychologische Wahrheit der Aussagen ehemaliger Häftlinge, die über ihre Gefühle gegenüber den NS-Schergen im Lager Auskunft gaben, wird unbewußt noch dadurch bestätigt, daß sie erklären, ihre negativen Gefühle seien in Zeiten, in denen der Häftling extrem erschöpft war, wenn es also zu einer „normalen" Reaktion auf das erlittene Unrecht nicht mehr gereicht hätte, schwächer geworden:

»Ich gestehe ganz aufrichtig: Ich wollte im Lager nicht fertiggemacht werden! Ich träumte davon, nein, man muß wohl eher sagen, daß ich von dem Gedanken besessen war – wenn ich schon zugrunde gehen sollte, dann eins zu eins. Das heißt, wenn ich umkomme, dann sollte wenigstens auch einer von der SS getötet werden. Dieser Gedanke verfolgte mich ständig. Natürlich konnte im Lager keine Rede davon sein, ein Mordinstrument zu erwerben! Ich zügelte meinen Haß auf ein Mindestmaß – wenn schon sterben, dann wollte ich wenigstens diesen Rohlingen in die Fresse spucken! Doch auch dieser Wunsch zerschlug sich, denn der Typhus hatte mich derart geschwächt, daß ich sogar zum Spucken keine Kraft mehr hatte. Mir wurde dies bewußt, als ich aus Block 20 kam, und ich war dadurch psychisch gebrochen. Meine ganze Machtlosigkeit, die ganze ausweglose Lage kam mir zu Bewußtsein.«

»In den Zeiten des Hungers, der alle anderen Gefühle verdrängte, geriet das Angstgefühl in den Hintergrund, und durch den Hunger entkräftet wurde ich weitgehend zum Muselmann. Sogar meinen Peinigern gegenüber wurde ich abgestumpft und gleichgültig.«

»Als ich im Lager war und all die Qualen und Leiden erlebte, erwachten in mir Aufruhr und Haß. Manchmal hatte ich Lust, mich an denen zu rächen, die uns folterten und uns täglich Schmerzen und Leid zufügten. Doch damit hatte es auch schon sein Bewenden, denn der Mensch ist nicht in der Lage Rachepläne zu schmieden, wenn er weder weiß, ob er den nächsten Tag oder den nächsten Augenblick erleben wird, noch ob diese Hölle irgendwann einmal enden, noch ob er sie überleben wird. Er lebte eigentlich nur für den Augenblick und er dachte nicht daran, was in Zukunft sein wird.«

Es ist klar, daß dieser Zustand der Häftlinge mit Absicht herbeigeführt und für die Schinder sehr zweckmäßig war. Bewußt oder unbewußt waren sie bestrebt, die Gefangenen so zu terrorisieren und auszuhungern, daß sie ihrem eigenen Schicksal gleichgültig gegenüberstanden und damit die Fähigkeit zu jeglichem Aufruhr verloren. Dieser Plan, falls man ihn überhaupt aufgestellt hat, war überaus kurzsichtig. Denn trotz des Terrors konnten die Häftlinge manchmal ihren Haß nicht zügeln. Sie rächten sich dann an ihren Peinigern, wofür sie gewöhnlich mit ihrem Leben bezahlen mußten. Zuweilen wurde die Rache jedoch auch auf sehr findige Weise vorbereitet. Noch jetzt werden Erinnerungen an eine gelungene Vergeltung für angetanes Unrecht und die Niedertracht der SS-Leute, der Funktionshäftlinge, der Spitzel etc. vom Gefühl der Genugtuung begleitet.

»1942 starb die Frau von [Gerhard] Palitzsch [Rapportführer im KZ Auschwitz I] an Flecktyphus. Die Mithäftlinge, die mit Palitzsch direkten Kontakt hatten, berichteten, daß er seine Frau maßlos geliebt habe, wie auch seine zwei Kinder, mit denen die beiden auf dem zum Lager gehörenden Gelände wohnten. Es ging das Gerücht, daß Kameraden aus der Widerstandsbewegung im Lager zum Tod seiner Frau beigetragen hätten. In Block 20 gezüchtete Typhusläuse wurden auf die Kleidung von Palitzsch übertragen, doch nicht er wurde angesteckt, sondern die ihm nächste und teuerste Person. Wenn dies stimmt, dann kann man sich eine bessere Rachemethode nicht vorstellen.«

»Ziemlich häufig und meist erfolgreich wurde versucht, die gefährlichen Spitzel unter den Häftlingen zu beseitigen. So kam z.B. ein Spitzel aus Block 2 um. Gleich nach der Gründung des Lagers wurde er durch den Blockältesten Bonitz erledigt. So endete auch im Bunker auf Block 11 ein Spitzel, der verraten hatte, daß der Häftling Jan Pilecki Radio gehört hatte. Ebenso fand der berühmte ‚Kammerherr' Olpiński den Tod, der absichtlich mit Flecktyphus angesteckt wurde und im ‚Revier' beseitigt wurde.«

»Die organisierten Häftlinge waren bestrebt, mit notorischen Leuteschindern und Mördern Schluß zu machen, indem sie sie z.B. des Nachts totschlugen, mit Typhusläusen infizierten (Olpiński) oder vergifteten. Als Beispiel führe ich hier an, daß ich selbst zur Vergeltung den Lagerältesten Wietschorek (Nr. 30) und sieben Kapos mit Methylalkohol hinrichtete.* Übrigens gab es im Laufe der fünf Jahre sehr oft solche Fälle im Lager.«

»Es gab eine Zeit in Auschwitz, da wurden fast täglich Häftlinge aus den ersten Transporten zur Erschießung fortgeschafft. In Block Nr. 4, Saal Nr. 1 wohnte mit mir der Kapo des ‚*Flußkieskommandos*'. Vom ersten Transport waren wir gerade zwei auf dem Block. Der Kapo bemühte sich, mit uns in Kontakt zu kommen. Ich war sehr vorsichtig, doch mein Kamerad (an seine Nummer erinnere ich mich nicht mehr), war offen und ehrlich und hielt mit seinen Gedanken nicht hinter dem Berg. Der Kapo wurde nach dem Abendappell häufig in die Kommandantur bestellt und stets kehrte er mit einem Päckchen Zigaretten oder einer SS-Wurst und Brot zufrieden zurück. Nach einiger Zeit wurde mein Gefährte zum Erschießen geholt. Meine Beobachtungen teilte ich dem stellvertretenden Blockältesten Lewandowski mit. Heimlich streuten wir dem Kapo beim Abendbrot ein Mittel in den Kaffee, das Lewandowski ergattert hatte, und das Fieber verursachte. Am nächten Tag kam der Kapo aufs Revier und kehrte nie wieder in den Block zurück.«

»Als 1941 die ersten russischen Kriegsgefangenen ankamen und in den abgezäunten Blöcken 1–6 wohnten, brach dort Flecktyphus aus und die Kriegsgefangenen sammelten die Typhusläuse in Kistchen oder Streichholzschachteln, legten sich in den Fenstern auf die Lauer, und wenn unten auf dem Weg ein SS-Mann vorbeikam, dann schütteten sie die Läuse über ihm aus. Von anderen Versuchen weiß ich nichts und habe auch nie etwas gehört.«

»Den Häftlingen waren Fälle bekannt, daß versucht wurde, ungewöhnlich brutale Mörder und Sadisten unter den deutschen Banditen zu beseitigen. Die einzig ausgesprochen günstige Gelegenheit dafür war, wenn jemand von ihnen in den Häftlingskrankenbau kam. Besonders leicht ging es, als sich die Typhusepidemie immer stärker ausbreitete. Die polnischen Häftlinge halfen bei einer entsprechenden Behandlung dieser Kranken nach. In den meisten Fällen kehrte ein solcher Patient nicht mehr in seinen Block zurück.

Ich erinnere mich an einen Vorfall im Jahre 1941. Zusammen mit anderen Häftlingen wurde ich angewiesen, das Gras auf dem Schutzstreifen zwischen den Drahtzäunen, die das Lager umgaben, zu entfernen. Wir zupften vom Lagertor her mit den Händen das Gras zwischen den Blöcken und dem Zaun. Während wir arbeiteten, trieben die SS-Leute mehrere Dutzend polnischer Frauen zwischen die Drähte gleich am Eingangstor. Einige von ihnen hielten kleine Kinder an den Händen. Unwillkürlich guckte ich auf diese Opfer, die sich zwischen den Drähten aufstellen mußten. Der uns beaufsichtigende ‚Kapo' (eine außerordentliche Bestie) versuchte mich zu treten, wobei er so weit mit dem Bein nach hinten ausholte, daß er am Stacheldraht des zweiten Zaunes hängenblieb. Da die Drähte unter Strom standen, bekam er einen elektrischen Schlag. Als man ihn ins Lagerspital brachte, erklärte er, daß ‚er mich umbringen werde, sobald er aus dem Spital komme'. Zu meinem Glück kam er nicht mehr aus dem Krankenblock heraus; wie ich später erfahren habe, hatte er sich mit Typhus angesteckt und war gestorben. Die Lagerleitung begann später, dem polnischen Personal auf den Krankenblöcken zu mißtrauen.«

* Diese Angabe ist umstritten. St. Kłodziński, Rola Kryminalistów niemieckich wpoczątkach obozu oświęcimskiego [Die Rolle der deutschen Kriminellen in der Anfangszeit des Konzentrationslagers Auschwitz], Prz. Lek. 1974, H. 1, S. 125, gibt an, daß Wietschorek mit Flecktyphus infiziert wurde und an Typhus und Hirnhautentzündung starb.

Die im Lager herrschende permanente Furcht und das Wüten eines unvorstellbaren Terrors brachten die Häftlinge in die Lage eines gehetzten Tieres und weckten einen dumpfen, im allgemeinen jedoch machtlosen Haß. Im Augenblick der Befreiung brach er mit ganzer Kraft hervor. Dann kam es mitunter zu ungeheuerlichen Akten der Selbstjustiz, die man als Beispiele für die Früchte jenes Hasses auf die Peiniger anführen kann. „Der jahrelang angestaute Haß auf die Henkersknechte brach hervor, explodierte wie eine Granate", schreibt einer der von uns Befragten. Selbst Häftlinge mit sanfter Wesensart, die eigentlich nicht zu Grausamkeiten neigten, waren plötzlich dazu fähig, weil sie sie für einen Akt der Gerechtigkeit hielten.

»Damals verstanden wir«, erinnert sich einer von ihnen, »daß für uns der ersehnte Augenblick der Befreiung gekommen war. Ohne zu überlegen, rissen diejenigen, die noch die Kraft dazu hatten, den SS-Leuten die Karabiner, die bisherigen Werkzeuge ihres Verbrechens, aus den Händen. Einige knieten vor uns nieder, flehten um Erbarmen und um ihr Leben, damit ihre Kinder nicht zu Waisen würden. Verrückt vor unbeschreiblicher Freude über das Ende unserer langjährigen Qualen kannten wir damals die Wörter ‚Mitleid' und ‚Vergebung' nicht mehr. Die Nazischergen starben unter den Schlägen der Gewehrkolben; sie wurden getreten, zusammengeschlagen, aus den Waggons geworfen und ihre Körper zerschmetterten auf den Bahngleisen. Sogar die schwächsten Häftlinge, die sich nicht mehr aus eigener Kraft erheben konnten, krochen auf dem Boden des Waggons herbei, um uns bei der Endabrechnung mit den Verbrechern des RSHA-Systems zu helfen. Sie starben einer nach dem anderen für die an unseren Vätern, Brüdern, Söhnen, Gefährten, Kollegen, für die an all den Unbekannten und uns doch Nahestehenden begangenen Morde. Einige der Verbrecher, die nicht erschlagen worden waren, wurden von tschechischen Partisanen gefangengenommen.«

»Es gelang mir«, berichtet ein Häftling aus dem Frauenlager in Birkenau, »die *Aufseherin* [Margot] Drechsler auf dem Weg von Pirna nach Bautzen zu schnappen, als sie verkleidet aus der Tschechoslowakei zurückkehrte. Das war in den letzten Maitagen 1945. Nachdem ich sie ergriffen hatte, entbrannte in mir ein solcher Haß, daß ich sie so lange durchprügelte, wie es meine geringen Kräfte zuließen. Schließlich lieferte ich sie mit Hilfe einiger Kameradinnen auf der sowjetischen Kommandantur ab, wo sie verurteilt und dann gehängt wurde. Ihre Ergreifung und die nachfolgende Untersuchung, die die Kommandantur durchführte, zehrte derart an meinen psychischen Kräften, daß ich auf die Vollstreckung des Urteils nicht mehr warten konnte. Ich machte mich schnellstens zu Fuß nach Polen auf. Nachdem ich wieder etwas zur Besinnung gekommen war, hatte ich noch lange Zeit Gewissensbisse, daß ich nicht bis zur Exekution gewartet hatte, ja daß sie vielleicht sogar noch lebe. Doch irgendwann wäre es mit ihr zu Ende gewesen, denn sie war ein sehr auffälliger Typ, schon wegen ihres vorstehenden Kiefers, und sicherlich hätte sie bis jetzt schon irgend jemand zu fassen gekriegt.«

»Das Blut floß in Strömen«, erzählt ein anderer ehemaliger Häftling. »Der erste Tag der Freiheit war gleichzeitig der Tag der Abrechnung. Auch noch nach einigen Tagen, als die erste Raserei vergangen war, verhielten wir uns so. In unserem Bewußtsein blieb eine wilde Gier nach Rache für all das zurück, was wir im Lager durchlebt hatten. Sogar unter der Aufsicht amerikanischer Soldaten aus Linz suchten wir unter den gefangengenommenen *Wehrmachts*-Soldaten SS-Leute heraus, denen wir nichts geschenkt haben. Die Amerikaner achteten nur auf Ordnung, und wir rächten uns, besessen vom Haß, mitleidslos für das, was man uns angetan hatte, und für den Tod unserer Kameraden.«

»Nach der Befreiung«, schreibt ein anderer, »habe ich zusammen mit einer Gruppe befreiter Häftlinge einige SS-Leute erledigt. Ich halte diese Tat für vollkommen gerechtfertigt, um so mehr, als es SS-Leute waren, die Schwache und Kranke erschlagen und erschossen hatten, die während des Evakuierungsmarsches nicht mithalten konnten. Ich war Zeuge bei der sehr brutalen Tötung eines *SS-Unterscharführers,* der die Häftlinge besonders grausam mißhandelt und gemordet hatte. Wenn ich später SS-Leute aus dem Lager traf, die ich kannte, meldete ich dies den amerikanischen Behörden, die sie gefangennahmen und in einem besonderen Lager für SS-Leute unterbrachten.«

Die negativen Gefühle der ehemaligen Häftlinge gegenüber ihren Peinigern wurden durch Akte der Selbstjustiz gleich nach der Befreiung der Konzentrationslager nicht entladen. Sehr bald zeigte sich, daß die, die sich am meisten hatten zuschulden kommen lassen, die, die das Lagerleben organisiert und für die Vorgänge im Lager die Hauptverantwortung trugen, ohne Strafe entwischten, spurlos verschwanden, unerreichbar waren.

»Am Tage unserer Befreiung (das war in Deutschland in der Nähe der Stadt Köthen am 14.4.45) bemühte ich mich, wie auch viele andere befreite Häftlinge, so viele SS-Leute wie möglich festzuhalten und sie den Befreiern (in diesem Fall den Amerikanern) zu übergeben. Doch waren nur die kleinen Fische zurückgeblieben, die großen hatten sich bereits vorher abgesetzt.«

Hier nun einige Berichte, die vielleicht etwas mehr über die Stimmung unter den befreiten Häftlingen aussagen, in denen mehr vom Haß auf die Henkersknechte als von konkreten Aktionen, mehr vom Willen zu Rache und Vergeltung als von Revancheakten selbst, mehr vom Verlangen, die bisherigen Herren über Leben und Tod zu erniedrigen, als von ihrer Vernichtung die Rede ist.

»Sowohl im Lager als auch im Gefängnis in Tarnowskie Góry, wo ich zwei Monate inhaftiert war, weil man mich der Teilnahme an der Widerstandsbewegung verdächtigt hatte, haßte ich meine Peiniger und schwor ihnen Rache. Ich wollte, daß für jeden zu Tode gefolterten Polen zig Deutsche starben, und zwar proportional zur Anzahl der Polen und Deutschen als

Völker insgesamt, um auf diese Weise nach dem siegreichen Krieg ein gerechtes Verhältnis zwischen ihnen herzustellen. In einer solchen Gemütsverfassung befand ich mich und solche Gedanken bewegten mich im Lager, aber auch noch nach meiner Freilassung aus dem Lager am 12. Mai 1942.«

»Im Lager Dachau sah ich während der Befreiung durch die amerikanische Armee SS-Leute, die sich Häftlingskleider angezogen hatten, weil es ihnen nicht mehr gelungen war zu fliehen. Sie wurden von amerikanischen Soldaten vorgeführt (daß sie deutsch sprachen, hatte sie verraten). Gerne hätten wir sie eigenhändig erschlagen, doch sie wurden schnell weggebracht. Wir freuten uns sehr, daß man sie gefaßt hatte.«

»Obwohl ich von meiner Gemütsart her sehr sanft bin und niemals einen Mord verüben könnte, schien es mir, daß ich in einem bestimmten Moment beinahe so weit war, daß meine angestaute Wut aus mir herausgebrochen wäre und ich aus dem Tor gegangen wäre und ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter vorsätzlich gemordet hätte.«

»Wenn ich nach meiner Rückkehr nach Polen im Juli 1945 eine mir persönlich bekannte Person wie [Wilhelm] Boger, [Gerhard] Palitzsch oder [Gerhard] Lachmann auf der Straße getroffen und ich eine Waffe dabeigehabt oder bekommen hätte, so hätte ich ihm ohne Überlegung, aber auch ohne Eile, ohne Emotionen, Rache- und Vergeltungsgefühle usw. einen Kopfschuß verpaßt. Nicht die geringsten Skrupel hätte ich dabei gehabt, lediglich ein gewisses Unbehagen und das Gefühl, daß dies für die Menschheit unbedingt notwendig sei. Das wäre die gleiche Notwendigkeit, mit der man Kartoffelkäfer, Läuse und Wanzen vernichtet. Dieses Gefühl beherrschte mich noch lange.«

»Sie interessierten mich wirklich nicht mehr, erst am zweiten oder dritten Tag dachte ich wieder an sie. Ich sah unsere SS-Frauen, wie sie frühmorgens mit Eimern, Besen und Bürsten losmarschierten, um die Latrinen, die von der Durchfallscheiße überquollen, zu scheuern und zu putzen. Dieser Anblick erfreute mich. Sie mußten für uns die Latrinen säubern. Leider freute ich mich nicht allzu lange, denn ich bemerkte ihr Verhalten. Die SS-Frauen gingen mit den ‚Kübeln', den an langen Stielen befestigten Bürsten und Besen wie zum Ball. Hocherhobenen Hauptes schritten sie stolz dahin, sehr aufrecht, die SS-Uniformen überhaupt nicht beschmutzt, mit weißem Kragen. Das irritierte mich sehr. Im Gefängnis in Bergen mußten sie folglich gute Bedingungen haben, Wasser, Seife, ja offenbar konnten sie sogar ausschlafen. Ich hätte sie viel lieber gebrochen, schmutzig, gebeugt und resigniert gesehen. Ich war sehr unzufrieden, daß die Engländer sie so gut behandelten. Ich war erst erleichtert, als ich mich mit einer Gruppe ehemaliger Häftlinge zu den schmutzigen Latrinen begab und sah, wie sie dort scheuerten und putzten. Sie wischten die Bretter ab und als sie diese schon abgewaschen und mit einem Lappen trocken gerieben hatten, zeigte ich mit dem Finger, daß sie schlecht gescheuert hatten und noch einmal von vorn beginnen sollten. Ohne Widerspruch, ohne den leisesten Versuch von Empörung begannen sie von neuem. Sie scheuerten so lange bis uns dieses Spiel zu langweilig wurde. Das Gefühl, daß wir ihnen Befehle erteilen konnten, befriedigte uns vollkommen. Die Engländer, von denen sie bewacht wurden, ersparten es sich, in die Latrinen hineinzugehen. Sie waren draußen stehengeblieben. Die SS-Frauen unterstanden also ganz unserer Kontrolle, und von unserer Beurteilung ihrer Arbeit waren sie abhängig. Wir genossen diesen Anblick, er war das Ende unserer Leiden.«

»Das bestialische Verhalten von Fryc war der Grund dafür, daß ich mir schwor, wenn ich das Lager überleben sollte, ihn zu finden (sofern auch er überlebt hätte) und mich an ihm für die Qualen, die er mir angetan hat, zu rächen. Ein ganz unwahrscheinlicher Vorfall gab mir bald die Gelegenheit, das gegebene Versprechen einzulösen. Nach Kriegsende befand ich mich in Köthen, wo wir in einem freien Lager auf den Transport nach Polen warteten. Eines Tages erschien Fryc in Zivil in unserem Lager mit einer weiß-roten Kokarde am Revers. Er ließ sich als Mikołajec für den Transport nach Polen registrieren. Zufällig war ich zugegen und selbstverständlich habe ich ihn sofort erkannt. Einen Augenblick überlegte ich, was ich tun könnte, da jegliche Selbstjustiz strengstens untersagt war. Unter irgendeinem Vorwand zog ich ihn auf den Korridor und hier schlug ich ihm ein paar Mal ins Gesicht und verpaßte ihm auch einige Knuffe in den Bauch (ich habe ihm vermutlich nicht viel getan, schließlich schlug ich ja einen Menschen und außerdem hatte ich noch nicht meine alte Kondition). Ich sah die Angst in seinem Gesicht. Er versuchte, vor den Schlägen in Deckung zu gehen, doch hat er seine Hand nicht gegen mich erhoben. Nach einigen Dutzend Schlägen ließ ich ihn aus dem Lager laufen. So sah meine Abrechnung aus. Für mich war das ein großes Erlebnis.«

Auch die späteren Urteile deutscher Gerichte führten nicht zu einer Entladung der emotionalen Spannung bei den ehemaligen Häftlingen, denn häufig standen die Strafen in keinem Verhältnis zu den begangenen Verbrechen. Die Liberalität dieser Gerichte, die argwöhnische, ja zuweilen sogar böswillige Behandlung von Zeugenaussagen, wie überhaupt das viel zu langsame Einschreiten der Justiz konnte keinen Abbau negativer Gefühle bei den Häftlingen bewirken. Die schlechten Erfahrungen, die ehemalige Häftlinge mit deutschen Gerichten gesammelt haben, vor denen sie als Zeugen auftraten, werden in den Berichten oft als Grund andauernder Abneigung genannt. Ein weiterer Grund ist auch die Tatsache, daß viele der Henkersknechte ohne Strafe davongekommen sind und die Früchte ihres verbrecherischen Tuns während des Krieges jetzt auskosten können. Es darf also nicht verwundern, wenn die ehemaligen Häftlinge in dieser Situation davon ausgehen, daß die Ereignisse aus der düsteren Vergangenheit noch nicht endgültig erledigt sind und darum ein unrealistischer, manchmal sogar schädlicher (wenn auch verständlicher) Maximalismus in den Strafforderungen für jene Taten entsteht. Um in die

damit verbundenen Stimmungen, Empfindungen und Meinungen einzuführen, haben wir einige Zitate, darunter auch einige besonders extreme ausgewählt:

»Ich fuhr dorthin, weil ich überzeugt war, es würde ausreichen zu bestätigen, daß Elsa Funktionshäftling in Auschwitz war und daß sie ständig den Stock benutzte und blind drauflos prügelte. Ich erschien müde, unausgeschlafen und hungrig im Gerichtssaal, ich kam direkt vom Zug. Ohne Frühstück wartete ich zusammen mit anderen Zeugen mehrere Stunden auf dem Korridor, bis wir endlich an die Reihe kamen. Im Verhandlungssaal sah ich eine ziemlich gut aussehende Deutsche. Man stellte mir während der Vernehmung kurze, aber sehr sonderbare Fragen. Ob die Angeklagte ständig mit ein und demselben Stock geschlagen habe? Ob der Stock überall gleich dick gewesen sei? Mit welchem Ende sie die Häftlinge geschlagen habe? Ob sie mich geschlagen habe? Ob ich zusammengeschlagene Frauen gesehen habe oder ob welche durch diese Prügel starben? Wenn ja, dann sollte ich ihre Namen angeben. Ich kehrte völlig verwirrt nach Hause zurück. Ich hatte meine Pflicht gegenüber all den namenlosen, im Lager ermordeten Kameradinnen, darunter waren ja auch Opfer Elsas, nicht erfüllt, denn auf keine der mir gestellten Fragen hatte ich anklagend geantwortet. Ich hatte mich nicht für das Ergebnis der Verhandlung gegen eine der vielen Peinigerinnen interessiert. Ich hatte die ganze Sache vorher nicht analysiert und durchdacht, obwohl sich mein Verhältnis zu den Kriegsverbrechern trotz alledem nicht gewandelt hatte. Auf dem Heimweg, wiederum im Nachtzug, und auch noch lange nach der Verhandlung versuchte ich mich daran zu erinnern, mit was für einem Stock uns diese Deutsche geschlagen hatte ... denn wenn sie uns zur Arbeit scheuchte und auf unsere Rücken einprügelte, dann hat sich keine von uns umgeguckt, sondern jede rannte davon. Ich konnte also nicht wissen, wen sie bis zur Bewußtlosigkeit geprügelt und wen sie totgeschlagen hat. Diese Verhandlung hinterließ bei mir ein merkwürdiges, ungutes Gefühl.«

»Ich war in der BRD beim Prozeß gegen die Gestapo-Leute von Zakopane in Freiburg. Die sattgefressenen Mörder, ihr Verhalten während des Prozesses, wie auch das ihrer Verteidiger waren für mich unerträglich. Sie bemühten sich, mir mit ihren Methoden zu beweisen, daß ich durch mein Verhalten eine Gefahr für das Dritte Reich gewesen war. Es gab bei mir Momente, in denen ich völlig kaputt war und nicht mehr wußte, ob ich sie anklage oder sie mich. Der Henkersknecht, der während der Untersuchung meinen Bruder und viele andere ermordet hatte, versuchte mir einzureden, daß er über Recht und Ordnung in meinem Vaterlande gewacht habe, für dessen Freiheit ich bereit gewesen war, das Teuerste, was ein Mensch besitzt, zu opfern. Dieser Prozeß machte mich krank. Einige Wochen lang lag ich im Bett. Ich bin ein einfacher Mensch, aber zu einem solchen Zirkus würde ich nie wieder fahren.«

»Ich als Zeuge zum Gestapo- und SS-Prozeß in Frankfurt am Main geladen. Als die Angeklagten sich vor Beginn der Verhandlung an mich wandten, war ich nicht in der Lage, ihnen zu antworten, allein der Klang der deutschen Sprache zerrte an meinen Nerven. Meine Aussagen wichen nicht von der Wahrheit ab, und obwohl ich nichts aufbauschte, hätte allein das, was ich sagte, schon zu ihrer Verurteilung ausgereicht. Der ganze Prozeß schien mir unter der Bedingung, daß Deutsche andere Deutsche richteten, nicht korrekt zu verlaufen. Meiner Meinung nach sollte ein solcher Prozeß vor einem internationalen Gerichtshof stattfinden; er würde dann gründlicher und gerechter geführt. Viele Dinge in punkto Kriegsverbrechen blieben verborgen, weil Angeklagte wie Ankläger an einer gemeinsamen Schuld tragen.«

»Ich bin empört darüber, daß diejenigen, die Millionen unschuldiger Menschen ermordet haben, in Deutschland sogar hohe Ämter bekleiden. Die Mehrheit der Deutschen hat ein gutes Auskommen und man kann nur schwer von der Unschuld der restlichen Deutschen reden, denn nur ein unbedeutender Teil hat sich nicht mit der Politik Hitlers einverstanden gezeigt, die Mehrheit akzeptierte sie, da dies bequem war. Ich glaube, daß sich heute noch viele, auch wenn dies nicht laut wird, nach der strahlenden Vergangenheit sehnen, obwohl es fast allen Deutschen gut geht, sogar viel besser als jenen, die sie materiell und biologisch zugrunde gerichtet haben. Das ist nicht nur mein Eindruck, so fühlen auch andere, die in Lagern und Gefängnissen gelitten haben und die für die durchlittenen Qualen, für die unbezahlte, harte Arbeit nicht die geringste Entschädigung bekommen haben.«

»Als Opfer ihrer Verfolgungen meinten wir, daß man die Gestapo-Leute und SS-Männer, daß man diese Übermenschen vom Gefreiten (also vom einfachen Soldaten) bis zu den obersten Führern rücksichtslos bestrafen sollte, allein schon für ihre Mitgliedschaft und Betätigung in einer solchen sadistischen Organisation. Bekannte Mörder sollten die Todesstrafe bekommen, allerdings keinen Ehrentod, wie dies bei Exekutionen so oft der Fall ist. Die restlichen Schuldigen sollte man dagegen zu langjährigen Haftstrafen verurteilen, die sie in den Ländern absitzen müssen, deren Bewohner sie ermordet und in den Lagern gequält haben. Sie sollten diesen Menschen als Sklaven dienen und für ihr Essen das aufbauen, was sie zerstört haben. Die Schuldigen sollten ihr Recht verlieren, Familien zu haben, denn es stünde zu befürchten, daß sie ihre Kinder im Geiste des Faschismus und zu noch abgefeimteren Sadisten erziehen werden. Gegenüber solchen Individuen, bei denen der Wille bestand und noch besteht, ein ganzes Volk auszurotten, kann man sich schwerlich von Erbarmen und religiösen Regungen leiten lassen.«

Auch bei uns kam es, vor allem kurz nach dem Krieg, zu Ungeschicklichkeiten der Strafverfolgungsorgane. Außerdem passierte es hin und wieder, daß mit den ehemaligen Häftlingen nur ungenügend zusammengearbeitet wurde, die als die direkt Geschädigten am besten helfen konnten, die Verbrecher aus den Lagern zu entlarven und ihrer Strafe zuzuführen. Dies trug ebenfalls zur Verbitterung ehemaliger Häftlinge bei und war

kein positiver Beitrag zur Heilung ihrer psychischen Verletzungen. Im folgenden Bericht wird ein solcher Fall geschildert.

»Ich erinnere mich, daß ich ein paar Tage nach meiner Rückkehr nach Warschau einen Bekannten in Praga traf. Er erzählte mir, daß Mieczysław Katarzyński, der im Lager nur der „blutige Miecio" genannt wurde, nach Falenica zurückgekehrt sei. Da wäre ich fast in Ohnmacht gefallen, ich strauchelte, meine Beine versagten mir ihren Dienst. Ich gab an, daß mir schlecht sei, denn ich wollte nicht, daß er bemerkte, welchen Eindruck diese Nachricht auf mich machte. Dieses Vieh lebte also noch. Noch am selben Tag ging ich zur Polizei und erstattete Anzeige gegen ihn.«

Immer wieder werden in den Aussagen der Gruppe der Unversöhnlichen harte Bestrafung und rücksichtslose Verfolgung der Nazi-Verbrecher gefordert, wobei stets die Saumseligkeit und der Liberalismus deutscher Gerichte erwähnt wird. Von der weiterhin lebendigen Kraft ihrer Haßgefühle gegenüber den KZ-Mördern zeugt der Maximalismus ihrer Strafforderungen. Ein Indiz dafür ist auch die Diktion ihrer Erklärungen, die rückhaltlose Ehrlichkeit, mit der so persönliche Gefühle wie das Rachegefühl artikuliert werden.

»Ich würde die Verbrecher von Gestapo und SS, die deutschen Funktionshäftlinge und die Spitzel nicht mit der Todesstrafe durch Erhängen oder Erschießen bestrafen, sondern für sie ein Lager à la Birkenau einrichten. Dort würde ich sie zur Schwerstarbeit zwingen, vor allem wenn es regnet. Sie müßten Kleidung aus Nessel und Holzschuhe tragen. Schlafen müßten sie auf dem Fußboden zwischen all dem Ungeziefer. Ich würde ihnen nicht erlauben sich zu baden, und ich würde sie täglich prügeln lassen. Also Zahn um Zahn.«

»Ich verlange den Tod für alle ehemaligen SS-Schergen, für die Sadisten und Funktionshäftlinge. Ich habe keinerlei Mitleid für sie und wahrscheinlich ist jeder der ehemaligen Häftlinge der gleichen Ansicht. Der alte Groll über die erlittenen Qualen, der Wunsch nach Vergeltung und blutiger Rache müssen befriedigt werden. Selbst wenn man tief religiös und sehr gottesfürchtig ist, ergibt sich die Frage, wie man sich gegenüber diesen unmenschlichen Mördern menschlich verhalten soll, wie man für sie Erbarmen empfinden und ihnen ihre Strafe erlassen kann? Ich würde das als eine allzu große Anmaßung empfinden. Ich kann mir schwerlich vorstellen, daß jemand für ein Verbrechen, das an einer ihm nahestehenden Person begangen wurde, keine Strafe verlangt – und sei es auch nur durch den kleinsten Zivilprozeß. Und unsere Forderungen als ehemalige Häftlinge nach Bestrafung der Massenmörder – das ist keine Rache, das ist ein normales Menschenrecht, Strafe für den Schuldigen zu fordern, der ein Verbrechen begangen hat.«

»Wenn ich mir manchmal Filme anschaue oder Chroniken und Artikel über die Prozesse gegen NS-Verbrecher lese, blicke ich voller Verachtung und Abscheu auf diese Leute. Ich hasse sie für das Unheil, das sie im Krieg angerichtet haben, für ihre bestialischen und unbeschreiblich grausamen Taten. Wenn ich meine Unterdrücker betrachte, die jetzt für das abgeurteilt werden, was sie getan haben, dann würde ich keine Gefängnis- oder Todesstrafe über sie verhängen; vielmehr wünschte ich, daß die verbrecherischen Taten, die sie an anderen begangen haben, sie auf Schritt und Tritt verfolgen, daß ihnen ihr Gewissen niemals Ruhe gibt, auf daß ihre Grausamkeiten sie ständig quälen, denn das wäre für sie eine viel schlimmere Strafe als Tod oder Gefängnismauern.«

»Meine Gefühle gegenüber Leuten dieser Art sind nach wie vor rücksichtslos. Man hätte sie – und schade, daß man es heute nicht mehr machen kann – rücksichtslos ausrotten, vernichten müssen wie Wanzen und Kakerlaken. Ich schreibe dies ganz ehrlich.«

»Nach 30 Jahren läßt es sich heute nur schwer beurteilen, wie meine Einstellung zu den Nazi-Verbrechern gewesen sein könnte. Doch wenn man mich damals gefragt hätte, ob ich eine harte Strafe für sie fordere, so hätte ich zweifellos ‚Ja' gesagt. Auch gegenwärtig meine ich nicht, daß man sie aus der Verantwortung für die Verbrechen, die sie an anderen Häftlingen begangen haben, entlassen sollte. Was mich betrifft, so sage ich mit den Philosophen, daß die Rache die Wollust der Götter ist.«

»Ganz entschieden möchte ich betonen, daß meine Einstellung bis heute negativ ist. Wenn ich die Informationsbulletins [des Internationalen Auschwitz-Komitees] lese, wird mir klar, daß mich weder die Urteile, noch die Strafen, die sie erhalten, befriedigen. Unsere Peiniger sollten so behandelt werden, wie sie uns behandelt haben. Sie sollten die Lager- und Folterstätten durchmachen, die sie für uns eingerichtet haben.«

Viele ehemalige Häftlinge halten es für wichtig, daß die Schergen nicht nur streng bestraft, sondern auch gedemütigt werden, sie wollen eine Revanche für die damals zahlreichen und alltäglichen Leiden.

»Die ganzen Jahre hindurch habe ich nur einen Wunsch, und ich bin sicher, er wird sich erfüllen: ich möchte Świerczyński treffen. Vom Staatsanwalt der Bezirkskommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Katowice habe ich erfahren, daß der Gestapo-Mann Świerczyński lebt, er verbirgt sich in der Bundesrepublik unter falschem Namen. Seit dieser Zeit habe ich nur den einen Wunsch, ich will ihn treffen. Ich will, daß er geschnappt wird, ich will dabei sein, wenn er angeklagt wird und wenn ihm seine Verbrechen nachgewiesen werden. Auch ich will etwas aussagen. Dabei ist unwichtig, was sie danach mit ihm machen, er hat sowieso über 30 Jahre ohne Strafe gelebt, wahrscheinlich in Wohlstand und Luxus. Ich will mich aber laben an seiner Demütigung, an seiner Angst vor der Todesstrafe, ich will ihn moralisch zerbrochen sehen, um Mitleid flehen und um Gnade betteln – die ihm dann nicht zuteil werden soll. Mit meiner Haltung will ich ihm beweisen, wie stark wir waren, daß wir diese Hölle auf Erden überlebt haben. Wir sind nicht zu

Kreuze gekrochen, wir haben nicht um Gnade und unser Leben gefleht. Wir haben unseren Nacken nicht gebeugt, sondern unser tragisches Schicksal mutig und würdig auf uns genommen. Ich möchte mich an diesem Anblick berauschen, und dann will ich es vergessen, dann will ich die große Schande und diesen tragischen Augenblick vergessen, als ich mit dem Slip über dem Kopf an der Wand stand, machtlos, gedemütigt, voller Rachegefühle und meine Auflehnung und Bitterkeit unterdrückte. Vielleicht erlebe ich das noch, dann aber werde ich es für immer vergessen.«

»Wenn ich meinen persönlichen Peiniger treffen könnte, würde ich ihm das mir zugefügte Leid in allen Einzelheiten in Erinnerung rufen, ich würde ihn zwingen, um Vergebung zu flehen. Ich möchte wenigstens einen Moment seine Demütigung auskosten, dann würde ich ihn anzeigen.«

Die Forderung nach strengen Strafen für KZ-Mörder, die in Äußerungen dieser Gruppe enthalten ist, erfolgt nicht unbedingt aus einem alten und so verständlichen Haß oder dem Wunsch nach Rache. Zu dieser Haltung hat viele der Befragten ihr elementares Gerechtigkeitsgefühl gebracht, und häufig sind sie der Überzeugung, daß eine Bestrafung erneuten Versuchen vorbeugen kann, die menschliche Würde mit Füßen zu treten. In dieser Lage ist ihnen der Gedanke an Verjährung unvorstellbar. Auch die Entschuldigung, man habe auf Befehl gehandelt, wird nicht akzeptiert. Die Verbrechen sind zu groß, als daß darüber zur Tagesordnung übergegangen werden könnte. Die folgenden Berichte zeigen, wie sich diese Haltung in den Gefühlen der ehemaligen Häftlinge niedergeschlagen hat:

»Ich bin weiterhin voll und ganz dafür, jeden entdeckten Peiniger zu verurteilen und zu bestrafen. Diese meine Einstellung ist aber nicht mehr Folge meines Hasses oder meiner Rachegelüste, sondern ich bin davon überzeugt, daß die Strafe und ihre öffentliche Verkündung eine Warnung sein muß. Das darf sich nicht mehr wiederholen.«

»Mein Verhältnis zu den Peinigern war, ist und wird immer negativ sein, das betrifft die Gestapo, die SS wie auch die Funktionshäftlinge und insbesondere die Konfidenten aus der Besatzungszeit. Dabei spielen meine Gefühle keine Rolle, Gleichgültigkeit, Resignation, Angst oder die Vergebung der Schuld sind unerheblich. Die Verbrecher müssen ihre verdiente Strafe erhalten. Dabei möchte ich betonen, daß ich keine chauvinistischen Rachegefühle hege, sondern nur einfach und konsequent der Überzeugung bin, daß die Verbrecher und ihre Helfershelfer, die bei diesen Verbrechen halfen oder mit deren Billigung eigene Verbrechen verübten, ohne Einschränkung ihre durch die Gesetze festgelegten Strafen auf sich nehmen müssen.«

»Ich war einige Male in Ravensbrück. Ich stehe an dem See, in den die Asche der ermordeten und vor Erschöpfung gestorbenen Häftlinge geworfen wurde und wiederhole: ‚Wir dürfen nicht vergessen'. Sowohl in Deutschland als auch hier in Szczecin beobachte ich die Deutschen und ich sehe dann im Geiste die älteren immer mit dem ‚schwarzen Hakenkreuz', dem Symbol schwerster Verbrechen. Ich kann sie nicht anders sehen. Ich bin der Ansicht, daß die Verbrechen nicht verjähren dürfen, unabhängig davon, wer sie verübt hat. Der Schuldige muß immer wieder daran erinnert und damit gebrandmarkt werden, sonst müssen wir damit rechnen, daß das System wiedergeboren wird, das zu den Konzentrationslagern, den Massenexekutionen, der massenweisen Verbrennung bei lebendigem Leibe und allen anderen raffinierten Formen der Vernichtung des Schwächeren durch den Stärkeren geführt hat.«

»Mein Verhältnis zu denen von der Gestapo oder zu manchen Funktionshäftlingen, wie Kapos, Blockältesten, Stubenältesten und anderen, ist folgendermaßen: Zwar entschuldigen sich heute alle mit einem Befehl von den Vorgesetzten, aber der Übereifer und der ausgesuchte verbrecherische Sadismus, mit dem die Opfer gequält wurden, sind für mich niemals zu verzeihen.«

»Ich bin dafür, daß alle, die Großen wie die Kleinen, streng bestraft werden. Desgleichen müssen jene Funktionshäftlinge bestraft werden, die ebenfalls Häftlinge gequält haben. Sie hätten uns oft so leicht helfen können. Manchen war ihre Stellung zu Kopf gestiegen, andere hofften sicherlich, den SS-Leuten zu gefallen (sie glaubten, so ihr Leben zu retten), wieder andere waren einfach Sadisten. Diese Häftlinge sollten um so strenger bestraft werden, weil sie sich nicht damit herausreden können, auf diesen Posten müsse man so gewesen sein. Das ist nicht wahr! Denn warum waren manche Funktionshäftlinge ganz anders, sie quälten ihre Mithäftlinge nicht und halfen ihnen sogar« (Beispiel: die Blockälteste vom Revierblock 17, die Jugoslawin Juliana, aber auch die Ärztinnen, die Schwestern und das ganze Personal des Reviers mit wenigen Ausnahmen widmeten sich vollständig den Kranken, wobei sie immer wieder ihr Leben aufs Spiel setzten).

»Während der Gestapo- und SS-Prozesse, aber auch heute noch, nach dreißig Jahren, bin ich der Ansicht, daß alle Naziverbrecher ihre verdiente Strafe erhalten sollen. Bei den Mördern unschuldiger Kinder, Frauen, Alter und Invaliden kann keine Rede von Verjährung oder von Gnade sein.«

Es ist für viele ehemalige Häftlinge mit ähnlichen Ansichten schwierig zu vergeben. Fast alle aus dieser Gruppe können nicht verzeihen. Die Gründe dafür sind natürlich unterschiedlich, begründet wird das mit dem Völkermord, der großen verbrecherischen Schuld der Täter, der großen persönlichen Qual, die sie erlitten. Das sind die häufigsten Motive, mit denen diese kompromißlose Haltung begründet wird.

»Wie kann man richten, gleichgültig sein, Erbarmen haben oder Schuld vergeben für die blind ausgeführten Befehle der SS-Männer. Es gibt nur eine Antwort – für Völkermord gibt es kein Erbarmen und keine Vergebung.«

»Ich werde nie verzeihen. Der Schrei von Millionen, die in den Gaskammern gestorben sind, der Rauch aus den Schornsteinen der Krematorien klagt sie bis heute an und wirft auch einen Schatten auf die nächsten Generationen. Ich glaube nicht, daß sich die Deutschen als Nation ändern können.«

»Wenn ich heute einen meiner Peiniger treffen würde, hielte ich ihm die Qualen vor, die ich durch ihn erlebt habe, dann würde ich ihn der Polizei übergeben. Ich werde keinem von ihnen vergeben und ich weiß eigentlich auch nicht, wie ich auf ein Treffen mit jemandem reagieren würde, der mich persönlich gequält hat. Das sind Sachen, die kann man nicht verzeihen.«

»Kann man jenen die Schuld erlassen, die die Verhörten bei den Ermittlungen sadistisch gequält haben? Können sie sich damit rechtfertigen, auf Befehl gehandelt zu haben, da sich doch die meisten am Sadismus berauschten? Befehlsausführung ist eins, etwas anderes ist ein sadistisch ausgeführter Befehl. Bis heute kann ich mir nicht erklären, woher dieser Sadismus kam, der fast im ganzen Volk auftrat, denn Hitler konnte nur eine Generation erziehen, das war die junge Generation, doch was war mit den Älteren? Als hätten sie es im Blut gehabt.«

Manche der ehemaligen Häftlinge, die den Gedanken, die Schuld zu erlassen, von sich weisen, äußern sich in diesem Kontext direkt oder indirekt zu ihrem Verhältnis zu der christlichen Idee, den Schuldigen zu vergeben. Zu groß waren die Traumen, zu stark war ihr Leid und das der anderen, zu sehr waren die elementaren Menschenrechte verletzt worden, als daß sie einfach dieser Maxime folgen könnten. Die Begründungen dafür sind unterschiedlich. Sie können nicht verzeihen im Namen derer, die das Kostbarste verloren haben: das Leben, und sie können jenen nicht vergeben, die ihr Verhalten nicht bedauerten, die niemals versucht haben, das angerichtete Böse wieder gutzumachen. Die folgenden Berichte geben sehr eindringlich den Ton und die Kraft ihrer Argumente wieder:

»Wie kann man für andere vergeben, wie können Leute vergeben, die selbst nicht unter den Schuldigen zu leiden hatten? Sicherlich haben die Priester eine andere Meinung dazu, doch ich behalte meine eigene. Wir dürfen das nicht tolerieren, wir dürfen dazu nicht schweigen, das ist unsere heilige und menschliche Pflicht und Schuldigkeit gegenüber den ermordeten und gestorbenen Häftlingen. In ihrem Namen haben wir nicht das Recht, einem der Schergen mit dem Knüppel in der Hand die Schuld zu vergeben oder die Strafe zu erlassen. Jeder muß für sein Verhalten den anderen gegenüber die Konsequenzen tragen. Jene, die umgekommen sind, werden niemals mehr dazu ihre Stimme erheben.«

»Ich möchte an die angesprochenen gefühlsmäßigen Probleme zwischen Gestapo und SS und den politischen Häftlingen anknüpfen und betonen, daß ich bis heute gegen alles deutsche einen inneren, geistigen Protest und Haß verspüre. Obwohl ich ein gläubiger und praktizierender Katholik bin, kann für mich eine Versöhnung mit dem deutschen Volk oder eine Vergebung der Schuld nicht stattfinden. Haß und Feindseligkeit zum deutschen Volk entstanden bei mir schon in der Schule und reiften noch bei Verhören in Gefängnissen von Jasło und Tarnów, als ich zerschlagen und verkrüppelt in meine Zelle zurückgebracht wurde.«

»Für unsere Psyche war interessant, daß wir Häftlinge, die wir gequält und ausgehungert wurden, Schuld und Verbrechen nicht vergeben konnten, obwohl wir doch alle Katholiken waren und unser Glaube fordert, auch die schwerste Schuld zu vergeben. Aber wir waren erbarmungslos. Vielleicht sind in dieser Tretmühle der menschlichen Qual und des Leids die alten menschlichen Gesetze der Rache in die Häftlingsgemeinschaft zurückgekehrt, einer primitiven Rache (wie im Alten Testament: Zahn um Zahn und Auge um Auge), nach der Tod mit dem Tod bestraft wird. Darum hatten wir uns auch so viel vorzuwerfen, weil Pańszczyk unserer Gerechtigkeit entkommen ist.«

»Wie kann man davon reden, jemandem zu vergeben, der bisher niemals Bedauern oder Reue zeigte, der niemals um Vergebung bat? Wir müssen im Gegenteil heute Zeugen revanchistischer Bestrebungen sein, insbesondere seitens der Christlich-Demokratischen Union und der Christlich-Sozialen Union in Westdeutschland, von den Neofaschisten (A. v. Thadden) schon ganz zu schweigen. Wie viele potentielle Nazis gibt es in ihren Reihen, die unter günstigen Bedingungen aufleben und in die Spuren ihres ‚Meisters' treten?«

»Ich sehe hier zwei Aspekte, der eine ist persönlich und gefühlsmäßig bedingt, der andere politisch. Die Deutschen haben das polnische Volk nicht um Vergebung gebeten. Um Vergebung zu erhalten, muß man seine Schuld bekennen, Besserung geloben und Genugtuung leisten. Das verlangt die Ethik. Die Deutschen haben dies als Volk niemals getan, wie kann man ihnen also verzeihen?«

»Jeder Häftling hatte schon bevor er ins Lager kam so viel Leid erfahren und war Zeuge solch ungeheurer Bestialität, daß seine Antwort eindeutig ausfallen mußte: Protest und Kampf auf jede mögliche Weise. Gleichgültigkeit und Resignation wären ein Sieg der Peiniger. Die Vergebung der Schuld ist eine Aufforderung zu Gemeinheit und bietet neuen Peinigern die Chance, sich zu erheben. Religiöse Beweggründe gelten in bezug auf Menschen, also auf Wesen, die wie Menschen fühlen und leben. Gestapo und SS hielten sich offiziell für Übermenschen. So war es auch. Die Peiniger unter dem Zeichen des Hakenkreuzes kannten kein Mitleid und keinerlei Gefühle für die Gattung Mensch.«

Besonders dramatisch erscheint unter diesem Aspekt der Bericht einer Frau, die schildert, wie ehemalige Häftlinge auf die Bitte eines deutschen Gerichts KZ-Schergen auf einem Gefängnishof identifizierten:

»Nachdem ich festgestellt hatte, daß sie identifiziert worden waren, in Ravensbrück waren usw., sprach ich noch kurz mit ihnen auf deutsch. Sie richteten ihre flehenden Blicke auf mich, aber ich ging weiter und ließ sie einfach stehen. Kameraden aus Auschwitz identifizierten einen Ingenieur in Zivil, der auch zugab, in Auschwitz gewesen zu sein, aber behauptete, dort nur als Ingenieur und nicht als SS-Mann gearbeitet zu haben. Ungeachtet dieser Behauptung rief ein Kamerad laut: ‚Du hast den Ofen im Krematorium in Auschwitz gebaut und unsere Brüder hineingesteckt!' und gab ihm eine schallende Ohrfeige. Seine Nerven hatten es nicht ausgehalten. Selbstverständlich trat der Staatsanwalt vor und warnte ihn, daß er für dieses Verhalten festgenommen werden könnte. Es entstand ein Tumult, denn unser Kamerad wollte nicht aufgeben und rief: ‚Aber ermorden durften sie uns?' ‚Was mischen Sie sich hier überhaupt ein!' usw. Der Staatsanwalt hatte es sich bei uns ehemaligen Häftlingen verscherzt und mußte schließlich den Gefängnishof überhaupt verlassen, damit wieder Ruhe eintrat. Dann setzten wir die Gegenüberstellung ruhig fort. Es gab ehemalige Häftlinge, die niemanden erkennen wollten, sie winkten ab: ‚Ich lebe – wozu soll ich mich also rächen und sie ins Gefängnis bringen'. Die schwache Haltung der ehemaligen Peiniger und ihre Angst vor uns berührte uns zutiefst. Sie waren erschrocken, als hätten sie den Leibhaftigen vor sich. Wir waren zumindest beruhigt, daß sie feige waren – und wir sahen befriedigt, daß sie uns fürchteten. Die meisten von uns vergaben ihnen nur von sich aus, aber nicht im Namen aller Polinnen und Polen. Auch ich hatte ihnen vergeben, aber, das möchte ich betonen, nur und ausschließlich für meine Qual und Erniedrigung, für alles, meine ausgeschlagenen Zähne usw. Ich habe nie und nimmer das Recht, ihnen alle Verbrechen zu vergeben: die sechs Millionen Menschen und die 25 Millionen Menschen.

Ich habe kein Recht, ihnen die vor den Augen der Mutter, mit der ich im KZ zusammen war, erschossenen fünf Söhne zu vergeben...

Ich habe kein Recht, ihnen die bei Lübeck ertrunkenen Häftlinge zu vergeben, die gegen Ende des Krieges nach Schweden transportiert werden sollten ...

Ich habe kein Recht, ihnen die in den Krematorien verbrannten Mütter zu vergeben, oder die Tränen der Töchter, die den Rauch und die Flammen anschauten ... oder die Asche, mit der die Erde fruchtbar gemacht wurde ...

Ich habe kein Recht, ihnen die in den Lagern geborenen Kinder zu vergeben und die halbtoten Mütter, die zuschauen mußten, wie ein SS-Mann die unschuldigen, erbarmenswürdigen, hungrigen neugeborenen Kindlein in seine schändlichen Hände nahm und sie gegen die Mauer des Bunkers schleuderte und so tötete (ich habe es gesehen). Die Mütter mußten schmerzerfüllt den Tod dieser unschuldigen Polen ansehen!

Ich habe damals einen Vers gedichtet:

Aus dem Blut der unschuldigen polnischen Kinder,
die wie der Nebel in den Lagern vergingen,
werden dort, wo sie starben, blutige
und ewige Mohnblumen erblühen!!!«

Es ist verständlich, daß auch die Auschwitzer wie alle anderen KZ-Häftlinge nur ungern ihre negativen und destruktiven Gefühle zum Ausdruck bringen. Davon zeugen viele Berichte, in denen Zurückhaltung geübt wird. Trotzdem kam es, wie wir zeigen konnten, immer wieder zu Haßausbrüchen und Rachegefühlen. Gewöhnlich wurde das ausgelöst durch die Erinnerung an erschütternde und grauenerregende Szenen aus dem Lager, die zur Bestimmung des Hintergrunds der Beziehungen zu den Schergen nötig waren. Noch einmal muß die enorme Rolle der Angst betont werden, die diese Gefühle auslöste. Der damals durch das Terrorsystem im Lager eingeimpfte Haß und die Angst durchdringen und quälen die ehemaligen Häftlinge bis heute. Dieser Haß wurde schon in den Konzentrationslagern deutlich, er äußerte sich nach der Befreiung in der Selbstjustiz und der scheinbar manischen Jagd nach KZ-Henkern in den späteren Jahren, in den Haßausbrüchen gegenüber Deutschen, auch wenn diese nichts mit dem KZ zu tun hatten, in scheinbar seltsamen Verhaltensweisen und emotionalen Reaktionen auf neue Anreize. Beispielsweise haben ehemalige KZ-Häftlinge höchst irritiert oder sogar mit einem Wutanfall auf Nachrichten über die Prozesse gegen ehemalige SS-Männer reagiert.

Diese negativen Gefühle resultieren auch aus der festen Überzeugung, die KZ-Schergen hätten aus niedrigen Beweggründen, sadistisch und eigennützig gehandelt (um nicht an die Front zu kommen oder den Vorgesetzten zu gefallen, Mord aus Gewinnsucht usw.). Darum verdienten sie keine Nachsicht oder Entschuldigung. Auch die Berufung auf Befehle stellt für die ehemaligen Häftlinge kein Argument dar. Aber sogar in der Gruppe der Unversöhnlichen finden Funktionshäftlinge und SS-Leute Erwähnung, die manchen Häftlingen geholfen haben.

Die Feindseligkeit bei ehemaligen Häftlingen wird noch dadurch verstärkt, daß die bisherigen Urteile sie nicht befriedigen und die Verbrecher in arroganter Weise Zeichen von Reue und Schuldbewußtsein fehlen lassen. Sie werden auch gequält durch den unübersehbaren Kontrast, daß die Schinder im allgemeinen gesund sind, in ihrem Fanatismus noch gefestigt scheinen und normal leben, während die wenigen geretteten Häftlinge zumeist schwere psychische Traumen und körperliche Schädigungen davongetragen haben.

Ohne Haß

Beträchtlich weniger Personen, die auf unsere Fragen geantwortet haben, bezeugten nicht allein Desinteresse am Schicksal ihrer Peiniger, sondern verkündeten sogar großherzig, daß sie – zumindest jetzt, nach so vielen Jahren – kein Gefühl von Revanche und Rache kennen und ihren Peinigern im Namen ihrer Ideale und des von ihnen anerkannten Modells der Beziehungen zwischen den Menschen vergeben. Es sind nicht mehr als 20 Personen, die eine solche Haltung zeigen, also etwa 18 % der von uns Befragten.

Die einfachste und häufigste Motivation liegt hier zumeist in dem Fehlen von Rachsucht, was gewöhnlich mit dem Empfinden zusammenhängt, eine christliche Einstellung bewahren zu

müssen; dazu äußern sich – oft kurz und bündig – Menschen, die zuweilen besonders schwere Erfahrungen in den Konzentrationslagern machen mußten.

»Heute, 30 Jahre nach diesen schwersten Augenblicken meines Lebens, hat in mir der Glaube an die Liebe und ihr Gebot gesiegt, die Schuld zu vergeben, wie das auch die christliche Religion gebietet. Ich denke, daß alle, die wie ich das Glück hatten, diese Hölle zu überleben, und noch leben, heute aus den gleichen Beweggründen zu dem Großen Weg streben, dem ‚Weg der Versöhnung', auf dem allen Peinigern die Schuld, ihre ungeheure Schuld vergeben wird.«

»Der Antrieb für meine Handlungen liegt in meiner aktiven Natur, in meinem Mangel an Angst und Haß auf die Deutschen sowie in dem Glauben an unsere Sache und dem Wunsch nach aktiver Verteidigung. Ich bin weder verbissen, noch bin ich haßerfüllt wie andere Personen.«

»Aus zutiefst religiösen Beweggründen hatte ich keine Rachegelüste. Es ist seltsamerweise bisher immer so gewesen, daß ich aus den schwierigsten Umständen des Lebens siegreich hervorging und meine Gegner erniedrigt wurden.«

»Ich bin ein Mensch, der das Gefühl des Hasses und der Rache nicht kennt. Das ist aber nicht mein Verdienst, ich habe das sicher mit dem Leben zusammen erhalten. Zweifellos ist das auch das Ergebnis davon, daß ich die christliche Ethik schon von klein auf sehr ernst nahm. Das sollten alle berücksichtigen, die meinen Bericht über mein Verhältnis zu den Peinigern aus den Gefängnissen und Konzentrationslagern lesen werden.«

»Ich mag es nicht, mich an jemandem zu rächen. Ein Beispiel: Nach dem Krieg kam ein Mann zu mir, der mich bei der Gestapo anonym angezeigt hatte. Dabei tat er so, als sei nichts gewesen. Ich habe ihn einfach förmlich behandelt, er hat verstanden und ist nicht mehr bei mir aufgetaucht.«

»Auch die SS möchte ich entschuldigen, denn ich bin nicht rachsüchtig. Ich bin katholisch erzogen worden und will sogar meinen Feinden ihre Schuld vergeben.«

»Ich habe mich bei der Suche nach meinen Peinigern nicht beteiligt, denn ich bin kein rachsüchtiger Mensch, außerdem bin ich gläubiger Katholik."

Es ist bezeichnend, daß hier weniger konkrete Situationen aus dem KZ oder Ereignisse aus der Zeit nach der Befreiung geschildert werden. Das ist mit Sicherheit ein Ausdruck dafür, daß die ehemaligen Häftlinge nicht mehr im einzelnen zu den Momenten, Fragen und Gestalten zurückkehren wollen, die innerlich abgeschlossen sind. Das bedeutet jedoch nicht, daß das Konkrete, daß Erfahrungen, Situationen und Namen völlig unerwähnt blieben.

»Nachdem wir in das Lager eingeliefert worden waren, diente K.K. der Gestapo noch drei Jahre«, erinnert sich ein ehemaliger Häftling. »Im Herbst 1943 habe ich ihn im Lager wiedergetroffen. Seinerzeit war ich Pfleger in Block 20. K.K. lag als Kranker dort. Es hätte gereicht, wenn ich die Kameraden aus der Konspiration im Lager benachrichtigt hätte, mit wem sie es zu tun haben und sein Schicksal wäre besiegelt gewesen. Doch ich tat es nicht, so war nun einmal meine Natur. Ich habe eine Rechtfertigung gesucht, gerade wegen des Milieus, in dem er aufgewachsen ist. Allerdings habe ich ihn wie Luft behandelt, und als er sich einmal an mich wandte, ihm im Namen unserer Freundschaft aus der Schulzeit etwas zu essen zu ‚organisieren', fragte ich ihn, ob er sich klar sei, daß zwei Kameraden und ich uns seinetwegen schon das dritte Jahr im KZ quälen und zwei seiner anderen Opfer im Lager ihr Leben gelassen hatten. Da fing er an, sich zu entschuldigen und behauptete, nicht gewußt zu haben, welche Folgen seine Denunziation hätten haben können; als er es dann erfahren habe, sei es zu spät gewesen. Er sei zu immer weiteren Denunziationen gezwungen worden, und als er damit aufhörte, wurde er verhaftet und nach einigen Monaten im Gefängnis ins KZ geschickt. Er tat mir leid. Ich sagte ihm nur: ‚Du kannst Gott dankbar sein, daß ich nicht rachsüchtig bin und dir nichts antun werde. Aber erwarte von mir keine Hilfe'. Ich habe mich nicht weiter für ihn interessiert und ihn auch nicht mehr getroffen.«

»In Untersuchungshaft bin ich sehr geschlagen worden«, schreibt ein anderer Häftling. »Ich hatte Angst, ganz einfach Angst. Ich wurde an die Wand gestellt, und man schoß mit Platzpatronen auf mich. Dann hetzte man einen Hund auf mich und ich verlor die Besinnung. Später wuchs meine Widerstandskraft gegen Stöße und Schläge. Die ganze Zeit betete ich. Ich bat Gott um Ausdauer, aber auch um Vergebung für meine Henker.«

»Stellen Sie sich vor«, schreibt ein anderer, »als wir von den Amerikanern befreit worden waren, machten wir uns auf den Weg in das Städtchen Stommsried. Da trafen wir (wir waren zu viert) den ‚Blutigen Alois', der uns zu unserer Freiheit gratulierte. Wir haben ihn nach besten Kräften auf deutsch verflucht, aber ihm auch gesagt: ‚Geh weiter, ein anderer Arm der Gerechtigkeit soll dich erreichen!'. Und so geschah es, er traf auf eine andere Häftlingsgruppe, die ihm einen solchen Tod bereitete, wie er ihn wahrhaftig verdient hatte.«

Die Befragten berufen sich, wenn sie Geschehnisse aus dem Lager schildern, die von Vergebung zeugen, häufig (allerdings sehr allgemein) auf herausragende Beispiele von Häftlingen, die vor ihren Augen ermordet wurden und sich in ihrem Heldentum wie der gesteinigte Heilige Stephan verhielten: Sie vergaben ihren Mördern die Schuld. Außerdem wird im allgemeinen der Heldenmut dieser Haltung hervorgehoben, sie war also eine Ausnahme (wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß sie häufiger vorkam als wir denken). Zuweilen macht sich sogar so etwas wie eine leise Opposition zu dieser Haltung bemerkbar, oder es wird mit ihr polemisiert:

»Wenn man die Taten der *Blockführer* beobachtete, die zumeist zwischen 17 und 24 Jahren alt waren und denen eine grenzenlose Macht über die Häftlinge gegeben war, so konnte man mit sehr viel gutem Willen wirklich wie der Heilige Stephan sagen: ‚Gott vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!' Denn die *Blockführer* berauschten sich an ihrer Macht fast bis zur Besinnungslosigkeit und waren auch in Rücksichtslosigkeit und Sadismus besonders geschult. Es ist allerdings schwer, ihre älteren und ranghöheren Vorgesetzten und Erzieher genauso zu beurteilen.«

»Ich kenne eine Frau, die als Häftling gefoltert wurde und im Gebet um die Erlösung der Seelen ihrer Peiniger bat, nach dem Wort des Evangeliums: ‚Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun'. Ich konnte mich zu einer ähnlich hohen Haltung nicht aufraffen. Schließlich wußten sie, was sie taten, und ich glaube, sie wären beleidigt gewesen, wenn wir ihnen die Zurechnungsfähigkeit abgesprochen hätten. Ich habe niemals daran gedacht, eine Schuld zu vergeben, zumal das auch mit dem anderen biblischen Wort nicht übereinstimmt, daß der Herrgott das Gute belohnt und das Böse bestraft und daß alles einst angerechnet wird. Am Ende gibt es einen Himmel und eine Hölle; sowohl für die Guten als auch die Bösen gibt es einen Platz in der Ewigkeit.«

Wenn wir angesichts dieser heroischen Haltungen von einer Ausnahme sprechen, so können wir noch einen Bericht anführen, der allerdings auf keinen sicheren Angaben beruht.

»Das Verhältnis zu den Peinigern gestaltete sich in meiner Umgebung als Häftling folgendermaßen: 30 % Gläubige vergaben den Peinigern ihre Schuld und ihr Verhalten. 20 % verfluchten ihr Los und die Machtlosigkeit, sie verwünschten die SS-Leute und traten dem Widerstand bei. 20 % wurden gleichgültig, resignierten und starben zumeist sehr schnell, ohne ein gefühlsmäßiges Verhältnis zu den Peinigern aufzubauen, denn sie nahmen ihre Lage als gegeben hin. 10 % lebten unaufhörlich in der Angst vor den Verfolgern. Im allgemeinen waren 70 % der Ansicht, die Peiniger müßten sich für ihre Schuld verantworten, wobei sich diese Ansicht nicht auf Rachegelüste, sondern auf das Gerechtigkeitsgefühl stützte, daß die Schuldigen eine Strafe für ihr Verhalten bekommen müssen.«

In den Berichten finden sich bemerkenswerte Äußerungen, die sich auf die Entscheidung von Häftlingen beziehen, ihren Rachebedürfnissen abzuschwören. Danach verlangte der schwere Weg des Verzeihens und der Versöhnung Großmut und erhabene, große Empfindungen, er führte zur Wiedergeburt des Menschen, zum Erreichen großer und notwendiger Werte. Ein Priester äußert sich dazu:

»Auf meine Peiniger habe ich niemals das Gesetz der Rache angewendet. Wir können keine Unterdrückungsmethoden, keinen Raub oder unmenschliche Strafen einführen, denn gerade das haben wir bei den Deutschen immer gebrandmarkt. ‚Nicht der Haß, sondern die Liebe ist eine kreative Kraft'. So sprach der Auschwitz-Häftling Pater Maksymilian Kolbe, der als ‚Märtyrer der Versöhnung' bezeichnet wird. Wenn wir nur das Recht anrufen und die Pflicht des Vergebens vergessen, gehen die menschlichen Werte verloren, an die wir in der Zeit der Unterdrückung so fest geglaubt hatten. Wir brauchten ein starkes geistiges Gegengewicht, um nicht unserer eigenen Gedankenkonstruktion zum Opfer zu fallen, die vom Wunsch nach Revanche genährt wurde. (. . .) Im Keller der Umsiedlerstation von Chorzów [Königshütte*] schlug mich ein Gestapo-Mann blutig, er befahl mir, auf den Tisch zu steigen, eine Predigt zu halten und Kirchenlieder zu singen. Als ich mich weigerte, warf er mich auf den Boden, stellte sich auf meinen Brustkorb und würgte mich, indem er seinen beschlagenen Schuh auf meinen Hals drückte. Ich war vollständig schwarz und blutig, als ich am gleichen Abend das Tor zum Konzentrationslager Auschwitz durchschritt. Nach dem Krieg fand ein Prozeß gegen diesen Gestapo-Mann statt. Ich bin nicht hingefahren, sondern schrieb dem Gericht nur einen Brief, daß ich vergeben habe. Für andere ‚Taten', die ihm von Kameraden aus dem gleichen Transport nachgewiesen wurden, erhielt er fünf Jahre Haft. (. . .) Damals wie heute, dreißig Jahre nachdem ich das KZ verlassen habe, empfinde ich eine tiefe Achtung vor jedem Menschen, auch vor meinem Feind. Ich empfinde meine Verantwortung für das menschliche Leben und ich wahre die Grundsätze des wirklichen Humanismus sowie Gottes Gebote: ‚Liebet eure Feinde, und tut wohl denen, die euch peinigen'. Ich bekenne mich auch zu dem Grundsatz: ‚Der Sieg gehört nicht den Verfolgern, sondern den Verfolgten'. Der heutige Mensch muß wahrhaft wiedergeboren werden, damit er versteht, daß ein Leben ohne höhere Werte sich nicht erhält und nicht überdauern kann. Wer Frieden wünscht, muß auf seine Rechte und Privilegien verzichten können. ‚Wenn wir bessere Zeiten erleben wollen, müssen wir sie mit Leiden und der Liebe zu allen Menschen erkaufen', sagte Auschwitz-Häftling Nr. 16670, Maksymilian Kolbe.«

Es gibt auch andere Motive dafür, den Gedanken an Rache für jene „übergroße Schuld" abzulegen, wie das einer der Befragten bezeichnete. Z.B. die Überzeugung, wenn sie auch nicht immer klar und voll bewußt war, daß diese schweren Verbrechen, wie sie Tag für Tag in den Lagern verübt wurden, auch durch die strengste Strafe nicht beglichen werden können:

»Wir sind uns in Gesprächen mit Kameraden darüber einig geworden, daß auch die schlimmste Strafe für Kriegsverbrecher aus den Konzentrationslagern nicht imstande ist, diese damaligen tragischen Tage ungeschehen zu machen oder uns für unser Leid auch nur in geringstem Maße zu entschädigen. Denn wenn auch der Verbrecher seine Strafe erhält, so entspricht sie doch niemals seinen Taten, und das ändert auch absolut nicht die

* Es handelt sich wahrscheinlich um das „Polenlager Nr. 209" in Königshütte. In solche „Polenlager" wurden Polen eingewiesen, die im Verlauf der Germanisierungsaktion des Reichskommissars zur Festigung deutschen Volkstums aus ihren Heimatorten vertrieben worden waren.

Lage oder das Schicksal seiner Opfer. Zusammenfassend kann man sagen, daß wir die Verbrecher, die Strafe und diese tragischen Erlebnisse vergessen möchten. Ich glaube daran, daß die Gerechtigkeit selbst die Strafe verhängt.«

Nicht alle, die heute diesen Standpunkt vertreten, waren im Lager oder gleich nach der Befreiung dieser Ansicht. Aus den Erinnerungen erfahren wir sogar, daß manche aktiv daran teilgenommen haben, das Leid zu ‚begleichen' und die Gerechtigkeit in ihre eigenen Hände zu nehmen. Viele ehemalige Häftlinge, die sich aktiv gerächt haben oder passiv daran teilnahmen, haben eine auffällige Entwicklung durchgemacht. Die einen haben sich von den grausamen Szenen der Lynchjustiz abschrecken lassen, andere sind durch langjährige Überlegungen zum heutigen Standpunkt gebracht worden, wieder andere haben mit der Zeit ihre negativen Gefühle zu den Schergen verloren.

»Ehemalige weibliche Häftlinge erwischten eine SS-Aufseherin, von der sie zuvor gequält worden waren, und schrien: ‚Du hast meine Mutter umgebracht, du hast meine Schwester ermordet!'. Jetzt war die Zeit der Rache gekommen. Die Wärterin wurde geschlagen und lag, über und über blutend, stundenlang im Sterben, bis ein amerikanischer Soldat ihr schändliches Leben mit einem Schuß beendete. Ich konnte diese Szene nicht anschauen. Ich hielt diese Reaktion der aufgehetzten Frauen für tierisch und pathologisch. Die Rache – welch furchtbare Sache.«

»Am Anfang schien es so, daß ich mich rächen würde. Nach der Befreiung kam ich noch kurz an die Front. Aber ich war nicht mehr fähig zur Rache, wenn ich auch mit einiger Befriedigung die zerstörten deutschen Städte und im Kampf getöteten Männer sah. Im Mai 1945 kehrte ich nach Hause zurück und nahm nach einer zum Glück kurzen Zeit der Gefühllosigkeit ein Studium auf und ging dann arbeiten. Damit war ich weit von den Fragen entfernt die Vergangenheit waren, sie stumpften dann ab, sind aber nie ganz verschwunden. Sie sind da und tun weh, sie machen sich sogar in alltäglichen Entscheidungen bemerkbar, aber was kann ich noch fordern oder erwarten? Das ist kein Pessimismus.«

»Im Oktober 1944 wurden wir nach Oranienburg gebracht und im Februar 1945 nach Mauthausen. Dort erlebte ich die Befreiung. Am zweiten Tag der Freiheit traf ich auf der Lagerstraße [Emil] Bednarek und [Franz] Danisch. Sie kamen auf mich zu und sprachen mich an. Welch ein Wunder, in Birkenau hatten sie mich übersehen, ich war eine Null für sie gewesen. Danisch lief weiter in Prominentenjacke und -mütze herum, Bednarek hatte sich eine ordentliche Häftlingskleidung zugelegt. Ich war damals schon ein dreifacher Muselmann, sie dagegen hatten immer noch dicke Backen. Unter diesen Umständen vergaßen beide sogar die Amtssprache und redeten polnisch mit mir. Sie wollten Zivilkleidung von mir und versprachen, gut zu bezahlen. Ich war von dem Treffen und ihrem Vorschlag so vor den Kopf geschlagen, daß ich gar nicht vernünftig reagieren konnte. Ich entgegnete ihnen, daß ich ihnen leider nicht helfen könne. Noch heute, dreißig Jahre danach, überlege ich, warum ich sie damals nicht verhaften ließ. Von Bednarek wurde ich in der *Erziehungskompanie* fast bewußtlos geschlagen. Auch Danisch hatte ich mehr als einmal in Aktion gesehen. Warum hatte ich also nicht anders gehandelt? Habe ich mich wirklich noch von ihrer vorherigen fast unbeschränkten Macht beeindrucken lassen? Wahrscheinlich war meine Reaktion auch beeinflußt durch Akte der Lynchjustiz, die es gleich nach der Befreiung gab. Ich habe mich über diese Vorkommnisse nicht gewundert, trotzdem war und ist die Lynchjustiz für mich Unrecht. Im Falle von Bednarek und Danisch wäre es wahrscheinlich eben dazu gekommen. Ich wollte nicht die Ursache werden.«

Ethisch sensible Menschen waren für Reflexionen zugänglich, deren Kraft und Attraktivität mit den Jahren gewachsen ist. Sie entwickelten die Überzeugung, daß man nicht unaufhörlich mit Haß im Herzen leben könne, auch wenn er noch so natürlich und begründet wäre, daß man unter gar keinem Vorwand dieselben Maßstäbe und Methoden anwenden kann, die bei den Schindern – deren Wertsystem unannehmbar ist – verurteilt wurden.

»Alle diese Fragen hängen von der Persönlichkeit des jeweiligen Menschen ab. Es reicht nicht, ein eingetragener Christ zu sein, das muß man in sich haben. Man muß tief davon überzeugt sein, daß ‚Gott uns unsere Schuld vergibt, wie auch wir vergeben'. Ich möchte besser sein und eine geistige Höhe erreichen, die Befriedigung gibt. Wir müssen mit dem Meer von Blut Schluß machen, das in unserer tausendjährigen Geschichte vergossen wurde. Vergebung bedeutet jedoch nicht, egal unter welchem Vorzeichen, daß wir es zulassen, daß irgendwo die Unterdrückung des Menschen und das Morden wieder aufleben. Niemand hat das Recht, im Namen irgendeiner Idee zu verhaften, zu foltern und zu morden.

Es gab allerdings Banditen, besonders die damals – 1940 – jungen fanatischen Deutschen. Ganz Deutschland unterstützte schließlich Hitler und war bereit, die ganze Welt umzubringen. Aber die große Masse begann, besonders nach der Niederlage vor Stalingrad, nachzudenken (sofern ein Deutscher überhaupt denken kann). Meiner Ansicht nach kann man den Haß nicht ins Unendliche fortsetzen. Die schuldigen Verbrecher und die, von denen die Befehle stammten, sollten sich vor Gericht verantworten und büßen. Das wäre aber keine Rache, sondern nur die Verwahrung gefährlicher Personen. Ich bin dafür, dem deutschen Volk zu vergeben und es zu erziehen. Wir können keine SS-Leute und Faschisten sein, wir müssen vergeben, weil wir etwas Besseres sind.

Selbstverständlich habe ich so nicht unmittelbar nach der Befreiung gedacht. Ich habe mich mit der Waffe in der Hand daran beteiligt, die alten Rechnungen zu begleichen. So haben wir damals alle gedacht. In Schleswig-Holstein ist die Stückzahl der Rinder sofort um die Hälfte gesunken, sie wurden von den ehemaligen Häftlingen abgestochen. Auch Mord und Raub waren gar nicht so selten. Die englischen Gefängnisse waren

voll von unseren Leuten. In Neustadt veranstalteten wir auf der Brücke von der Stadt zur Kaserne ein Gemetzel unter den Deutschen. Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, worum es eigentlich ging, auf jeden Fall stürmte das ganze Lager mit allem, was man gerade in die Finger bekam, heraus und verprügelte die entwaffneten *Wehrmachts*-Soldaten.«

»Dreißig Jahre später kommen mir manchmal Zweifel, ob die Menschheit die richtigen Schlußfolgerungen aus jenen Zeiten gezogen hat und ob es keine Konzentrationslager mehr geben wird. Wird der Mensch nicht mehr seinen Nächsten allein deshalb quälen und töten, weil er anderer Nationalität ist, andere politische oder religiöse Überzeugungen hat? Oder weil er den Boden rauben will, um dort sein eigenes Volk anzusiedeln? Deshalb bin ich dafür, weiterhin von den Konzentrationslagern und jenen Zeiten der Verbrechen und der Schande zu sprechen, damit die Erinnerung an das Leid und den Tod von Millionen Menschen verschiedener Nationalität und Überzeugung eine Warnung für die Zukunft und eine Aufforderung zu gegenseitiger Achtung, zu Frieden und Bruderschaft aller Menschen bildet, ungeachtet der verschiedenen Rassen, Völker und Überzeugungen.«

Viele ehemalige Häftlinge suchen nach Argumenten, um ihre eigene oder eines anderen verzeihende Haltung zu begründen. Dabei greifen sie auf Umstände zurück, die ihrer Meinung nach das grausame Vorgehen der Peiniger in den Lagern erklären können.

»Kinder aus zerbrochenen Ehen, Waisen, die auf der Straße aufwuchsen, Psychopathen, Kinder von Alkoholikern, erblich belastete Personen – sie alle bildeten ein geeignetes Material für böse Menschen, für Trinker, Diebe und sogar für Totschläger und Mörder. In diesem Falle sind die bösen Menschen in meinen Augen mehr oder weniger Unglückliche. Ich muß bekennen, daß meine Ansicht sich bis heute nicht verändert hat. Im Gegenteil, meine Voraussetzungen werden von den Erkenntnissen im Bereich der Genetik bestätigt.«

»Ich habe mir die Gestapo so erklärt, daß das die grausamen Nachfahren der Kreuzritter und Preußen sind, sie konnten nicht anders sein! Sowieso hatten sie zuweilen menschliche Augenblicke trotz ihres bestialischen Umgangs mit uns. Ich bin nicht der Ansicht wie manche Kameraden aus Auschwitz. Ich hatte sie mehrmals gefragt: ‚Was würdet ihr mit unseren Schindern tun?'. Die Antwort war nur eine: ‚Wir würden sie alle aufhängen' und das war das ganze Gespräch.«

Es gibt unter den ehemaligen Häftlingen auch solche, die Vertrauen in die Gerichte hatten oder haben. Das Vertrauen dieser Glücklichen hat, wenn es nicht durch ungeschicktes Vorgehen von Gerichten zerstört wurde, sicher dazu beigetragen, die gefühlsmäßige Spannung bei den ehemaligen Häftlingen abzumildern.

»In der ersten Zeit nach der Befreiung hatte ich den Wunsch nach Revanche für die verbrecherischen Taten und den gedankenlosen und ziellosen Völkermord, der den Tod vieler meiner Freunde, Kameraden und Waffenbrüder zur Folge hatte. Nach einigen Monaten bin ich mit der neutralen und ‚kühlen' Bewertung dieser Verbrechen durch Juristen und Gerichte in Berührung gekommen. Meine Schlußfolgerung war, die Fälle der SS-Verbrecher und der ehemaligen Funktionshäftlinge vorbehaltlos individuell und eingehend zu behandeln, wie das die Gerichte taten und tun.«

Außerdem war es möglich, daß Haß und Rachegefühle aufhörten, nachdem der Grund dafür, also die Angst vor den Schergen nicht mehr bestand. In den Äußerungen ehemaliger Häftlinge finden sich häufig Hinweise darauf, daß ein näherer Kontakt zu einem der Peiniger, für die man nur Verachtung empfinden konnte, die Rachegelüste dämpft.

»Als Emmerich sich bei mir lieb Kind zu machen versuchte als der ‚Bekannte aus Auschwitz', schämte ich mich einfach dafür, daß ich einst diesen kriecherischen Menschen gefürchtet habe. Ich kann es bis heute nicht verstehen, daß ich damals eine Diskussion über die Verantwortung für Auschwitz aufgenommen habe, wie ich überhaupt überlegen konnte, ob unsere ‚Geiseln', das waren unsere Aufseher aus Auschwitz, den Gerichten übergeben werden sollen, die ihnen ein Recht auf Verteidigung und Zeugen der Verteidigung garantieren. Ich erinnere mich, daß ich völlig auf die Revanche für all das Böse verzichtete, das ich und meine Freunde in fünf Jahren Unfreiheit erleben mußten. Ich erinnere mich, wie ich mich schämte, daß ich noch vor kurzem diesen niederträchtigen und eilfertig untertänigen Emmerich fürchtete.«

Schließlich darf man nicht vergessen, daß sehr oft auch die Befriedigung, davongekommen zu sein, diese Gruppe ehemaliger Häftlinge dazu bewegte, ihre Rachegefühle abzulegen. Das hatte auch mit dem einfachen Wunsch zu tun, sich in jeder Hinsicht von der grausamen Vergangenheit zu trennen und auch alle Umstände zu vermeiden, in denen man vielleicht zu ihr oder zu bestimmten Personen wieder hätte Kontakt aufnehmen müssen. Diese ehemaligen Häftlinge artikulieren eine durchweg passive Beziehung zu ihren Verfolgern. In den meisten Fällen ist diese Passivität sicherlich echt, aber zuweilen muß man sie als ‚frommen Wunsch' der Verfolgten bezeichnen. Diese Haltung ist so verbreitet, so kompliziert, so natürlich und gleichzeitig aufgezwungen, daß sie durch mehrere Aussagen ehemaliger Häftlinge dokumentiert werden soll.

»Ich bin von einem Kameraden aus dem Kommando *SS-Küche* gefragt worden, was ich mit unseren Peinigern tun werde, wenn ich frei bin. Ich sagte ihm: ‚Ich bin dann der glücklichste Mensch auf Erden und kehre so schnell wie möglich nach Hause zurück'. Seine Reaktion war: ‚Du bist mir ein guter Pole! Ich jedenfalls werde alle Schuldigen abschlachten und ermorden und mich so rächen, wie ich es nur schaffe'. Leider ist das meine Natur, ich könnte nicht einmal meinen

Feind töten, es sei denn in der unmittelbaren, persönlichen Verteidigung.«

»Ich selbst habe mich bis heute nicht an der Suche nach KZ-Verbrechern beteiligt und habe das auch nicht vor. Denn es ist schon zuviel Zeit vergangen und ich weiß nicht, ob das noch einen Sinn hätte, ich glaube nicht. Ich danke aber Gott, daß ich die Hölle überlebt habe und gesundheitlich soweit in Ordnung bin.«

»Meine gefühlsmäßige Beziehung zu den Peinigern ist folgende: Angst und kalter Haß sowie der Wunsch, ihr unmenschliches Verhalten das ganze Leben hindurch nicht mehr zu vergessen. Zu den wenigen gnädigeren ‚Wächtern' empfand ich eigentlich Dankbarkeit, die mit dem anderen Gefühl des kalten Hasses im Konstrast steht. Es ist mir auch nie eingefallen, die Verbrecher zu suchen, denn ich war immer davon überzeugt, daß sie eine Strafe für ihr Verhalten treffen wird, wenn nicht jetzt, dann eben später. Ich selbst mochte die Strafe nicht vollstrecken, sogar wenn ich einen von ihnen persönlich treffen sollte. Nach dem Krieg hatte ich aber zu keinem Kontakt. Sollte ich heute einen von ihnen treffen, so würde ich höchstwahrscheinlich wie bereits erwähnt reagieren, ich überließe es also einem anderen, die Anzeige zu erstatten oder die Strafe zu vollstrecken, denn ich möchte kein Richter sein. Aber eine Person, die trotz KZ-Bedingungen zu unterstützen und zu helfen bereit war, würde ich freundlich und dankbar behandeln.«

»Zu KZ-Verbrechern habe ich nach dem Kriege keine Kontakte gehabt. Wenn es zu einem Treffen mit denen gekommen wäre, die mich oder andere Häftlinge gequält haben, so würde ich ihnen die Schuld vergeben, wie es die Religion uns befiehlt. Ich würde sie gleichgültig behandeln, aber jedem, der mir geholfen hat, erweise ich Dankbarkeit.«

»Als mir vorgeschlagen wurde, daß man mich in die Zelle der Oberaufseherin [Maria] Mandel lassen würde, damit ich ihr alles zurückzahlen könnte, brachte man mir auch bei, wie bei Schlägen keine blauen Flecken entstehen. Ich habe aber abgelehnt, ich brachte es nicht fertig.«

»Heute, nach dreißig Jahren, muß ich mein Alter berücksichtigen (79). Der Haß auf die Verbrecher aus dem Lager ist verbrannt, er hat ganz einfach keinen so deutlichen Ausdruck mehr wie früher.«

»Der Gestapo-Mann Mazurkiewicz, der vor dem Krieg in Zakopane Schmied gewesen war, hatte mich bei meiner Verhaftung und nach einer genauen Durchsuchung meiner Wohnung mehrmals grundlos geohrfeigt und getreten, bevor ich in das Gestapo-Auto getrieben wurde. Dieser Mazurkiewicz diente dann auch als Übersetzer bei meinen Verhören durch die Gestapo. Dabei übersetzte er meine Aussagen so tendenziös, daß ich, wenn ich kein Deutsch gekonnt hätte, wozu ich mich erst im dritten Verhör bekannte, heute sicherlich nicht mehr lebte, weil ich auf der Stelle erschossen worden wäre. Natürlich wurde ich lange geschlagen, als ich mich zu meinem Deutsch bekannte, ich wurde getreten, an der Tür aufgehängt und machte andere ausgesuchte Torturen mit. Immer war Mazurkiewicz der Exekutor. Trotz dieser unmenschlichen Leiden kam ich in das Konzentrationslager Auschwitz, erhielt die Nummer 799, und kehrte nach fünf Jahren in verschiedenen KZ glücklich nach Polen zurück. 1946 oder 1947 traf ich Mazurkiewicz, der sich im Gefängnis befand. Ich ging ihn mir anschauen. Mit meiner Hilfe erinnerte er sich an die Umstände meiner Verhaftung und die Verhöre. Obwohl ich damals die Möglichkeit hatte, ihn zumindest zu ohrfeigen, tat ich es nicht. Ich erklärte ihm nur, unsere Rollen hätten sich vertauscht, dann bot ich ihm eine Zigarette an und ging aus der Zelle. Ich habe lange überlegt, warum ich mich so verhalten habe. Bis heute habe ich keine Antwort gefunden. Vielleicht war es mein polnischer Charakter, der Charakter der Vergebung, eine besondere Empfindlichkeit für menschliches Leid und vor allem das Gefühl, daß ich trotz dieser furchtbaren Zeit der Qual und Unterdrückung noch lebe, die sich da durchgesetzt haben.«

Besonders ergreifend ist eine vergebende Haltung – nicht ohne edlen Pathos –, die auch die zukünftigen polnischen und deutschen Generationen erfaßt, die ihre Beziehungen ohne Haß gestalten sollen:

»Ich war fünf Jahre im KZ, meine ganze unwiederbringliche Jugend hindurch. Ich bin ein paar Mal mit dem Stock auf den Hintern und unendlich viele Male ins Gesicht geschlagen worden. Meine Brille ist zerschlagen worden. Ich wurde zum Muselmann und wog mit 18 Jahren 40 kg. Der Weg aus dieser Tiefe ging gewöhnlich durch den Schornstein. Ich habe überlebt. Seit zehn Jahren bin ich ganz offiziell Rentner, wegen Gebrechen aus dem KZ. Trotzdem habe ich keinen Rachewunsch in mir, und ich vergebe im Namen eines besseren Morgen für jene, die nach uns gekommen sind und kommen werden.«

»Nach dreißig Jahren, in denen ich die Geschichte des nationalsozialistischen Völkermordsystems ziemlich genau kennengelernt habe und es mir die seit Kriegsende verflossene Zeit erlaubt, die Vergangenheit mit größerer Ruhe zu analysieren, möchte ich mein extremes Verhältnis zu einem Teil der deutschen Jugend revidieren, dieser Jugend, die beunruhigt und beschämt die Urteile westdeutscher Gerichte und die Auftritte zahlreicher Revisionisten beobachtet, die das Gedenken an die Millionen ermordeten Opfer beleidigen. Ich bin mir darüber klar, daß meine Tochter in dieser neuen Welt leben muß, in der auch Deutsche leben werden. Ich möchte vermeiden, daß mein Haß, der Haß meiner Generation, sich auf unsere Kinder überträgt.«

Es ist bemerkenswert, daß die vergebende Haltung, diese großmütige Einstellung nicht bedeuten muß, daß die KZ-Verbrecher in juristischer Hinsicht ihrer Sünden enthoben werden und von Schuld und Strafe befreit sind. Das ist auch

keine Aufforderung, die Ermittlungen einzustellen. In keinem der eben zitierten Berichte finden wir eine eindeutige Erklärung in diesem Sinne, häufig aber den Vorbehalt, nur im eigenen Namen und nicht im Namen der KZ-Opfer zu sprechen.

»Es ist schwer", schreibt einer der Befragten, „von Verjährung, Vergebung und Vergessen zu sprechen. Wir haben kein Recht, Leiden und Tod von Millionen unschuldiger Menschen zu vergeben. Ihre Bitten um Erbarmen wurden nicht beachtet. Ihr letztes Wort an die Menschen guten Willens war der Schrei nach Rache für ihr Leiden und ihren Tod. Die Mörder sollen sich selbst vor den Gequälten für ihre Schuld verantworten. Wir hegen keinen tödlichen Haß, aber als Zeugen der größten menschlichen Tragödie haben wir kein Recht, diejenigen gleichgültig zu betrachten, die sich aus der Menschengemeinschaft selbst ausgeschlossen haben, als sie sich zu Übermenschen ernannten. Sie haben Millionen Menschen das Blut ausgepreßt und die Asche über die ganze Welt zerstreut. Nun wollen sie auf dieser Erde straflos und ruhig leben und die Früchte der Arbeit jener genießen, die sie nicht zu Grunde richten konnten.«

Es stimmt, daß die negativen Emotionen über die KZ-Verbrecher mit der Zeit abkühlen, langsam, allmählich, aber systematisch nachlassen. Das hat verschiedene Gründe und ist auch Schwankungen unterworfen. Einen Beweis dafür bilden zahlreiche Äußerungen (etwa 17 % der Gesamtzahl), in denen jene ehemaligen Häftlinge ihren Standpunkt darlegen, die häufig nach reiflicher Überlegung dafür votieren, endlich die ungestümen, wenn auch verständlichen Haß- und Rachegefühle abzulegen. Dagegen, so meinen diese ehemaligen Häftlinge, solle man sich auf die Arbeit der Justiz, der Ermittlungsbehörden verlassen, die die Völkermörder in Übereinstimmung mit dem elementaren Rechtsgefühl streng zu bestrafen haben.

»Es sollten hierbei«, schreibt ein Vertreter dieser Gruppe, »keine Gefühle der Rache oder ein Wunsch nach ‚Revanche' auftreten (wenn es auch nur allzu menschlich wäre), die Aburteilung sollte ausschließlich der Justiz überlassen werden, wobei die ehemaligen Häftlinge die moralische Pflicht zu weitestgehender Hilfe anzuerkennen haben. Deshalb würde ich jegliches Erbarmen oder Mitleid eines ehemaligen Häftlings zu einem SS-Mann nicht nur für wenig empfehlenswert und unerwünscht halten, sondern es wäre auch für die Gesamtheit dieser komplizierten Frage höchst schädlich.«

In diesem Sinne äußern sich auch andere, die ihre Einstellung und ihr Verhalten unterschiedlich motivieren. Dabei betonen sie aber immer, wie wichtig es sei, den Lauf der Gerechtigkeit nicht aufzuhalten:

»Ich hatte nicht die geringste Möglichkeit, aktiv an der Suche nach den Verbrechern teilzunehmen. Könnte ich heute daran teilhaben, so würde ich es nicht aus Rachegefühlen tun, sondern weil ich es für unbedingt erforderlich halte, die Menschen mit den Tatsachen zu konfrontieren und ihnen die Überzeugung einzuschärfen, daß jeder Mensch früher oder später die Verantwortung für seine Taten auf sich nehmen muß. Bisher habe ich als Zeuge bei verschiedenen Verhandlungen vor dem Staatsanwalt ausgesagt, zuletzt im Fall des Dr. [Josef] Mengele.«

»Selbstverständlich ist dieses Gefühl später – unter normalen Bedingungen und mit wachsender Anpassung an das normale Leben (ja! Nach fünf Jahren KZ mußte man sich erst wieder daran gewöhnen!) – verloren gegangen, weil ich mich davon überzeugte, daß die gesetzlichen Prozeduren und die notwendigen Formalitäten usw. eingehalten werden müssen. Unverändert halte ich es aber für erforderlich, Individuen zu liquidieren, die der Menschheit schädlich werden können und denen keine moralische Rehabilitation mehr hilft, davon bin ich fest überzeugt.«

»Wenn ich meine Verfolger treffen würde, täte ich ihnen am liebsten das gleiche an, was sie mir angetan haben. Doch wäre das eine eigenmächtige Lynchjustiz, deshalb würde ich sie den Behörden übergeben.«

»Ich hatte immer ein absolut passives Verhältnis zu meinen Verfolgern. Meine Überzeugung war und ist, daß sich jedes Übel früher oder später am Übeltäter rächt und daß sich ein jeder für seine Taten verantworten muß.«

»Ich halte die Prozesse nicht nur der Bestrafung der Schuldigen wegen für notwendig, sondern damit die ganze Wahrheit über das, was in den Konzentrationslagern (und anderswo) geschehen ist, wie schrecklich sich manche Menschen verhalten haben, ans Tageslicht kommt. Es scheint mir, daß es nach so vielen Jahren, in denen derart große Veränderungen in der Welt und bei den Schuldigen selbst eingetreten sind, am wirksamsten ist, diese Verbrechen in einem öffentlichen Prozeß zu brandmarken. Ich halte den bürgerlichen Tod für eine ausreichende Strafe.«

»Während der ganzen Gestapo- und SS-Prozesse war, bin und werde ich der Meinung sein, daß die Verbrecher eine ihren Verbrechen entsprechende Strafe erhalten müssen. Das ist für mich nicht nur eine Frage der elementaren Gerechtigkeit, sondern auch der Prophylaxe für die Zukunft. Es geht darum, daß Verbrechen dieser Art überall und zu jeder Zeit bestraft werden. Vielleicht erleben zukünftige Generationen eine Zeit, in der es unmöglich wird, Konzentrationslager zu bauen oder den Menschen so zu behandeln.«

»Es sollte meiner Meinung nach so sein, daß alle Verbrecher, und insbesondere Verbrecher gegen die Menschheit, von berufenen Gerichtshöfen abgeurteilt und streng bestraft werden. Für diese schrecklichen Schäden und Leiden, die die Völkermörder angerichtet haben, sollte es eine eindeutige, strenge und beispielhafte Strafe geben, die eine Warnung für die Nachwelt bildet. Dabei ist unwichtig, ob die Verbrecher auf Befehl oder aus eigenem Antrieb, aus ihrer verbrecherischen Natur oder aus Eifer gehandelt haben.«

»Wenn ich die Ereignisse und Gedanken zusammenfasse, so komme ich zu der Schlußfolgerung, daß für mich die Bezeichnung ‚Todfeind' nur so lange existierte, wie ich um mein Leben kämpfen mußte. Als der Kampf zu Ende war, sind Gerechtigkeit und Recht geblieben. Auch ein Gefühl der Rache war mir fremd. Wenn ich heute, nach so vielen Jahren, einen unserer Peiniger wiedererkennen würde, übergäbe ich ihn den Händen der Gerechtigkeit.«

»Die allgemein am meisten gehaßte Gruppe bildeten die Mitglieder der Lagerkommandantur auf den verschiedenen Ebenen, vor allem jedoch die Angehörigen der berüchtigten *Politischen Abteilung.* Ich stehe zwar auf dem Standpunkt, daß die Mitglieder dieser Gruppe ihre verdiente Strafe von objektiven und unabhängigen Gerichten erhalten müssen, ich persönlich hege nicht einmal Haß gegen die Menschen aus dieser Gruppe. Vielleicht werden manche, die diese Zeilen lesen, hochfahren und mehr oder weniger empört sein. Doch es ist so, wie ich gesagt habe, und ich möchte das mit meiner ganzen inneren Überzeugung betonen, ich hege keinen Haß, ja, nicht einmal Wut. Ich könnte individuelle Urteile fällen, aber ‚sine ira et studio'. Meine Einstellung begründe ich folgendermaßen: Die Mitglieder der erwähnten Gruppe rekrutierten sich aus mäßig intelligenten, aber fanatischen Leuten, die Hitler und seine Theorien (siehe die Erinnerungen von Rudolf Höß) kritiklos annahmen, sowie aus Strebern und Neubekehrten und aus verschiedenen Kategorien ‚Volksdeutscher' mit niedrigem intellektuellen Niveau. Sowohl unter den einen wie den anderen gab es zahlreiche Alkoholiker und Degenerierte. Ich glaube, die menschliche Natur dieser Personenkategorie unterscheidet sich von unserer Natur so, wie wir uns von der Natur der Kannibalen in den unzugänglichen Urwäldern von Borneo unterscheiden. Diese Kannibalen hassen wir doch aber auch nicht. Genauso ist und war mein Verhältnis zu der Gestapo während meiner Verhaftung und der Verhöre, wobei ich auch die nicht ausgeschlossen habe, die mich im Gestapo-Gebäude in Cieszyn massakrierten.«

Dieser Standpunkt findet sich in verschiedenen Schattierungen, die übrigens nicht immer mit anderen Äußerungen des gleichen Befragten übereinstimmen.

Die ehemaligen Häftlinge nehmen auch offen zu dem Problem der Vergebung Stellung. Dies vor allem im Zusammenhang mit der Verjährungsdebatte in der BRD; ein Vorgang, der die Befragten stark berührt hat. Ihre Stellung dazu ist allerdings eindeutig.

»Kann man soviel Leid vergeben und die Verbrecher in Ruhe lassen? Ich bin überzeugt, wer die Hölle der Gestapo-Gefängnisse und Konzentrationslager durchgemacht hat, wird bis zum Ende seines Lebens fordern, daß die Verbrecher gerecht bestraft werden. Hier kann man sich nicht von religiösen oder anderen Gefühlen leiten lassen. Machen wir uns doch nicht vor, daß ein Gestapo-Mann gut war, nur weil er Mitleid mit uns hatte oder Rücksicht nahm. Er war wie alle anderen auf ein Ziel hin erzogen und eingestellt: die unterworfenen Völker auszulöschen, egal, auf welche Weise. So haben sie gemordet und zerstört, so soll auch heute ein jeder sich für seine mörderischen Taten verantworten, die er bewußt vollbracht hat.«

»Heute, dreißig Jahre später, bin ich der Ansicht, daß die Ermittlungen in den Fällen von Naziverbrechern nicht eingestellt werden sollten. Ihre Taten lassen sich nicht damit entschuldigen, daß sie auf Befehl gehandelt haben. Wer jahrelang auf so grausame Weise an der systematischen Zerstörung unschuldiger Menschen teilgenommen hat, muß seine verdiente Strafe erhalten.«

»Ich bin kein rachsüchtiger Mensch, aber ich bin dafür, daß die in den Konzentrationslagern von der SS und verschiedenen Funktionshäftlingen verübten Taten nicht vergeben werden, und sei noch so viel Zeit verflossen.«

»Wie ich auf den Anblick meines Verfolgers reagieren würde? Ich würde das den zuständigen Behörden melden. Ich würde ihn nicht einmal anfassen, denn sonst wäre ich genauso wie er. Aber solange ich lebe werde ich jenes angerichtete Leid nicht vergessen.«

»Auch heute, dreißig Jahre später, sollte jeder sich für seine Taten verantworten. Es war gegen Ende des Lagers, die Ärzte weigerten sich schon, die Selektion zu unterschreiben, da veranstaltete der *Rapportführer* [Oswald] Kaduk eine Selektion, nachdem er sich mit einem anderen zusammen betrunken hatte. Das ganze Lager mußte nackt an ihm vorbeimarschieren und er zeigte mit seinem Stock nur nach links, also ins Gas, oder nach rechts. Sollte er dafür nicht bestraft werden? Hatte er auf Befehl gehandelt?!«

»Es ist wahr, die vergangenen 30 Jahre haben manches Leid und manche Schmach verblassen lassen. Aber, ich bin keinesfalls dafür, die Ermittlungen in den Fällen der Naziverbrechen einzustellen. Meiner Ansicht nach sollten alle schuldig gewordenen Verbrecher bis zum Ende ihres Lebens diese Angst vor der Gerechtigkeit spüren. Obwohl seit jenen (für uns ehemalige Häftlinge) furchtbaren Jahren schon 30 Jahre vergangen sind, empfinde ich zwar nicht mehr die gleiche Angst wie damals, wenn im Fernsehen alte Wochenschauen aus den Kriegsjahren gezeigt werden und SS-Uniformen auf dem Bildschirm auftauchen, aber ich werde wütend und die üblen Erinnerungen kehren zurück.«

»Die SS-Besatzung, die Schinder aus dem Lager, sollten ihre Strafe für ihre mörderischen Taten erhalten. In den Konzentrationslagern verurteilten die Nazis die Menschen nicht nur zum physischen Tod, denn zusammen mit der unpersönlichen Nummer sollten auch die Würde und Größe des Menschen sterben, die Solidarität, die Liebe, Mitleid, Mut und Hoffnung. (. . .) In der Epoche der ‚Todesaura' drohte man uns auf jedem Schritt mit dem *Himmelkommando,* also dem Tod. Warum soll ich mitleidig, gutmütig sein und das an Millionen Menschen und mir selbst vollbrachte Leid aus der Erinnerung

löschen? Nein, ich fordere und werde bis ans Ende meines Lebens fordern: Die Schuldigen müssen ungeachtet ihres Alters bestraft werden.«

»Ich bin der Ansicht, daß die Verbrecher, die den Befehl zum Morden in einem so ungeheuren Maßstab gegeben haben, wie ihn die Menschheit noch nicht gekannt hat, und auch jene, die diese Befehle ausführten, die Konsequenz auf sich nehmen müssen, also eine Strafe erhalten sollen, denn es gibt keine Verjährung für sie, und es darf sie auch nicht geben. Diese Verbrecher sollten in dem Staat verurteilt werden, in dem sie ihre Massenmorde vollbrachten, und nicht in ihrer Heimat, die gnädig zu ihnen ist.«

»Heute, dreißig Jahre später, erregen die milden Urteile deutscher Gerichte für Auschwitz-Verbrecher Mißbehagen. Das betrifft auch die Verbrecher anderer Vernichtungslager und -stätten. Empörung erfaßt uns über manche deutschen Gerichte, die Ermittlungen hinauszögern, den Prozeß unter dem Vorwand des schlechten Gesundheitszustands der Verbrecher, ihres Alters oder anderer Gründe vertagen, wo doch die Tendenz deutlich wird, die Angeklagten zu schützen.«

»Bis heute, dreißig Jahre danach, ist die Erinnerung an das Leid geblieben. Zwar kann ich mich heute nicht mehr an die Anzahl der Schläge erinnern, die ich in drei Jahren und drei Monaten Haft in Konzentrationslagern und Gefängnissen erhielt, auch die Trauer um die verlorene Jugend ist verblaßt. Aber die Tatsachen sind unumkehrbar. Millionen menschlicher Tragödien klagen an und werden anklagen. Die Lebenden haben kein Recht, versöhnlich zu reden, sogar wenn es die Religion befiehlt. Es ist dagegen unsere Pflicht, die Wahrheit zu verkünden und dafür zu kämpfen, daß ein solches System nie und nirgends entstehen und auch diese Ideologie nicht mehr aufleben kann, auf deren Boden die Menschen zu wilden Bestien wurden.«

Wir finden in den Berichten viele ähnliche Beispiele. Für viele Überlebende bildete die Perspektive, die Kriegsverbrecher vor ein Gericht bringen zu können, schon gleich nach der Befreiung eine konkrete Hoffnung auf Genugtuung. Das hielt sie zuweilen auch von Akten der Lynchjustiz ab. Der Gedanke, im Namen und der Würde des Rechts Gerechtigkeit üben zu können, verschaffte Befriedigung, u.a. auch aus dem Gefühl, daß die Beispiele aus der Zeit der Konzentrationslager nicht nachgeahmt werden.

»In den ersten Nachkriegsjahren verringerte sich mein Haß auf die Deutschen, mich befriedigten die Urteile, die gegen die Nazi-Kriegsverbrecher gefällt wurden.«

»Mit den Gestapo- und SS-Prozessen, die vor polnischen Gerichten stattfanden, war ich zufrieden und hatte auch keine Angst um die Urteile. Denn ich war mir sicher, ein jedes Urteil eines Gerichts der Volksrepublik Polen wird gerecht sein. Und so war es auch. Dagegen waren alle Gerichtsurteile gegen Kriegsverbrecher, die bisher vor Gerichten der BRD gefällt wurden, für mich eine Farce und ein Versuch, die ehemaligen Mitglieder von Gestapo und SS reinzuwaschen.«

»Ich habe mich an keiner Lynchjustiz beteiligt, wenn SS-Leute gefangen wurden, ich habe aber dazu beigetragen, daß sie in die Hände der Alliierten gelangten. Ich war noch einige Monate auf deutschem Gebiet und ich haßte alles, was deutsch war, auch die Tiere (sicherlich zu unrecht). Es war mir aber fremd, Genugtuung durch Morde oder sadistische Behandlung der Einwohner zu suchen. Ich vertrat die Meinung, diese Angelegenheit sei Aufgabe der Siegermächte und der Justizorgane.«

»Als die Nazis aus Tarnowskie Góry vertrieben wurden, das war am 22. Januar 1945, habe ich gar nicht erst versucht, das durchzuführen, was ich mir während der Besatzung vorgenommen hatte. Ich hatte nur noch einen Wunsch: Ich wollte keinesfalls so vorgehen, wie die Deutschen, denn wir konnten uns ihnen doch nicht angleichen, wir konnten doch nicht jemand Unrecht antun. Dabei halfen mir meine Religion und das Bewußtsein der polnischen Kultur, die sich in der ganzen polnischen Geschichte immer durch Toleranz und Humanität ausgezeichnet hatte. Darum wollte ich, als ich Vorsitzender des Volksrats meiner Gemeinde geworden war, ein Maximum an Toleranz und Gerechtigkeit an den Tag legen. Das betraf auch die Aussiedlung der Deutschen und die Rehabilitation von Personen, die wegen Untreue zum polnischen Volk abgeurteilt worden waren. Ich wollte keine Schuldigen oder Kriegsverbrecher schützen, aber ich wollte jenen helfen und Schutz gewähren, die nicht geschadet haben und den ansässigen Polen im Krieg kein Unglück gebracht hatten. Ich setzte mich für unschuldig Verhaftete und aus ihren Häusern vertriebene Menschen ein, ich intervenierte bei den Behörden im Kreis (PPR [Polnische Arbeiterpartei], PUR [Staatsamt für Repatriierung], Starostei). Aber ich konnte jenen nicht verzeihen, die im Krieg Konfidenten gewesen waren oder Polen verfolgt hatten, oder die hier einen hohen Posten in der NSDAP innegehabt hatten. Kategorisch stellte ich mich gegen Versuche von Lynchjustiz und leitete die Fälle an die polnischen Gerichte weiter, wobei die Angeklagten sich von einem Anwalt verteidigen lassen konnten. Ich war vom 10. März 1945 bis zum 1. Mai 1950 Vorsitzender des Volksrats der Gemeinde Bobrowniki Śląskie.«

»Nach der Befreiung wollte ich die Schergen, die mir zugesetzt hatten, jagen. Ich wollte sie aufdecken und überall auf sie hinweisen. Dabei war ich gegen eine persönliche Abrechnung. Ich hielt das in mancher Hinsicht für schädlich. Vor allem hätte das dazu führen können, daß nur die kleinen Fische liquidiert worden wären und die großen Tiere der verdienten Strafe hätten entkommen können. Ein solcher Fanatismus hatte auch noch andere Folgen, es hätten nämlich auch unschuldige Menschen geschädigt werden können.«

Etwa ein Dutzend der Befragten äußert eine spezifische Gleichgültigkeit zum Problem der Verfolgung der KZ-Verbrecher. Im Laufe der Jahre sind sie zu passiven Beobachtern der Justiz geworden. Auch haben nachlassende Energie und der schlechte Gesundheitszustand dazu beigetragen, daß diese Gruppe inzwischen weniger intensiv nach Kriegsverbrechern sucht oder die Suche sogar ganz eingestellt hat. Zuweilen verbirgt sich hinter einer solchen Erklärung auch ein versteckter Haß oder eine Form der Verachtung. Immer wieder taucht auch das Motiv auf, keine Strafe könne den ungeheuren Verbrechen Genüge tun.

»Nach dreißig Jahren mache ich noch Zeugenaussagen, berichte auf Treffen mit meinen Lesern über die Prozesse gegen die Verbrecher und helfe Kameraden, sich an die Namen der Peiniger zu erinnern. Aber mein Verhältnis zu diesen Vorfällen ist fast unpersönlich. Ich verfolge ganz einfach die Versuche, die Erde vom Bösen zu säubern.«

»Ich hatte ungefähr zehn Jahre den Wunsch, die Opfer zu rächen. In dieser Zeit habe ich nichts über den Verbrecher Paul Bauch in Erfahrung bringen können. Heute, nachdem soviel Zeit vergangen ist, habe ich einfach abgewunken. Dazu trug folgendes Ereignis bei: Zwischen 1965 und 1968 sollte ich als einer der Hauptzeugen im Prozeß gegen die Auschwitz-Kapos [Bernhard] Bonitz und [Josef] Windeck aussagen, der vor einem deutschen Gericht in Frankfurt am Main stattfand. Zu der Verhandlung war ich von der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen und vom deutschen Gericht bestellt worden. Am Tag, als ich abfahren sollte, erfuhr ich, daß jemand anderes zu dem Prozeß gefahren war, der dort sich und die ganze Sache kompromittiert hatte. Ich bin der Ansicht, daß die Bestrafung der Schuldigen subjektiv ist und sein kann und daß auf dem Weg zur Wahrheitsfindung über die verübten Verbrechen Barrieren stehen können, die von dem Fall unabhängig sind. Ich hatte nicht die Genugtuung, meine Zeugenaussagen im Angesicht der Verbrecher niederzulegen. Darum habe ich beschlossen, daß es für mich keinen Sinn mehr hat, mich an der Verfolgung der Täter aus den Konzentrationslagern zu beteiligen.«

»Nach einer langen Zeit ist bei mir eine Entspannung eingetreten. Ich habe mich am Wiederaufbau beteiligt und begonnen, in Freiheit zu leben. Auch habe ich eine Familie gegründet, also einfach ein normales Leben begonnen. Im Zusammenhang damit sind andere Probleme und zuweilen auch Sorgen aufgetaucht. Jetzt fühle ich mich von den Erlebnissen und Krankheiten so ermüdet und oft unverstanden von der Nachkriegsgeneration.«

»Nach dem Krieg, als unsere Peiniger aus den Konzentrationslagern und alle möglichen Kriegsverbrecher geschnappt wurden, habe ich mich gefreut, daß sie endlich ihre verdiente Strafe erhalten werden. Heute, dreißig Jahre später, ist es mir völlig gleichgültig geworden, ob weitere verborgene Kriegsverbrecher gefunden und bestraft werden. Für meine Haltung mache ich meinen schlechten Gesundheitszustand verantwortlich, der zweifellos eine Folge meiner Haft in Auschwitz ist.«

»Würde ich bei einem solchen Prozeß als Zeuge auftreten, so würde ich, wie die Szenen und Bilder von Verfolgungen und Torturen und den Massenmorden mir im Gedächtnis geblieben sind, nichts als die Wahrheit aussagen. Ich weiß im Moment nicht, ob ich die höchste Strafe, die Todesstrafe, verlangen würde, zumal die Verbrecher sich im fortgeschrittenen Alter befinden (manche stehen sicher kurz vor ihrem Lebensende), oder ob es in unserem Rechtswesen überhaupt eine Strafe gibt, die auch nur in einem ganz geringen Maße das angerichtete Leid und die über vier Millionen ermordeter Menschen entschädigen könnte, die fast alle unschuldig und damals so jung gewesen waren.«

»Bei der Befreiung hatte ich den ‚Übermenschen' gegenüber eine aggressive Einstellung, das hieß allerdings nicht, daß ich mich an ihnen vergriffen hätte. Sowohl nach der Befreiung als auch jetzt, dreißig Jahre später, betrachte ich die Deutschen mit Verachtung, obwohl man wahrscheinlich die junge Generation mit anderen Augen betrachten sollte, auch bei ihnen gibt es sozialistische Tendenzen.«

»Während der Nürnberger Prozesse über die Spitzen von Gestapo und SS sowie in den darauffolgenden Jahren war ich für die unbedingte strenge Bestrafung der Untergebenen. 1964 war ich als Zeuge zu dem Prozeß gegen zwanzig SS-Leute in Frankfurt geladen. Ich war befriedigt, daß die alten Peiniger, die Herren über Leben und Tod der Häftlinge, die die ihnen gegebenen verbrecherischen Befehle in die Tat umgesetzt haben, endlich auf der Anklagebank saßen. Aber ich war nicht haßerfüllt, ich empfand eher Verachtung für diese stumpfsinnigen und eilfertigen Automaten oder Sadisten, wie [Wilhelm] Boger, [Josef] Klehr und [Emil] Bednarek, oder solch debile versoffene Typen wie [Oswald] Kaduk.«

Zur Vervollständigung des Bildes ist noch auf das Phänomen der Fluktuation der Haßgefühle bzw. ihrer untypischen Veränderungen hinzuweisen. Es liegen auch Berichte ehemaliger Häftlinge vor, aus denen wir erfahren, daß diese Gefühle unter dem Einfluß konkreter Impulse plötzlich aufleben oder wieder anwachsen können.

»Heute, dreißig Jahre später, ist mein Haß auf die Peiniger von damals schon anders, als ein, zwei Jahre nach der Befreiung aus dem Lager. Das ist auch nicht verwunderlich, denn die Zeit heilt alles. Solange es keinen Anlaß und keine Gelegenheit gibt, schlummert dieser Haß. Zuweilen lebt er dann auf, z.B. als ich 1969 oder 1970 mit meiner Tochter in Masur war. Wir fuhren einmal mit dem Schiff über einen See. Auf diesem Schiff befand sich auch eine Gruppe Deutscher. Einer von ihnen führte sich so auf, als gehöre ihm das Schiff und die ganze Gegend.«

»Zehn Jahre nach dem Krieg und in den folgenden Jahren hatte ich als Arzt mit den Nachwirkungen der Konzentrations-

lager zu tun. Bei der Untersuchung ehemaliger Häftlinge und angesichts ihres verfrühten Todes wuchs mein Haß wieder an. Dieser Haß wurde noch durch zahlreiche Berichte über die Versuche verstärkt, die Kriegsverbrecher zu rehabilitieren, als vor den bundesdeutschen Gerichten ‚nette, sympathische und ruhige' Rentner standen, die während der Kriegszeit gemordet hatten. Diese Verbrecher wurden freigesprochen oder erhielten lächerlich geringe Strafen.«

»Als ich aus dem KZ befreit wurde, war ich wie benommen. Ich machte alles wie auf Befehl. Die Augen waren aus ihren Höhlen getreten und sahen nicht weiter als in die nächste Umgebung. Erst später kamen Rachegefühle auf. Wie schön wäre es, Auge in Auge mit einem der ehemals allmächtigen Verbrecher zu stehen, seine Durchschnittlichkeit, seine Hilflosigkeit und seine Reaktion auf Schwierigkeiten und Erniedrigung zu sehen.«

Wir finden einerseits unversöhnliche ehemalige Häftlinge, die alle Deutschen ohne Unterschied für die Konzentrationslager verantwortlich machen und, wie wir gesehen haben, jeglichen Gedanken an Versöhnung, Vergebung und Vergessen des ihnen zugefügten Unrechts von sich weisen. Andererseits gibt es diejenigen, und das ist höchst bemerkenswert, die auf die Gerichte bauen, die Schuld zu differenzieren versuchen und zuweilen das brutale oder schädigende Vorgehen von Funktionshäftlingen und SS-Leuten (das allerdings nicht irreparabel gewesen sein darf) zu verstehen versuchen und nicht en bloc verurteilen, sondern auf der Verantwortung des Einzelnen beharren und sich vor Verallgemeinerungen hüten. Es ist klar, daß auch in diesem Bereich unterschiedliche Ansichten in den drei hier erwähnten Gruppen bestehen. Die typischsten Antworten in dieser Hinsicht sind kurz und bündig, sie sind möglicherweise ein Ausdruck dafür, daß unsere Gesprächspartner das ganze Problem nicht von neuem aufrühren wollen.

»Heute, nach dreißig Jahren, bin ich für die individuelle Verantwortung und niemals für die kollektive, denn auch unter den Deutschen gab es Menschen.«

»So verlangt also der Fall der Funktionshäftlinge eine sehr genaue und allseitige Analyse, um keinem Menschen Unrecht zu tun, der in seiner Funktion restlos für die Häftlinge aufging, wenn er auch manchmal so tun mußten, als ob, um Unglück für viele abzuwenden oder sogar um Leben zu retten.«

»Nur sehr wenige aus der Gruppe unserer Peiniger kann ich teilweise entschuldigen und ihnen zugestehen, daß sie auf Befehl gehandelt haben. Das waren jene, die bei der Befehlsausführung nicht unmenschlich und übereifrig waren und nicht vergaßen, daß sie Menschen sind. Ihr Dasein, ihre Familien und zuweilen ihr Leben hingen davon ab, daß sie die Befehle ausführten. Zu diesen Menschen würde ich aus meiner Umgebung zwei Meister in SS-Uniformen zählen, die zum Beispiel nie einen Häftling aus unserem Kommando geschlagen haben.«

Es gibt natürlich auch umfangreichere Begründungen, die manchmal gewichtige Argumente moralischer und sozialer Natur anführen und schwierige Probleme berühren, beispielsweise die Frage der Funktionshäftlinge. Dabei geht es auch um ganz konkrete Beispiele.

»Ich möchte mich außerdem zu meiner abweichenden Meinung hinsichtlich der sogenannten Funktionshäftlinge äußern. Selbstverständlich müssen hier andere Kriterien angelegt werden, als insbesondere zu den sogenannten Berufsverbrechern, die oft Wiederholungstäter und fast Analphabeten waren, sich aber als Deutsche für die Vorgesetzten anderer Nationalitäten hielten. Einige handelten aus Dummheit, andere aus Zwang, wieder andere aus Angst, oder sie betrachteten ihre Taten als eine besondere Form des Kampfes um Dasein und Leben. Es ist reichlich schwer, zu diesem Thema eine einheitliche Meinung zu haben, denn dieses Problem ist sehr vielschichtig und wir finden es überall dort, wo unvorbereitete und verschiedene Menschen mit einer solchen nicht alltäglichen Herabwürdigung und Verdorbenheit konfrontiert werden. Hier muß meines Erachtens jeder Fall gesondert behandelt werden, da ein jeder, der zu den einen böse war, zu anderen gut gewesen sein konnte. Am Grund der Hölle, die das Konzentrationslager war, befand sich der konzentrierte Bodensatz des Bösen, der Verderbnis und der Erniedrigung. Es sind also Gerechtigkeit und Geduld vonnöten, um das Für und Wider dieser Probleme abzuwägen.«

»Was die Gestapo- oder die SS-Leute anbetrifft, so halte ich den Standpunkt des Internationalen Auschwitz-Komitees für richtig und begründet, diese Fälle aus grundsätzlichen Erwägungen anders zu behandeln, als die der Konfidenten unter den Häftlingen oder der sogenannten Funktionshäftlinge. Diese von der Gestapo demoralisierten (und schwachen) Gefangenen hatten weder die Konzentrationslager geschaffen, noch hatten sie auch nur den geringsten Einfluß auf die im Lager herrschenden Verhältnisse. Darum ist es für die meisten ehemaligen Häftlinge unannehmbar, die Funktionshäftlinge auf die gleiche Anklagebank wie die Gestapo oder die SS zu setzen, beziehungsweise sie auf die gleiche Ebene zu stellen. Ich bin der Ansicht, daß das Internationale Auschwitz-Komitee in dieser Sache entschlossen eingreifen und bei dieser Art von Prozessen die Teilnahme ehemaliger Häftlinge als Zeugen überhaupt ablehnen sollte.«

»Ich sehe unter den Deutschen selbstverständlich auch Menschen, die anders als die Banditen und Nazis waren. Ein Beweis dafür ist auch folgende Tatsache. Nach der Befreiung aus dem Lager im Mai 1945 arbeitete ich in Boleslawiec in einer Operationsgruppe, dabei ließ ich einer deutschen Familie Unterstützung zukommen, denn ich wußte, daß weder die Eltern noch die Kinder etwas mit den Nazis gemein hatten. Bis heute bin ich mit jener Familie befreundet. Vor kurzem haben sie mich gefragt, warum ich, ein ehemaliger Konzentrationslager-Häftling, ihnen in den damals für sie schweren Zeiten geholfen habe. Meine Antwort war kurz: Ein Mensch muß dem

anderen helfen. Daß sie gerade Deutsche waren, dafür konnten sie schließlich nichts. Was zählt, ist der Mensch. Der generelle Haß der Polen auf die Deutschen – das ist eine jahrhundertelange Geschichte. Aber für mich war das kein Prinzip, dem ich treu zu bleiben wünschte. Würden auch die Deutschen generell so denken, hätten sicherlich viele Probleme zwischen Polen und Deutschland gelöst sein können.«

»Unter den Funktionshäftlingen (Blockälteste, Kapos) sind drei Haltungen zu unterscheiden: 1) unerbittliches strenges und hartes Auftreten, zum Teil begründet durch den Wunsch, unvorsichtige Häftlinge vor SS-Angriffen und besonders die Gesamtheit der Häftlinge vor einer Kollektivbestrafung zu schützen, 2) ein menschliches Verhältnis und Hilfe für die anderen Gefangenen in Schwierigkeiten, und 3) Mißbrauch der Macht über die anderen Häftlinge. Beispiele für diese Haltungen kann man in meinen Erinnerungen finden, die unter dem Titel ‚Universität hinter Stacheldraht'* herausgegeben worden sind. Die tragische Seite der Tätigkeit der Funktionshäftlinge besteht für mich darin, daß sie sehr oft einen Kameraden nur auf Kosten eines anderen retten konnten. Beispielsweise mußte der Blockälteste entscheiden, welche Häftlinge zur Schwerarbeit gingen oder zur Selektion und in den Tod. Ich hätte nicht in ihrer Lage sein wollen. (. . .) Ich habe persönlich nicht an der Suche nach den Schergen teilgenommen, die mich oder andere geschunden hatten, ich wollte es auch nicht. Wäre mir aber einer zufällig untergekommen, so hätte ich ihn angezeigt. Jenen, die uns geholfen haben, bin ich dankbar. Ich würde sie gern sehen und ihnen meinen Dank erweisen.«

»In der ersten Zeit nach der Befreiung reagierte ich ungewöhnlich gleichgültig auf alle äußeren Reize und alle Menschen. Ich konnte es einfach nicht fassen, daß das nach fünf Jahren die Freiheit war. Während der Prozesse habe ich gern Radio gehört, die Zeitungen gelesen und den Verlauf beobachtet. Ich war der Ansicht, sie verdienten eine strenge Strafe. Andererseits bin ich davon überzeugt, daß jene Verbrecher, die sich sadistische Torturen ausdachten und anwendeten, niemals das büßen werden, was sie anderen angetan haben. Auch heute ist das noch meine Meinung, man darf nicht alle Verbrecher gleich verurteilen, aber Strafe muß sein. Als ich verhaftet wurde, war ich zwanzig Jahre alt.«

»Der Blockälteste vom Block 4 A (Winter 1941/1942, er hieß wohl Bernhard mit Vornamen) verkürzte die Zeit des Appells im Block sogar bis auf 15 Minuten, damit wir nicht frieren mußten. Er bat uns, unsere Plätze nicht zu vergessen und uns schnell aufzustellen, damit er nicht erwischt wurde. Der Kapo Jan Marszałek aus Nowy Targ von der Schustergruppe im Kommando *Gerberei* fluchte zwar laut und schrie sehr viel, aber er versteckte in seinem Kommando kranke Häftlinge, damit sie im Winter im Trockenen bleiben konnten. Włodzimierz Turczyniak, Kapo aus der SS-Küche, sollte von den ehemaligen Häftlingen ein Denkmal erhalten, da er seinen Mitgefangenen sehr oft auf riskante Weise half.«

Eine eingehende, wohl auch diskutable Analyse der Verantwortung aus der Sicht der Geschädigten beinhaltet ein Bericht, der die Schuld vor allem jenen zuschreibt, die zur Schaffung des in den Konzentrationslagern herrschenden verbrecherischen Systems beigetragen haben.

»Ich führte diese kleinen Episoden deshalb an, um aufzuzeigen, daß es eben nicht diese und andere kleine Wächter oder Posten waren, die meine Gesundheit untergruben und mein Leben zerstörten. Den größten Einfluß auf mein Leben, die Lager- und Haftbedingungen und die Folgen dieser Erlebnisse für das ganze Leben hatte das von Nazideutschland errichtete Unterdrückungssystem, das in seiner Perfektion die Verantwortung des Einzelnen und die ganze entsetzliche integrierte Zerstörung verdunkelte und verwischte, die Vernichtung durch Schwerstarbeit, Hunger, Krankheiten, das Fehlen der einfachsten sanitären Bedingungen, Kälte, fehlende Kleidung und Schuhe, sich hinziehende Appelle, Angst, Furcht vor der Selektion. Dieses System hat mich Jahre meines Lebens gekostet und war auch die Ursache für das Unglück, das über meine Familie gekommen ist. Mehr will ich zu meinem Fall und zu vielen anderen nicht sagen, denen das Schicksal jedoch erlaubte, zurückzukehren. Dieses System war für viele noch furchtbarer. Daraus folgt auch meine Antwort auf die in der Enquete gestellten Fragen: Sollen die KZ-Verbrecher bestraft und wer von ihnen soll bestraft werden? Bestraft werden muß die gesamte deutsche Führungsspitze und jene Ebenen, die die Stützen Nazideutschlands gebildet haben und aus der Ferne, vom Schreibtisch aus, die Grundlagen für das grauenvolle Verbrechenssystem geschaffen haben. Diese Mörder und jene, die aus eigener Initiative und aus eigenem Willen folterten, prügelten oder mordeten, auch wenn sie nicht im Zentrum standen, müssen die Verantwortung für die Verbrechen auf sich nehmen. In dieser Formulierung, darüber bin ich mir im klaren, ist die große Masse der verschiedensten SS-Leute aus den Wachmannschaften, Wächter, Gendarmen von den Häftlingstransporten, Posten, Meister und anderen Funktionsträgern nicht enthalten, denen man unmittelbar nichts nachweisen kann, da sie nur ein Rädchen in der großen Maschine des Hitlersystems bildeten. Ich denke, ihre Verantwortung sollte sich aus ihrer Zugehörigkeit zu der verbrecherischen Organisation und den SS-Organen ergeben, denn ihre subjektive Schuld und die damit zusammenhängende Verantwortung hängt mit der freien Entscheidung und dem Willen zusammen, zu diesen Organen zu gehören; sie mußten sich der Folgen bewußt sein, die diese Zugehörigkeit hervorrief.«

An den Äußerungen der ehemaligen Häftlinge fällt generell auf, daß sie großen Wert auf die Aburteilung der KZ-Verbrecher legen. Das stellt für sie gleichsam die Voraussetzung dar, den Glauben an sich und die Gesellschaft nicht zu verlieren, den Glauben, daß niemand den Menschen moralisch und körperlich zerstören kann, ohne straflos davonzukommen. Daher

* Stanisław Urbańczyk. Uniwersytet za kolczastym drutem (Sachsenhausen-Dachau). Krakau 1946; 2., erw. Aufl. Krakau 1969.

rührt auch ein gewisses Mißtrauen, das aber frei von Haß ist. „Der einzelne Mensch", faßt einer von ihnen lapidar zusammen, „kann unmöglich ständig im Haß leben. Aber es ist unsere Pflicht, der Leiden zu gedenken und uns daran zu erinnern, wie die Deutschen waren und wie sie in jedem Augenblick wieder sein können".

Von Angesicht zu Angesicht mit den Peinigern

Vor dem bislang skizzierten Hintergrund sind Äußerungen von besonderem Interesse, die unmittelbar auf unsere Frage eingehen, wie die Befragten heute reagieren würden, sollten sie einem KZ-Verbrecher begegnen, sei es ihrem persönlichen Peiniger oder einem Verfolger anderer oder auch einem der sog. „Guten" (der im KZ zwar nicht unschuldig war, aber das wichtigste – das menschliche Empfinden – nicht verloren hatte).

Beginnen wir mit einer kleinen Statistik. 56 Befragte, das ist fast genau die Hälfte, würden ihren Peiniger anzeigen und sich als Belastungszeugen zur Verfügung stellen. Nur 10 Personen (rund 9 %) wollen aggressiver reagieren und sofort und auf eigene Faust versuchen, das erfahrene Leid zurückzuzahlen. Ähnlich sind die Angaben zur Reaktion auf die Verfolger von Mithäftlingen. Völlig anders sieht – nach den Berichten – die Reaktion auf jene aus, die zumindest unter gewissen Umständen menschliche Regungen an den Tag legten. Nur 9 Personen (nicht ganz 8 %) fordern eine strenge Strafe und würden Anzeige erstatten, freundlich reagieren wollen 17 Personen (14 %). Die anderen vermeiden eine eindeutige Antwort in dieser Frage. Das nimmt auch nicht wunder, denn diese Personen sind meist umstritten: Für die einen war dieser eine SS-Mann oder Funktionshäftling ein sogenannter „Schlimmer", für andere ein „Guter". Die Beweggründe für menschliche Regungen bei Vertretern der Macht im KZ waren im übrigen auch sehr unterschiedlich und durchaus nicht immer redlicher Natur.

Die typischen Standpunkte sind in den Berichten kurz und bündig niedergelegt und enthalten keine ausführlichen Begründungen.

»Sollte ich meinen Peiniger erkennen oder auch einen Verfolger anderer Häftlinge, so würde ich seinen Aufenthaltsort anzeigen und die ihn belastenden Tatsachen angeben, bzw. ich würde dafür sorgen, daß er verhaftet wird. Sollte ich einen der Verbrecher erkennen, der den Mithäftlingen in gewissem Rahmen geholfen hat, würde ich genauso handeln.«

»Sollte ich einen der Verbrecher treffen und ihn erkennen, so würde ich gleichgültig reagieren und ihn der Justiz übergeben, genauso würde ich einen behandeln, der mir einmal geholfen hat.«

»Jeden Verbrecher (und dafür halte ich sie) würde ich ohne zu zögern der Justiz übergeben. Jenen dagegen, von denen ich weiß, daß sie Häftlingen geholfen haben, würde ich eine Bescheinigung für ihr positives Verhalten ausstellen.«

»Was meine Reaktion auf ein Treffen mit jenen anbelangt, die die Häftlinge gequält haben, so würde ich sie anzeigen. Für jene Menschen, die den Häftlingen etwas Herz erwiesen, hätte ich Verständnis, in manchen Fällen würde ich sie auch verteidigen.«

»Zum Glück hatte ich nach dem Krieg keinerlei Kontakt zu den Schergen von früher. Sollte ich meinen Verfolger (oder überhaupt jemanden, der in den Jahren der Okkupation jemandem geschadet hat) treffen, würde ich zu seiner Verhaftung beitragen und mich bemühen, seine Schuld zu beweisen. Das betrifft auch jene, die bei den Verbrechen nur geholfen haben.«

Hinweise auf ein eventuell stärker aggressives Verhalten in bezug auf die Schinder (Lynchjustiz, eine drastische Verachtung z.B. durch ins Gesicht spucken, Handgreiflichkeiten) oder dadurch, daß sie unter dem Eindruck einer solchen Begegnung nicht mehr für sich garantieren wollen, eine besondere Aktivität bei der Suche nach Verbrechern und Denunziationen gegenüber den Behörden sind gewöhnlich mit umfangreichen Kommentaren versehen, in denen die Häftlinge sich auf das Verhalten der Verbrecher in den Konzentrationslagern berufen.

»Es hätte keinen Sinn, die anzuzeigen, die mich in den Konzentrationslagern und Gefängnissen geschlagen haben, denn die Gerichte sind nachsichtig. Aber wenn ich sie treffen würde und einige Kameraden aus dem Lager bei mir hätte, so würde ich an Ort und Stelle mit ihnen abrechnen. So wie sie uns geschlagen haben, sollen sie es auch von uns zurückerhalten, wie kurz nach dem Krieg in Schwerin oder Lübeck und sicherlich überall, wo die Häftlinge ihre Henker in die Hände bekamen.«

»Jahrelang habe ich mir gesagt, wenn ich ihn nur irgendwo treffe, egal in welcher Umgebung, so spucke ich ihm ins Gesicht und gehe davon. Wenn er lebt und das liest, so erinnert er sich vielleicht an den Stubenältesten mit dem Feuerhaken in der Hand, der es im März 1941 nicht schaffte, mit einem Fetzen Papier einen Haufen Kohlen im Ofen anzuzünden. Ich war an diesem Tag nach einigen früheren Schikanen und Schlägen in einem solchen Zustand, daß nur noch ein kleines bißchen fehlte, und der Feuerhaken wäre in diesem Moment in dem verhaßten Gesicht gelandet! Zu meinem Glück erkannte er wohl in meinem Blick die Warnung und ging hinaus, denn hätte ich den stellvertretenden Blockältesten geschlagen, so wäre ich entweder von dem grausamen Blockältesten erschlagen worden oder in der ‚SK' [Strafkompanie] umgekommen.«

»Nach dem Krieg unterhielt ich keinerlei Kontakte zu den Deutschen, die ich während der Besatzung getroffen hatte. Sollte ich einen von den KZ-Verbrechern treffen, so würde ich mich für meine Qualen ‚bedanken'. Würde ich K. Güsow treffen, so wäre ich bemüht, mich für die im KZ erhaltene Hilfe zu revanchieren.«

»Zum Schluß habe ich mir die Frage gestellt, was ich tun würde, sollte ich einen der Peiniger treffen. Was würde ich tun für so viel Leid, für die mir genommene Gesundheit, für mein Rheuma im Kreuz und in den Gliedern, für die schlaflosen Nächte, für die Ermordung meiner Familie und für meine verlorene Jugend? Ich würde ihn dazu verurteilen, das alles durchzumachen, was ich hinter mir habe. Gefängnis oder auch der Tod wären keine Strafe für ihn. Diese Verbrechen dürfen auch nicht verjähren.«

»Ein Mensch ohne die elementarsten Gefühle leitete kaltblütig und rücksichtslos die Massenverhaftungen. Ich bin auch heute, dreißig Jahre danach, noch dafür, daß dieser Mensch eine strenge Strafe erhält. Ich weiß nicht, ob ich heute noch in der Lage wäre, persönlich meine Leiden und die der anderen zu rächen. Aber im Namen der Kameraden, an deren Tod er schuld ist, und im Gedenken an sie würde ich alles tun, diesen Menschen zu ‚vernichten' und den Behörden zu übergeben.«

»1959 traf ich in Szczecin einen SS-Mann aus Auschwitz und einen Kapo auf der Straße, die ich mit Hilfe von Passanten festhielt und dann dem Gericht übergab. In Wrocław erkannte ich in der Straßenbahn eine Gestapo-Konfidentin aus Warschau, bei der ich mich leider später ‚entschuldigen' mußte. Das war in den ‚unguten Jahren' 1949 oder 1950. Auch das trug nicht dazu bei, meine ‚Aktivität' zu steigern. Vielleicht interessiert es Sie als Ärzte, daß ich nach dem Krieg den Menschen in Polen getroffen habe, der dafür gesorgt hatte, daß mein Name auf die Transportliste ‚ohne Rückkehr' (Birkenau, erster Transport) gesetzt, zumindest aber nicht davon gestrichen wurde. Mein erster Gedanke war, ihn durch einen Zeitungsartikel oder einen Hinweis in ‚Ziemia parująca... '* und schließlich vor Gericht moralisch zu vernichten. Das forderten sogar meine Ärztefreunde.«

»Unser Kommando bestand aus zehn Häftlingen, wir arbeiteten auch am Sonntag, und gerade an diesem Sonntag, wenn wir schon nachmittags von der Arbeit zurückkamen, wartete unser Peiniger schon auf uns zwei. Wir waren zwar in der Gruppe zehn Häftlinge, er wählte aber gerade uns zwei aus. Mit Froschhüpfen fing es an, dann mußten wir laufen, fallen, *rollen* usw.; so quälte er uns regelmäßig fast eine Stunde. Während die anderen Häftlinge ihre verdiente Erholung genossen, konnten mein Kamerad und ich gerade noch in unseren Block kriechen. Ich denke, wenn es mir gegeben wäre, diesen SS-Mann zu treffen, so würde ich schon dafür sorgen, daß er gehörig bestraft wird. Denn heute wissen sicher alle, daß er, wenn er *Blockführer* war, auch manchen ermordeten Häftling auf dem Gewissen hat, ganz besonders ein Typ wie der.«

»Ich hatte dann nicht mehr das Glück, einen der Schergen aus dem Gefängnis oder dem Konzentrationslager zu treffen. Wenn ich aber einen treffen sollte, so forderte ich seine strengste Bestrafung, wobei nicht als mildernde Umstände berücksichtigt werden sollte, daß er beispielsweise zu einem Häftling gut war (denn wieviel andere hat er dafür ermordet oder zu Tode gequält). Vielleicht werden meine Enkel oder Urenkel diesen Groll auf die Deutschen vergessen, ich schaffe es jedenfalls nicht. Zu frisch sind noch die Erinnerungen an die Bestialitäten, die sie begangen haben, als daß ich sie in irgendeiner Hinsicht entschuldigen oder ihre Schuld verringern könnte.«

Übrigens überträgt sich der lebhafte Widerwillen ehemaliger Häftlinge gegen die Schinder aus den Lagern – wie wir bereits beobachten konnten – auch auf andere Deutsche, was sich beispielsweise in beleidigenden Gesten gegenüber zuweilen vollständig unbekannten Vertretern dieses Volkes oder in erklärtem Mißtrauen äußert.

»Nur einmal bin ich aus mir herausgegangen, als in einem Lokal ein Deutscher mich zum Tanz aufforderte. Ich brüllte so laut ‚*Weg!*', daß er richtig hochsprang. Nach einer Weile hatte er sich etwas beruhigt und fragte mich, warum ich mit ihm nicht tanzen wolle. Ich schob den Ärmel hoch und zeigte ihm die tätowierte Nummer. ‚*Ich verstehe Sie*', sagte er, verneigte sich und ging. Ich wurde völlig aufgelöst aus dem Lokal geführt. Ich preßte die Zähne zusammen, damit das Klappern nicht so laut zu hören war. Ein ähnliches Erlebnis hatte ich bei einer Freundin. Ein Deutscher kam in die Wohnung und streckte mir ungezwungen die Hand entgegen. Doch ich erwiderte die Begrüßung nicht. Auf sein ‚*Warum?*' erklärte ihm meine Freundin, daß ich einen Groll auf alle Deutschen habe, weil ich vier Jahre in deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern gesessen hatte, wo ich nicht gerade mit Samthandschuhen angefaßt worden war. ‚*Ich verstehe Sie*', sagte er und verbeugte sich tief vor mir. Er entschuldigte sich für das ganze deutsche Volk.«

»Heute, dreißig Jahre später, halte ich Abstand zu den Deutschen (ich habe manche persönlich getroffen). Ich habe kein Vertrauen zu ihnen. Ich habe noch nicht vergessen und ich weiß, daß sie alle so sind wie die im Lager. Ich denke, es ist seit Jahrhunderten etwas Schlechtes in diesem Volk, was es auch Schlesien und Pommern entnationalisieren und die polnische Sprache verbieten ließ und es auf den Gedanken brachte, ein ganzes Volk auszulöschen.«

Auf unsere Frage nach der Reaktion auf ein zufälliges Zusammentreffen mit einem der Schinder berücksichtigen die ehemaligen Häftlinge wie auch bei anderen Themen die Bedeutung der inzwischen vergangenen Zeit und anderer Faktoren für die Gefühle, die sie damals beherrschten. Viele von ihnen haben weder Lust noch Kraft und ausreichende Energie, um aktiv gegen KZ-Verbrecher vorzugehen, z.B. die Mühen auf sich zu nehmen, vor Gericht als Zeuge auszusagen.

»Sollte ich heute einen von ihnen treffen, so würde ich ihn vielleicht anzeigen, obwohl ich nicht sicher bin. Denn ich

* Czesław Ostańkowicz, Ziemia parująca cyklonem [Zyklondampfende Erde], Łódź 1967.

müßte als Zeuge auftreten, und diese Anstrengung könnte ich heute kaum noch auf mich nehmen. Es fehlt mir auch die Verbissenheit, die ich nach Kriegsende hatte.«

»Während ich in England war, bemühte ich mich, in Deutschland einige der Peiniger zu finden, aber ich hatte keinen Erfolg. Nach meiner Rückkehr nach Polen ließ ich es sein.«

»Wie würde ich auf den Anblick eines der Verbrecher reagieren? Sicher, ich würde vor den zuständigen Behörden alles mit größter Genauigkeit aussagen, aber ich selbst würde ihnen nichts antun, ich würde so tun, als sähe ich sie nicht.«

»Wenn ich kurz nach der Befreiung aus den Lagern einen der Peiniger getroffen hätte, wäre ich zu allem fähig gewesen. Heute würde ich bei einem Deutschen zu einem normalen Verfahren beitragen, aber bei einem Polen? Das hinge von vielen Umständen ab.«

»Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, wie ich mich zu dem, der mich gepeinigt hat oder von dem ich weiß, daß er anderen Häftlingen zugesetzt hat, verhalten würde. Zweifellos würde mich das sehr aufwühlen. Ich bin mir darüber klar, daß mein Haß (der in Traumbildern zuweilen wiederkehrt) diese Personen betrifft, wie sie damals waren, diese hasse ich weiterhin. Aber nach dreißig Jahren sind das nicht mehr die gleichen Leute. Es ist möglich, daß ich heute bei einem Treffen mit einem der damaligen Verbrecher in vielen Fällen mehr Verachtung als Haß empfinden würde.«

Sehr verschieden wäre auch die Reaktion ehemaliger Häftlinge auf ein Zusammentreffen mit jenen Funktionsträgern im Lager, die sich sowohl aus den Häftlingen, als auch aus SS-Leuten rekrutierten und die den Häftlingen tatsächlich oder scheinbar, aus Berechnung oder Mitleid geholfen haben.

»Sollte ich einen Funktionsträger treffen, der den Häftlingen geholfen hat, so würde ich ihm eher mit einem Lächeln entgegentreten, aber ihm kaum dankbar sein, denn in einem anderen Lager war er vielleicht ein potentieller Mörder, der auf Befehl der Vorgesetzten handelte. Das gleiche Schicksal beträfe die Funktionshäftlinge, gleichgültig welcher Nationalität.«

»Sollte ich einen der Schergen treffen, würde ich ihn zwar nicht anzeigen, aber ihn sehr widerwillig behandeln. Ich würde ihm auch nicht die Hand geben. Einen von denen, die Häftlingen geholfen haben, würde ich mit einer gewissen Freundlichkeit behandeln.«

»Für mich waren alle Peiniger und SS-Leute abscheulich, auch die sogenannten gerechten und guten.«

Einige der Befragten können ihre Reaktion nicht bestimmen. Einer ist nicht sicher, ob er eine Begegnung nervlich aushalten könnte.

»Ich suche persönlich nicht nach den Verbrechern, denn ich habe keine Gelegenheit dazu. Ich habe auch keine Ahnung, wie ich reagieren würde, sollte ich einen von ihnen treffen.«

»Bei einem Treffen mit meinem Peiniger – ich kann diese Frage nicht beantworten, denn ich habe keine Ahnung, wie meine Nerven reagieren würden. Einem, der mir geholfen hat, würde ich meine Dankbarkeit erweisen.«

Damit die hier besprochenen Ansichten und Haltungen noch verständlicher werden, müssen an dieser Stelle zwei schon gelegentlich erwähnte Elemente berücksichtigt werden. Dabei geht es um die angebliche oder tatsächliche Freundlichkeit der Schergen zu den Häftlingen und das Handeln auf Befehl. Was halten unsere Befragten von dieser Angelegenheit?

Es ist bemerkenswert, wie viele ehemalige Häftlinge die oft hochgelobten freundlichen Gesten der SS-Leute oder Funktionshäftlinge kritisch betrachten. Immer wieder tauchen Ansichten auf, der Wert dieser Gesten sei relativ, sie hätten niedrige Beweggründe gehabt und seien unter normalen Bedingungen unannehmbar gewesen. Es wird darauf hingewiesen, wie selten die menschlichen Reaktionen waren und davor gewarnt, diese Gesten in der Zeit der deutschen Siege und nach dem Zusammenbruch der Fronten gleich zu behandeln.

»Ich höre manchmal davon, daß es gute Deutsche gab. Möglicherweise gab es sie auch, aber ich habe sie nicht getroffen. Für mich konnte eine Schüssel Suppe oder ein gnädiger Blick eines SS-Mannes oder seines Kapo-Knechts keine Entschädigung für die schlechte Behandlung bilden. Ich hatte als Mitglied der Widerstandsbewegung ZWZ, Heimatarmee Bezirk Südost Stanisławów-Lwów, das Recht, als Mensch behandelt zu werden. Das habe ich aber weder selbst erlebt noch bei meinen Mithäftlingen beobachten können, deren Mißhandlung ich als meine eigene empfand.«

»Bei den Bewachern habe ich nie eine humane oder freundliche Einstellung angetroffen, zuweilen waren das Akte der Gnade oder ‚großmütige' Momente. Mit dem größten Vergnügen habe ich infizierte Läuse auf sie losgelassen. Ihre Taten lassen sich auch nicht damit erklären, daß sie auf Befehl gehandelt hätten. Ich hatte und habe keine Kontakte zu diesen Leuten, ich könnte meine Rechte bei ihnen nicht geltend machen.«

»Die Bewacher waren alle gleich zynisch und bösartig. Erst als die Niederlage deutlich wurde, änderten manche ihr Verhalten, sie wurden gnädiger oder gleichgültiger, beschäftigten sich mit sich selbst und mit ihrer Rettung, andere wüteten wahnsinnig und reagierten sich an den Häftlingen ab.«

»Die individuellen Erscheinungen von ‚Humanität', die in der Enquete erwähnt werden, hatten keine ideologischen oder humanen Beweggründe. Ihre einzige Ursache war der Wunsch, sich für die Verbrechen in der früheren Zeit, der sog. ‚Zeit der deutschen Siege', zu rehabilitieren und bei den Häftlingen ihren

Ruf zu verbessern, falls sie nach verlorener Schlacht eventuell zur Verantwortung gezogen werden sollten. Die auftretenden Ausnahmen bestätigen die Regel. Bei der Bewertung der einzelnen Individuen muß (sehr wichtig) die Zeit ihrer Tätigkeit berücksichtigt werden. Fast alle von ihnen glaubten bis 1942 an den Sieg Deutschlands, also auch daran, für ihre Vergehen in den Konzentrationslagern straffrei ausgehen zu können. Danach verloren immer mehr von ihnen den Glauben an Sieg und *Führer,* rechneten mit einer deutschen Niederlage und einer Strafe für ihre Taten.«

»Während meiner fast vier Jahre in Auschwitz konnte ich nur einmal beobachten, daß zwei uns zur Arbeit führende SS-Leute in gewisser Hinsicht freundlich und human waren.«

Es gibt aber auch eine große Gruppe ehemaliger Häftlinge, für die freundliche Gesten mancher Funktionshäftlinge bedeuteten, daß sie ihr Leben retten konnten, die schwerste Zeit überwinden und Schläge, Mißhandlung oder Hunger vermeiden würden. Freundlichkeit der Funktionshäftlinge oder SS-Leute war in den Konzentrationslagern so selten, daß sie sich tief in das Gedächtnis der Häftlinge eingegraben hat. Deshalb auch wird darüber meist sehr umfangreich berichtet.

Aber natürlich haben alle Argumente, die hier zu Verallgemeinerungen führen können, nur relativen Wert, und sei es auch nur aufgrund der Hinweise, die die Kritiker der sog. „guten" SS-Leute und Funktionshäftlinge angeführt haben. Ereignisse, denen vielleicht eine nur momentane und launige Freundlichkeit zugrunde lag, hatten sicherlich eine gewaltige Bedeutung in der Perspektive der persönlichen Geschichte des Häftlings, der dadurch überleben konnte; geringer ist die Bedeutung dagegen in der Perspektive der Geschichte des Vernichtungslagers. Gerade hier ist größte Vorsicht angebracht, wollte man versuchen, allgemeine Schlußfolgerungen zu ziehen. In der Konsequenz muß jeder Fall sowohl in der Praxis der Rechtsprechung wie auch beim Versuch einer wissenschaftlichen Bewertung dieser Erscheinung sehr kritisch betrachtet werden. Darum ist es vielleicht auch angezeigt, an dieser Stelle mehr ehemalige Häftlinge als gewöhnlich zu Wort kommen zu lassen, die etwas zu der Freundlichkeit der „Herren über Leben und Tod" im Konzentrationslager zu berichten haben.

»Ich hatte ein moralisches Problem zu lösen, als ich im Fall meines Chefs [Viktor] Capesius in Frankfurt am Main als Zeuge vor Gericht stand. Ich habe damals erklärt, er habe mich sehr gut und kollegial behandelt, ich habe ihm persönlich nichts vorzuwerfen. Allerdings war er ein höherer SS-Offizier und hatte als solcher 13 Monate lang Dienst in Auschwitz, wo Millionen unschuldiger Menschen umgekommen waren, darunter auch viele meiner Kameraden und Freunde. Ich bin der Überzeugung, es war meine Pflicht, unbedingt alles auszusagen, was ich weiß und gesehen habe, damit vor einem Gericht seines Volkes, vor einem deutschen Gericht, die ganze Wahrheit aufgedeckt wird. Dabei halte ich es jedoch für meine moralische Pflicht, nicht nur das verbrecherische Verhalten des jeweiligen SS-Angehörigen aufzudecken, sondern auch seine ‚menschlichen Regungen', wenn er solche aufwies. Ich bin der Ansicht, daß man im Namen der Wahrheit so vorgehen und dabei betonen muß, diese Art ‚menschliche Regungen' sind bei den SS-Leuten im Lager nicht nur möglich gewesen, sondern kamen, wenn auch selten, tatsächlich vor. Das weist auch auf Selbstkritik der betreffenden Person hin, die im Umgang mit den KZ-Häftlingen zu humanen und ‚menschlichen' Verhaltensweisen fähig war.«

»Unter den Gestapo- und SS-Leuten sowie anderen Verfolgern unterschieden wir die ‚guten' und die ‚bösen'. 1) Der Gestapo-Mann Johann, Leiter der Politischen Abteilung im Gefängnis von Nowy Sącz, war der Schrecken der ganzen Stadt und Umgebung. Vor ihm hatten wir die größte Angst. Aber zu mir war er ‚gut', denn er sagte mir, daß meine jüngere Schwester Stanisława, die zweimal verhaftet worden war, nach Hause entlassen wurde. Diese Nachricht bedeutete alles für mich, denn ich hatte damit gerechnet, daß sie nicht mehr lebte. Die verschiedensten Gedanken quälten mich. Dafür bin ich ihm dankbar, seinetwegen konnte ich erleichtert aufatmen. 2) Der Gestapo-Mann Hoffmann war ‚gut', denn er erlaubte mir, bei der Essenverteilung meine Zelle zu verlassen, zur Zelle meiner Schwester Janina zu laufen und ihr zuzurufen: ‚Janka, bleib fest!' Hoffmann gestattete uns auch gemeinsame Spaziergänge auf dem Gefängnishof; wenigstens diese Freude hatten wir. Hoffmann war ‚gut'.«

»Es gab schließlich viele Fälle, daß Häftlinge Funktionen inne hatten, aber nicht als politische Häftlinge (roter Winkel) gekennzeichnet waren, wie ich das im *Abbruchkommando* gesehen hatte. Im Frühjahr 1941 wendete der Kapo, ein deutscher Häftling, nicht wie viele seinesgleichen rigorose Prügelstrafen an. Wenn er es tat so nur auf Befehl eines *Blockführers* oder eines SS-Mannes, der uns bei der Arbeit beaufsichtigte. Für diese Gruppe von Menschen kann ich volles Verständnis haben, sogar wenn ich selbst von ihnen Prügel bekommen habe. Wenn unser Kapo das tat, so nur auf Befehl des SS-Mannes. Hätte er es dann nicht getan, so wäre er selbst geschlagen worden und hätte seinen Posten verloren.«

»Einer der Posten, er stammte aus Ratibor, sprach sehr gut polnisch. Er half uns, von der Bevölkerung aus Brzeszcze Lebensmittel zu erhalten, einige Male brachte er uns selbst Brot und Kunsthonig. Sehr oft fing er mit uns ein Gespräch an, bei dem er uns aufrichtete und erklärte, Deutschland wäre am Ende und wir kämen bald frei. Dieses Ereignis hatte einen großen Einfluß auf unsere psychische Einstellung. Er war uns sympathisch, wir hatten Vertrauen zu ihm.«

»Das letzte halbe Jahr im Konzentrationslager war ich im Kommando *Malerei.* Unser Kapo war ein Matrose, der am Putsch gegen Hitler teilgenommen hatte. Er trug den roten ‚Winkel', er war Kommunist. Ich werde diesen Menschen niemals vergessen. Ich muß ehrlich bekennen, daß er für mich und das ganze Kommando wie ein guter Vater war. Er versuchte uns aufzurichten. Einmal wurde einer von uns, Z.

Kruszelnicki, vom Kapo eines anderen Kommandos verprügelt. Unser Kapo ging sich beschweren. Später erfuhren wir, daß er ihn zusammengeschlagen hatte. Das ist der einzige Deutsche, den ich in meinem Haus als Freund empfangen möchte.«

»Eines Tages wurde uns beim Verlassen des Lagers eben jener SS-Mann als *‚Posten'* zugeteilt. Das machte auf mich natürlich einen entsprechenden Eindruck. Als wir in der Stadt waren, fing der hinter uns gehende SS-Mann an, polnisch mit schlesischem Akzent zu sprechen. Er befahl uns, zu einer am Wege liegenden Bäckerei zu gehen. Wir wunderten uns, aber wie waren wir erst erstaunt, als er dem Bäcker befahl, uns ein Brot zu geben. Ich steckte das Brot in meine Werkzeugkiste. Auf der Straße hörten wir dann etwas wie ‚Geht mir nach, es wird uns gut tun'. Als wir ankamen, nahm er sein zweites Frühstück aus dem Brotbeutel, teilte es mit dem Taschenmesser in drei gleiche Teile, gab uns je eins und sagte: ‚Vor der Arbeit muß man essen'.«

»Der Chef der *Effektenkammer* in Birkenau, Effinger, verprügelte uns nicht. In gewisser Hinsicht sorgte er sich sogar um uns. Er versuchte wegzuschauen, wenn wir während der Arbeit kochten, im Gegenzug erklärten wir, wenn jemand von der Lagerleitung nach ihm fragte, er sei weggegangen, dabei lag er sinnlos betrunken in seinem Zimmer. Mehrmals bemühte er sich, uns zusätzliche Suppe zu besorgen. Gleichzeitig wußte er aber, daß niemand erfahren würde, daß er in einem unter Lumpen versteckten Koffer Schmuckstücke sammelte. War das nun human oder einfach gegenseitiges Interesse?«

»Ein herausragendes Beispiel für menschliche Behandlung der Häftlinge ist auch das Verhalten der Meister in der Schlosserwerkstatt, des SS-Unterscharführers Kasner und des zivilen Meisters Samolewitsch. Vielleicht war es ihr fortgeschrittenes Alter, auf jeden Fall schlugen sie die Häftlinge nicht, sie trieben sie auch nicht zur Arbeit an, ja, sie legten ihnen sogar öfters an bestimmten Stellen ein Stück Brot oder ein paar Zigaretten hin. Ich habe selbst mehrmals diese ‚Beute' genutzt. Mehr noch, gegen Ende 1943 und im ersten Halbjahr 1944 weihten sie manche der schon lange einsitzenden Häftlinge in die Lage an den Fronten ein, meinten, Deutschland sei bald geschlagen und äußerten Befürchtungen für ihr Leben, sollte der Krieg zu Ende sein. Meister Samolewitsch schrieb sich meine Adresse in der Freiheit auf und nutzte sie auch nach Kriegsende. Etwa 1946 wandte er sich an mich, damit ich ihm eine Bescheinigung über sein Verhalten im Konzentrationslager ausstellte, denn davon hing seine weitere Beschäftigung in einer Institution auf dem Gebiet der DDR ab. Wahrheitsgemäß stellte ich ihm das beste Zeugnis aus. Einige Jahre standen wir im Briefverkehr. Er lebt heute nicht mehr.«

Eine Möglichkeit, auch die grausamsten Funktionäre zu „erziehen" und damit etwas für die Häftlinge zu tun, war ihre „Zähmung". Darüber schreiben Jan Wojenich und Professor Józef Kret:

»Zweifellos war Sport sehr gut dazu geeignet, sogar die schlimmsten Instinkte der Kapos zu dämpfen. Außerdem konnten dadurch die Häftlinge aufgerichtet werden. Für mich fand sich immer eine zusätzliche Schüssel Suppe oder ein Stück Brot, die ich sogar von den schlimmsten Kapos für die Prügelei erhielt. Es gab einen Fall, da hatte ich einen schweren Schlag von meinem Partner im Ring erhalten und das Blut lief mir aus der Nase. Einer der gefährlichsten Mörder kam zu mir gesprungen und tupfte mir mit dem Handtuch das Blut vom Gesicht. Außerdem entdeckten wir, daß unsere polnischen Lieder eine seltsame Macht auf die Kriminellen im KZ ausübten, die auf den Posten im Lager saßen. Auch Melodien – auf eingeschmuggelten Instrumenten gespielt – wirkten zähmend auf Verbrecher. Beim Schachspiel ist es immer wieder vorgekommen, daß ein grausamer Mörder gegen einen hungrigen und gefangenen Polen verlor. Freundschaftlich schüttelte er ihm danach die Hand und bot ihm ein Stück Brot an. Das war eine Form des Kampfes, um den Geist der Häftlinge aufzurichten und die Verbrecher zu zähmen.«

»Chef des Kommandos *‚Bodenwirtschaftsdienst'* war der SS-Rottenführer Hans Schwarz, von Beruf Schmied, ein von Natur aus derber, dickhäutiger und primitiver Kerl. Mit der Zeit änderte er sein Verhalten zu den ihm unterstellten Häftlingen, er wurde immer menschlicher. Es war offensichtlich, daß sie ihm mit ihrer Intelligenz, Schläue und Findigkeit imponierten, aber auch durch ihre Fähigkeit, sich an die verschiedensten Situationen anzupassen. Die kameradschaftliche Atmosphäre, die in der Gruppe herrschte, gefiel ihm. Er wuchs mit ihnen zusammen. Er wurde zum Betreuer der Gruppe, er verteidigte ihre Interessen, auch Spuren von Freundlichkeit wurden sichtbar. So erfolgte bei diesem kantigen, strengen und derben *Kommandoführer* eine wohltätige Metamorphose, er übernahm etwas von der Lebensart und Kultur der ihm unterstellten Häftlinge (Hans Schwarz stammte aus den tschechischen Sudenten, möglicherweise hatte auch das einen Einfluß auf seine Persönlichkeit).«

In den Berichten finden wir auch Versuche, Schuld und Schädlichkeit zu differenzieren.

»Die SS-Leute in Auschwitz möchte ich in drei Kategorien einteilen, und zwar in sogenannte ‚Posten', das waren die Wachmänner und die *Blockführer,* denen mehrere Blöcke unterstanden. Die zweite Gruppe bildeten die *Kommandoführer* und die dritte die *Rapportführer,* die verschiedenen Kommandanten und die Angehörigen der berüchtigten *‚Politischen Abteilung'*. Mit der ersten Gruppe hatten die Häftlinge praktisch keinen Kontakt. Darum habe ich auch zu dieser Gruppe ein vollständig gleichgültiges Verhältnis. Ich denke, das waren Soldaten, die Befehle ausführten. Natürlich bin ich mir darüber im klaren, daß es auch unter diesen gemeinen SS-Leuten Menschen gab, die all das für gut hielten, was sie sehen konnten, aber ich bin überzeugt, daß es unter ihnen auch welche gab, die das System kritisch beurteilten, dessen Werkzeug sie freiwillig oder zufällig geworden waren. Ein anderes Verhältnis habe ich

zur zweiten Gruppe, zu deren Angehörigen wir mehr Kontakt hatten. Es ist bekannt, daß es unter den *Kommandoführern* Funktionsträger von ganz unterschiedlichem Zuschnitt gab, und daß sich ihre Beziehung zu den Häftlingen mit der sich ändernden Lage des Dritten Reiches wandelte. In dieser Gruppe gab es fanatische *Führer*-Verehrer und Sadisten, aber man traf auch auf ordentliche Menschen.«

»Ich verurteile die Spitzel mehr als die Gestapo. Die Denunzianten verkauften polnisches Blut, sie verkauften ihre polnischen Brüder. Und das für ein paar Groschen, von denen sie selbst nichts hatten. Weg mit solchen Verrätern! Sie haben unsere ruhmvolle Geschichte des Zweiten Weltkriegs befleckt. Sie traten auf Märtyrerblut und wühlten mit ihren verbrecherischen Händen darin, sie lieferten die besten Söhne des Vaterlands dem Tod aus. Darum erhielt mancher von ihnen die Todesstrafe aus unserem Untergrund, in dem ich tätig war. Unsere Patrioten verlasen die Urteile und vollstreckten sie! Die Spitzel waren die Ursache für zahlreiche Verhaftungen, sie hatten die Todeswand vorbereitet! (...) Ich bin empört über diese Verräter. Ich hatte sogar die Gelegenheit, nach der Rückkehr aus dem Lager einen Konfidenten zu treffen, der die gesamte Organisation des ZWZ/AK am Ort verpfiffen hatte, zu der auch ich gehörte. Ich wußte, er war es, aber ich hatte keinen Beweis in der Hand. Er war vielleicht zwei Jahre in Freiheit und wohnte nicht weit von uns. Aber er verfolgte uns und hatte ein Auge darauf, ob wir nicht was sagten, wahrscheinlich wollte er uns umbringen. Unser Vater warnte uns, nichts zu sagen, falls wir leben wollten (wir gehorchten). Er grüßte uns und sprach mit uns, aber er hatte Gewissensbisse, denn fast alle seine Kameraden aus dem 1. Infanterieregiment in Nowy Sącz wurden seinetwegen an die Wand gestellt.«

Zum Handeln auf Befehl, der zweiten Frage, besteht eine seltene Einmütigkeit in den Urteilen der Befragten: Sie erkennen dieses Hauptargument der Verteidigung bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen nicht an. Wahrscheinlich sind die ehemaligen Häftlinge als unmittelbar interessierte Seite – als die, die den Mechanismus der Mißhandlung unschuldiger Häftlinge aus der Nähe beobachten konnten und am eigenen Leibe erfuhren – am meisten kompetent, um in dieser Sache ein wichtiges und verbindliches Urteil abzugeben.

So lehnen sie vor allem die Möglichkeit ab, die entsetzlichen Verbrechen, die die Funktionsträger im Lager verübten, mit der Respektierung von „Befehlen" zu erklären. Sie halten das für einen juristischen Kniff, der für die Verbrecher möglicherweise bequem ist, aber keinen Wert, ja, sogar keinen Sinn hat.

Die Argumente gegen das Handeln auf Befehl lassen sich auf folgende wesentliche Elemente zurückführen: a) die Ausführung der Befehle war von Bestialität und Freude am Morden begleitet; b) es wurden kriminelle Invention und Übereifer bei der Befolgung der Befehle beobachtet; c) viele verbrecherische Handlungen wurden von Freiwilligen ausgeführt, die häufig besonders belohnt wurden; d) die Zugehörigkeit zur verbrecherischen SS-Organisation war freiwillig; e) aus grundsätzlichen Erwägungen läßt sich die Beteiligung an Verbrechen überhaupt nicht durch Druck entschuldigen; f) wie während des Krieges festgehaltene Beispiele zeigen, mußte die Weigerung, einen verbrecherischen Befehl auszuführen, für den Betroffenen durchaus nicht mit tragischen Folgen enden.

Es ist charakteristisch, daß die Berichte der ehemaligen Häftlinge zu diesem Thema unerwartet ruhig sind. Kühle Erwägungen finden sich häufiger als Generalisierungen, und sogar deftige Bezeichnungen vermeidet, wer sehr häufig auch den Grad an Schuld zu berücksichtigen sucht.

»In vielen Fällen, die ich im Konzentrationslager beobachten konnte, haben unsere Bewacher und die anderen SS-Angehörigen sehr ruhig und ausgeglichen gehandelt. Die Ausrede, auf Befehl gehandelt zu haben, kann nur für Tage des besonderen Terrors gelten, also wenn etwa jemand geflohen war und diese Aktionen vom Lagerkommandanten kontrolliert wurden. Handeln auf Befehl konnte es auch sein, wenn aufgrund von Urteilen Erschießungen nach Listen vorgenommen wurden. In allen anderen Fällen kann nicht die Rede davon sein, daß auf Befehl gehandelt wurde, vielmehr war das eine Art Freude an den Verbrechen, auch schlechte Laune wurde abreagiert. Ähnlich war es mit den Funktionshäftlingen im Konzentrationslager, die zu Schindern ihrer Kameraden wurden, weil sie es werden wollten. Viele Funktionshäftlinge, Kapos, Blockälteste und andere, haben sich die Dankbarkeit ihrer Mithäftlinge verdient, z.B. Bernard Ludyga, Teodor Drzymała, Roman Nawrot (aus der Kantine) oder Jerzy Pozimski.«

»In die SS wurden im Prinzip nur Freiwillige aufgenommen. Dabei überraschte die große Zahl von Akademikern, zuweilen sogar mit wissenschaftlichen Titeln, es gab sogar Universitätsprofessoren darunter, die ganz untergeordnete Funktionen als Henker innehatten. Das machte sich in aller Deutlichkeit 1941 bemerkbar, als besonders in Auschwitz aus eigenem Antrieb Mittel gesucht wurden, um kranke und schwache Häftlinge massenweise und schnell umzubringen, und das ‚beste Mittel' gefunden werden sollte. Das war dann die Phenol-Spritze direkt ins Herz, eine Erfindung des *SS-Sturmbannführers* [Dr. Max] Popiersch aus Auschwitz, die später in die anderen Konzentrationslager gelangte.* Die Eigeninitiative der einzelnen SS-Ärzte war geradezu schockierend.«

»Nach meinem Dafürhalten waren die niederen Dienstgrade, mit denen ich zusammenkam, Menschen ohne angeborene oder erworbene Intelligenz, die um jeden Preis ihre Ignoranz verbergen und den Kreis der Durchschnittlichen durchbrechen wollten. In einem so gut organisierten Staat wie dem Dritten Reich langte es nicht, den Befehl auszuführen, das war zu wenig, um aufzusteigen. Man mußte mit etwas anderem die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Die Gelegenheit schufen die Konzentrationslager. Man brauchte die Befehle nicht mehr blindlings auszuführen, sondern konnte das Ergebnis dieser Befehle durch seinen Übereifer vervielfältigen.«

* Vgl. Bd. 1, S. 277–280

»Ich bin der Ansicht, daß es einem einzelnen Menschen im Nazisystem schwer war, sich gegen einen Befehl aufzulehnen. Besonders schwierig dürfte es auf der unteren Ebene gewesen sein. Viele Angehörige der SS und der Polizei waren Menschen mit psychischen Defekten. Für tadelnswert halte ich den Übereifer bei der Ausführung der Befehle, denn wir konnten beobachten, daß unter den gleichen Bedingungen die einen SS-Leute sich anständig verhielten und Schläge sowie Meldungen zum Rapport vermieden; andere taten das eifrig und sogar mit Vergnügen. Dieses Übermaß halte ich für geradezu sträflich, zumal manche SS-Angehörige sich auch bemühten, den Häftlingen Hilfe zu erweisen – natürlich verdeckt. Das beweist aber, daß auch die SS die Möglichkeit hatte, den Häftlingen gegenüber wohlwollend zu sein.«

»Ich persönlich bin der Ansicht, daß es bestimmte Grenzen gibt, die man vom moralischen Gesichtspunkt aus nicht überschreiten darf. Darum ist auch die Erklärung, die furchtbaren Verbrechen auf Befehl ausgeführt zu haben, nur ein Versuch, sich vor der Verantwortung für die vollbrachten Taten zu drücken.«

»Wenn ich auf Fragen antworte, so erwähne ich gewöhnlich Beispiele, bei denen ein Befehl zum Mord verweigert wurde. Das ist der erste Punkt. Zweitens erzähle ich von den SS-Männern, die sich freiwillig zu Sonderaktionen meldeten, weil sie dann zusätzliche Zigaretten- oder Schnapsrationen erhielten. Drittens erinnere ich meinen Zuhörer an Fälle, bei denen Schikanen und Qualen übereifrig verteilt wurden. Ich bin davon überzeugt, daß die unteren Chargen der SS-Leute ein eigenes System aufgebaut hatten, um die Lagerinsassen schneller zu ermorden. Ohne ihre Initiative wären die Konzentrationslager leichter auszuhalten gewesen.«

»Die Befehle werden immer wieder weit überschätzt. Ein erwachsener, durchschnittlich intelligenter und kultivierter Mensch muß die Grenzen der Subordination kennen, auch wenn das im Extremfall das Leben kosten kann. Außerdem sind mir die Fälle von zwei Ärzten in Ravensbrück bekannt, die sich weigerten, den Befehl zur Selektion auszuführen. Beide wurden ihrer Posten enthoben und degradiert, aber sie leben heute noch. Sicherlich konnte das eher bei den unteren Chargen auftreten, die jeden Befehl blindlings ausführten, die meisten jedoch taten es, weil es ihnen etwas brachte oder sie andere ihre Macht spüren lassen wollten, zumal das Menschen mit niedrigem moralischem und geistigen Niveau waren.«

»Ich bin sicher, daß kein SS-Mann saubere Hände hatte. Alle waren mit dem Blut der ermordeten Menschen befleckt. Nur achteten die etwas Schlaueren darauf, keine Zeugen dabei zu haben oder keine Zeugen übrig zu lassen. Auch die Erklärung, auf Befehl gehandelt zu haben, ist idiotisch. Schließlich war ein jeder von ihnen Herr der Lage. Jeder SS-Mann wußte, daß er zu einer ausgewählten Gruppe von Übermenschen gehörte, alle anderen gehörten ermordet und gequält, denn das war sein Recht, und er hatte es freiwillig gewählt, als er dieser Organisation beitrat. So sollten sie also allein für die Zugehörigkeit zur SS, deren Legitimation die Ermordung von Menschen war, eine achtmal größere Strafe erhalten.«

»Bei der Bewertung der Peiniger kam ich zur Überzeugung, das ein jeder Mensch, der einen Befehl erhält, ihn auf seine Weise erfüllen kann und nicht nach dem Buchstaben auszuführen braucht. Aber die Gestapo- und SS-Leute, erzogen im Haß, waren moralische Nullen. Der Mensch wird nicht dadurch unschuldig, daß er eine Niedertracht oder ein Verbrechen auf Befehl ausführt. Aber die deutsche Psyche war dazu fähig, denn für einen Deutschen war ein ‚*Befehl*' die für ihn wichtigste Sache.«

Wenn unsere Befragten zu diesem Problem Stellung beziehen, betonen sie vor allem die Vertierung der Funktionsträger im Lager, ihren Sadismus, die Grausamkeit, den Eifer und die kriminelle Energie bei der Verwirklichung der Grundkonzeptionen der Konzentrationslager. Häufig gehen Einschätzungen in Erinnerungen über. Dann erscheint vor unserem Auge die Silhouette der KZ-Schergen.

»In den meisten Fällen, die ich in vier Konzentrationslagern beobachten konnte, habe ich niemanden getroffen, der die Verbrechen nur ‚auf Befehl' verübt hätte. Sie haben die Häftlinge einzeln und in der Gruppe sadistisch gequält, ob ein Vorgesetzter dabei war oder nicht. Die KZ-Verbrecher haben ohne Grund und ohne Befehl selbst ‚Jagd' auf Häftlinge veranstaltet und sie ermordet. Erst während der Gestapo- und SS-Prozesse haben sie sich auf den Befehl berufen. Darum kann ich es nicht verstehen, daß sie nicht das geringste Mitleid hatten, unverständlich ist mir auch ihre Mentalität und Grausamkeit, die sie wie straflose Vampire von einem Verbrechen zum nächsten trieben.«

»Immer wieder haben sie sich selbst mit neuen Einfällen übertroffen. Jedes Drama war für sie ein spaßiger Anblick. Ein Beispiel: Ich arbeitete im *Sandkommando.* Die SS-Leute bestimmten einen von allen Seiten einsehbaren Platz für die Notdurft, das war peinlich. Eine Gefangene meldete sich ab und ging zu dem Platz. Der SS-Mann langweilte sich offenbar, denn er ließ auf einmal die Hunde von der Leine. Dann mußte die Gefangene halb totgebissen in das Lager gebracht werden. Ein anderes Mal schossen SS-Leute auf den Po. Solche Befehle hatte niemand gegeben, sie entsprangen der Phantasie des SS-Manns, der sich bei der Arbeit langweilte und so für seine Kurzweil sorgte. Es gab tausend solcher Fälle. Kann man dabei von Befehlen sprechen?«

»Die Erklärung vieler Verbrecher, sie hätten auf Befehl gehandelt, kann meines Erachtens nicht ernstgenommen werden, weil sie alle sehr raffiniert vorgingen und ein Großteil von ihnen sich durch besondere Grausamkeit und Sadismus auszeichnete. Das konnte schließlich kein Befehl umfassen. Es kann keine Rede davon sein, daß die Konfidenten, Verräter und Kollaboranten auf Befehl gehandelt haben.«

»Ich kann mich keinesfalls damit einverstanden erklären, daß sie auf Befehl gehandelt haben. Alle ihre Taten lebten sie mit persönlichem Vergnügen an den unterstellten, wehrlosen Häftlingen aus. Es gab beispielsweise 1940 einen SS-Mann, seinen Namen habe ich vergessen, er kam aus Bielsko in der Wojewodschaft Katowice. Er wollte zur Beerdigung seines Vaters fahren, vorher kam er aber noch einmal ins Lager und peitschte einige Häftlinge öffentlich auf dem Appellplatz aus. Im Gespräch bestätigte er, daß er das nicht zu machen brauchte, aber er empfand dabei ein großes Vergnügen. Oder nehmen wir den Rapportführer [Gerhard] Palitzsch. Wenn er in das Lager kam, brüllte er gleich am Tor wie ein hungriges Tier. Wenn dann ein Häftling in der Nähe war und Palitzsch nicht wußte, was dieser zu tun hatte, so überfiel er ihn wutentbrannt und prügelte und schlug ihn so lange, bis der Häftling zu Boden ging. Dann trat er so lange auf der Brust des Häftlings herum, bis dieser seinen Geist aufgab. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Verbrecher Johann Siegruth, Oberkapo vom *Bauhof* (später hieß das Kommando *Industriehof*), der ein Feind der Polen war. Oberkapo Siegruth, Häftlingsnummer 26, brachte in jener Zeit täglich ungefähr 200 bis 300 Häftlinge um, aber wohl nicht auf Befehl, sondern zur eigenen Befriedigung, zum Vergnügen und vielleicht auch aus Rache für vergangene Zeiten. Er mordete die Häftlinge skrupellos und war noch stolz darauf, wenn er dem *Lagerführer* [Karl] Fritzsch melden konnte, an einem Tag 200 oder 300 Häftlinge zum ‚*Himmelkommando*' geschickt zu haben, und Fritzsch ihm für die gut erfüllte Pflicht dankte. Es gab auch den SS-Mann, der in Block 22 *Blockführer* war (wir nannten ihn ‚Würger'), der kam des öfteren zum Blockältesten, griff sich den ersten besten Häftling und würgte ihn, dabei schlug er den Kopf des Gefangenen so lange gegen die Wand, bis er tot war. Ich bin der Ansicht, dieses Verhalten konnte gar nicht auf Befehl erfolgt sein, denn die Häftlinge hatten nichts gemacht, was einen Anlaß dargestellt hätte, sie umzubringen. Oder nehmen wir [Ernst] Krankemann. Der lief nachts leise durch die Korridore, und wenn ein Häftling auf den Abort ging, dann überfiel er ihn hinterrücks und schlug so lange auf ihn ein, bis er tot war. Er hatte wohl auch eine ganz spezielle Methode. Er stieß einem Häftling einen scharf angespitzten Kopierstift in die Brust, dann folgte eine Infektion und der Häftling starb kurz darauf. Man könnte die Liste der angewendeten Torturen und Massentötungen noch beliebig fortsetzen. Ich meine, viele dieser Ereignisse hätten sich vermeiden lassen, es hätten nicht so viele Menschen sterben müssen, wenn die Schinder ihr Verhältnis zu den Häftlingen nur ein wenig geändert hätten, wenn sie wenigstens etwas human gewesen wären. Ich bin der Auffassung, daß die Verbrecher sehr eifrig waren, darum können sie nicht behaupten, auf Befehl gehandelt zu haben. Andererseits wurden sie für gewissenhafte Torturen auch noch belobigt, das heißt, die mörderische Maschine ist wohl von oben eingestellt worden.«

Auch diese Erwägungen, die diesmal gegen die Verteidiger der Kriegsverbrecher gerichtet sind, bilden eine unbeabsichtigte, aber zugleich ausdrucksvolle Anklage des antimenschlichen Systems der Konzentrationslager.

Schlußbemerkung

Bei der Analyse des schwierigen sozial-psychologischen Problems des emotionalen Verhältnisses zwischen den Opfern des Konzentrationslagers und den Menschen, die die Ursache für ihr gewaltiges Unglück und Leid waren, trafen wir immer wieder auf einen nachdenklich stimmenden Optimismus, auf einen trotz allem ungebrochenen Glauben an eine Zukunft ohne diese schrecklichen und schmerzvollen Erlebnisse, die der Zweite Weltkrieg auslöste und die nicht unbedingt mit der Befreiung der Konzentrationslager endeten. Häufig finden wir die ausdrückliche Bereitschaft, weiter beim Aufbau besserer Beziehungen zwischen den Menschen mitzuwirken. Darum halten wir es für angezeigt, zum Abschluß eine Äußerung des Arztes und ehemaligen Häftlings Tadeusz Opaliński zu zitieren:

»Ich denke, heute (...) sollten wir unsere Kraft dem Kampf um eine bessere Welt widmen, in der für Haß und Verfolgung kein Platz mehr ist, und in der die edle Idee der Freundschaft zwischen allen Völkern alle Handlungen der Menschen bestimmt und begleitet.«

Bibliographische Anmerkungen

Die vorliegende Studie über das Verhältnis ehemaliger Häftlinge von Auschwitz-Birkenau zu ihren Peinigern stützt sich, wie bereits erwähnt, auf ein besonders zu diesem Thema gesammeltes, einheitliches Material. Es bleibt noch hinzuzufügen, daß die Frage des Verhältnisses zwischen den KZ-Häftlingen und den KZ-Verbrechern ihren Niederschlag in der gesamten umfangreichen KZ-Literatur findet, angefangen von literarischen Werken und Erinnerungen, bis hin zu den Aussagen in den Prozessen, sowohl hinsichtlich der Lage in den Konzentrationslagern, als auch in der Nachkriegszeit, was mit äußeren KZ-Folgen (Prozesse usw.) und inneren Auswirkungen (Einstellung und psychische Erlebnisse) zusammenhängt.

Sogar in jenen Publikationen und Texten, deren Verfasser sich nicht ausdrücklich mit ihrem Verhältnis zu den SS-Leuten und Funktionshäftlingen beschäftigen, läßt sich zwischen den Zeilen ihre Einstellung zu dem verbrecherischen Regime, seinen Tätern und Exekutoren ablesen. Dieses Motiv ist in vielen Beschreibungen, Episoden, Kommentaren und Abschweifungen sichtbar, auch in den Texten, die kühl und objektiv angelegt sind.

Viele Autoren vermeiden herabsetzende und diskreditierende Charakterisierungen, wissen sie doch, wie stark die Tatsachen für sich sprechen und wie leicht sich der Leser selbst eine Ansicht zu den Völkermördern bilden kann, wenn er sich von den allgemein anerkannten ethischen Prinzipien leiten läßt. Einen sehr gemäßigten Ton finden wir z.B. in den KZ-Erzählungen von Bronisław Mróz-Długoszewski Niepotrzebna łyzka [Der unnötige Löffel], Krakau 1972, aber auch hier schlägt sich das Verhältnis zu den Verbrechern deutlich in der Sprache nieder.

Die ehemaligen Häftlinge mußten sich, wenn sie das Leben im Konzentrationslager beschrieben, natürlich auch mit dem Umfeld, den Leidensgefährten sowie den Funktionshäftlingen und SS-Leuten beschäftigen, sie mußten deren Grausamkeit abwägen oder auch, der Gewissenhaftigkeit und Wahrheit wegen, zwischen altruistischer oder nur passiver Haltung unterscheiden. In vielen Erinnerungen und Berichten aus den Konzentrationslagern finden wir Charakterisierungen von Menschentypen, Verhaltensbeschreibungen deutscher Funktionsträger usw., z.B. bei Dr. Stefania Perzanowska in ihrem Buch Gdy myśli do Majdanka wracają [Wenn die Gedanken nach Majdanek zurückkehren], Lublin 1970. Die Autorin beschreibt grausame SS-Ärzte und führt Beispiele von mutigen weiblichen Häftlingen an, die sich SS-Entscheidungen über die Vernichtung von Kranken widersetzen.

Wir finden auch sehr interessante und fachlich eingehende und treffende Charakterisierungen von SS-Leuten aus den Konzentrationslagern, aus denen man das Verhältnis der Häftlinge zu ihnen ablesen kann. Zum Beispiel analysierte der Sachsenhausen-Häftling Professor Eugeniusz Brzezicki in seiner ausgezeichneten Studie „Die Sozio-Psychopathologie und das KZ Sachsenhausen" (vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 366) einen Komplex negativer Merkmale der SS-Leute. Im Kontakt zu diesen Verbrechern behandelte er sie nicht von seiner Warte als Häftling, sondern wie ein Psychiater die Psychopathen (das bewies großen Mut). Er stand durch sein psychiatrisches Wissen und die Intelligenz weit über den Verbrechern und konnte sogar einige Vorteile für die bei der sog. *Sonderaktion Krakau* mitinhaftierten Leidensgefährten herausholen.

Brzezicki war der Auffassung, die im Geiste Hitlers erzogenen Deutschen seien grausam, aber nicht schlau gewesen, was er gekonnt ausnutzte. Die meisten SS-Ärzte, die ihre zweifelhafte Karriere auf dem Parteiweg in der NSDAP und dem Weg des Verbrechens machten, hatten einen beschämend niedrigen medizinischen Wissensstand, und gleichzeitig ging ihnen jegliches ethisches Empfinden ab. Das haben viele Autoren berichtet, so Dr. Stefania Perzanowska, Dr. Władysław Fejkiel und andere Ärzte, die KZ-Häftlinge waren. Aber sie sind auch in der Lage, tatsächliche positive und zuweilen sogar heroische Haltungen einzelner, die Ausnahme bildender SS-Leute objektiv einzuschätzen, beispielsweise von Dr. Hans Münch vom SS-Hygieneinstitut in Rajsko oder der Krankenschwester Maria Stromberger aus dem SS-Lazarett in Auschwitz.

Darüber hinaus finden wir in der KZ-Literatur, in den Zeugenaussagen der Prozesse und auch in den Berichten ehemaliger Häftlinge zuweilen eine sehr subjektive Einstellung zu den KZ-Verbrechern. In manchen Fällen wurden sogar die größten SS-Verbrecher entschuldigt oder einige menschliche Reaktionen von SS-Leuten als Heldentum dargestellt. Beispielsweise bemühen sich mehrere ehemalige Funktionshäftlinge vom Revier in Auschwitz I fälschlich, das völkermordende Verhalten des SS-Arztes Friedrich Entress in schriftlichen und mündlichen Äußerungen zu rechtfertigen. Die seltenen menschlichen Anwandlungen des SS-Arztes oder eine individuelle und sporadische Hilfe für eben diese Häftlinge deformieren das tatsächliche Erscheinungsbild dieses Verbrechers.

Ein besonderes Unglück für ein objektives und vollständiges Bild der behandelten Frage ist die übliche Praxis mancher Redaktionen, die scharfen Äußerungen ehemaliger Häftlinge übertrieben abzumildern, wobei manchmal schockierende, aber wahre und wesentliche Beschreibungen verlorengehen, die Wortwahl geglättet und eher resolute und untypische Auffassungen und Interpretationen beseitigt werden. Das beweist, daß die zuständigen Redakteure die Spezifik der KZ-Hölle überhaupt nicht verstehen, sonst würden sie das Verfahren bei der redaktionellen Bearbeitung von literarischen Texten nicht so ohne weiteres auch auf die KZ-Dokumente übertragen, als die die authentischen Berichte der ehemaligen Häftlinge anzusehen sind. Aus diesen Gründen müssen zu vielen Themen erst besondere Berichte zusammengetragen werden.

Aber auch ohne eine solche Umfrage stößt man auf spontan geschriebene Aufsätze ehemaliger Häftlinge, die sich direkt zu dem Verhältnis zwischen Häftlingen und KZ-Verbrechern äußern. Ein Beispiel ist der Bericht von Dr. Piotr Wesełucha „Deutsche. Erinnerungen an Soldau, Dachau und Mauthausen-Gusen" (poln.; vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 343). Der Arbeitstitel lautete im Typoskript übrigens nur: Die Deutschen. Der Autor beschreibt, wie sich sein Bild der Deutschen geformt hat, angefangen in jungen Jahren und mit der Literatur über die Kreuzritter, bis er schließlich die SS-Verbrecher an den Stätten der Qual persönlich erfahren mußte und später dann die etwas milderen Bewacher vom Volkssturm kamen. Wesełucha bewertete die Deutschen im Konzentrationslager und nach der Befreiung. Er konnte sie eigentlich nur verachten, denn er hatte gesehen, wie sie sich übereifrig und sadistisch an den Häftlingen ausließen; nach der Befreiung hörte er haßerfüllte und stolze Erklärungen Deutscher, wie sie polnische Zwangsarbeiter auf dem Lande gequält haben, aber er war auch Zeuge, wie Deutsche ängstlich und demütig vor ihren Opfern, die nun befreit waren, stramm standen.

Bis heute ist das Problem des Verhältnisses der Westdeutschen zu den ehemaligen Häftlingen aktuell. Einen extremen Ausdruck findet es im Neofaschismus und in den Naziverbrecherprozessen in der BRD. Dies muß hier nicht eingehender begründet werden, die vorliegenden Berichte ehemaliger Häftlinge sagen genug. Wir brauchen auch die umfangreiche Literatur zu diesem Thema nicht anzuführen, wie z.B. Professor Dr. Krystyna Daszkiewiczs Aufsätze in „Prawo i Życie". Wir wollen uns damit begnügen, daran zu erinnern, daß die ehemaligen Häftlinge bei Zeugenaussagen vor Gerichten in der BRD gewöhnlich unverfroren und oft grausam erniedrigt, eingeschüchtert und verschreckt werden, daß ihnen verfängliche, zuweilen boshafte und unsinnige Fragen gestellt werden. Paradoxerweise kommt es auch vor, daß sie nicht als Opfer und Zeugen der Verbrechen behandelt, sondern in die Rolle von Angeklagten gedrängt werden, während es die angeklagten Schergen nicht nötig haben, ihre Sehnsucht nach der verbrecherischen Vergangenheit und die der Ideologie der Übermenschen entstammende Verachtung für jene zu verheimlichen, die sich erkühnten zu überleben, und die jetzt Zeugnis von der unangenehmen Wahrheit ablegen. Diese Frage hängt mit dem vielschichtigen Problem der Unvollkommenheit der menschli-

chen Natur zusammen, mit Persönlichkeitsmerkmalen der ehemaligen Schergen sowie mit dem unglückseligen Weiterleben der totalitären Indoktrination des Faschismus.

Nicht allein eine Spezialstudie auf der Grundlage thematisch einheitlicher Berichte kann also zum umfassenderen Nachdenken anregen über die Vielfalt möglicher Verhaltensweisen des Menschen in extremen oder schockierenden Situationen. Anlaß dazu können auch die Erfahrungen sein, die in der KZ-Literatur vorliegen und die bei den Prozessen wieder aufgewühlt worden sind, als Opfer und Henker von neuem miteinander konfrontiert wurden – kannten doch gerade sie die Wirklichkeit des Konzentrationslagers bestens. Eine solche Begegnung ist übrigens das Thema von Zofia Posmyszs Roman Pasażerka [Der Fahrgast], in dem eine ehemalige SS-Aufseherin und eine ehemalige Gefangene auf einem Schiff zusammentreffen. Aus dieser Begegnung ergeben sich subtile Erwägungen über psychische Einstellungen und Erfahrungen, über ethische Fragen, die Angst und das Wiederaufleben der grauenvollen Vergangenheit.

Verzeichnis der Befragten

Um diese Studie bearbeiten zu können, mußten wir von einer Gruppe ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz ausführliche, ehrliche und rückhaltlose Berichte einholen. Wir verdanken sie den Personen, die im folgenden in alphabetischer Reihenfolge angeführt sind (in Klammern folgt jeweils die Häftlingsnummer in Auschwitz bzw. der Name des KZ, in dem der Befragte inhaftiert war):

Jadwiga Apostoł-Staniszewska (26273), Stanisław Baś (62039), Henryk Batowski (Sachenhausen), Irena Białówna (43117), Andrzej Bolewski (Sachsenhausen), Wanda Brühl (44701), Kazimierz Brzeski (753), Józefa Bukowska (32111), Władysław Buras (123657), Mieczysława Chylińska (44658), Maria Czaporowska (77547), Mieczysław Dembowski, Stanisław Dworakowski (3950), Marian Dybus (678), Wanda Falender-Napierała (15690), Edward Ferenc (281), Szymon Filipski (61874), Alojzy Fros (136223), Adolf Gawalewicz (9225), Andrzej Gąsienica-Makowski (5654), Aleksander Giermański (716), Jan Gil (5640), Marian Glówka (6994), Bronisław Gościński (403), Zofia Grzeżułko-Fabowska (4906), Franciszek Gulba (10245), Kazimierz Hałgas (5670), Piotr Hiroń (4668), Walentyna Ignaszewska-Nikodem (8737), Kazimierz Japoł (9172), Janina Jasińska (63333), Adam Jurkiewicz (476), Helena Kapusta (4586), Czesław Kempisty (16686), Stefan Kępa (799), Julian Kiwała (9143), Michał Kogut (102951), Józef Kołodziejczyk (162409), Józef Kret (20020), Jan Krokowski (226), Józef Król (14310), Aleksander Krupkowski (Sachsenhausen), Artur Krzetuski (1003), Antoni Kubica (7617), Edwin Kuffel (2237), Kazimierz Kumala (17374), Antoni Kupiec (5908), Zofia Kupiec (29794), Jan Kurek (9165), Czesław Lenczowski (29556), Jan Lewicki (42), Jan Liwacz (1010), Marian Loegler (609), Władysław Łyczkowski (119849), Czesław Łyjak (95848), Józef Majchrzak (33204), Zygmunt Małecki (150489), Jan Marszałek (18857), Andrzej Michniak (24665), Wiktor Myrdko (18478), Eugeniusz Niedojadło (213), „Niewiadomski", Julian Niewiarowski (5596), Zygmunt Nowak (152885), Tadeusz Opaliński (698), Józef Osika (5750), Czesław Ostańkowicz (8232), Stanisława Piąty (7558), Nikodem Pieszczoch (673), Tadeusz Pietrukowicz (124), Jan Piotrowski (67158), Ignacy Płachta (758), Leon Podoba (67160), Zofia Pracka-Raczyńska (35167), Piotr Przeźmiński (78136), Irena Przybysz (43551), Stanisław Radwański (22494), Zygfryd Rębilas (9247), Szczepan Robak (86499), Kazimierz Rogalski (108593), Zygmunt Rogowski (66678), Jan Rojek (35585), Władysław de Rosenburgh-Grohs (Mauthausen Nr. 219131), Jerzy Rzeźniak (39237), Jan Sikorski (19086), Władysław Sikorski (18612), Alfred Skrabania (26645), Maria Slisz-Oyrzyńska (40275), Ryszard Sobczyk (203), Tadeusz Sobolewicz (23053), Stanisław Sroka (24711), Władysław Stawarz (93234), Józefa Stefaniszyn (7262), Stanisław Stolarz (93235), Tadeusz Stulgiński (31315), Władysław Styczyński (5304), Ludwik Sypuła (590), Kazimierz Szelest (3454), Józefa Szkodzińska (32293), Stanisław Szpunar (133), Konrad Szweda (7669), Karol Talik (1226), Kamila Targosz (7590), Kazimierz Tokarz (282), Jadwiga Trębasiewicz (44133), Genowefa Ułan (17528), Stanisław Urbańczyk (Sachsenhausen Nr. 5371), Jan Warchomy (182942), Helena Wiązownicka-Gawęda (20214), Zygmunt Wierzbowski (20319), Helena Włodarska (37625), Jan Wojenich (24739), Stefan Wojtkowski (Pseudonym „Stanisław Bułatowicz", 3722), Roman Wojtusiak (Sachsenhausen), Alfons Wrona (109267), Roch Wystrach (10241), Piotr Zoszak (1049).

Die Autoren danken den genannten ehemaligen Häftlingen herzlich für ihre Geduld und Redlichkeit und dafür, daß sie die Mühe auf sich genommen haben, die schweren und häufig höchst unerquicklichen Erinnerungen und Erlebnisse aus jener Zeit wieder ins Gedächtnis zu holen, die auch bei Personen, die nicht in Konzentrationslagern waren, Grauen erwecken.

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński

An der Grenze zwischen Leben und Tod. Eine Studie über die Erscheinung des „Muselmanns" im Konzentrationslager*

Einleitung

Untrennbar verbunden mit der Problematik der Konzentrationslager und mehr noch mit der Person der Häftlinge ist der Begriff des „Muselmanns", der einen Häftling im Zustand äußerster körperlicher Erschöpfung und endgültiger psychischer Entkräftung bezeichnet. Es ist paradox, daß gerade dieses fremd klingende, etwas exotische und dazu noch entstellte Wort Anwendung auf einen großen Teil der Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager fand. In den Lagern, als die Schornsteine der Krematorien rauchten, wurden die Worte „Muselmann" (*muzułman*) und „Muselmanentum" (*muzułmaństwa*) von den Häftlingen täglich gebraucht und weckten weder Verwunderung noch Fragen nach ihrer Bedeutung. Inhalt und Etymologie dieser Bezeichnungen waren eindeutig: Man verstand darunter jenen unglücklichsten aller unglücklichen Häftlinge, von dem Stanisław Jagielski (1968) schrieb, das sei ein Häftling, der die Schwelle des Todes noch zu Lebzeiten überschritten habe. Das Wort Muselmann bürgerte sich in verschiedenen Lagern ein, unabhängig von der Sprache, die die Häftlinge verschiedenster Nationalität benutzten.

Wir wissen, daß kaum ein Muselmann das Lager überlebt hat, denn mit diesem Terminus wurden ja gerade diejenigen Häftlinge bezeichnet, die dem Stadium der Agonie nahe waren. Das tragische Wort aber gelangte aus den Lagern heraus und hat, wie so viele andere, bis heute in zahlreichen schriftlich und mündlich vorhandenen Erinnerungen ehemaliger Häftlinge überlebt.

Dieses Wort lebt und taucht in vielen Büchern über die Lager auf, es wird in verschiedenen Versionen und Varianten gebraucht, in Groß- und Kleinschreibung, in der deutschen oder der polnischen Form – immer aber gilt es dem Häftling als Symbol menschlicher Qual und Erniedrigung, jenem Häftling, der die unsichtbare Lebensgrenze, die Grenze zwischen Sein und Nichtsein überschritten hat.

Dieses symbolische Wort enthält im Grunde den Kern dessen, was den Häftling am Ende seines Weges durch die Todesfabrik des Lagers erwartete. Und es ist heute schwer zu verstehen, ob es an der Banalität oder der Nichtbanalität, der Eindeutigkeit oder der Mehrdeutigkeit dieses Wortes lag, daß man es bis heute nicht in ernstzunehmenden Studien unter verschiedenen sprachwissenschaftlichen, psychologischen, sozialen und nicht zuletzt medizinischen Aspekten untersucht hat.

Wer nicht im Konzentrationslager war, dem fehlt gewöhnlich die Vorstellungskraft, um zu erfassen, was dort alles geschah. Noch schwieriger ist, sich vorzustellen, was der Häftling im Lager fühlte und erlebte. Es scheint, daß die erzählende Literatur tiefer in diese Welt und ihre Geheimnisse eingedrungen ist, als es wissenschaftlichen Studien und Abhandlungen je gelang. So ist erstaunlich, daß das Wort „Muselmann" in seinem umgangssprachlichen Gebrauch aus dem Lager übernommen wurde und man nie versucht hat, seinen Sinn eingehender zu erforschen und insbesondere die so charakteristischen psychischen und körperlichen Züge des Häftlings, der mit diesem Begriff bezeichnet wurde, zu beschreiben.

Als die Autoren dieses Thema in den Mittelpunkt ihrer Studie rückten, standen sie emotional unter einem zwiespältigen Eindruck: Einerseits empfanden sie Verantwortung, gerade weil dies ein so schwieriges Thema ist, andererseits verspürten sie jedoch eine schöpferische Unruhe, ja sogar Erleuchtung, die sich gewöhnlich einstellt, wenn man etwas bisher ganz Vertrautes und Nahes untersucht und sich jetzt herausstellt, daß es doch noch unbekannt ist. Ähnlich gegensätzliche Empfindungen weckte die Lektüre von Erinnerungen und Berichten aus dem Lager, die häufig das Wesen des Muselmanns betreffen.

Jede dieser Quellen, die immer neue Beobachtungen und Wahrnehmungen zum Muselmann lieferten, trug dazu bei, die körperlichen Merkmale des Muselmanns, sein Verhalten und seine Gewohnheiten, seine Reaktionen und Empfindungen allmählich zu verdeutlichen. Sie warfen zudem ein Licht auf seine innere Erlebniswelt, wenn auch nur in fragmentarischen Ausschnitten. Den entscheidenden Anstoß zur Behandlung dieses Themas gab jedoch der persönliche Kontakt mit ehemaligen KZ-Häftlingen, besonders mit denen, die selbst Muselmänner waren oder diesen Zustand fast erreicht hatten.

So bildete sich das Hauptziel der Arbeit heraus: Die charakteristische Erscheinung des Muselmannes, sein Äußeres, die Ursachen und Bedingungen seiner Entstehung und seines Funktionierens in der komplizierten Lagergesellschaft darzustellen und vor allem seinen psychischen Zustand zu beschreiben. Der Zustand des Muselmanns, ein bestimmter Komplex körperlicher und psychischer Symptome, war nämlich nicht nur vom medizinischen Gesichtspunkt, sondern auch im weiteren Sinne einmalig, er war Ausdruck extremer, pathologischer Aggression, die ein Mensch einem anderen zugefügt hatte. Bei der Anordnung des gesammelten Materials haben wir versucht, auch diesen Aspekt gebührend darzustellen.

* Na granicy życia i śmierci. Studium obozowego „muzułmaństwa" (1983, H. 1, S. 27–73; leicht gekürzt). Übersetzung: Olaf Kühl. Vgl. a. Bd. 1, S. 241–260; Bd. 2, S. 113–133

Bereits die Voruntersuchungen und die Sichtung der Literatur deuteten darauf hin, daß die Erscheinung des Muselmanns etwas Außergewöhnliches in der Geschichte der Konzentrationslager und etwas Besonderes in der gesamten Pathologie des Krieges war. Vergeblich sucht man bei verschiedenen Krankheiten des Menschen und selbst bei dauerhafter Unterernährung, an der ja schließlich Millionen von Menschen leiden, nach einem vergleichbaren Zustand. Indem wir uns besonders auf die Analyse des psychischen Zustands der Muselmänner konzentrierten, erhielten wir erwartungsgemäß die unwiederholbare Möglichkeit, tiefe Einblicke in das menschliche Erleben an der Grenzscheide zwischen Leben und Tod zu gewinnen. Dieser immer noch unerkannten, immer wieder anziehenden, ja sogar faszinierenden Welt ein Stück näherzukommen, war ebenfalls ein Ziel dieser Arbeit.

Methode, Material und Quellen

Unsere grundlegende Arbeitsmethode war die Analyse persönlicher Äußerungen von ehemaligen KZ-Häftlingen zu verschiedenen Aspekten des Muselmanentums. Zu diesem Zweck wandten sich die Autoren im Herbst 1981 mit einer speziell entwickelten Enquete an 300 ehemalige Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau, in Einzelfällen auch an Häftlinge anderer Lager. Ohne den Spielraum der Befragten einzuengen, erwarteten wir die Beantwortung folgender Fragen: Wie sind die Wörter Muselmann und Muselmanentum und ihre Synonyme in den verschiedenen Lagern und verschiedenen Zeiträumen des Bestehens der Lager entstanden; welche körperlichen und psychischen Züge mußte ein Häftling aufweisen, damit er zur Gruppe der Muselmänner gerechnet wurde; welches waren die äußeren Ursachen und welche Prädispositionen in der Persönlichkeit waren erforderlich, damit jemand zum Muselmann wurde; wie verhielten sie sich und welche besonders charakteristischen Gewohnheiten hatten sie; wie war die Einstellung der übrigen Häftlinge zu den Muselmännern; wie war die Einstellung der Funktionshäftlinge zu ihnen; wie anfällig oder widerstandsfähig gegen Krankheiten und Belastungen des Lagers waren die Muselmänner; wie starben sie; war es möglich, die Phase des Muselmanentums zu überleben, und wenn ja, wie; hat dieser Zustand bei den Überlebenden dauernde Spuren hinterlassen u.ä.?

Bis Ende Juni 1982 gingen 89 schriftliche Antworten ein, die von 66 Männern und 23 Frauen verfaßt waren. Die Mehrzahl dieser Befragten, 80 Personen, waren Häftlinge in Auschwitz, die übrigen waren in anderen Lagern, z.B. Mauthausen, Gusen, Groß-Rosen, Ravensbrück und Dachau inhaftiert, manche nacheinander in mehreren Lagern. Aus der vollständigen Liste der Einsender im Anhang dieses Aufsatzes ist leicht ersichtlich, daß ihre Namen häufig wiederholt in Studien des „Przegląd Lekarski – Oświęcim" vorkommen, die auf Befragungen basieren. Das hängt damit zusammen, daß diese Personen dem Kreis ehemaliger Kriegsteilnehmer in Krakau verbunden sind, medizinische Einrichtungen in Krakau aufsuchen und vor allen Dingen persönliche Beziehungen zu einem der Verfasser dieser Arbeit haben, der ebenfalls ehemaliger Häftling des Konzentrationslagers Auschwitz ist. Dieser letzte Umstand mag für die ehemaligen Häftlinge der entscheidende Grund gewesen sein, sich wie auch schon in früheren Fällen der Mühe zu unterziehen, den Fragebogen zu beantworten. Die meisten Berichte sind in einem unmittelbaren und sachlichen Ton gehalten, der auf Redlichkeit schließen läßt. Auf die Äußerungen selbst werden wir im weiteren Verlauf der Arbeit eingehen.

Schon an dieser Stelle allerdings möchten wir allen Befragten, die sich die Mühe der Mitarbeit gemacht haben, herzlich danken. Ohne ihre Beteiligung wäre diese Arbeit nicht entstanden, deren Mitverfasser sie gleichsam sind. Sie sind im ersten Teil des Anhanges aufgezählt und am Ende der Zitate genannt. Anmerkungen und Ergänzungen in Klammern stammen von den Autoren des Aufsatzes.

Eine zweite wichtige Informationsquelle waren die vom Archiv der Gedenkstätte Auschwitz aufbewahrten Erinnerungen ehemaliger Häftlinge (zitiert: APMO). Den Zugang zu diesen Quellen verdanken wir Frau Zofia Pohorecka und Mgr. Tadeusz Iwaszko. Auf Bitten der Autoren haben sie sich uneigennützig die Mühe gemacht, diese Erinnerungen durchzusehen und jene Stellen herauszuschreiben, die mit Muselmännern und dem Muselmanentum im Zusammenhang stehen. In drei Heften fanden sich 60 Berichte ehemaliger Häftlinge von Auschwitz, mit genauer bibliographischer Beschreibung und Band- und Seitenangabe der Erinnerungen, so daß es dem interessierten Leser keine Schwierigkeiten machen dürfte, diese Originalquellen zu finden. Wenn diese Quellen auch unveröffentlicht sind, stellen sie doch nach wie vor eine unschätzbare Hilfe bei der historischen Erforschung der Kriegsjahre und der Konzentrationslager dar, die noch längst nicht ausgeschöpft sind. Welchen besonderen Wert dieses Material hat, zeigt sich auch, wenn man es mit den in der polnischen Literatur veröffentlichten Quellen vergleicht. Es ist darauf hinzuweisen, daß einige Verfasser dieser Erinnerungen auch den von uns verschickten Fragebogen beantwortet haben.

Eine dritte Quelle waren wissenschaftliche Publikationen und veröffentlichte Erinnerungen, die das Thema Konzentrationslager, insbesondere das Konzentrationslager Auschwitz behandeln. Von den wissenschaftlichen Arbeiten wurden vor allem die Aufsätze ehemals inhaftierter Ärzte berücksichtigt, sind dies doch die einzigen Arbeiten, die sich auf die eigene, authentische Beobachtung an Mithäftlingen und sich selbst stützen. Von den zahlreichen in Buchform publizierten Erinnerungen wurden diejenigen ausgewählt und zitiert, in denen sich die unseres Erachtens treffendsten Beschreibungen von Muselmännern und von Szenen ihres Lebens im Lager fanden. Ein vollständiges Verzeichnis der benutzten bibliographischen Quellen findet sich im Literaturverzeichnis am Ende des Aufsatzes. Nach unserem Wissen ist dies der erste Versuch, die archivalischen und bibliographischen Quellen zum Thema Muselmann zusammenzustellen.

Eine wertvolle Ergänzung boten Informationen, die wir in direkten Gesprächen mit und Befragungen von ehemaligen KZ-Häftlingen während der ärztlichen Untersuchungen gewonnen haben, die seit vielen Jahren in der Psychiatrischen Klinik der

Medizinischen Akademie von Krakau durchgeführt werden. Die Erfahrung aus diesen Gesprächen half dabei, die Gesamtkonzeption dieser Arbeit festzulegen. Sie erleicherte das Verständnis und die Interpretation der Berichte, die uns die befragten Häftlinge einsandten.

Ein wesentliches Element war auch die Analyse von Fotodokumenten, die das Erscheinungsbild der Muselmänner im KZ zeigen. Dies sind einmalige und im allgemeinen schwer zugängliche Quellen, wie die Zeichnungen, Skizzen oder Gemälde, die Häftlinge porträtieren oder Szenen aus der Lagerwirklichkeit festhalten (z.B. von Jerzy Brandhuber, Władysław Siwek und Jerzy Potrzebowski). Das fotografische Porträt eines Muselmanns auf dem Umschlag des großartigen französischen Bildbands „La deportation" (1968), der Fotografien aus den Lagern enthält, ist zweifellos eine in ihrer Aussage zutiefst erschütternde Aufnahme. Es ist fraglich, ob eine Beschreibung den Wert dieses Bildes ersetzen kann. Allein Gisges (1976) ist es vielleicht gelungen, in einem Satz zu erfassen, was diese ungewöhnlichen Augen eines „Muselmanns" ausdrückten: „Nur ihre Augen leuchteten wie die von Wildkatzen".

Literatur über Hungerkrankheit und „Muselmanentum"

Am häufigsten wird Muselmanentum mit Hungerkrankheit gleichgesetzt. Der Hunger war eine der wichtigsten Begleiterscheinungen von Krieg und Konzentrationslager. Die Nahrungseinschränkung oder gänzliche Nahrungsverweigerung war meist das einfachste und billigste Mittel, ein unterworfenes Volk oder isolierte Personen und Häftlinge allmählich zugrundezurichten. Der vergangene Krieg ist reich an drastischen Beispielen für die Anwendung dieser Methode. In Polen hat der Hunger die furchtbarsten Folgen unter den Bewohnern des Warschauer Ghettos gezeitigt.

Forschungsergebnisse zur Hungerkrankheit im Warschauer Ghetto enthält das Buch „Die Hungerkrankheit. Klinische Untersuchungen zum Hunger, durchgeführt 1942 im Warschauer Ghetto" (poln. bzw. franz. 1946, engl. 1979). Dies ist eine ungewöhnliche weltweit einmalige Veröffentlichung. Janina Kowalczykowa (1946) schreibt in einer Rezension dieses Buches:

„Es ist eine Gemeinschaftsarbeit von jüdischen Ärzten und Medizinstudenten, die im Warschauer Ghetto eingeschlossen waren und sich die Aufgabe gestellt hatten, die Ergebnisse jenes grausamen Experiments der Verurteilung der jüdischen Bevölkerung zum langsamen Hungertod wissenschaftlich zu bearbeiten. (...) Aller Menschenrechte beraubt, nicht nur im Angesicht des Todes, sondern viel mehr noch der zermürbenden Unsicherheit, wann und unter welchen Umständen er eintreten würde, in Angst nicht nur um sich selbst, sondern vor allem um ihre Nächsten – in dieser Situation rangen sie sich zu der kollektiven Anstrengung einer organisierten, gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit durch. Wie aus der Einleitung zu der eigentlichen Arbeit hervorgeht, kamen vierundzwanzig der Mitarbeiter, die als Hauptautoren genannt sind, im Ghetto um; lediglich zweien war es noch vergönnt, die Früchte ihrer Arbeit gedruckt zu sehen."

In den sechs Abschnitten dieses Buches erörtern die Verfasser die unterschiedlichsten klinischen und anatomisch-pathologischen Aspekte der Hungerkrankheit. Wie weit die Aushungerung dieser Kranken ging, zeigt die Tatsache, daß eine der Frauen, die 152 cm groß war, nur 24 kg wog! Dr. D. Braude-Heller befaßte sich mit dem klinischen Bild des Hungers bei Kindern.

Jakub Frydman-Chlebowski (1946) unterschied zwei charakteristische Formen dieser Krankheit: Die trockene oder kachektische, und die ödematöse. Bei der Beschreibung des psychischen Zustands dieser Kranken notierte er:

„Bei diesen Kranken dominieren seelische Abstumpfung, langsames Denken, Gedächtnisverlust, Gleichgültigkeit gegenüber sich selbst und der Umgebung, Verwahrlosung sowie eine starke Einengung der psychischen Interessen und deren Degradation. Die Kranken verstehen schlecht, was man zu ihnen sagt, sie antworten zögernd auf Fragen und neigen zu Tränen. In einer bestimmten Phase zeigen sich extreme Reizbarkeit und Jähzorn, Gedankenflut, Verwirrung, Bewußtseinstrübung und Sinnestäuschungen bis hin zu ganz erschreckenden Psychosen."

Ähnliche psychische Symptome beschreibt Leyton (nach Bober, 1946) bei Kriegsgefangenen in einem Lazarett für Kriegsgefangene in Tost, Deutschland:

„Ist die Aushungerung weit genug fortgeschritten, so zeigte sich ein Anstieg der Reaktionszeit auf äußere Reize. Manchmal vergingen mehrere Minuten, bevor einer Aufforderung Folge geleistet wurde. Beim Gehen hatte man den Eindruck, die Beine schleppten sich eher über den Boden, als daß sie sich höben. Die Reaktionsschwächung verursachte zahlreiche Unfälle, weil der ausgehungerte Kriegsgefangene einer drohenden Gefahr nicht ausweichen konnte. Der Sexualtrieb erlosch (...). Die Neigung zum Alkohol und zum Tabakrauchen blieb erhalten und nahm zu."

Aus Beobachtungen, die Aleksander (nach Paluch, 1946) an Kriegsgefangenen anstellte, die in Italien im Lazarett lagen, geht hervor, daß das Überschreiten eines gewissen Grades der Aushungerung irreversibel war; diese Kranken starben trotz Behandlung und anfänglicher Besserung.

Ein anderes Beispiel für massenweises Auftreten der Hungerkrankheit ist die Unterernährung bei der Blockade Leningrads während des Krieges. Obwohl die Einwohner unter völlig anderen Bedingungen lebten als die Häftlinge in den Konzentrationslagern, traten auch bei ihnen die charakteristischen Störungen im psychischen Bereich auf. Es waren in der Mehrzahl asthenische Erscheinungsbilder.

„Es kam zu einer extremen Schwerfälligkeit, zu einer Abneigung gegen jegliche Anstrengungen sowohl körperlicher, als

auch geistiger Art; selbst die mit dem Essen verbundene Anstrengung wurde zu groß. Vor dem Hintergrund dieser Asthenie zeigten sich halluzinatorische Trübungszustände mit vor allem visuellen, manchmal auch hypnagogischen Sinnestäuschungen katathymen Inhalts. Es ist charakteristisch, daß die Kranken in diesem halluzinatorischen Zustand plötzlich aus ihrer Lethargie erwachten und zu beträchtlichen körperlichen Anstrengungen fähig waren, in denen ihre Sinnestäuschungen zum Ausdruck kamen (. . .). Diese Zustände hinterließen nichts als psychische Labilität und eine geschwächte Widerstandskraft gegen unangenehme Erlebnisse".
(Golant, 1945)

Den Menschen der Nahrung und vor allem der Flüssigkeitsaufnahme zu berauben, heißt in jedem Fall, ihn unmittelbar und unausweichlich in Lebensgefahr zu bringen. Alles, was der Mensch in einer solchen Situation erlebt, ist also als Reaktion auf die Bedrohung seines Lebens zu werten und zu untersuchen. Man könnte zahlreiche Beschreibungen anführen, die zeigen, daß der Mensch, wenn er eine solche Bedrohung durchlebt, fähig ist, die ganze komplexe Widersprüchlichkeit seiner Natur zum Ausdruck zu bringen, von passiver Unterwerfung und Fügung in das Schicksal bis zu einer heroischen Haltung, aber auch zutiefst pathologischen Reaktionen und Verhaltensformen.

Vergleicht man die Beschreibungen der Hungerkrankheit und ihrer Symptome bei der Zivilbevölkerung bzw. bei Soldaten im Krieg mit den Beschreibungen dieser Krankheit bei Häftlingen in Konzentrationslagern, so werden die wesentlichen Unterschiede sofort deutlich. Wenn auch die Hauptursache der Krankheit in beiden Fällen der Mangel an Nahrung oder ihre schlechte Qualität ist, so wird das Krankheitsbild doch auch entscheidend von anderen Faktoren bestimmt. Die Besonderheit und Spezifik der Hungerkrankheit in den Konzentrationslagern ist in den außergewöhnlichen Lebensbedingungen und vor allem der besonderen psycho-sozialen Atmosphäre des Lagers zu suchen, die von einer ungewöhnlich starken Massierung und Verstärkung biologischer und psychologischer Traumen geprägt war, welche zur völligen Erschöpfung des Organismus und schließlich zum Tod führten. Wie wir wissen, war die Intensität dieser Traumen so stark, daß die Häftlinge in vielen Fällen ohne eine direkte körperliche oder biologische Ursache starben: Der Tod konnte aufgrund psychischer Überlastung eintreten.

Von den Bemerkungen, die sich zu diesem Thema in der Literatur finden, sollte die Auffassung Tadeusz Kielanowskis zitiert werden:

„(. . .) der Tod hatte damals für viele Menschen eine andere Bedeutung als die, die sie zuvor gewohnt waren und die nach dem Kriege wieder aufkam. In den Lagern und Ghettos herrschte Todesangst, aber es gab auch den Gedanken an den Tod als Befreiung von den Qualen des Lebens. Dennoch betonen die meisten Verfasser der Erinnerungen, daß gerade die die Lagerbedingungen aushielten und bis zur Befreiung überlebten, die nicht die Hoffnung verloren, nicht seelisch zusammenbrachen und an die Befreiung glaubten (. . .). Wer psychisch zusammenbrach, starb bald." (Kielanowski, 1980)

Versucht man, den psychophysischen Zustand des Muselmanns darzustellen, so sollte man die Ergebnisse der Beobachtungen und ärztlichen Untersuchungen der Häftlinge von Auschwitz unmittelbar nach der Befreiung des Lagers berücksichtigen. Dr. Bolesław Urbański stellte in seiner Arbeit „Eigene Beobachtungen zur [Hunger-]Krankheit der Häftlinge von Auschwitz" [poln.] fest:

„Meine Beobachtungen zur Hungerkrankheit stützen sich auf das Material, das in Auschwitz gefunden wurde, nachdem die Besatzer das Lager verlassen hatten (. . .); von den ungefähr 2500 ehemaligen Häftlingen, die im Lagergelände verblieben waren, waren etwa 70 % bettlägerig, so daß das Lager zu einem einzigen großen Spital wurde. Meine Beobachtungen betreffen Menschen verschiedener Rassen und Nationalitäten beiderlei Geschlechts im Alter von 6 bis 60 Jahren. Die Mehrzahl der Kranken litten außer an der Hungerkrankheit noch an anderen Erkrankungen, vor allem an Tuberkulose in verschiedenen Entwicklungsstadien.

Wenn es sich um die reine Form dieser Lagerkrankheit handelte, so machten die Kranken einen sehr erschöpften, schläfrigen Eindruck. Sie klagten über hartnäckigen, oftmals blutigen Durchfall, häufiges Wasserlassen, besonders in der Nacht, über Schwerfälligkeit oder Apathie sowie eine Beeinträchtigung der Sinneswahrnehmungen. Die Frauen hatten keine Periode, die Männer bekundeten sexuelle Impotenz. Häufig fand sich ein Verlust des Durstgefühls bei erhaltenem Hungergefühl (. . .). Bei allen Untersuchten stellten wir ein beträchtliches Untergewicht fest; das niedrigste Gewicht bei einer erwachsenen Frau betrug 27 kg. Bevor ich auf den Sachverhalt näher eingehe, muß ich unterstreichen, daß 95 % der Fälle ödematöse Formen der Hungerkrankheit und die restlichen 5 % trockene Formen waren, wenn man das so nennen kann. Die letztere Form nämlich betraf Personen, die sich dank ihrer Beziehungen im Lager oder aufgrund ihrer Gewitztheit vor allem von Eiweiß ernährt hatten, wenn auch nicht immer in ausreichender Menge." (Urbánski, 1948)

In seinen Schlußfolgerungen stellt Urbański fest, daß in der Ätiologie der „Lagerauszehrung" Faktoren beteiligt waren wie qualitative und quantitative Unterernährung, übermäßige körperliche Arbeit, schädliche Wirkung der Kleidung und unhygienische Lebensbedingungen. Die Symptome dieser Auszehrung sind im allgemeinen mit denen der sog. Hungerkrankheit identisch, jedoch mit dem Unterschied, daß bei den Lagerhäftlingen keine Verlangsamung der Herztätigkeit festgestellt wurde; die Pulskurve verlief immer parallel zur Kurve der Körpertemperatur.

Bei den häufigsten Komplikationen der „Lagerauszehrung" unterscheidet Urbański zwei Gruppen: Komplikationen im Zusammenhang mit der allgemeinen Reaktion des Organismus in Form einer starken Leukozytose und von Fieberzuständen, wie bei den Fällen einer exsudativen Brustfellentzündung; und

andererseits Komplikationen ohne oder mit sehr geringer Reaktion, wie bei manchen eitrigen Infektionen. Abschließend schreibt er:

„Wegen der etwas unterschiedlichen Ätiologie der Auszehrung und gewisser Unterschiede in der Symptomatik entsprechen die Zustände der Auszehrung im Lager Auschwitz, die ich als ‚Lagerauszehrung' bezeichnet habe, nicht völlig der sog. Hungerkrankheit."

Von Anfang an hatte man beobachtet, daß der schnelle Fortschritt der Auszehrung durch verschiedene prädisponierende Faktoren begünstigt wurde. Władysław Fejkiel (1964) faßt sie treffend in seinen Erinnerungen als Arzt in Auschwitz zusammen:

„Die sog. persönliche Konstitution spielte auch eine nicht zu unterschätzende Rolle (...). Tatsächlich waren kleine und zierlich gebaute Menschen im Durchschnitt viel widerstandsfähiger gegen Hunger und körperliche Anstrengung. Hochgewachsene Typen mit einer großen Knochen- und Muskelmasse dagegen gingen sehr schnell zugrunde. Am schlechtesten ertrugen korpulente Menschen Hunger, Arbeit und Unbequemlichkeiten (...).

Auch die Lebensweise in der Freiheit, der ausgeübte Beruf und die damit häufig zusammenhängende soziale Herkunft, hatten einen gewissen Einfluß auf das Schicksal des Häftlings. Unter den Bedingungen, denen wir ausgesetzt waren, widerstanden den Folgen des Hungers am längsten Arbeiter, die die Arbeit im Freien und häufig unter schlechten Wetterverhältnissen gewohnt waren. Den Hunger ertrugen Bauern und Häftlinge, die früher keine körperliche Arbeit ausgeübt hatten, besonders schlecht."

Nach dem Gutachten, das Professor Jan Olbrycht im Krakauer Auschwitz-Prozeß von 1947 vorgelegt hat, äußerten sich die Symptome des Muselmanentums in folgendem:

„Das Fettgewebe verschwand, die Muskeln wurden schlaff und schwanden ebenfalls. Das Gesicht wurde maskenhaft, der Blick war in die Ferne gerichtet, die Pupillen unnatürlich erweitert. Es kam zu einer immer größeren allgemeinen Schwäche, zu Apathie und Schläfrigkeit und zu einer Herabsetzung sämtlicher vitaler Prozesse, insbesondere der psychischen; diese Kranken sahen und hörten schlecht, Apperzeption, Assoziation, Denkvorgänge und überhaupt alle Reaktionen waren bei ihnen verlangsamt (...), daher auch die träge Ausführung von Anweisungen, was irrtümlich für eine Form des passiven Widerstands gehalten wurde und bestialische Schindereien der SS-Männer und Funktionshäftlinge zur Folge hatte."
(Olbrycht, 1948)

Der polnische Jurist Jan Sehn, der 1945 unmittelbar nach der Befreiung des Lagers die strafrechtlichen Ermittlungen über die in Auschwitz-Birkenau begangenen Verbrechen aufgenommen hatte, faßt zusammen:

„Der Muselmann befand sich auch in psychischer Hinsicht im Zustand des Sterbens. Das normale Interesse an der Umgebung nahm immer stärker ab, bis schließlich selbst das eigene Schicksal völlig gleichgültig wurde. In diesem Zustand war der Muselmann sehr wenig von einem Toten zu unterscheiden, und tatsächlich erfolgte der unausweichliche Tod dann ganz unmerklich. Er schlief einfach ein.

Das Schicksal eines Auschwitz-Häftlings, der zum Muselmann geworden war, war besiegelt: War er Jude, so wurde er, da er in diesem Zustand zu keiner Arbeit mehr geeignet war, der sog. *Sonderbehandlung* unterzogen. Gehörte er zu den anderen Häftlingen, so konnte er als Sterbender auch nicht mehr als sterbenskrank sein und mußte sterben, selbst wenn er durch einen glücklichen Lauf der Ereignisse ins Lagerspital kam. Eine einzige etwas reichere Mahlzeit war für ihn eine solche Anstrengung, daß sie den Tod zur Folge hatte. Das zeigte sich in vielen Fällen in den ersten Tagen nach der Befreiung (...).

Die Unterlagen des SS-Hygiene-Instituts in Auschwitz* beweisen, daß ein Aufenthalt von drei bis sechs Monaten im Lager bei der Lagerernährung – abhängig von der geleisteten Arbeit – in der Regel den Zustand des Muselmanentums zur Folge hatte. Ein Häftling, der in dieser Zeit nicht zum Muselmann wurde, mußte sich zusätzliche Nahrung beschafft haben." (Sehn, 1960)

Stanisław Sterkowicz behandelt den Zustand des Muselmanentums als vierte, letzte Phase der Hungerkrankheit.

„Die vierte Phase – das ist das tragische und traurige Ende des ausgehungerten und zu Tode gequälten, menschen- und gottverlassenen Menschen, ein furchtbarer Anblick völliger Verwahrlosung und Teilnahmslosigkeit. Diese Periode ist durch einen für die Situation geradezu paradoxen psychogenen Appetitmangel und eine fast völlige Abstumpfung gegenüber der Umwelt gekennzeichnet. So gut wie nichts ist mehr in der Lage, den Muselmann zu erfreuen oder zu bedrücken. Es ist eine Phase, die der völligen Katatonie am nächsten kommt, in der der Kontakt des Menschen zu seiner Umwelt so gut wie ganz erlischt (...). Die Geschichte der Konzentrationslager kennt Fälle, in denen die ‚Muselmänner' in diesem Stadium der Hungerkrankheit bis zur Befreiung überlebten, dann aber starben, trotz der verschiedensten Versuche, sie zu retten. Sie erhielten Tropfinfusionen in die Venen, man versuchte, sie mit Zwang künstlich zu ernähren – es half alles nichts. Die Rettungsversuche kamen zu spät, sie waren vergebens, wie heute bei Menschen mit irreversiblen Hirnschäden (...). Nur die letzte Phase des Muselmanentums dauerte immer sehr kurz, und sie endete immer mit dem Tod." (Sterkowicz 1971)

Unter den medizinischen Arbeiten zum Thema ist Władysław Fejkiels Publikation „Der Hunger in Auschwitz" hervorzuheben. Sie ist fast völlig den Muselmännern gewidmet; der Autor hat sie während seiner Tätigkeit als Arzt im Block 28 von Auschwitz beobachtet. Obwohl diese Arbeit in einem Sammel-

* Vgl. Bd. 1, S. 213–217

band von Erinnerungen ehemaliger Häftlinge veröffentlicht wurde und auch in entpsrechendem Ton gehalten ist, enthält sie doch treffende Bemerkungen und Beobachtungen zu den Muselmännern, auch über ihren psychischen Zustand. Bevor wir ein längeres Zitat aus dieser Arbeit vorstellen, sei der Leser auf die farbigen Beschreibungen von Traumphantasien im Zusammenhang mit dem Hungererlebnis hingewiesen.

„Hinsichtlich der Krankheitssymptome läßt sich der Prozeß des Hungers in zwei Phasen einteilen. Die erste war durch Abmagerung, Muskelschwächung und zunehmende Verringerung der Bewegungsenergie gekennzeichnet. In dieser Phase war noch keine größere Schädigung des Organismus eingetreten. Außer langsameren Bewegungen und einer Schwächung zeigten die Kranken eigentlich keine Symptome. Sie wiesen auch keine größeren psychischen Veränderungen auf, abgesehen von einer gewissen Erregtheit und der charakteristischen Reizbarkeit.

Die Grenze des Übergangs von der ersten zur zweiten Phase ließ sich nur schwer feststellen. Bei den einen erfolgte er allmählich, bei anderen abrupt. Annäherungsweise kann man sagen, daß die zweite Phase begann, wenn der Hungernde ein Drittel seines normalen Körpergewichts verloren hatte. Neben der fortschreitenden Abmagerung und Schwächung begann sich nun auch der Gesichtsausdruck zu ändern. Der Blick trübte sich, das Gesicht bekam einen teilnahmslosen, gedankenlosen und traurigen Ausdruck. Die Augen waren glanzlos, die Augäpfel tief eingefallen. Die Haut färbte sich graubläulich, sie wurde dünner, pergamentartig, sie wurde härter und blätterte ab. Sie war sehr anfällig für jede Art von Infektionen, besonders für die Krätze. Das Haar war rauh, brüchig und glanzlos. Der Kopf bekam ein langgezogenes Aussehen, die Umrisse von Jochbein und Augenhöhlen begannen sich deutlich abzuzeichnen. Der Kranke atmete langsam, er sprach leise und unter großer Anstrengung.

Je nachdem wie lange die Aushungerung schon dauerte, traten kleinere oder größere Ödeme auf. Sie erschienen zuerst auf den Augenlidern und an den Füßen. In Abhängigkeit von der Tageszeit änderten sie ihren Sitz. Morgens, nach der Erholung in der Nacht, waren sie schon im Gesicht zu sehen, abends dagegen an den Füßen, Unter- und Oberschenkeln. Die Flüssigkeit verlagerte sich durch Stehen in die unteren Körperteile. Nach längerem Hunger entwickelten sich die Ödeme immer stärker und befielen bei Häftlingen, die länger stehen mußten, der Reihe nach Unterschenkel, Oberschenkel, Gesäß, Hodensack, ja sogar den Bauch. Zu den Ödemen kam der Durchfall, obwohl es oft geschah, daß der Durchfall dem Auftreten der Ödeme vorausging.

Die Kranken stumpften in dieser Zeit ab, sie wurden gleichgültig gegenüber allem, was um sie herum geschah. Sie zogen sich aus allen Verbindungen mit ihrer Umgebung zurück. Wenn sie sich bewegen konnten, so taten sie das sehr langsam, ohne die Knie dabei einzubiegen. Aufgrund der niederen Körpertemperatur, die in der Regel unter 36°C absank, zitterten sie vor Kälte.

Beobachtete man eine Gruppe solcher Kranker von weitem, so hatte man den Eindruck von betenden Arabern. Daher kommt auch die populäre Lagerbezeichnung für die Hungerkranken – „Muselmänner".

Leben kam in sie nur beim Anblick von Nahrung oder bei Sinnes- oder Hörempfindungen, die sie an Nahrung erinnerten.

Aufgrund der somatischen Veränderungen traten auch Störungen im psychischen Bereich auf. In der Anfangsphase des Hungers beobachteten wir nur Anzeichen der Erregung. Diese Menschen wurden reizbar, streitlustig, auf hysterische Weise unzufrieden, meckerig und asozial. Zu Spannungen und Streit kam es am häufigsten im Zusammenhang mit dem Essen. Einer warf dem anderen vor, sich größere Essensportionen zu nehmen, er meinte in der Suppe des Nachbarn weniger Wasser als in der eigenen, dafür aber vermeintlich mehr Fleisch, Kartoffeln usw. zu sehen. In dieser Zeit äußerte sich das Hungergefühl am intensivsten. Die Kranken speichelten häufig schon beim Gedanken an das Essen und sie dachten ständig daran. Solange der Kranke noch einigermaßen bei Kräften war, suchte er sich einen Ruheplatz aus, wo er sich am Essen wenigstens sattsehen bzw. über das Essen sprechen konnte. Diese Kranken sammelten sich immer in der Nähe der Küche, der Magazine oder der Mülleimer, oder sie umringten essende Häftlinge auf aufdringliche Weise und bedachten sie mit neidischen Blicken bzw. warteten auf die seltene Gelegenheit, ein Kochgeschirr oder einen Kessel auslecken zu können.

Obwohl die Muselmänner im allgemeinen unfähig zu einer gemeinsamen Aktion waren, so kam es doch bisweilen zu solchen Aktionen, aber nur, wenn es um das Essen ging. Es handelte sich dabei um Überfälle auf das *Kesselkommando*, d.h. die Häftlinge, die die Suppenkessel zu den Blocks trugen.

(...) Auf der Suche nach Eßbarem gingen die Muselmänner anders vor. Meist durchwühlten sie die Mülleimer, obwohl das ziemlich aussichtslos war, denn in Auschwitz wurde kein Essen weggekippt. Dennoch mochten sie dort vielleicht verfaultes Gemüse, Küchenabfälle, Kartoffelschalen und alte Rinderknochen finden, aus denen sie das darin angeblich enthaltene Mark zu saugen suchten. Ein seltener Glückspilz war, wem es gelang, im Müll ein Stück verschimmelte Brotrinde zu finden.

(...) Charakteristisch waren die Gespräche der Muselmänner. Sie versprachen sich gegenseitig, nach der Rückkehr nach Hause vernünftiger zu leben. Mehrere Schüsseln dicker Gerstengraupen mit Speckgrieben wollten sie dann auf einmal essen und mehrere Laibe Brot mit Butter und Speck. Immer würden sie zu Hause sitzen und ihrer Frau beim Kochen helfen.

Manche, die mehr Phantasie besaßen, fertigten allerlei Notizen und Aufzeichnungen an. Sie entwickelten Rezepte für die verschiedensten fetten und vom kulinarischen Standpunkt aus meist unsinnigen Schleckereien.

Ich kannte einen Juristen, in dessen Strohsack wir nach seinem Tod zwei dicke Bündel mit Küchenrezepten für die verschiedensten von ihm erdachten Gerichte versteckt fanden. Diese Arbeiten hatte er auf dem Papier alter Zementsäcke verewigt. Er hatte gewiß geglaubt, er hätte sensationelle Entdeckungen in der Kochkunst gemacht.

Die Qualen, die tagsüber von dem Gedanken und den Gesprächen über das Essen verursacht waren, wurden nachts durch entsprechende Träume ergänzt. Die Kranken träumten

vorwiegend von Empfängen in Häusern, die für ihre gute Bewirtung bekannt waren, sowie in guten Gastwirtschaften, wie ‚Polonia', ‚Bacchus' und ‚Poller', oder in gemütlichen, jüdischen Provinzlokalen. Leider kam es immer so, daß man im letzten Augenblick, wenn schon alles aufgetragen war, noch auf jemanden warten mußte, oder daß irgend etwas fehlte und man das Gastmahl doch noch verschieben mußte. Wenn dann alles bereit war und man nur noch nach Messer und Gabel zu greifen brauchte, ertönte der Lagergong, der zum Aufstehen und zur Arbeit rief.

Diese Träume waren so plastisch, daß sie für den ganzen Tag ein neues und angenehmes Gesprächsthema abgaben, bis dann das nächste Bankett kam.

Auch ich blieb nicht davor verschont. Als ich wegen Hungerruhr im Spital in Block 28 lag, hatte ich einmal einen Traum. Ich badete zusammen mit einem Rudel Katzen in einem sahnegefüllten Bottich, der bei meiner Mutter im Keller stand. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß meine Mutter jeden Augenblick hereinkommen könnte. Das Schlimmste aber war, daß ich in der Sahne schwimmen, ja sogar untertauchen, aber aus irgendeinem Grunde nicht von ihr trinken konnte. Als ich erwachte, sah ich über mir das Gesicht eines Freundes, des Muselmannes Janusz Krzywicki, eines Offiziers aus Warschau. Sein Anblick erinnerte mich daran, daß ich im Lager war." (Fejkiel 1964)

In einer früheren Veröffentlichung, die dem Problem des Sterbens und des Todes im Konzentrationslager gewidmet war*, gingen wir auf die Muselmänner ein und zitierten einige Beschreibungen ihres Verhaltens im Angesicht des eigenen Todes (Ryn und Klodziński 1982). Wir unterstrichen damals, daß das Bild der somatischen Veränderungen, besonders aber die psychische Charakteristik sie deutlich von anderen aus Beschreibungen in der Fachliteratur bekannten Formen der Hungerkrankheit unterscheidet. Stanisław Sterkowicz (1969) schrieb zum Tod des Muselmanns zutiefst moralisch und scharfsinnig:

„Der Tod eines Muselmanns. Wer immer ihn gesehen hat, wird diesen furchtbaren Anblick bis an sein Lebensende nicht vergessen. Dieser Tod war wohl von allen schrecklichen der schrecklichste. Der Tod wehrloser Menschen, die in furchtbarer Entkräftung bis zum Äußersten getrieben worden waren. Ein gnadenloser Tod, der einem nach Jahren noch mit dem stummen Vorwurf das Herz zerriß, daß auf eben diese Weise namenlose Tausende unserer Brüder und Schwestern, im Unglück vereint, umgekommen waren. Und wer überlebte, fand oft nicht die geringste Hilfe, nicht einmal die Vortäuschung von Mitleid oder Erbarmen. Die Muselmänner starben, ohne auch nur die Spur von Mitleid in unseren zu Asche gewordenen Herzen zu wecken, und unsere leeren, kraftlosen Hände hoben sich nicht. Sie starben ohne einen Klagelaut, aber ihr Blick, der auf uns gerichtet war, sagte uns die grausame Wahrheit, daß wir die Menschlichkeit, auf die wir einst so stolz gewesen und mit der wir aus jener anderen Welt dort draußen ins Lager gekommen waren, verloren hatten."

* Vgl. Bd. 1, S. 281–328

„Muselmänner" in der KZ-Literatur

Auf den wissenschaftlichen Wert der Berichte und Erinnerungen aus den Konzentrationslagern hat u.a. Antoni Kępiński hingewiesen. Er benutzte diese Quellen mit dem gleichen Vertrauen wie die unmittelbaren Gespräche mit ehemaligen Häftlingen und zitierte sie gern in seinen Arbeiten zu Auschwitz. Diese intuitive Einschätzung hat sich in der Praxis vielfach bestätigt. Die von ehemaligen Häftlingen aufgezeichneten Erinnerungen waren häufig bereits fast druckfertig, wenn sie eingingen, nach einer weiteren Bearbeitung bildeten sie dann bereits die Grundlage für Buchausgaben. Ein klassisches Beispiel hierfür und bei weitem kein Einzelfall sind die Erinnerungen von Adolf Gawalewicz, die zunächst 1963, 1964 und 1965 im „Przegląd Lekarski-Oświęcim" erschienen und später [unter dem Titel „Reflexionen aus dem Wartesaal zum Gas"; poln.] auch als Buch herausgegeben wurden (1968). Die Registrierung der Lagerwirklichkeit, die Fixierung subjektiver Erlebnisse und Erfahrungen machen sie zum unschätzbaren Material für Analysen und Untersuchungen der Vertreter verschiedenster Fachrichtungen.

Dies gilt auch für den Wert der Erinnerungen von Adolf Gawalewicz, zumal ihr Verfasser – wie er selbst schreibt – „in der Laufbahn des Muselmanns alle Stationen durchgemacht hat, selbstverständlich mit Ausnahme des Todes" (1968). Er schreibt:

„Es kam so, daß mein Schicksal mir schon bald, d.h. nach wenigen Monaten Aufenthalt im Lager und für eine besonders lange Zeit (. . .) einen Platz in der Kategorie jener Häftlinge zuwies, die man als Muselmänner bezeichnete. Bei den Kollegen stand ich im Rufe des ewigen und trotzdem immer noch lebendigen Muselmanns. Das Muselmanentum in seiner körperlichen Form war also gleichsam die Synthese meines Schicksals in Auschwitz (. . .). Ich schreibe von mir, ich berichte Tatsachen und Begebenheiten, die ich persönlich – hauptsächlich als passiver Beobachter – erlebt habe. Dennoch habe ich den Eindruck, ich schreibe nicht nur über mich, sondern halte auch Bruchstücke der Erfahrungen all jener Mithäftlinge fest, die von Durchfall, Phlegmonen, Hunger, Phenol und Gas dahingerafft wurden (. . .). Deshalb gehörte die Mehrheit meiner Freunde und Kollegen aus dem Lager zur Kaste der Muselmänner. Sie können keine Erinnerungen schreiben."

Czesław Ostańkowicz hat in seinem Buch „Zyklondampfende Erde" (1969) [poln.] den „Muselmännern" ein ganzes Kapitel gewidmet. Er schreibt darin u.a.:

„An den Barackenmauern standen reglos die Muselmänner von Auschwitz, hungerkranke Menschen. Wenn man sie so

ansah, hatte man den Eindruck, das sei eine mohammedanische Prozession, so eine Art gemeinsamen Gebetes von Muselmanen. Die Hungerkrankheit trocknete den Organismus so sehr aus, daß der Mensch ein Drittel seines Gewichts verlor. Die Muskeln schwanden dahin, an ihrer Stelle schwoll das Gewebe an. Die Beine schwemmten mit Flüssigkeit auf. Wir pflegten zu sagen: Das Wasser steht dir bis zu den Beinen. Der Muselmann verlor den Willen, um sein Leben zu kämpfen. Nur der Anblick von Nahrung ließ seine Augen noch einmal aufleuchten. Der Muselmann reagierte nicht einmal auf Frost. Ich sah erfrierende Kameraden, die im Frost für immer einschliefen. Nicht einmal wenn ich von der Freiheit, von ihren Nächsten erzählte, oder davon, daß ihre Liebsten auf sie warteten, konnte ich sie aus ihrer muselmanischen Erstarrung lösen und dazu bringen, sich durch Bewegung aufzuwärmen. Nicht einmal zu der kleinsten Bewegung mochten sie sich aufraffen, die ihnen erspart hätte, den elenden Tod des Muselmanns zu sterben. Diese Schicksalsergebenheit machte sie bei den anderen Kameraden unbeliebt. Das Wort ‚Muselmann' erweckte bei unseren Kapos Haßgefühle, bei uns eine ungerechte, gewiß unmenschliche Verachtung."
(Ostańkowicz 1969)

Der massenhafte Umfang des ‚Muselmanentums' und das tragisch-unabänderliche Schicksal der ‚Muselmänner' wird auch in anderen Erinnerungen aus dem Konzentrationslager Auschwitz beschrieben.

„Zu den Phlegmonen an den Beinen kam der Durchfall – ‚*durchfall*', so wurde das im Lager genannt. Diese zwei Krankheiten und die durchdringende Kälte schufen einen neuen Häftlingstyp – den ‚Muselmann'.

Solche ‚Muselmänner' nun, hungrige, abgerissene, barfüßige Gestalten, kann man auf den Lagerstraßen, an den Mauern der Blöcke oder bei der Lagerküche immer häufiger antreffen. Sie sterben zu Dutzenden, zu Hunderten. Im Block verunreinigen sie die Latrinen, Flure, Säle, Strohsäcke und Decken. Der Blockälteste hat ihnen den Krieg erklärt, all unsere Überredungsversuche sind fruchtlos (. . .).

Damals im Gefängnis von Bytom, als ich in der Einzelzelle saß, hatte ich große Sehnsucht nach Menschen. Heute würde ich lieber wieder allein sein. Denn es ist ein schreckliches Gefühl, soviele gequälte, mißhandelte Menschen ansehen und ihr Leiden mitempfinden zu müssen . . . ohne ihnen helfen zu können (. . .).

Es ist tragisch, daß sogar der Tod im Lager seine majestätische Aura verliert. Die Häftlinge sterben überall und unter den übelsten Bedingungen: Im Block, vor der Schüssel Suppe, in der Ecke des Saals, draußen an der Mauer, nachts auf den Latrinen . . . überall ‚Muselmänner' . . . ‚Muselmänner' . . ."
(Jerzy Pozimski. In: Nummern sprechen . . . [poln.] 1980)

Die meisten Erinnerungen betreffen verschiedene Geschehnisse des Lagerlebens. Manche von ihnen erzählen über die Muselmänner und ihr tragisches Schicksal in der Lagergesellschaft. Es lohnt, ein paar von ihnen zu zitieren.

„Ich ging auf den Hof und wandte mich schnell in die Richtung, in der ich die geheimnisvollen nächtlichen Gäste vermutete. Sie flohen nicht vor mir, wie sie es sonst taten. Denn es kam vor, daß nachts, wenn es dunkel war, Muselmänner zur Küche schlichen, sich Schalen und ähnlichen Abfall aus dem Mülleimer suchten und sie gleich roh aufaßen. (Sie starben dann bald an Durchfall.) Sie wurden immer vertrieben, und wenn ich Brot oder Suppenreste hatte, gab ich diesen armen, ausgehungerten und abgezehrten, zu allem entschlossenen Menschen davon, wenn sie nicht vorher wegliefen. Diese hier flohen also nicht. Ich ging näher heran. Eine Gruppe von ihnen stand beim Mülleimer. Regungslos. In der schwarzen Nacht waren sie fast unsichtbar, weil sie keine gestreiften Anzüge trugen, sondern mit roten Kreuzen gekennzeichnete Kleidungsstücke. Nur ihre Augen leuchteten wie die von Wildkatzen." (Gisges 1976)

„Anders vergnügen sich die Kapos in einer Gruppe, die einen Kanal aushebt und seinen Boden glättet. Sie fischen sich diejenigen arbeitenden Häftlinge heraus, die bereits mit ihren Kräften am Ende sind, die Muselmänner. Ein Kapo packt so einen bei den Armen, der andere bei den Beinen, und sie werfen das Opfer von dem aufgeschütteten Damm in den schlammigen Graben. Gleich werden sie von ihren Kollegen – genau wie der vom Teich – unter eine nahegelegene Weide geschleppt."
(Kret 1973)

„Geradezu gespenstisch war eine nächtliche Szene. Eine gereizte Menge im hellen Mondschein auf dem Hof. Eine laue Julinacht. Ein Muselmann, ein menschliches, vom Mondschein durchschienenes Skelett, setzt sich auf die Trage, die als Latrine dient, ist aber zu schwach und fällt um, ein anderer ist teilnahmslos dabei, seine Notdurft zu verrichten, auf den im Kot versinkenden Mithäftling . . . Das kann doch alles nicht wahr sein, dachte ich mir, das ist doch wie aus einer anderen Welt . . ." (Gawalewicz 1968, S. 78)

Scharfsichtige Beobachtungen und psychologische Hinweise über die Muselmänner, in diesem Falle weibliche Häftlinge, hat Zofia Kossak in ihrem Buch „Aus dem Abgrund" [poln.] überliefert:

„Was heißt Muselmann? Nun, das ist der Gipfel der Lagererziehung, das Ideal, das die Machthaber zu verwirklichen suchten. Als Muselmann wurde eine Frau bezeichnet, die auf alles, Gutes wie Schlechtes, mit einer verzweifelten, tierischen Gleichgültigkeit reagierte. Nur ihre Empfindlichkeit für Hunger und Kälte hatte der Muselmann sich bewahrt. Die letzten Kräfte, die sie noch am Leben hielten, wandte sie ausschließlich der Befriedigung und Linderung dieser zwei Impulse zu. Abgesehen davon interessierte sie nichts. Sie hatte niemanden, der ihr nahestand, sie brauchte keine Freundschaft. Sie verhielt sich feindselig zu allen Kolleginnen, unterwürfig aber und heuchlerisch zu den Empfängerinnen reichhaltiger Pakete, von denen sie sich eine Gabe erhoffte. Der Muselmann bettelte aufdringlich und schamlos, und wenn sie nichts erbetteln konnte, so stahl sie. Der Muselmann zerriß seine Decke, um

sich daraus Fußlappen und ein Kopftuch zu machen. Sie wußte, daß diese Missetat auffliegen, daß sie harte Prügel dafür bekommen und daß die ganze Baracke ihretwegen zu leiden haben würde – aber all das kümmerte sie nicht. Sie kümmerte nichts außer Essen und Schutz vor der Kälte. Wenn sie keine Decke hatte, umwickelte sie sich den Kopf mit Handtuchfetzen. Die Blockälteste riß ihr diese Lumpen vom Kopf und bearbeitete sie mit den Fäusten, aber das kümmerte sie nicht. Sie senkte träge den Kopf unter den Schlägen, um danach zu überlegen, wie sie sich neue Lappen beschaffen könnte. Sie ging schleppend, zog die Holzschuhe hinter sich, gekrümmt, mit unkoordinierten Bewegungen. Der Muselmann kannte weder Scham noch Sitte. Sie erledigte ihre Notdurft dort, wo sie gerade stand; sie versuchte gar nicht erst, noch den Abtritt zu erreichen. Appell, Blöcke, Pritsche – ihr war alles recht. Dafür wurde sie wieder furchtbar geschlagen, und es kümmerte sie wieder nicht. Fragen beantwortete sie mit einem unklaren Brummen. Odysseuss sah seine Gefährten, die von Circe in Ferkel verwandelt worden waren, voller Entsetzen an. Mit ungleich viel größerem Entsetzen betrachteten die übrigen Häftlinge, die noch Menschen waren, den Muselmann. Was war erst, wenn man in den stumpfen, apathischen Zügen ein vertrautes Gesicht erkannte, wenn man bemerkte, daß dieses pathologische Wesen noch vor kurzem eine kräftige, bezaubernde, intelligente Frau gewesen war! Derselbe unglückliche Muselmann...

Der Anblick der Muselmänner mußte den Deutschen helle Freude bereiten, mehr noch als der Anblick von Leichen. Töten, ha, das ist leicht, aber einen lebendigen Menschen so zuzurichten, das schafft man nur durch lange, konsequente Arbeit. Das war der Triumph von Auschwitz, das war die Rache an den aufmüpfigen Polinnen.

Sehr viele Frauen im Lager wurden zu Muselmännern. Apathie und wachsende Gleichgültigkeit härteten sie ab gegen die feindlichen Bedingungen, so daß sie in ihrem Dahinvegetieren manchmal länger überlebten als ihre Kolleginnen, die noch voller seelischer Kraft waren und sich ihre eigene Menschlichkeit hartnäckig und unangetastet bewahrt hatten.

Und woher kommt das Wort ‚Muselmann'? Schwer zu sagen. Vielleicht von den Lappen, mit denen die Muselmänner sich im Winter gern die Köpfe umwickelten. Vielleicht von der Zudringlichkeit, mit der sie – wie ein orientalischer Bettler – um etwas Eßbares flehten. Vielleicht handelte es sich um ein verdrehtes deutsches Wort? Tatsache ist jedenfalls, daß diese Bezeichnung allgemein gebräuchlich war."
(Kossak 1958, S. 85–86)

Wir haben nur ausgewählte Arbeiten und Erinnerungen vorgestellt. Unabhängig von ihrem Charakter und ihrer mehr oder weniger wissenschaftlichen Sichtweise zeichnet sich in ihnen das typische Bild des Muselmanns im Konzentrationslager als eines ungewöhnlichen Wesens ab, das sich von der Gemeinschaft der Häftlinge nicht nur durch sein Äußeres abhob, sondern vor allem durch bestimmte psychische Züge gekennzeichnet war. Deshalb haben wir bei der Auswahl des von uns selbst zusammengetragenen Materials den Schwerpunkt auf Berichte gelegt, die zum besseren Verständnis der Psyche des Muselmanns beitragen.

Die Enquete

Die Enquete, die an ehemalige Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz versandt worden war, wurde sehr gut aufgenommen; davon zeugt vor allem die hohe Rücklaufquote. Wie die Verfasser erwartet hatten, konzentrierten sich die meisten Antworten auf die in dem Fragebogen vorgeschlagenen Themen. Viele Antworten gingen aber über den Rahmen der Umfrage hinaus, sowohl was den Umfang, als auch was die Problemstellung betrifft. Einige waren ausführliche, persönliche Mitteilungen, andere eher psychologisch oder philosophisch vertiefte Reflexionen. Einige Antworten waren zwar umfangreich, berührten das Thema des Muselmanentums jedoch nur am Rande und vertrauten uns Einzelheiten über die eigenen Erlebnisse im Lager und ihre Folgen an. Das war in diesen Fällen gewiß eine Art, sich die Last der Lagererinnerungen von der Seele zu schreiben.

Die Antworten auf die Enquete, die zur Hälfte mit einer manchmal schwer lesbaren Handschrift, zur anderen Hälfte mit Maschine geschrieben waren, hatten im Durchschnitt einen Umfang von 5–15 Seiten. Einige Antworten erstreckten sich über mehrere Dutzend Seiten und hätten es verdient, im ganzen und gesondert veröffentlicht zu werden. Nur einige wenige Antworten waren oberflächlich und stark verkürzt, was durch Übereilung oder durch den schlechten Gesundheitszustand der Befragten verursacht war. Immer aber war dem Text Wohlwollen und Interesse an dem vorgeschlagenen Thema anzumerken, wie folgende Anmerkungen zeigen:

»Ich bitte um Verzeihung, daß ich so lakonisch auf die Fragen antworte. Wenn ich Ihnen im „Przegląd Lekarski" noch irgendwie behilflich sein kann – vorausgesetzt, ich lebe dann noch (ich bin 76 Jahre alt) – so stehe ich gern zu Diensten.« (Ludwik Żuk-Skarzewski)

»Ich bin sehr krank und geschwächt, aber das, woran ich mich noch erinnere, werde ich beschreiben, so gut es geht. Es ist so schwer, nach so vielen Jahren auf die Geschehnisse der Vergangenheit zurückzukommen, besonders wenn es sich um schmerzliche Erinnerungen handelt, die in meinem Gedächtnis immer mehr verblassen.« (Piotr Hiroń)

Das emotionale Engagement und das Interesse für den Vorschlag der Verfasser hat seinen Niederschlag in vielen Antworten gefunden. Die meisten hielten diesen Vorschlag für gut und bearbeitenswert und wollten neben der Vermittlung neuer Erkenntnisse in ihren Antworten auch all jener einst nahen und der namenlosen Häftlinge gedenken, die im Lager gestorben waren.

»Dies zu tun ist mir ein Herzensbedürfnis, denn die Muselmänner können keine Erinnerungen mehr schreiben. Ihr

Tod war bar jeder Pietät und jeder Würde, er geschah ohne große Worte und Zeremonien. Auf ihrer Beerdigung rührten keine Trommeln, sang kein Vogel und niemand verlor eine Träne.« (Konrad Szweda)

»Wenn ich darüber schreibe, so tue ich das in dem Bedürfnis, die Wahrheit über Auschwitz aufzudecken. Eine Wahrheit, die ich mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Leibe erfahren habe.

Ich glaube, selbst wenn wir die ganze Wahrheit niemals besitzen sollten, so ist es doch unsere Pflicht, immer wieder in den Berichten derjenigen, die überlebt haben, nach ihr zu suchen – solange wir leben.« (Jadwiga Trębasiewicz)

»Mein Bericht kann, wenn er für die Redaktion des ‚Przegląd Lekarski – Oświęcim' interessant ist, ohne Einschränkung verwendet werden. Ich habe nichts zu verbergen. Im Gegenteil, ich möchte, daß so viele Einzelheiten wie möglich aus dem Lager in dieser Form an die Öffentlichkeit kommen. Deshalb ist es mein Wunsch, daß mein Buch ‚Die Albtraumjahre', das vom Verlag Ossolineum positiv begutachtet, aber noch nicht zum Druck freigegeben worden ist (. . .), einmal erscheinen wird und daß besonders die Jugend und viele meiner Bekannten, Kollegen und Freunde es einmal werden lesen können.« (Roman Grzyb)

Einer der Einsender, der mehrere treffsichere Beschreibungen aus dem Leben der Muselmänner im Konzentrationslager Flossenbürg verfaßt hatte, schloß seine Antwort so: „Das ist zunächst einmal alles, was ich aus mir herausbringe. Ich befinde mich im Kriegszustand – mit mir selbst." (Tadeusz Sobolewski) Damit wollte er gewiß seine innere Zerrissenheit im Zusammenhang mit dem Kriegszustand zum Ausdruck bringen, der in Polen kurz nach der Versendung der Fragebögen verhängt wurde.

Obwohl die meisten Antworten sich auf die Beobachtung von ‚Muselmännern' unter den Mithäftlingen stützen, beschreibt ein Teil doch auch eigene Erlebnisse und Erfahrungen aus der Zeit, da man Muselmann entweder „wurde" oder es schon war. Es zeigte sich, daß unter den Beantwortern auch solche waren, die selbst Muselmänner gewesen und durch eine glückliche Fügung des Schicksals aus ihrem Zustand errettet worden waren. Diese Berichte sind besonders wertvoll, und wir werden sie deshalb gesondert in dem Kapitel „Ich war ein Muselmann" behandeln.

In der vorliegenden Arbeit haben wir ungefähr ein Drittel der im Rahmen der Enquete eingegangenen Materialien verwendet. Diese Quelle sollte auch bei Untersuchungen zu anderen Themen als dem der Muselmänner herangezogen werden.

Das Wort „Muselmann" und seine Synonyme

Einem Leser, der nicht mit der KZ-Literatur vertraut ist, muß das Wort Muselmann fremd und unverständlich erscheinen. Er wird sofort fragen, was es bedeutet und woher dieses Wort in die Lagersprache kam. Bevor wir diese Fragen klären, sollten wir uns in die Psyche der Menschen einfühlen, die als Gefangene in Konzentrationslager gerieten. Wie sah die erste Begegnung mit diesem exotischen Wort aus?

»Auf die Bezeichnung ‚Muselmann' stieß ich im Lager Birkenau, in das ich im Mai 1943 kam (. . .). Wann dieser Name entstanden ist, weiß ich nicht, so wie ich auch nicht sagen kann, wer ihn geschaffen hat, die Häftlinge oder die SS-Männer. Mich machte zunächst stutzig, wieso es ‚Muselmann' hieß und nicht ‚Muselmane', wenn man davon ausgeht, daß diese Bezeichnung von ‚Mohammedaner', dem Gläubigen des Islam, kommt. Einige Monate lang nahm ich dieses Wort nicht in meinen aktiven Wortschatz auf, was für mich eine Form war, mich der Wirklichkeit des Lagers zu widersetzen.

Aus Mangel an einer anderen Bezeichnung sprach ich von ‚armen Kerlen', doch stieß dieses Wort auf die Mißbilligung meiner Lagerumgebung, es wurde sofort abgelehnt. ‚Was denn für arme Kerle, wir alle sind hier arm dran, aber das sind eben Muselmänner, und damit hat sich's' – das ist in etwa der vorwurfsvolle Ton, auf den ich traf. Keiner der inhaftierten Frauen wollte es einleuchten, daß ich mich zur Rechtfertigung der von mir benutzten Bezeichnung auf die Menschlichkeit berief (. . .). Man erwiderte, jeder arme Kerl sei ein Mensch, ein ‚Muselmann' aber sei jemand, aus dem sich die Menschlichkeit verflüchtigt habe. Das scheint mir denn auch die passendste Definition für den Begriff des Muselmanns zu sein. Ich meine, er bezeichnete ein Stadium der Entkräftung, das unweigerlich zum Tode führte. Im Anfangsstadium sagte man: Aus der wird bald ein Muselmann.

Die SS-Bewacher bedienten sich – soweit ich beobachten konnte – einer entwickelten Namensform. Beim Anblick eines Muselmannes hagelte es die abscheulichsten Schimpfworte, wie: *Verfluchter, jüdischer D*[reck], *weg mit diesem D*[reck], *wieder dieser stinkende D*[reck] – dadurch gewann dieser Begriff eine emotionale Färbung.« (Mieczysława Chylińska)

Einige weitere Versuche, das Stammwort dieser Bezeichnung zu klären:

»Wie war dieser Begriff entstanden? Wann und von wem war er erstmals benutzt worden? Das läßt sich schwer feststellen. Er war allgemein gebräuchlich – für die einen bezeichnete er ein bestimmtes Stadium des Dahinvegetierens des Häftlings, für die anderen wurde er zu einem beleidigenden Attribut, und von den SS-Männern wurde er als verächtliches, ekel- und haßerfülltes Wort für die Bezeichnung des Häftlings überhaupt benutzt.« (Jan Konkołowicz)

»Diese Ausdrücke hörte ich 1943 in Birkenau und dachte, sie seien ebenso wie die Bezeichnungen ‚Kanada' und ‚Mexiko' in den Wortschatz der Häftlinge gelangt. Ich erinnere mich, daß einer der Auschwitzer, als ich in Melk war, den Ausdruck ‚Muselmann' gebrauchte (. . .). Dagegen behaupten Kollegen von mir, die in anderen Lagern waren, daß diese Bezeichnung in vielen Lagern gebraucht wurde und von dem deutschen *Muselmann* stamme.« (Józef Ciepły)

»Den Begriff des Muselmanns (im Plural nicht Muselmanen, sondern Muselmänner) hatten wohl Kapos, die früher in anderen Lagern gewesen waren, nach *KL Auschwitz – Birkenau* mitgebracht, als Bezeichnung für abgestumpfte, träge Häftlinge, denen ihr Aussehen gleichgültig war. Die Bezeichnung Muselmann galt vor allem der körperlichen Gestalt, aber zu diesen äußeren Zügen gehörte eine entsprechende psychische Struktur.« (Jan Olszowski)

Die oben angeführten Beispiele deuten wie viele andere darauf hin, daß im Lager am häufigsten das Wort Muselmann gebraucht wurde (im Plural Muselmänner), und in dieser Form findet es sich überwiegend in den Fragebögen. Bisweilen tritt es nicht in der polnischen Form, sondern in der deutschen Schreibweise auf. Nur einige wenige Befragte schrieben dieses Wort in Anführungsstrichen. Dies spricht dafür, daß dieser Ausdruck, wie so viele andere Bestandteile der Umgangssprache im Lager und in polonisierter Form, allgemein gebräuchlich war. In den weiteren Zitaten aus den Enqueten werden wir folglich dieses Wort grundsätzlich in der bei den Häftlingen häufigsten Form benutzen, also als Muselmann – ohne Anführungsstriche.

Das Wort Muselmann wurde sowohl im Singular wie im Plural dekliniert und in verschiedenen Kontexten gebraucht. Ebenfalls häufig gebraucht wurde der Ausdruck Muselmanentum, der den Zustand bezeichnete, in dem der Muselmann sich befand. Die unten angeführten Beispiele aus den erwähnten Erinnerungen ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz illustrieren die Art und Weise, wie dieses Wort in der Lagersprache benutzt wurde, am besten.

»Man suchte die sog. Muselmänner heraus, d.h. abgemagerte, kranke Frauen. . .« (Wanda Tarasiewicz, APMO)

»Mein Sohn, der mit der Nummer 109139 gekennzeichnet wurde, ist leider als Muselmann vergast worden. . .«
(Zenon Rojek, APMO)

»Wenn der Häftling nicht krank wurde und starb, dann verlor er in jedem Fall doch alle Kräfte und wurde zum sog. Muselmann . . .« (Władysław Dyrek, APMO)

». . . Hunger und Kälte brachten einen bedeutenden Teil der Häftlinge, die keine Pakete erhielten, in einen Zustand stinkender Erschöpfung und Teilnahmslosigkeit, der unweigerlich ins Krematorium führte. . .« (Zygmunt Idziak, APMO)

». . . Nach wenigen Wochen Auschwitz war aus einem braungebrannten, gesunden, kräftigen Mann ein Wrack gemacht worden – ein Muselmann. . .«
(Bazyli Świtkowski, APMO)

Obwohl es allgemein angenommen wurde, benutzten dennoch nicht alle Häftlinge dieses Wort. Entweder rebellierten sie auf diese Weise gegen die Lagerwirklichkeit, oder sie protestierten gegen die Benutzung eines Wortes aus einer anderen Sprache und suchten nach einer Entsprechung im Polnischen. So entstanden die verschiedenen polnischen Synonyme für den Ausdruck „Muselmann". Im Grunde hatten sie den gleichen Bedeutungsumfang, aber ihre etymologische Herkunft war unterschiedlich. Einige dieser Synonyme aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Lagern sind: „Englein", „faul", „Gammel", „Gimpel", „Hungerleider", „Kamel", „Knocherl", „Knochengerippe", „Kretinerl", „Krüppel", „menschliches Wrack", „Waschlappen", „Tölpel", „kriechender Vierbeiner", „trockene Figur", „grauer Lumpen", „Schmuck", „Stinker", „Schlappi", „Läuser" und „Bettler".

Manche dieser Bezeichnungen sind von rein polnischen Wörtern abgeleitet, andere kommen aus dem Deutschen. Hier einige ausgewählte Zitate aus der Enquete, die die Benutzung dieser Synonyme illustrieren:

»Heute, nach so vielen Jahren, ist es nicht leicht, sich alle Bezeichnungen, die im Lager gebraucht wurden, ins Gedächtnis zu rufen. Es gab sowohl polnische als auch deutsche Bezeichnungen, z.B. Tölpel, die nicht nur jene meinten, die sich nicht adaptieren konnten, sondern vor allem auch die Muselmänner bzw. Menschen, die gerade dabei waren, Muselmänner zu werden.« (Jerzy Mostowski)

»(. . .) in Stutthof sagte man nicht Muselmann, sondern Krüppel. Ich konnte die ‚Krüppel'-Häftlinge nicht unmittelbar beobachten, weil ich in den polnischen Blöcken war, in denen es viele Leute aus Pommerellen gab, die Pakete erhalten durften . . .« (Anatol Adamczyk)

»Im Frauenlager in Birkenau schimpfte man die Muselmänner häufig ‚Läuser', ‚Stinki', ‚Bettler', ‚Knocherl' usw.«
(Marta Jabłońska)

»Noch eine andere Bezeichnung, die man auf muselmannähnliche Gestalten, auf ‚intakte Muselmänner' anwandte, war das Wort ‚Schmucki', das im Frauenlager von Ravensbrück benutzt wurde. ‚Schmucki' sagte man zu schmutzigen, vernachlässigten, aber noch leistungsfähigen weiblichen Häftlingen. . .«
(Mirosława Rzepkiewicz)

»Ein anderer Name für den Muselmann war ‚Gammel'. Nach meiner Schätzung gab es davon zehn bis zwanzig Prozent im Lager. Im Frauenlager Ravensbrück hatten die Gammels eigene, von den Deutschen abgeteilte Baracken.«
(Maria Iwona Zawadzka)

»Im Lager Neuengamme nannten die deutschen Häftlinge die Muselmänner ‚Kamele'. Vielleicht hing diese Bezeichnung mit der buckeligen Haltung dieser Häftlinge zusammen.«
(Adam Jurkiewicz)

»In Dachau benutzte man für die Muselmänner die Bezeichnung ‚*Kretinerl*', da sie zunehmend auf äußere Reize keine Reaktionen zeigten.« (Włodzimierz Twardowski)

»Im Lagerspital von Auschwitz nannte man die Muselmänner ‚Knocherl' oder ‚Englein'.« (Jan Wolny)

»Solche Leute wurden in Buchenwald als ‚müde Scheichs' bezeichnet, bis sich auch in Buchenwald der Auschwitzer Ausdruck durchsetzte.« (Kautsky, 1946)

Man erkennt leicht, daß die meisten dieser Bezeichnungen sich eher von dem Äußeren des Muselmanns als von seinen psychischen Eigenschaften herleiten. Sie alle besaßen eine deutlich pejorative Schattierung, sie höhnten, spotteten, beleidigten oder erniedrigten diese Häftlinge. So kam also selbst in der Wahl der Benennungen die eindeutig negative Einstellung der Lagerfunktionäre und der Häftlinge zu den Muselmännern zum Ausdruck.

Einige Äußerungen über das Wort „Muselmann" sind umfassend und sachbezogen; die Autoren versuchen hier verschiedene Interpretationen hinsichtlich der Wortbildung und der Etymologie:

»Der *Muselmann* von Auschwitz wurde in Majdanek als Gammel, in Stutthof als Krüppel bezeichnet. Alle diese verächtlichen Bezeichnungen stammen von SS-Männern und hatten eine beleidigende, verächtliche, höhnische Aussagekraft, denn Mitleid kannte die Herrenrasse nicht. Die Herkunft des letzten Ausdrucks ist klar, bei den ersten beiden kann man annehmen, daß sie auf die Gewohnheit der Muselmänner Bezug nahmen, sich in eine Decke einzuwickeln...

Die Häftlinge übernahmen diese Bezeichnungen von den SS-Männern, aber ich habe nie gehört, daß jemand eigene Namen gebraucht hätte, nicht einmal solche wie Tolpatsch, Tölpel, Hungerleider usw. Die Häftlinge benutzten das Wort Muselmann zur Bezeichnung eines bestimmten Typs von Erkrankung (wenn sie sich dessen auch nicht ganz bewußt waren), und sie benutzten es nicht höhnisch, eher voller Entsetzen – selbst wenn sie der Zustand an sich mit Verachtung erfüllte. Niemand – außer Perversen und solchen, die sich bei der SS einschmeicheln wollten – verspottete die Muselmänner oder machte sich über sie lustig, obwohl man sie als Menschen, die ‚sich hatten unterkriegen lassen', streng behandelte. (...)

Das Wort Muselmann bezeichnete einen Häftling, der aufgrund äußerster Erschöpfung des Organismus psychisch gebrochen war. Dieses Wort wurde fälschlich auch auf schwache, ausgehungerte und kranke Häftlinge angewandt, die psychisch nicht gebrochen waren. Diese Häftlinge waren noch nicht völlig zu Muselmännern geworden, obwohl sie ihnen äußerlich sehr ähneln mochten. Sie waren sehr abgemagert, als ob sie mit steifen und unsicheren Beinen laufende Skelette seien, und waren in Decken, Lumpen und Papier von Zementsäcken u.ä. gehüllt (...), verschmutzt (...), hatten keine Kraft zur Arbeit, stolperten über das geringste Hindernis und hatten dann keine Kraft, sich aus dem Dreck zu erheben. Aber sie besaßen noch ihren Lebenswillen, sie ließen sich nicht blindlings von ihrem Hunger leiten, und sie hatten nicht die Augen der Muselmänner...« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Diese Bezeichnung ist unter den Bedingungen des Lagerlebens entstanden; sie galt anfangs den Häftlingen, die sehr hart unter freiem Himmel arbeiteten und sich bei Frost oder Niederschlägen den Kopf in Lumpen oder gar in Papiersäcke wickelten. Von dieser Kopfbinde also stammt der Name Muselmann. Im weiteren übertrug er sich dann spontan auf die körperlich schwachen, verwahrlosten und hilflosen Häftlinge.« (Tadeusz Krupiński)

»Woher stammt die Bezeichnung ‚Muselmann'... Meiner Meinung nach aus den Zeitungen der Vorkriegsjahre, in denen Fotos aus Indien veröffentlicht worden waren – alte Menschen und Kinder, die ausgehungert und mager auf den Bürgersteigen lagen und starben. Nun, und der muselmanische Glaube in Indien. Die mageren, entkräfteten, wankenden Häftlinge ähnelten jenen Gestalten aus den Vorkriegszeitungen.

Auch ich war ein Muselmann; so nannte man mich, nachdem ich in Block 11 in Auschwitz eingetroffen war... Ich war mager (48 kg) und entkräftet. Das bezeugt mein Foto im Archiv der Gedenkstätte Auschwitz, das der Lagerfotograf von mir gemacht hat...« (Aloizy Kłapsia)

»Sehr magere und durch Entkräftung geschwächte Häftlinge nannte man ‚Muselmänner'. ‚Zum Muselmann werden', das hieß demnach: Abmagern und von Kräften kommen. Den echten Muselmann kennzeichnete, außer der entsetzlichen Magerkeit, eine Langsamkeit der Bewegungen, ja sogar der Sprache und des Denkens.« (Jaworski, 1962)

Von diesem Wort abgeleitet ist die Bezeichnung „Muselmann-Songs", eine Art von Lagerliedern mit im allgemeinen politischem Charakter. Aleksander Kulisiewicz (1979) hat sie in einer seiner letzten Publikationen als besondere Gruppe unterschieden. In dem im Konzentrationslager Sachsenhausen komponierten Song „Kalt ist es, Herr ...", wird ein Spitzel namens Kokosiński angeprangert. Im Rahmen dieser Arbeit können diese Lieder jedoch nicht näher analysiert werden, obwohl sie mit dem Thema des Muselmanentums zusammenhängen.*

So wurde also das Wort „Muselmann", das anfänglich in substantivischer Form als Eigenname gebräuchlich war, um neue Formen bereichert, um schließlich auch in Verbform als „Muselmann werden" (*muzułmanieć*) – das hieß soviel wie abmagern, schwach werden – aufzutreten. Nicht verwunderlich, daß sich auch Sprachwissenschaftler, wie Doroszewski (1948) mit diesem Wort beschäftigten.** Die Bezeichnung „Muselmann" findet sich schon in der ersten nach dem Krieg erschienenen Arbeit über die polnische Sprache im Konzentrationslager von Władysław Kuraszkiewicz (1947). In dem Kapitel „Bezeichnungen für die Menschen im Lager" schreibt dieser bedeutende Sprachwissenschaftler dazu:

* Aleksander Kulisiewicz (1918–1982), Liedermacher, Sänger und Journalist, 1939–1945 Häftling im Konzentrationslager Sachsenhausen. Vgl. Gesamtverzeichnis Nr. 413–416.

** Vgl. Bd. 2, S. 241–260

»Der Gegensatz zum Prominenten oder Kalfaktor war der Muselmann. Das war das letzte Lagerelend. Der Häftling fürchtete diese Gebrechlichkeit, das Muselmanentum, mehr als eine Krankheit, denn es war eigentlich die verbreiteste Lagerkrankheit. Die meisten Menschen starben eben gerade als Muselmänner. Die Muselmänner zogen alle Flüche und Schikanen der Machthaber auf sich. Sie wurden bei den Selektionen als unbrauchbarer Mist fürs Krematorium ausgesucht. Überall waren sie allen im Weg, sie waren immer die letzten – gestoßen, geschlagen, mißhandelt, bestohlen und erniedrigt. Ins Revier nahm man sie nicht auf, weil sie kein hohes Fieber hatten; ihre Krankheit war nicht ansteckend. Und im Lager war nur Platz für die Gesunden, die Gewitzten und Kräftigen. Eigentlich war jeder ständig in Gefahr, zum Muselmann zu werden, dazu brauchte es gar keinen besonderen Anlaß. Es genügte, sich ein bißchen zu erkälten oder den Fuß im Schuh wundzuscheuern, das erste Geschwür zu bekommen oder einfach einmal geistesabwesend zu sein und so einem SS-Mann oder Prominenten bei der Arbeit oder im Block aufzufallen – dann gab es die ersten Schläge. Wer geschwächt ist oder geprügelt wurde, arbeitet nicht so gut wie die anderen, er behindert das Arbeitstempo, also wird er wieder bestraft. Bei der Kollektivstrafe der Deutschen wurden alle für einen bestraft, also mied jeder die Muselmänner. Der Muselmann bekam keine bessere ständige Arbeit; man heuerte ihn jeden Tag für eine andere Arbeit an, wo er die Arbeitsportionen, d.h. die Brotzulage, nicht erhielt. Er kam erschöpfter und schmutziger von der Arbeit zurück als die anderen; immer zurückgedrängt gelang es ihm oft nicht, die Mittagssuppe vor dem Gong zu essen, und abends hatte er nicht die Kraft, seine Kleidung zu reinigen oder zu flicken oder die Holzschuhe auszubessern, was eine erneute Katastrophe nach sich zog. Er bekam gewöhnlich Geschwüre und Hungerödeme, war immer schmutzig, verwahrlost, meckerig, unerträglich und merkte dabei gar nicht, daß er stank und verrottete. Wohl aus diesem Grunde jagte man sie auch zum Schlafen aufs Klo oder in den Waschraum. Schließlich stumpfte er ab, er verblödete, verlor die Willenskraft und hatte keine Kontrolle mehr über sich – das typische Bild des Muselmanns. Wenn er dazu noch Raucher war und sein Brot für Machorka weggab, starb er schnell. Sehr oft verursachte die Ruhr eine Muselmann-Epidemie. Nur gute Freunde konnten einen davor retten, zum Muselmann zu werden.« (Kuraszkiewicz 1947, S. 22–23)

Definitionen

In vielen Fragebögen wurde versucht, den Begriff des Muselmanns zu definieren und zu bestimmen, welche Häftlinge als Muselmänner angesehen wurden. Wenn es dem Häftling im Lager keine Schwierigkeiten bereitete, den Muselmann zu erkennen, so mochte diese Unterscheidung dem unbeteiligten Beobachter angesichts der grauen und wenig differenzierten Häftlingsmasse schon schwerfallen. Im folgenden zitieren wir ausgewählte Berichte, in denen die Häftlinge zu bestimmen versuchen, was ein Muselmann war und was ihn von der Häftlingsgemeinschaft unterschied.

»In Auschwitz und Birkenau bezeichnete man als Muselmann einen Häftling, der (. . .) in einen Zustand äußerster Erschöpfung geraten war. Dieser Zustand war die Folge tiefgreifender psychischer Veränderungen, wie Schwinden des Überlebenswillens, Fehlen jeder Zukunftshoffnung, völlige Resignation, Aufgabe weiteren Lebenskampfes – man sah nur noch eine Möglichkeit: In den Draht zu gehen! Damit hingen große körperliche Veränderungen zusammen: Der Verlust der Arbeitskraft, die Abnahme des Körpergewichts, die allgemeine Schwächung, große Verwahrlosung, Wegfall der persönlichen Hygiene, ‚von dem fällt alles ab', ‚wie hat der sich furchtbar verändert!', ‚nur noch der Schatten eines Menschen' usw.« (Józef Brudz)

»Ein Muselmann ist jemand, der nicht nur körperlich, sondern auch psychisch am Ende ist. Der Muselmann ist kein Mensch mehr, sondern ‚etwas', das man hinstellen kann und das stehenbleibt, etwas das man schlagen kann, ohne daß es reagiert, das man umkippen kann und das dann nicht mehr aufsteht, etwas, das kaum versteht, was man zu ihm sagt und von ihm fordert.

Der Muselmann ist ein völlig abgestumpftes Wesen, das gewissen Lebensfunktionen ganz mechanisch nachgibt; es kotet fast unter sich, im Liegen oder Stehen, es verdreckt sich wie ein kleines Kind, es denkt an nichts, nicht einmal an die normalen Essenszeiten im Lager.

Der Muselmann ist ‚etwas', das aufhört, sich zu bewegen und Züge eines biologisch aktiven Wesens zu zeigen – und dies im Laufe weniger Tage.« (Jerzy Mostowski, APMO)

Mit diesen Definitionen des Muselmanns, wie wir sie gewöhnlich bei ehemaligen Häftlingen finden, wollen wir Beschreibungen von Ärzten vergleichen, die selbst Häftling im KZ waren. Verfasser des ersten Zitats ist Dr. Włodzimierz Borkowski, der des zweiten stammt von Dozent Dr. Czesław Kempisty aus Wrocław.

»Charakterisierung des Muselmanns: Anfangsphase und erste Anzeichen, mangelnde Anpassung an die Lagerbedingungen.

Allgemeine Hilflosigkeit, Verlangsamung, Anpassungsschwierigkeiten im umfassenden Sinne des Wortes. Wachsender Hunger und Kampf um das Erlangen von Essen ohne recht zu wissen, was und wie man es ißt (Auslecken der Kübel nach der Suppenausgabe, Jagd auf Küchenabfälle und Unkräuter aller Art – furchtbarer Kampf um jedes bißchen Nahrung).

Mangelnde Kritikfähigkeit und fehlende Unterscheidung zwischen erlaubt und unerlaubt. Ständige Abnahme der Körperkraft mit allen Folgen – Arbeitsunfähigkeit, physische Erschöpfung und Verletzungen verschiedener Art, die durch ungeschickte Handhabung von Werkzeugen entstehen, unökonomische Kräfteverausgabung und -verteilung. Körperliche

Verletzungen durch SS-Männer, Kapos oder andere Funktionshäftlinge hatten in diesem Zustand den Tod zur Folge.

In der Folgezeit wurden sie ganz arbeitsunfähig und streunten wie ‚gehetzte Hunde' durchs Lager, täuschten irgendwelche Tätigkeiten vor, taumelten, torkelten wie Betrunkene, stumpften ab. Kein Reden, keine Aufforderungen oder Befehle konnten sie erreichen...

Glänzende, weit aufgerissene, entsetzliche Augen. Der Mund manchmal geöffnet, der Atem kurz und oberflächlich. Schwund des Unterhautgewebes und der Muskeln. Die Knochen von trockener, rauher, sehr oft schrundiger, geschwüriger, krätzebefallener Haut bedeckt.

Man konnte Muselmänner sehen, die kurz vor dem Tod krampfhaft eine Schnitte Brot in der Hand hielten, so als wollte jemand sie ihnen wegnehmen; dann fielen sie tot hin.« (Włodzimierz Borkowski)

»Muselmänner – ich denke bei diesem Wort an die Häftlingskolonnen, die sich im Lager Auschwitz auf den *Holzhof* schleppten. Diese Häftlinge gingen als letzte zur Arbeit, sie wurden von SS-Männern, Kapos oder Blockältesten aus den Schlupfwinkeln des Lagers zusammengetrieben... Schleppenden Schritts, ohne die Füße von der Erde zu heben, zogen sie zum Appellplatz an der Küche – geschlagen, getreten, ohne einen Laut der Klage, ohne zu schreien, ohne auch nur zu stöhnen, gleichgültig gegenüber allem, was um sie herum geschah. Schwankend standen sie in der Kolonne. Die Schwachen stützten die noch Schwächeren. Dann schleppten sie sich langsam zum *Holzhof,* wo sie den ganzen Tag Holz sägten oder Scheite stapelten.« (Czesław Kempisty)

»Zusammenfassend kann man sagen: Der Muselmann war ein Häftling, den man durch Entzug von Nahrung, Vitaminen, Schlaf und Erholung um seine Willenskraft, seine Seele und seine normalen Reaktionen gebracht hatte; unbehandelte schwere Krankheiten wie Fleck- und Unterleibstyphus oder eine langanhaltende Hungerruhr trugen ebenfalls zu dieser Entwicklung bei. Der Muselmann war kein normaler Mensch mehr, nicht einmal ein normaler Säuger, denn das Tier besitzt immerhin wache Sinne und einen starken Selbsterhaltungsinstinkt.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Es gab immer eine ungeheure Zahl von Kranken, die an der sog. *Körperschwäche* litten, d.h. psychisch geschwächt und bis zum Extrem entkräftet waren, die ‚Muselmänner', wie man sie im Lager nannte. Es waren meist jene, die die Ruhr hinter sich hatten. Wer diese Krankheit überlebte – und das war ziemlich selten – war danach wie ein Schatten, er war nur noch die traurige Andeutung eines Menschen. Nur ein von wachsfarbener Haut überzogenes Knochengerippe. Keine Spur von Muskeln.« (Rek 1949)

Die Beschreibungen geben ein, wenn auch noch unvollständiges, psychophysisches Bild des Muselmann und erlauben es, ihn ziemlich eindeutig von den übrigen Häftlingen zu unterscheiden. Das dominierende Kennzeichen war die Abmagerung, charakteristisch war die Kleidung und das Verhalten dieser Häftlinge, ein besonderes Erkennungsmerkmal aber war ihr psychischer Zustand, der sowohl quantitativ als auch qualitativ von der Norm abwich. Die hier angedeuteten charakteristischen Merkmale werden im folgenden eingehender beschrieben. Zuvor jedoch wollen wir die Epidemiologie dieser Erscheinung im Lager analysieren und zu ermitteln versuchen, welcher Prozentsatz der Häftlinge anfällig war, zum Muselmann zu werden und von welchen Voraussetzungen das abhing.

Epidemiologie

Wenn wir nun die Verbreitung des Muselmanentums im Lager Auschwitz und in den anderen Lagern analysieren, so müssen wir gleich darauf hinweisen, daß sich dieser Versuch auf fragmentarische Daten stützt, die aus Häftlingsberichten stammen und nicht auf Untersuchungen, sondern auf subjektiven Schätzungen beruhen. Wenn man bedenkt, daß die meisten Häftlinge, die zum Muselmann wurden, in der Gaskammer oder gleich im Krematorium landeten, so ist klar, daß weder ein aufmerksamer Beobachter, noch gar ein Häftling im Lager die Möglichkeit hatte, die Größenordnung dieses Phänomens richtig einzuschätzen. Schließlich stellen auch die Evidenzbücher des Lagers, wie die Unterlagen des Häftlingskrankenbaus oder die Dokumente über den zahlenmäßigen Stand des Lagers, keine glaubwürdigen Informationen zur Verfügung. Trotz dieser Vorbehalte ist es jedoch sinnvoll, die Informationen über Anzahl und Prozentsatz der Muselmänner in den einzelnen Phasen der Geschichte von Auschwitz und in seinen unterschiedlichen Bereichen, aber auch in anderen Lagern, zu vergleichen.

»... ich arbeitete non-stop im Kommando *Bauhof,* das praktisch zu 90 % aus Muselmännern bestand. Bei zweitausend Häftlingen waren nur die ersten Hundert im Magazin beschäftigt, die übrigen arbeiteten bei der Entladung der Waggons. Diese große Mehrheit waren Häftlinge, die nach überstandenen Krankheiten geradewegs aus dem Spital hierhergelangt waren, oder solche, die sich völlig entkräftet in den Blöcken versteckt hatten und von Blockältesten oder Kapos entdeckt und unserem Arbeitskommando zugeführt worden waren. Deshalb rückten wir auch als letztes Kommando zur Arbeit aus, denn wir nahmen all jene mit, die ohne Arbeitszuteilung im Lager geblieben wären. Abends kehrten wir als letzte zurück und schleppten Dutzende Muselmänner mit, denen der Hunger, die Kälte und die schwere Arbeit den Rest gegeben hatten.

Dieser Anblick war entsetzlich, und er wurde noch schlimmer dadurch, daß er sich Tag für Tag wiederholte. Deshalb nannte man unser Kommando auch die Muselmannfabrik oder das Todeskommando.« (Zbigniew Bentkowski)

»Die meisten Muselmänner gab es in den Kommandos mit besonders schwerer und auszehrender Arbeit, wie *Königsgrube* [Königsgraben], der *Kiesgrube,* im *Strafkommando* usw. (...) Am häufigsten sah man Muselmänner unter den Juden, denen

am härtesten zugesetzt wurde, bei Priestern, Richtern und bei hilflosen Menschen. Dagegen gab es so gut wie keine Muselmänner in den Facharbeiterkommandos, wie *Schlosser, Tischler, Zimmerei, Betonkolonne, Elektriker, Installateure, Baubüro* und *Maler*, sowie in Kommandos, die leicht an Lebensmittel herankamen, wie Köche, Kellner usw., aber auch in landwirtschaftlichen Kommandos. Der höchste Prozentsatz war in den Jahren 1941–1943 und gegen Kriegsende zu beobachten, als ein starker Hunger einsetzte.«
(Artur Krzetuski)

»Zu Muselmännern wurde die Mehrzahl der Häftlinge, meines Erachtens mindestens 70–80 % der Belegung. Meine Ansicht stütze ich u.a. auf die Feststellung, daß von den 63 Personen meines Transports 56 infolge von Entkräftung und Krankheit starben. Muselmänner waren alle, nur daß es sieben von uns durch glückliche Umstände gelang, rechtzeitig aus diesem Zustand herauszukommen; die übrigen, d.h. 56 Menschen, verharrten im Zustand des Muselmanns und starben bald darauf.« (Józef Ludwig)

»Ich bin der Ansicht, daß in Auschwitz und Birkenau der Prozentanteil der Muselmänner bei über 80 % lag; in den Nebenlagern, Auschwitz III, mochte er gut und gern 100 % erreichen. Ich meine damit nicht das prozentuale Verhältnis der Muselmänner zu der Gesamtzahl der Häftlinge, sondern die Todesursache. Lassen wir uns nicht davon irreführen was in den Todesmeldungen, die recht freizügig ausgestellt wurden, zu lesen ist. In Melk, wo man unterirdische Stollen für Munitionsfabriken grub, erreichte der Prozentanteil der Muselmänner mit Sicherheit 100 %. In Ebensee war die Sache eindeutig. Das war eben ein Lager von Muselmännern, die – rundum streng bewacht – auf den Abgang warteten. Eine hoffnungslose Situation! Die Fälle von Kannibalismus [genauer: Nekrophagie], die von dort berichtet wurden, zeugen am besten von den Ursachen des Muselmanentums.« (Józef Ciepły)

»Das Muselmanentum trat am stärksten in der Herbst- und Winterzeit auf, nach meinen Beobachtungen schwankte es um 30 %, vielleicht auch mehr, und im Frühling und Sommer lag es ein wenig niedriger, so etwa bei 20 %.« (Karol Talik)

»Die Muselmänner machten etwa 10 % des Häftlingsstands im Lager aus. Diese Erscheinung trat hauptsächlich in den Jahren 1942–1943 auf, d.h. während der Epidemie des ‚Irrentyphus' (d.h. eines Typhus mit Sinnestäuschungen, der die Häftlinge massenweise befiel), und zwar unabhängig von der Jahreszeit und der Art des Arbeitskommandos.«
(Leokadia Wyszyńska)

»Während der Quarantäne und in der anschließenden Zeit wurden im Laufe von zwei Monaten Lager 20–35 % des sog. *Zugangs* zu Muselmännern.« (Tadeusz Ratajczyk)

Alle diese Berichte betreffen das Männerlager in Auschwitz. Trotz der Diskrepanz zwischen den angegebenen Zahlen – sie stammen ja aus verschiedenen Perioden und Arbeitskommandos, die die betreffenden Häftlinge durchgemacht hatten – scheinen sie doch glaubhaft und geben in etwa den Anteil der Muselmänner wieder.

Wie häufig war das Muselmanentum unter den weiblichen Häftlingen von Birkenau? Beginnen wir mit einem Bericht, in dem überzeugend auf die Schwierigkeiten hingewiesen wird, die bei dem Versuch auftreten, den Anteil der Häftlinge zu schätzen, die zu Muselmännern wurden.

»Muselmänner gab es in Birkenau so viele, daß man bezweifeln mußte, ob es eine Frau dort gab, die nicht genug von ihnen zu sehen bekam. Ich traf sie jeden Tag an verschiedenen Stellen im Block, auf den Wegen im Lager, bei der Arbeit im Kommando. Es waren nicht immer ein und dieselben, meistens verschiedene. Der Zustand fortgeschrittener Entkräftung bewirkte, daß sie, wenn sie am Ende waren, irgendwo hinfielen. An ihre Stelle traten andere, jene, die zu Muselmännern wurden, weil sie sich nicht vor den Folgen einer Krankheit schützen konnten. Und so ging es Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat. Wie im Perpetuum mobile, einem geradezu unmöglichen und dennoch möglichen Mechanismus. Trotzdem würde ich keine Schätzung wagen, welcher Prozentsatz der Häftlinge im Frauenlager Birkenau wirklich zum Muselmann wurde, denn wer sich in diesem Zustand befand, verflüchtigte sich bald mit dem Krematoriumsrauch und war nicht mehr aufzufinden. Ich meine, daß kaum eine dem Anfangsstadium entgangen ist. Schließlich konnten und wollten nicht alle zu Funktionshäftlingen werden, und nur manche kamen an zusätzliche Essensrationen heran. Geht man von diesen Voraussetzungen aus, so kann man annehmen, daß 80 % dieser Frauen einen Weg betraten, auf dem es nur für einige noch ein Zurück gab. Es kam vor, daß die ersten Symptome dieser Krankheit als Warnsignal dienten und die Betreffende sich noch einmal zur Selbstverteidigung aufraffte, besonders wenn ihre Umgebung sie dazu mobilisierte. Schlimmer war es, wenn nach einer gewissen Kräftigung des Organismus ein erneuter Kräfteverfall eintrat und die Widerstandskraft dahinschwand.« (Mieczysława Chylińska)

»Fast alle Frauen, die von Herbst 1942 bis Herbst 1943 ins Lager eingeliefert worden waren, waren Muselmänner. Am meisten gab es von ihnen, als der Typhus im Lager wütete, obwohl es auch später nicht viel weniger waren. Am meisten Muselmänner gab es unter den neuen Transporten, besonders den Judentransporten: Griechinnen, Holländerinnen, Französinnen. Frauen, die psychisch zusammenbrachen, wurden sehr schnell zu Muselmännern. Man mußte eine starke Willenskraft und einen großen Lebenswillen besitzen, um aus dem Zustand eines Muselmanns wieder herauszukommen.«
(Ernestyna Bonarek)

Soviel zur Verbreitung des Muselmanentums im Konzentrationslager Auschwitz. Aus einigen weiteren Berichten erfahren wir von der Intensität dieser Erscheinung in anderen Lagern; es

handelt sich, der Reihe nach, um die Lager Pustków bzw. Krakau-Płaszów, Dachau und Mauthausen-Gusen.

Schwester Honorata Bojda war in den Lagern Pustków [bei Tarnów] und Płaszów:

»In diesen Lagern war der Anteil der Muselmänner gering, denn wir waren mit allen Kräften bemüht, so etwas wie Familienleben im Lager zu schaffen... Wir wählten sogar eine Art Lagerrat, der das Verhalten der Häftlinge beobachten sollte. Dann wurde gemeinsam beratschlagt (...), wie man den Notleidenden helfen könnte. Pakete durften wir nicht bekommen, es gelang uns jedoch, heimlich Kontakt mit dem RGO in Jasło aufzunehmen, an den wir eine Liste derjenigen schickten, die vom baldigen Hungertod bedroht waren. So wurde das Lager vor dem Hungertod bewahrt, man schickte uns Brot. (...) Kaum 5–6 % der Häftlinge wurden zu Muselmännern; man bezeichnete sie gewöhnlich als ‚Beknackte'. Manche von ihnen waren bedrückt, traurig, schwerfällig, ohne ein Fünkchen Freude im Blick; andere wiederum, besonders die Frauen, waren nervös, angewidert, ohne alle Hoffnung, sie weinten und beklagten ihr Schicksal.«

»Ich hatte als ‚Hilfsschreiber' im Invalidenblock 23 [im Konzentrationslager Dachau], in den ab August 1940 die ersten Transporte aus anderen Konzentrationslagern eingeliefert wurden, Gelegenheit, dieses Phänomen unmittelbar zu beobachten. Aufgrund dieser Transporte war der Prozentanteil der Häftlinge, die in diesen Zustand gerieten, relativ hoch; er lag bei etwa 20 %.« (Kazimierz Orłowski)

»Muselmänner kannte ich sowohl im Konzentrationslager Auschwitz, als auch in Mauthausen, Gusen und Gusen II aus unmittelbarer Anschauung. Während der Prozentanteil der Muselmänner in Auschwitz in den Jahren 1943–1944 relativ unbedeutend war (soweit ich mich erinnern kann, schwankte er in allen Kommandos zwischen 10 und 30 %), erreichte er in Gusen II gegen Ende des Krieges 95 % aller Häftlinge. Das Muselmanentum hing stark von der jeweiligen Periode in der Geschichte des Lagers, von der Höhe der Lebensmittelrationen, den Lebensbedingungen, der Möglichkeit, zusätzliche Nahrung zu organisieren, dem Zugang zu Paketen von draußen sowie von der Art der Arbeit ab. In Gusen II z.B. wurden 1945 pro Häftling am Tag 1/8 Kilolaib Brot, 1/2 Liter als Suppe bezeichneter dünner Flüssigkeit, 1/2 Liter sog. schwarzen Kaffees sowie einmal in drei Monaten ein Liter Magermilch für 12 (sic!) Häftlinge ausgegeben, letztere als sog. *Zulage* für unter Tage schwer arbeitende Häftlinge. Unter diesen Umständen mußte die Mehrzahl der Häftlinge schon binnen weniger Wochen im Lager zum Muselmann werden.«
(Tadeusz Hanuszek)

Die angegebenen Zahlen müssen, wie gesagt, unter Vorbehalt genommen werden. Kommentierend ist zu den zitierten Berichten zu sagen, daß aus ihnen vor allen Dingen zweifelsfrei hervorgeht, daß der Muselmann im Lager keine herausragende Erscheinung, sondern ganz im Gegenteil eine alltägliche Erscheinung war. Sie sind ein weiterer Beweis für den wahren Zweck der Konzentrationslager, die in der Nazi-Ideologie vorbedachte und besonders konstruierte „Todesfabriken" waren. Die Phase des Muselmanns war die letzte Etappe des Häftlings, fast jedes Häftlings, der durch einen glücklichen Umstand den Schock des ersten Kontakts mit der furchtbaren Lagerwelt überlebt hatte – nur um dann unaufhaltsam dem Zustand des Absterbens des körperlichen und des Erlöschens des geistigen Lebens entgegenzugehen, durch den der Muselmann gekennzeichnet war. Aus diesem Stadium gab es in der Regel kein Zurück, es gab nur einen Schritt voran... in die Arme des Todes.

»In Wirklichkeit war niemand davor gefeit, zum Muselmann zu werden, auch jene Häftlinge nicht, die sich durch vorteilhafte psychophysische Merkmale auszeichneten und eine starke Persönlichkeit besaßen. Die im Lager geschaffenen Bedingungen bewirkten, daß junge, völlig gesunde und intakte Personen, so wie ich eine war, im Laufe kurzer Zeit zu völlig entkräfteten und elenden Muselmännern wurden. Zu dieser systematischen Vernichtung im Lager trug ein ganzes Bündel bewußt eingesetzter Mittel bei, wie z.B.: Prügel, Einzel- und Gruppenexekutionen, Hunger, verbrecherische pseudomedizinische Experimente, die aufreibende körperliche Arbeit sowie eine Ernährung, die unter dem Kalorienbedarf des nichtarbeitenden Menschen lag. Weitere Faktoren waren die Kälte, die unhygienischen Verhältnisse und die infolge dieser Bedingungen sich ausbreitenden Krankheitsepidemien... Der ständig zunehmende Kalorienmangel schwächte den Organismus, wirkte verheerend auf ihn und beschleunigte den Tod. Deshalb war auch jeder Häftling bemüht, auf irgendeine Weise an eine leichtere Arbeit unter Dach und Fach zu kommen, um so den Kräfteverlust auszugleichen und die Auszehrung des Organismus aufzuhalten. Doch so eine Arbeit konnten nur wenige Häftlinge bekommen. Und schließlich konnte auch sie dem Häftling das Überleben nicht garantieren; oft genügte ein kleines, unbedeutendes Ereignis, um seine Lagerexistenz aus dem Gleichgewicht zu bringen und ihn schneller zum Muselmann zu machen als den, der unter viel härteren Bedingungen arbeitete.«
(Tadeusz Opaliński)

Ursachen und Faktoren der Muselmanisierung

Man könnte natürlich alle Überlegungen zur Ätiologie des Muselmanentums mit der Feststellung beschließen, daß dieses eben durch den Aufenthalt im Konzentrationslager verursacht war. Das bringt einer der Befragten kurz und treffend zum Ausdruck:

»Die Genese des Muselmanentums ist wohl klar. Das Leben im Lager erforderte einen ständigen Kampf ums Überleben, ohne daß es dafür eine Chance gab. Man mußte der umgebenden Wirklichkeit zum Trotz an das Überleben glauben. Wer diesen Glauben und den Willen zum Kampf um jeden

einzelnen Tag nicht hatte, der verfiel in den Zustand der Resignation. Das äußere Muselmanentum war dann nur noch eine Begleiterscheinung.« (Stanisława Piąty)

Diese Feststellung ist einleuchtend, aber es gerieten ja schließlich nicht alle Häftlinge in diesen Zustand. Also mußte es möglich sein, dem Muselmanentum zu entgehen, so wie es auch möglich war, das Lager zu überleben. Entscheidend ist demnach die Frage, was dazu beitrug, daß die Häftlinge zum Muselmann wurden bzw. was sie davor bewahrte, welche äußeren Faktoren und welche persönlichen und gesundheitlichen Prädispositionen dabei eine Rolle spielten. Die klinische Erfahrung lehrt, daß der Zustand des Muselmanns wie auch die körperlichen und psychischen Spätfolgen des Lageraufenthalts Ergebnis verschiedenartiger und komplexer traumatischer Faktoren, also multikausal verursacht sind, das Resultat der Gesamtwirkung verschiedener schädigender Einflüsse waren: innerlicher und äußerlicher, somatischer und psychischer. Und zumindest auf diesen Ebenen ist die Ätiologie des Muselmanentums zu betrachten.

Umfassender hat diese Abhängigkeit Stanisław Dobosiewicz in seinem Buch über das Konzentrationslager Mauthausen-Gusen dargelegt:

»Wer den Glauben an die eigene Kraft und an die Möglichkeit verloren hatte, die Schinderei im Lager zu überleben, der wurde leicht zum Muselmann. Sehr häufig ging das auch mit einer Erschütterung des Glaubens an die moralische Ordnung der Welt, an die historische Gerechtigkeit, die göttliche Vorsehung u.ä. einher.«
(Dobosiewicz 1977, S. 410)

Die Mitteilungen, die wir zu diesem Thema erhalten haben, tragen viel Neues zum Verständnis des Muselmanentums bei und erlauben es, Einflüsse und Überlagerungen von körperlich-biologischen Faktoren auf die Psyche und die so hervorgerufenen Störungen im psychischen Leben der Häftlinge abzugrenzen, die mit dem Zustand des Muselmanns untrennbar verbunden waren. Es zeichnen sich auch weitere Voraussetzungen und Prädispositionen ab, die gegeben sein mußten, damit der Häftling diese irreversible Entwicklung nahm.

Wir haben die Äußerungen zum Thema Muselmanentum systematisch geordnet und zitieren zuerst diejenigen, die den Hauptakzent auf die somatischen Faktoren legen:

»Trotz der weitverbreiteten Ansicht, daß das Muselmanentum durch Unterernährung verursacht war (...), kannte ich doch inhaftierte Frauen, die sich vor dieser Krankheit nicht zu schützen vermochten, obwohl sie Zugang zu zusätzlicher Nahrung hatten. Ob allein das Muselmanentum ihrem Leben ein Ende setzte oder ob da auch eine epidemische Krankheit im Spiel war, ist schwer zu sagen. Es war hauptsächlich der Hunger, der zum Muselmann machte. Diese Krankheit war eigentlich durch alles begünstigt, was Lager war, d.h. die Wohnverhältnisse, die schlimmer als in jedem Stall waren, die ausgeklügelten Schikanen und Vernichtungsmethoden bei nur scheinbarer Heilbehandlungsmöglichkeit bildeten zusammen mit dem Hunger eine Ursachenkette.«
(Mieczysława Chylińska)

»(...) es hatte natürlich mit den verschlechterten Lebensbedingungen zu tun, wenn jemand zum Muselmann wurde (...), und ich wage die Behauptung, daß dabei der Vitaminmangel eine große Rolle spielte. Es ist doch charakteristisch, daß der Organismus von selbst nach ihnen suchte, d.h. wir konnten Zwiebeln, ja sogar ganze Knoblauchknollen wie Äpfel (ohne Brot) vertilgen. Niemand aus Arbeitskommandos, der Zugang etwa zu rohen Mohrrüben hatte (z.B. die Frauen, die in Rajsko arbeiteten), war muselmanngefährdet. Dagegen verursachte in der Endphase der Existenz der Konzentrationslager in Deutschland, als keine Pakete mehr kamen und die Ernährung im Lager auf minimale Rationen, oft auch auf Nullrationen reduziert wurde, das Muselmanentum selbst bei alten und abgehärteten Häftlingen während der Evakuierungsmärsche zahlreiche Todesfälle.« (Marta Jabłońska)

»Wir hatten in der Baracke achtzig Schüsseln, aus denen tausenddreihundert Menschen ihre Suppe aßen. Die zuerst aßen, leckten nach dem Essen oft die Schüssel aus oder wischten sie mit dem Finger aus und gaben sie dann weiter. Viele von ihnen hatten schon Blutruhr. So steckten sie die anderen an (...). Niemand wusch die Schüssel oder sich selbst. Die Schüsseln wurden in einem Eimer Wasser abgespült, das aus der Küche gebracht wurde. Darin mußten diese achtzig Schüsseln gereinigt werden. Das war doch selbst schon Spülicht. Außerdem kochten die Häftlinge, die in der Küche arbeiteten, morgens selten eine sog. Suppe. Normalerweise handelte es sich dabei um aufgewärmtes Wasser, in das Schrotmehl geschüttet wurde. Das konnte kein Magen verdauen. Das ungekochte Wasser aus Birkenau war das reinste Gift. Deshalb erkrankten dort gesunde Menschen innerhalb weniger Tage an Erkältung, Lungenentzündung oder Ruhr. Kurz darauf waren sie dann schon Muselmänner.« (Józef Brudz)

Im Lichte dieser Berichte treten die Lebensbedingungen im Lager, vor allem die quantitativ und qualitativ unzureichende Ernährung, die permanente Unterernährung und der Hunger, die extrem ungünstigen Hygieneverhältnisse und Existenzbedingungen, die Gefährdung durch Witterungseinflüsse, vor allem Kälte, sowie die unmenschliche Arbeit, die oft sinnlos und unproduktiv war, in den Vordergrund.

Die Häftlinge merkten schnell, daß bestimmte Personengruppen, abhängig vom Alter, von der gesellschaftlichen Klasse und der Herkunft, ja sogar der Nationalität, anfälliger für das Muselmanentum waren. Hinweise dazu finden sich in den folgenden Zitaten:

»Um noch einmal auf die Ursachen des Muselmanentums einzugehen, ist hinzuzufügen, daß Kinder, Jugendliche, Greise und kranke Menschen schneller zu Muselmännern wurden (...); auch Franzosen, Italiener und besonders Griechen, denn sie ertrugen das Klima nicht, das rauher war als in ihrer

Heimat; interessanterweise waren gesunde Menschen anfälliger als kränkliche (vielleicht deshalb, weil sie nicht ‚kranksein konnten'); auch eher solche, die in der Freiheit an das Sattsein gewöhnt waren, als solche, die schon vorher schlecht ernährt waren; eher Bauern als Arbeiter (die Bauern ertrugen gewöhnlich die psychischen Belastungen im Lager schlechter).

Das Muselmanentum trat stärker in den ersten Monaten des Lagerelends auf, als später... Eher im Herbst und Winter oder um den Frühjahrsanfang, denn dann kamen zu dem Hunger noch Kälte und Frost, die den Organismus entkräfteten. Das Lebensmittelpaket, besonders das erste, wurde dem Muselmann nicht selten zum Verhängnis, weil er keine Selbstbeherrschung mehr kannte und alles auf einmal aufaß, selbst wenn es z.B. ein Kilo Zucker war (...). Der Muselmann gab niemandem etwas ab, auch wenn er täglich ein Fünfkilo-Paket bekam, er überließ niemandem seine Suppe oder seine Brotration; lieber starb er auf einem Stapel verschimmelter und faulender Lebensmittel, als daß er mit jemandem geteilt hätte. Das war die tragische Folge einer Veränderung in der Psyche – der Angst vor dem Hunger.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Magere, eher Kleingewachsene und Intelligenzler, aber auch kleine Gauner, Menschen vom Rand der Gesellschaft, wendige Filous, abgehärtete ehemalige Militärangehörige, Seeleute und Sportler ertrugen die Lagerbedingungen besser und wurden nicht so schnell zu Muselmännern. Die Franzosen wurden schnell zu Muselmännern und gingen zugrunde, während sich die Russen trotz aller Widrigkeiten ausgezeichnet hielten. Die Franzosen sagten, das läge daran, weil sie keinen Wein, keinen Schal und keinen Salat hätten.« (Lech Bijałd)

Eine ähnliche Wirkung hatten andere, weniger greifbare Faktoren, wie die jeweilige Periode der Lagergeschichte, die Intensität des Terrors, die Ernährung und besonders die Möglichkeit, Pakete von draußen zu erhalten, sowie die Jahreszeiten. Von diesen äußeren Faktoren, die die Entstehung des Muselmanentums begünstigten, ist in den folgenden Berichten die Rede.

»Am häufigsten wurden die Leute im Herbst und Winter zu Muselmännern. Sonne und schönes Wetter, ja selbst große Hitze konnten dem Muselmann nichts anhaben. Dagegen war die psychische Haltung geeignet, die Entwicklung zum Muselmann lange aufzuhalten, während der psychische Zusammenbruch die zunehmende Abstumpfung beschleunigte...«
(Edwin Kuffel)

»Ich selbst war auch Muselmann. Ins Lager kam ich am 12. Februar 1943. Als Muselmann befand ich mich schon Anfang April 1943 im Krankenbau. Ich war entsetzlich dürr und knochig, und meine Füße waren so geschwollen, daß ich nicht einmal die Holzschuhe anziehen konnte; ich wickelte die Füße nur in Lappen (...).

Zum Muselmann wurde man vorwiegend in der ersten Zeit, die man im Lager verbrachte. Wer diese Zeit überstand, der hatte große Überlebenschancen. Gegen Kriegsende jedoch, oft während der Evakuierung der Lager, kehrten Kälte und Hunger zurück, und dieselben Häftlinge wurden erneut zu Muselmännern. Die Befreier der Konzentrationslager fanden Stapel von Leichen und noch lebende Muselmänner – menschliche Skelette.« (Zofia Pracka-Raczyńska)

Auch wenn sie die Rolle der biologischen Faktoren unterstreichen, stellen die Autoren dieser Berichte die Bedeutung der psychischen Faktoren doch nicht in Frage. Trotzdem wäre es eher verständlich und begründet, das Muselmanentum mit solchen meßbaren und objektiv erfaßbaren Faktoren in Verbindung zu bringen, wie es die mangelnde Ernährung, die Kälte und die mörderische Arbeit sind. Dieser Zusammenhang war so offensichtlich, daß er keiner Begründung bedurfte. Vor diesem Hintergrund zeichnet sich nun die Rolle der psychischen Faktoren deutlicher ab. Und obwohl man immer noch im Zweifel sein kann, welche von diesen Faktoren primär und welche sekundär waren, ob der Hunger zum psychischen Zusammenbruch führte oder ob die Apathie den Häftling unfähig zur Nahrungssuche und zum Kampf ums Überleben machte, so steht doch außer Frage, daß diese Einflüsse sich überlagerten und ergänzten, um schließlich das Muselmanentum zu verursachen.

»Ich kann nicht genau sagen, wann das begann. Beim ersten Transport kann ich mich an solche Fälle nicht erinnern; es gab zwar körperlich Geschwächte, aber keine Muselmänner. Ich denke, es begann nach dem Eintreffen der Warschauer Transporte im Spätherbst und Winter 1940/41. Mir scheint, das betraf hauptsächlich Menschen mittleren Alters; die Älteren starben vorher, die Jüngeren akklimatisierten sich. Ich kam durch meinen Aufenthalt im Revier mit ihnen zusammen. Den Prozentanteil zu bestimmen, ist nicht einfach, ich glaube, er lag bei plus minus zwanzig Prozent. Das Muselmanentum war das ganze Jahr hindurch zu beobachten, verstärkt jedoch im Herbst, in feuchten Wintern und im Frühling. Es trat auch häufiger bei jenen auf, die aus dem Gefängnis ins Lager kamen, als bei Leuten mit geschwächter körperlicher, vor allem aber geschwächter psychischer Widerstandskraft. Besonders viele Muselmänner fanden sich in den Außenkommandos (sinnlose Arbeit). Was meine Bekannten angeht, so waren Intellektuelle anfälliger. Die Ernährung und die Wetterbedingungen spielten eine große, vielleicht die dominierende Rolle bei der Entstehung des Muselmanentums.« (Adolf Gawalewicz)

»Obwohl ich die dahintrottenden Muselmänner zu jeder Jahreszeit sah, so waren es im Spätherbst und im Winter doch am meisten. Das nasse, kalte Wetter schwächte die Abwehrkraft des Organismus, besonders wenn die Grenze der Ausdauer schon erreicht war. Ich neige dennoch zu der Annahme, daß die Häftlinge eher an der schweren Arbeit und dem unmenschlichen Drill im Arbeitskommando zugrunde gingen als an den Wetterverhältnissen. Wenn ein Muselmann mit einem Kommando ‚*nach aussen*' zog, um Gräben zu ziehen, Gelände einzuebnen, Buden abzureißen oder in den Teichen Schilf zu

schneiden, so fand er dort meist den Tod. Die Kapos und die übrigen Aufseher des Kommandos wehrten sich gegen solche Arbeitskräfte, weil sie offensichtlich keinen zusätzlichen Ärger haben wollten. So geisterten die Muselmänner denn in verschiedenen Kommandos in Lagernähe und im Lager selbst umher.« (Mieczysława Chylińska)

»Meines Erachtens beginnt der unaufhaltsame Niedergang damit, daß der Häftling sich geistig und seelisch immer stärker auf ein Thema verengt: Sich mal richtig sattzuessen. So waren denn Leute (...) ohne den psychischen Rückhalt, den das Gefühl vermittelt, seine patriotische Pflicht getan zu haben, die Arbeit in einer Organisation oder irgendeine Mission, die man vorher in der Freiheit gehabt hatte, am anfälligsten für diesen Prozeß. Eine Rolle spielten auch die körperliche und psychische Leistungsfähigkeit, mit der jemand nach Auschwitz kam, die Erlebnisse im Zusammenhang mit der Verhaftung, eine eventuell schon in der Haft davongetragene Entkräftung durch Hunger, schließlich auch die Möglichkeit, seinem Beruf nachzugehen und, was wohl am wichtigsten war, Tatkraft und schnelle Reaktions- und Entscheidungsfähigkeit unter Streßbedingungen.« (Włodzimierz Borkowski)

»Ich habe über die Ursachen des Muselmanentums nachgedacht. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß psychische Störungen eine größere Rolle spielten als äußere Faktoren wie Hunger, Kälte, Schläge. Der Häftling wurde zum Muselmann, sobald er psychisch gebrochen war. Das Erkenntnisvermögen, das mit der körperlichen Leistungskraft eine psychophysische Einheit bildete, wurde gelähmt. Intellekt und Willen konnten nicht mehr auf die Erfüllung des Menschlichen zielen. Der Mensch war nicht mehr in der Lage, dem moralischen Imperativ der Menschenwürde um jeden Preis gerecht zu werden. Die Wiederherstellung des inneren Gleichgewichts stieß auf objektive Hindernisse wie Furcht, Angst, Verzweiflung. Der Verstand kann Angst nicht überwinden und noch weniger Verzweiflung. Ein Leben ohne Hoffnung ist eine Tragödie, ein Labyrinth ohne Ausweg... Dem Muselmann fehlte die Hoffnung, die sich nicht auf den Menschen, sondern auf Gott stützt, auf die ewigen und unveränderlichen Werte. Diese Kraft macht den Menschen dynamisch, sie hilft ihm bei der Lösung schwierigster Probleme, beim Erreichen der höchsten Ziele auf Erden.

Der Häftling wollte anständig leben und sich von seinem, nach den Naturrechten gestalteten, Gewissen leiten lassen. Im Lager redeten ihm die Funktionshäftlinge ein, daß Güte, Dummheit und Tugend Schwäche sei. Hier galt es, alle moralischen Hemmungen abzulegen, hier mußte man schlagen und erschlagen können. Das war das Zeichen für körperliche Kraft und wahre Lebensweisheit. Diese Auffassung stellte die ganze Welt der inneren Werte auf den Kopf, sie brach den Charakter und verdarb Leib und Seele. Aber das war nun einmal der Zweck der Konzentrationslager: die Häftlinge zum Wahnsinn zu treiben, abzustumpfen und zu vernichten. Je grausamer der SS-Mann war, desto steiler seine Karriere. Die Kapos waren Herren über Leben und Tod. Geschickt und raffiniert überboten sie einander bei der Erfindung von Strafen und machten das ‚Lagervieh' zu Asche.« (Konrad Szweda)

Zum Abschluß der Bemerkungen über die prädisponierenden Faktoren soll darauf hingewiesen werden, daß es in einer Gruppe von Häftlingen, die psychischem Streß besonders stark ausgesetzt war, dem *Sonderkommando*, das die Leichen verbrennen mußte, keine Muselmänner gab. Diese Häftlinge waren besser ernährt als die anderen, auch war die Dauer der „Arbeit" dort begrenzt und überstieg im Prinzip drei Monate nicht. Man weiß also nicht, ob es die bessere Ernährung oder die kurze Dauer war, die diese Häftlinge nicht zu Muselmännern werden ließ.

Erwähnt soll auch werden, daß am 9. November 1982 auf einer Sitzung des Lehrstuhls für Psychiatrie der Medizinischen Akademie in Krakau eine sehr ergiebige Diskussion über die Rolle von körperlichen und psychischen Faktoren bei der Entstehung des Muselmanentums geführt wurde. Die Autoren dieser Arbeit stellten dort ihr Referat „Eine Untersuchung zum ‚Muselmanentum' im Lager" vor. Aus den Wortmeldungen ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz (Adolf Gawalewicz, Helena Hoffmann, Zygmunt Holcer, Mieczysław Kieta, Stanisław Kłodziński, Wanda Marossanyi und Tadeusz Szewczyk) in dieser Veranstaltung ging hervor, daß vor allem psychologische Faktoren darüber entschieden, ob jemand in diesen Zustand geriet, wie etwa mangelnder Rückhalt in der Gruppe, Unfähigkeit oder Unmöglichkeit, mit der Vergangenheit zu „brechen" und daher aufwühlende Sehnsucht nach der Familie und den Nächsten, Verlust der Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende u.ä. Es wurden viele Beispiele dafür angeführt, daß Todesfälle von Muselmännern bei einem noch relativ guten somatischen Zustand unmittelbar von psychischen Traumen verursacht waren.

Abwehr und Widerstandskraft

Aus den eingegangenen Berichten geht hervor, daß die individuelle Lebenserfahrung vor der Verhaftung eine recht große Rolle beim Überleben im Lager und auch bei der Abwehr des „Muselmanentums" spielte. Bei dieser Erfahrung wurde die Bedeutung betont, die überstandene Krankheiten und die Fähigkeit, sich an schwierige Situationen anzupassen, spielten, in bezug auf das Lager dagegen hervorgehoben, ob jemand bereits vorher Gefängnisse, Verhöre, Schläge und Entbehrungen allgemeiner Natur kennengelernt hatte. Die Bedeutung dieser Faktoren wird in den folgenden Berichten hervorgehoben:

»Wichtig war, ob es im Leben des späteren Häftlings Umstände gegeben hatte, die ihn auf die Bedingungen im Lager, die psychische Anspannung, die Ernährung usw. vorbereitet hatten. Wenn dem Lager z.B. ein Aufenthalt im Gefängnis vorausgegangen war, so erleichterte das dem Neuankömmling die Anpassung. In körperlicher Hinsicht hatte er die ‚Diät' der Gefängniskost schon hinter sich. Sein Nahrungs- und Flüssigkeitsbedarf war geringer (...). Meinen Beobachtungen zufolge

ertrugen leichtgewichtige Personen die Hungerrationen eher; ‚Eichen' brachen schneller unter dem ‚Sturm', der ihre bisherige Umgebung und ihre Lebensbedingungen im physischen Sinne geändert hatte. Das Gefängnis war bereits eine psychische Einstimmung, es machte die Begegnung mit dem entsetzlichen KZ-Leben leichter und verringerte den schockartigen Streß, der mit dieser Begegnung verbunden war; es verhinderte also zumindest für eine gewisse Zeit, daß man zum Muselmann, anders gesagt, zum *Körperschwachen* wurde. Besonders in den ersten Jahren des Lagers Auschwitz war bei der Entlassung vom Spital ‚ins Lager' die Formulierung *allgemeine Körperschwäche* sehr geläufig.« (Adolf Gawalewicz)

»Zum Glück war ich, obwohl ich schon im Frühjahr 1941 in Auschwitz nur 32 kg wog, doch so widerstandsfähig gegen die Lagerbedingungen, wie Hunger, Schläge und Krankheiten, daß ich nicht ein einziges Mal zum Muselmann wurde. Vielleicht war ich immer nur Anwärter darauf... Das hatte ich wohl meiner psychischen und gesundheitlichen Widerstandskraft als langjähriger aktiver Sportler in der Kriegsmarine zu verdanken. Ich muß auch betonen, daß ich niemals geraucht habe und auch heute nicht rauche. Und im Lager gingen die Raucher am ehesten zugrunde. Wie oft habe ich gesehen, daß Raucher für eine Zigarette ihre Schnitte Brot hergaben, das höchste Gut in der Lagerverpflegung.« (Jan Kurek)

Der Weg zum „Muselmann"

Man kann schwerlich sagen, daß das Muselmanentum von den Häftlingen als eine Krankheit im klassischen Sinne des Wortes angesehen wurde. Es war eher eine Art Krankheitszustand. Muselmann bekam man nicht, so wie irgendeine ansteckende Krankheit, Muselmann wurde man eher allmählich. Den Prozeß der Muselmannwerdung brachte am besten der Ausdruck *„muzułmanieć"* zum Ausdruck, d.h. zum Muselmann werden. Dieser Prozeß brauchte seine Zeit; die Häftlinge bestimmten sie im allgemeinen auf mehrere Monate, ja nach den allgemeinen Lagerbedingungen und den besonderen Umständen. In diesem Prozeß unterschied man verschiedene Phasen und Stadien. Die Kriterien dieser Unterscheidung waren verschieden; sie orientierten sich einmal an den Symptomen, dann wieder an dem zeitlichen Verlauf. Bevor wir das Material ordnen, sollen einige Berichte zitiert werden, die darstellen, wie man zum Muselmann wurde und wie die einzelnen Phasen dieses Prozesses aussahen.

»Zmuzulmanieć – ‚zum Muselmann werden' – bedeutete soviel, wie sich am Rande des Todes befinden; deshalb erweckte dieser Zustand Grauen und Entsetzen... Ich betone noch einmal die Bedeutung der psychischen Einstellung: Wer sich eine normale menschliche (und damit fast heroische) Haltung zum Lager bewahrt hatte, wurde nicht zum Muselmann. Das beste Beispiel hierfür ist wohl Pater Kolbe, von dem wir wissen, daß er einen Zustand extremer körperlicher Entkräftung erreichte, aber seelisch dennoch ungebrochen blieb.

Zum Muselmann wurde, wem eine Krankheit (...) alle seelische Kraft genommen hatte, wer gebrochen war oder sich sagte: ‚Das halte ich nicht durch'. Aber dasselbe gebrochene Individuum war, wenn es einmal zum Muselmann geworden war, doch zu den größten Anstrengungen fähig, um an Nahrung zu kommen, also um des Überlebens willen... Bei solchen Aktionen zeigte der Muselmann plötzlich Hartnäckigkeit, Unternehmungslust und Schläue, bemerkte aber gleichzeitig den näherkommenden SS-Mann oder Kapo nicht, zog nicht den logischen Schluß, entdeckt zu werden, mit einem Wort – er war psychisch nicht voll leistungsfähig, im Gegenteil, er war intellektuell ‚getrübt'.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Ich weiß nicht, ob man weibliche Häftlinge, die auf alle Reize reagierten, als Muselmänner bezeichnen kann, wenn ihnen allein ihr großes Untergewicht diesen Namen eingebracht hatte? Meiner Meinung nach waren das keine echten Muselmänner, das waren nur körperlich völlig heruntergekommene Menschen, mit denen noch etwas zu machen war, denen man helfen, die man aufpäppeln konnte. Solche Frauen lebten auf gedrosselten Touren, aber sie lebten, sie reagierten, sie versuchten zu kämpfen, sich zu bewegen, und manchmal gelang es ihnen auch. Eine Freundin, ein Brief von zu Hause, ein Paket konnte die Wende bringen. Meines Erachtens waren das keine richtigen Muselmänner.« (Maria Oyrzyńska)

»Ich verstand diesen Zustand besser, als ich selbst allmählich zum Muselmann wurde. Hunger, Kälte, übermäßige Arbeit, Todesangst, Schmerzen und dieser fürchterliche Dreck, der mich bis heute verfolgt und dessen Anblick ich nicht ertragen kann. Dazu das Fieber – vom beginnenden Flecktyphus –; all das hatte zur Folge, daß ich den Mut verlor und nicht mehr an den Sinn eines weiteren Überlebens glaubte (...). Nachdem ich den Typhus überstanden hatte, wog ich 39 kg, aber während der Rekonvaleszenz taten die Kameraden alles, damit ich wieder zu Kräften kam. Ein weiteres Mal drohte mir dieser Zustand nach meiner Ankunft in Mauthausen. Ich war damals nach dem Typhus noch nicht ganz bei Kräften, wir litten einen so furchtbaren Hunger, daß wir sogar Braunkohle aßen. Der Mangel an Schlaf und Bewegung (Quarantäne) sowie der ständige Aufenthalt mit bloßem Kopf in der Sonne (Gebirgslage) verursachten Kopfödeme und den Tod. Der Wechsel der Arbeit und die Pakete, die ich später von zu Hause bekam, gaben mir wieder Kraft.« (Zygmunt Podhalański)

Die Autorin eines anderen Berichts unterscheidet zwei Phasen der Muselmannwerdung:

»Erstes Stadium: Sehr starke Kopfschmerzen, keine Nahrungsaufnahme aus Mangel an Appetit, hohe Körpertemperatur. Wenn man der Kranken in diesem Stadium viel Flüssigkeit zuführte, dann überlebte sie. Viele Kranke starben jedoch, weil sie nicht die richtige Pflege erhielten.

Zweites Stadium: Wenn der Kranke nicht richtig gepflegt wurde und nicht die nötige Menge Flüssigkeit bekam, dann wurde er zum Muselmann. Die Symptome waren: völliges

Schweigen, schwarzgewordene, harte, steife Zunge, heftiges und unbezwingbares Hungergefühl, das nie gestillt werden konnte. Sie aßen alles, was ihnen unter die Augen kam und sich irgendwie zum Verzehr eignete, sie stahlen und raubten auch anderen Häftlingen Nahrung. Wenn so jemand ein Lebensmittelpaket erhielt, dann aß er den Inhalt in einem Satz auf, ganz gleich, wieviel sich darin befand. Das wichtigste und einzige, was die Muselmänner interessierte, war das Essen. Wenn sie Nahrung aufgetrieben hatten, verzehrten sie sie im Verborgenen. Sie konnten sich gut verstecken. Briefe beantworteten sie nicht selbst, denn sie mußten auf deutsch und in entsprechender Form gehalten sein; sie bemühten sich jedoch darum, daß jemand ihnen Briefe an die Familie schrieb, weil sie sich davon Lebensmittelpakete erhofften. Ihren Kontakt zu anderen Häftlingen beschränkten sie auf die Forderung nach Essen, die sie in den kaum verständlich hingemurmelten Worten ‚gib!' oder ‚essen!' zum Ausdruck brachten. Ihr äußeres Bild: stark abgemagerte Figur, unbewegliches, abgestumpftes Gesicht, Stieraugen, in denen der Wahnsinn lauerte...«
(Maria Anna Nowakowska)

Der nächste Bericht beschreibt, wie ein „normaler" Häftling allmählich zum „Muselmann" wurde, wie „wir gemeinsam auf dem Wege waren, zu Muselmännern zu werden" – so der Verfasser dieses Berichts.

»Ich möchte nun in wenigen Sätzen das Schicksal eines meiner jüngeren Schulkameraden vorstellen, des Häftlings Nr. 5718. Anfangs arbeiteten wir oft in den gleichen Kommandos, wir ertrugen den Hunger und die Unbilden des Lagers gemeinsam, und gemeinsam waren wir auf dem Wege, zu Muselmännern zu werden... Ich traf ihn manchmal, als er sich noch ziemlich aktiv um eine bessere Arbeit und um Nahrungsmittel bemühte... Aber es war höchstwahrscheinlich schon zu spät. Er verfiel zusehends, wurde immer mehr zum Muselmann und zog sich in dieser Zeit auch eine Lungenerkrankung zu.

Als ich ihn nach einer gewissen Zeit wiedertraf, hatte er sich bis zur Unkenntlichkeit verändert. Tief eingefallene Augen, ein erloschener, in die Ferne gerichteter Blick, graue, erdige Hautfarbe; beim Gehen ließ er deutlich die Beine schleifen und kümmerte sich nicht mehr um sein Äußeres. Als ich ihn ansprach, um ein Gespräch anzuknüpfen, machte er den Eindruck, als müßte er eilig irgendwohin gehen. Er starrte ununterbrochen in die Ferne und antwortete nur einsilbig. Manchmal machte er statt einer Antwort auch jene charakteristische Handbewegung, die totale Resignation zum Ausdruck bringt. Man brauchte ihm nur in die Augen zu sehen und wußte schon alles – diese Augen flehten nicht, sie baten um nichts, sie brauchten nichts. Eins vielleicht nur sagten sie: Laßt mich in Ruhe.

Er vegetierte noch, er rührte sich noch, aber in den Augen stand ihm schon die *Totenmeldung* geschrieben. Nicht einmal die zusätzliche Schnitte Brot oder die Portion Suppe, vermochten seinen erloschenen Blick zu beleben. Er war gebrochen. Später lag er mit TBC im Schwindsuchtblock 20a. Bei einer Selektion, etwa Mitte Januar 1942, wurde er durch eine Phenolinjektion ums Leben gebracht.« (Ignacy Sikora)

Und zum Abschluß dieses Teils noch eine Interpretation des Prozesses der „Muselmannwerdung", die Darstellung seiner Phasen vor dem Hintergrund der Lagerwirklichkeit und eine weitere Beschreibung der Veränderungen, die in der Psyche des Häftlings vor sich gingen, wenn er zum Muselmann wurde.

»Für die Jahre 1941–1942, als die Lebensbedingungen im Lager am schlechtesten waren, würde ich die Häftlinge in zwei Gruppen einteilen. Die erste waren die Funktionshäftlinge und jene Häftlinge, die in beheizten Räumen arbeiteten und besser behandelt wurden. Ich schätze einmal, daß diese Gruppe 10 % des Lagerstandes ausmachte. Die andere Gruppe waren jene Häftlinge, die in Kommandos außerhalb des Lagers bei schwerer Arbeit beschäftigt waren und unmenschlich behandelt wurden. Das Schicksal dieser Menschen, die annähernd 90 % des Lagerstandes ausmachten, war von vornherein besiegelt – sie sahen der unausweichlichen Vernichtung entgegen. Aus dieser Gruppe konnten sich nur wenige durch eine seltene, glückliche Fügung retten.

Je nach der körperlichen und psychischen Veranlagung des Häftlings dauerte der Vernichtungsprozeß drei bis sechs Monate an. Bis zur Hälfte dieser Zeit machten die Häftlinge zwar den schweren Prozeß der Anpassung an die Lagerbedingungen durch, aber sie verloren ihre Persönlichkeit noch nicht. Sie ließen sich vom Selbsterhaltungsinstinkt leiten und versuchten, ihre Kräfte bei der Arbeit sparsam einzusetzen und nicht irgendwie aufzufallen.

In der zweiten Hälfte des Vernichtungsprozesses zeigten die Häftlinge, abhängig vom Kräfteverfall und vom psychischen Zusammenbruch, die ersten Symptome der Muselmannwerdung. Ihr ganzes Interesse verengte sich nur noch auf die Befriedigung des Hungers. Man ‚organisierte', ganz gleich was und ganz gleich woher: Weggeworfenes, verschimmeltes Brot, verdorbene Kohlrübe, Kartoffelschalen und Kaffeesatz. Manche erniedrigten sich soweit, daß sie ihrem Kollegen Brot stahlen – was bei den Häftlingen als das größte Verbrechen galt.

Schließlich begann die Endphase der Muselmannwerdung des Häftlings. Der Muselmann hatte nicht einmal mehr die Kraft, sich Lebensmittelabfälle zu besorgen. Er bettelte um Brotkrumen oder ein bißchen Suppe, schweigend, mit ausdruckslosem Gesicht.« (Anatol Adamczyk)

Beim Prozeß der Muselmannwerdung veränderten sich jedoch nicht allein der körperliche Zustand und das Aussehen des Häftlings, sondern auch seine Psyche. Die beste Illustration für diese Erfahrungen und Veränderungen, die den Verständnishorizont von Menschen, die nicht im Lager waren, weit übersteigen, ist wohl der folgende Bericht von Adolf Gawalewicz, eines, wie er selbst sagt, „ewigen Muselmannes".

»Die *Isolierstation* war der Wartesaal vor dem Transport in die Gaskammer. Bis zum 4. Mai 1942 war man grundsätzlich verpflichtet, tagsüber zu stehen. Wer bis zum Abendappell

durchhielt, geplagt von höllischem Durst und einem Hunger, der nur gelegentlich von den Halluzinationen einer Freßorgie gemildert wurde, die den Häftling während des Halbschlafs im Stehen heimsuchten, wer also in diesem Birkenauer April mit Regen und Schnee, mit eiternden Phlegmonen und Krätze, (. . .) zitternd vor Kälte bis zum Abend durchhielt, der träumte entweder von einem schnellen Ende oder vom höchsten Glück auf Erden: im Block zu essen und zu schlafen. Realistisch war im Grunde nur die Alternative: Entweder Schlaf in der Baracke oder Essen, d.h. mikroskopisch kleine Brotportionen, ein Laib von 1400 g auf acht bis zehn Häftlinge. Noch schlimmer war es während des nächtlichen Stehens, das als Fortsetzung des Tagstehens gedacht war. In diesen Stunden, die sich endlos hinzogen, mußte man an die Ungewißheit oder vielmehr an die Gewißheit des Schicksals denken, und je länger die Nacht dauerte, desto unabweisbarer und schmerzlicher wurde das Bewußtsein, daß es für uns keine Rettung gab, daß wir hier, fast am Ende der Welt, zum langsamen, schweren Sterben an Hunger, Durst, Schlägen und Krankheiten verdammt waren.

Woran dachte jemand, der das vierundzwanzigstündige Stehen dennoch überleben wollte? Ich und gewiß auch meine Kollegen dachten ungefähr folgendes:

- ich muß es im Stehen aushalten, sonst kriege ich was mit dem Knüppel über den Kopf und. . .
- ich darf nicht zulassen, daß jemand sich zu sehr auf mich stützt;
- ich muß versuchen, einen möglichst warmen Platz zu bekommen, d.h. wenn es geht in der Mitte der Gruppe;
- gleich geschieht ein Wunder, wir kriegen etwas zu essen und man läßt uns in den Block;
- es ist furchtbar kalt, aber morgen wird uns bestimmt die Sonne wärmen.

Wer anders dachte, der war schon bald tot. In einer Nacht vertraute mir ein Kamerad an, der körperlich noch sehr gut in Form war: Ich hab das alles satt, ich will nicht mehr leben. Und tatsächlich, einige Stunden später trugen wir ihn an die Barackenwand.

Der Lebenswille, der Überlebenswille, die Hoffnung, selbst wenn sie irrational war, contra spem – spero [ich hoffe gegen alle Hoffnung], wurde zum wichtigsten Faktor, der in begrenztem Umfang das Schwinden der Körperkräfte ausgleichen konnte und zu einer besseren, zweckmäßigeren Ausnutzung der verbliebenen Lebensenergie veranlaßte. Vor diesem Hintergrund, den man mit zahlreichen weiteren Beispielen illustrieren könnte, zeichnet sich, natürlich sehr vereinfacht, eine Teilung der Muselmänner in solche ab, die sich passiv, apathisch und in fatalistischer Resignation der ihrer Meinung nach unvermeidlichen Vernichtung ergaben, und in aktive Muselmänner. Der ‚aktive Muselmann' kämpft auf eine ihm noch mögliche Weise darum, am Leben zu bleiben. Er verkauft sein Brot oder seine Suppe nicht für eine Zigarette, er sucht sich gute Kommandos aus, er täuscht geschickt Arbeit vor, führt solche Tätigkeiten oder Arbeiten aus, die ihm eine Extraportion Brot oder Suppe, eine Arbeit unter Dach und Fach, ein warmes, illegales Kleidungsstück usw. einbringen können. Manch einer nutzt einen Tumult und stellt sich ein zweites Mal nach Suppe an, schreibt für einen Teller Suppe ein Scherzgedicht, trägt einen papiernen Zementsack als Pullover usw. Ein Muselmann, der alle Hoffnung verloren hat, sich aber noch aus eigener Kraft bewegen kann, ist nur darauf aus, sein jeweils dringendstes Bedürfnis zu befriedigen, er gibt sogar die lebensspendende Brotschnitte für eine Zigarette, für eine Schüssel Kräutertee her.

In der Struktur der Häftlingsgemeinschaft zählten die Muselmänner zu den Opfern des II. Weltkrieges, die am schlimmsten in Mitleidenschaft gezogen wurden. Über die Muselmänner zu schreiben heißt eigentlich, über die entscheidende Gruppe der KZ-Häftlinge zu schreiben, über all jene, die das typische Schicksal des Menschen im Konzentrationslager teilten.« (Adolf Gawalewicz)

Äußere Erscheinung

Wir haben nun die einzelnen Etappen der Entwicklung zum Muselmann verfolgt und die grundlegenden Bedingungen dieses Zustands sowie seine verschiedenen Typen kennengelernt. Wie der Muselmann aussah, wie ihn die anderen Häftlinge sahen, welche körperlichen Eigenschaften ihn von den übrigen unterschieden, wie er sich benahm und kleidete, wie ihn die heute noch lebenden Häftlinge der Konzentrationslager in Erinnerung haben – das ist das zentrale Thema der folgenden Berichte.

»Im Lager sind viele Zeichnungen, Skizzen und Gemälde von Muselmännern entstanden. Mein [noch nicht erschienenes] Buch ‚Jahre des Albtraums' enthält eine Zeichnung von zwei Muselmännern, von denen einer am Bock geprügelt wird. Magere, von Haut überzogene Skelette, tief in den Schädel gesunkene Augen, eine langgezogene Nase im hageren, knochigen Gesicht. Statt des Brustkorbs nur Rippen, die wie die Reifen eines ausgetrockneten Fasses abstanden, spindeldürre, in den Kniegelenken geschwollene Beine, die oft von den Füßen bis zu den Knien aufgedunsen waren. Abgemagerte lange Arme, dicker an den Ellbogen und Händen, die im Kontrast zu den Armen wie Schaufeln wirkten.

Der Gesichtsausdruck gewöhnlich traurig, gedankenlos, die Augen ohne Glanz, ohne Reaktion auf die Umgebung. Der Blick war in eine unbestimmte Ferne gerichtet.

Die Gestikulation so gut wie ganz verkümmert und ohne Zusammenhang mit dem inneren Erleben. Die Muselmänner bewegten sich langsam und arbeiteten langsam. Jemand hat ihren Gang in den Holzschuhen, wenn sie nachts mehrere Male zur Latrine gingen, mit dem Trappeln von Pferdehufen auf dem Fahrdamm verglichen.

Die Muselmänner nickten auf eine charakteristische Weise mit dem Kopf, wenn sie saßen oder sich auf die Hüften stützten. Ein erschreckend monotones Schaukeln war das, das an das Nicken von Waisenkindern im Heim erinnerte. Sie hatten kein Ziel mehr, ihnen war der Sinn des Lebens abhandengekommen.« (Roman Grzyb)

»Diese Menschen sahen wirklich furchtbar aus. Hautüberzogene Knochen, meist auch noch in einem Streifenanzug, der nicht paßte. Sehr oft waren die oberen und unteren Extremitäten sowie der Kopf mit Papierbandagen umwickelt, durch die Blut hindurchschimmerte. Diese Häftlinge reagierten eigentlich auf nichts mehr, ihnen war alles gleichgültig. Sie reagierten auch nicht auf die Schreie der SS-Männer und Kapos, auf ihre Schläge und Fußtritte.« (Zbigniew Bentkowski)

»Ihr Äußeres war bedauernswert: Graue, aufgedunsene Gesichter, kahlgeschorene Köpfe, angsterfüllte Augen, geschwollene, mit schmutzigen Lappen umwickelte, wundenübersäte Beine. Die ganze abgemagerte Gestalt, die da auf schwachen Beinen schwankte, erweckte Mitleid und Mitgefühl bei den anderen Häftlingen.« (Genowefa Lempert)

»Wenn ich die Muselmänner länger beobachtete, hatte ich oft den Eindruck, es seien ausgehungerte Tiere. In der geschlossenen Gruppe ähnelten sie einander auf seltsame Weise, so als wären sie leibliche Brüder. Wenn sie nackt ins Ambulatorium des Spitals gingen, sich in den *Waschraum* oder in den Krankensaal begaben, hatte ich den Eindruck, Zeuge eines erschütternden ‚Vorbeimarsches der Skelette' zu sein.« (Jan Konkolowicz)

»Diese Häftlinge (. . .) sahen nicht mehr wie Menschen aus. Das waren stumme, aufgedunsene Köpfe, und darin die tief eingefallenen Augen, die gleichsam nach innen schauten. Ihre Bewegungen waren sehr beschränkt, sie gingen nicht, sie schleppten sich dahin, und um sich aufzuwärmen, konnten sie nur noch mit den Schultern zucken.« (Zbigniew Bentkowski)

»Ich hatte schon gedacht, es sei hier alles besser geworden, da zerstörte mir der gegenseitige Anblick im Bad diese Illusion auf brutale Art. Diese Prominenten mochten noch so etwas wie Gesäßbacken besitzen, die anderen aber zeigten keine Spur mehr davon. Zwischen den Beinen, die an den Knien am dicksten waren, klaffte die Öffnung des Afters.

Furchtbar war das. Die trockene Haut wies Spuren von Läusen und zahlreiche Kratzwunden, flechtenartige und nässende Veränderungen auf. Etwas Ekelhaftes und geradezu Widerwärtiges. Gelächter (durch die Tränen hindurch) rief ein etwas älterer Herr hervor, dem von dem ziemlich fetten Bauch nur eine Hautfalte geblieben war, die ihm über die Genitalien hin. Da begriff ich, daß ich mit dem kommenden Winter auch eine Arbeit im Trockenen finden mußte, wenn ich dem sonst unabwendbaren Tod durch Entkräftung entgehen wollte.« (Włodzimierz Borkowski)

»In der Endphase der Entwicklung zum Muselmann zankte sich der Häftling nicht und meckerte nicht, obwohl er ständig hin- und hergestoßen, geschlagen und angebrüllt wurde. Das Gesicht des Muselmanns mit der über die Ohren gezogenen Mütze, furchtbar abgemagert und mit tief eingefallenen Augen, erinnerte mehr an einen Leichnam. Dieser Mensch lebte noch, aber er wußte nicht mehr, daß er lebte. Er bewegte sich langsam wie ein Automat. Meines Erachtens war das ein für die Muselmänner spezifischer Zustand der Agonie; sie bewegten sich noch aus eigener Kraft, aber sie standen schon an der Schwelle des Todes.« (Anatol Adamczyk)

»Ich war ein typischer Muselmann, bis zum Äußersten abgemagert. Tief in den Höhlen sitzende Augen, knochige Stirn, vorstehende, nur von Haut überzogene Hüftknochen und Knie, tief eingefallener Bauch und Wunden von geplatzten Blasen an den Unterschenkeln, die mit Papierbandagen umwikkelt waren.« (Edward Knysak, APMO)

Der Gesichtsausdruck der Muselmänner war von den Augen geprägt, den „Todesboten im Lager", wie sie wohl als erster Prof. Stanisław Pigoń (1966) bezeichnet hat. Ihr Ausdruck war erschütternd und bewegend. Den Augen der Muselmänner sind viele Beschreibungen gewidmet, einige haben wir schon bei anderer Gelegenheit zitiert. Selbst heute kann man, wenn man sich die Fotografien ihrer Gesichter ansieht, mit Worten nur schwer wiedergeben, was sie ausdrücken, und was sich hinter dieser äußeren Maske verbirgt.

»Seine Augen verrieten den KZ-Häftling selbst dann noch, wenn er aus dem Lager geflohen, neu eingekleidet, gewaschen und satt war und man hätte annehmen sollen, daß er wie ein normaler Mensch aussehe. Erstens bewegten sich seine Augen ununterbrochen in alle Richtungen aus Angst vor einer drohenden Gefahr und auf der Suche nach notwendigen Dingen, die er ‚organisieren' könnte. Zweitens hatte er die Augen immer aufgerissen. Drittens zeigten sie einen seltsamen, phosphoreszierenden Glanz, wie Wolfsaugen – das kam vom Hunger. Gleichzeitig war der Blick lebhaft und schnell, ihm entging nichts.

Auch die Augen von Muselmännern bewegten sich oft, aber sie hatten nur ein Ziel: etwas Eßbares zu finden. Doch dieser Blick war apathisch, die Augäpfel waren unter die Lider gesunken und leuchteten grün, als wären sie schon tot; sie drücken nicht mehr Lebenswillen aus, nur blinden und gedankenlosen Hunger.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Der Muselmann (. . .) hatte gleichsam zu lange Arme und Beine, die seinem Willen nicht gehorchten; unkoordinierte, ‚tolpatschige' Bewegungen. Die Schuhe stahl man ihm, also ging er in den sog. Holländern, in Holzschuhen.

Die Augen, die Augen! ‚Der schielt schon nach dem Priester' – pflegte man im Lager zu sagen. Weder die Abmagerung, noch die Ödeme waren so sichere Symptome des Muselmanentums wie die Augen. Ihr Ausdruck, die weit geöffneten Lider, die Augäpfel meist vorstehend, die Regenbogenhaut getrübt und gleichzeitig fieberhaft glänzend. Manchmal sah man so etwas wie das Lächeln eines Menschen, der auf irgendwie idiotische Weise zufrieden mit sich, zugleich aber argwöhnisch ist.« (Lech Bijałd)

»Das Kommando *Holzplatz* bestand aus hundert mit blaßgelber Haut überzogenen Skeletten, die vor Kälte meist

zusammengekrümmt waren. Unter die Jacke hatten sie sich allerlei Kartonabfälle oder Reste von Papierpackungen gestopft, meistens waren es alte Zementsäcke. Das sollte vor der Kälte schützen. Die Mehrzahl dieser Häftlinge hatte eine klanglose, matte, manchmal geradezu heisere Stimme. Wenn im Juni die erste Sonne schien, hoben die Häftlinge ihre Hosenbeine und zogen die Jacken aus, um ihre Gerippe aufzuwärmen. Dabei stellte ich fest, daß fast 50 % von ihnen Ödeme an den Beinen hatten, und bei einigen bemerkte ich irgendwelche Bläschen an den Schultern. Fast alle hatten Schmerzen in den unteren Extremitäten, ihr Gang war entenhaft und sie kippten den Oberkörper nach vorn. Sie gingen so wenig wie möglich und ruhten in Hockstellung aus...

Die Augen waren verschieden. Bei den einen waren sie unruhig, wie erschrocken, auch finster, trübe, als sähen sie nichts; andere glänzten, in ihnen funkelte irgendeine Hoffnung. Ich habe auch Augen gesehen, die ich wohl nie vergessen werde.

Einmal traf ich in diesem Kommando einen Mithäftling aus Tarnowskie Góry. Wir hatten zu zweit in einer Zelle gesessen (...). Als ich auf ihn zuging, erkannte er mich nicht. Übrigens hatte auch ich Schwierigkeiten, ihn zu erkennen. Der Kopf fast ein Totenschädel. Die Lippen rissig, die Mundwinkel vergrindet. Er war nicht wiederzuerkennen. Und diese Augen. Große, aufgerissene, funkelnde Augen. Ich hatte den Eindruck, das Leben, das aus ihm zu entweichen drohte, hätte sich gerade in diesen Augen versteckt, es klammerte sich dort an den sterbenden Körper und vergrößerte diese Augen auf eine unnatürliche Weise. Er sagte damals kein Wort. Ich habe ihn nie mehr getroffen.« (Alfred Skrabania)

Diesem äußeren Erscheinungsbild entsprach ein bestimmtes charakteristisch unbeholfenes Verhalten der Muselmänner, das davon zeugte, wie sehr sie sich in der Wirklichkeit verloren hatten.

»Es ist charakteristisch, daß das Muselmanentum bei jungen Leuten so etwas wie ein vorzeitiges Altern verursachte. Sie hatten eine krumme, steife Haltung, schlurften mit den Füßen auf steifen Beinen, gingen schwankend, ein wenig torkelnd und spreizten die Ellbogen ab, als wollten sie das Gleichgewicht halten; ihr Schritt war klein und unsicher, sie fielen bei dem geringsten Hindernis hin und hatten dann große Schwierigkeiten wieder aufzustehen; sie zappelten wie Würmer auf der Erde. Gern lagen sie zusammengerollt, und man konnte sie nur schwer dazu bringen, vom Bett aufzustehen. Dann zogen sie sofort die Decke über sich und wickelten ihren Kopf ein. Die Haut färbte sich bläulich oder seltsam grünlich (...) und das ganze Gesicht war von Flaumhaar bedeckt wie bei alten Menschen. Die Nase wurde spitz wie bei Sterbenden. So sahen sogar Zwanzigjährige aus! Das war die Phase, in der jemand schon zum Muselmann geworden war. Wer noch nicht soweit war, dessen Bewegungen waren nicht apathisch, sondern bisweilen erregt, heftig, fieberhaft, besonders wenn es um Nahrungsbeschaffung oder Essen ging; die Augen oft aufgerissen, die Armbewegungen bei der Arbeit gleichsam astigmatisch, die Entfernungsorientierung fiel weg; deshalb konnte es dem Muselmann passieren, daß er die Erde nicht weit genug vom Spaten warf. Wenn er dafür geschlagen wurde, weinte er, stöhnte und klagte er, konnte nicht verstehen, was man von ihm wollte, zumal die Muselmänner auch oft unter Hörstörungen litten. Die Stimme des Muselmanns klang unnatürlich, piepsig, aggressiv oder stöhnend, zitternd, und er sprach langsam. Er brach sehr leicht in Tränen aus, war oft verzweifelt, seine Bewegungen waren unbeherrscht, die Gestikulation unkoordiniert.

Wenn er Krätze oder Läuse bekommen hatte, kratzte der Muselmann sich ständig. War er ganz und gar Muselmann (...), so reagierte er nicht mehr auf Insektenstiche; seine Haut war gleichsam abgestorben und unempfindlich (...). Das unwillkürliche Kratzen, besonders unter den Achseln, machte den Eindruck einer mechanisch erlernten Bewegung, die die Antwort auf den Juckreiz, z.B. am Damm, war.«
(Maria Elżbieta Jezierska)

»(...) sehr stark abgemagert, wie schließlich fast alle Häftlinge, nur daß beim Muselmann die Magerkeit deutlicher ins Auge fiel, vielleicht wegen der charakteristischen ‚Haltung'. Die Schultern waren hochgezogen und nach vorn geschoben, dadurch war der Brustkorb eingesunken, die Schulterblätter vorstehend, deutlich abgezeichnet, der Kopf zwischen die Schultern geklemmt. Die Häftlingsmütze tief über die Ohren gezogen. Überall, wo der Muselmann stand, vollführte er rhythmische Schulterbewegungen, als wollte er sich aufwärmen. Oft stellten sich zwei Muselmänner mit dem Rücken zueinander, um sich mit den Schultern aneinander zu reiben.

Das Gesicht eher ausdruckslos, man könnte sagen steinern, gleichgültig für alles, was den Häftling umgab und was ringsum geschah. Der Muselmann war nicht in der Lage, eine nahende Gefahr rechtzeitig zu erkennen... Er zeigte nicht die geringste Initiative noch den Willen zu Handlungen, die seine Lage verbessern oder lindern konnten. Wo er hingestoßen wurde, dort blieb er stehen. Absolute Gleichgültigkeit gegenüber der Umgebung, erloschener, gleichsam trüber Blick. Man hatte den Eindruck, daß der Muselmann entweder nicht hörte oder nicht verstand, was man zu ihm sagte. Das war auch einer der Gründe, weshalb der Muselmann von Funktionshäftlingen und SS-Männern geschlagen wurde...

Damals habe ich nie daran gedacht, daß das eine psychische Krankheit ist. Man ging allgemein davon aus, daß die Muselmänner sich mit der Notwendigkeit abgefunden hatten, ihr Leben im Lager zu lassen und keine Chancen sahen, das Lager zu überleben, und daß sie deshalb gegenüber allem so gleichgültig geworden waren. Die Erlösung aus dem Lager sahen sie wohl in einem möglichst baldigen Tod. Der Muselmann sorgte sich überhaupt nicht um sein Äußeres, was die Kleidung betraf. Er machte sich nicht die Mühe, zerrissene Kleidung zu flicken oder zu säubern. In dieser Hinsicht sahen sie alle verwahrlost aus.« (Józef Ludwig)

Diese Beschreibungen, die die ungewöhnliche Beobachtungsgabe, das gute Gedächtnis und das spontane, literarische Talent der Verfasser bei der Schilderung dieser entsetzlichen Tatsa-

chen bezeugen, bereiten den Leser zugleich darauf vor, den Muselmann noch eingehender kennenzulernen. Im nächsten Kapitel werden wir uns nämlich mit der Beschreibung von charakteristischen Verhaltensmustern, mit der Reaktion auf verschiedene äußere Reize sowie mit den Gewohnheiten dieser untersten Schicht des Lagerproletariats beschäftigen.

Verhalten und Gewohnheiten

Den Muselmann erkannte man im Lager nicht nur an seinem charakteristischen Äußeren, sondern auch an seinem Verhalten. Dieses Verhalten war mehr von seinem psychischen Zustand bestimmt als von äußeren Einflüssen. Ihr Wahrnehmungsvermögen und ihre Empfindlichkeit auf äußere Reize waren stark gestört, und das vor allem setzte die Muselmänner zusätzlichen, oft ganz unnötigen Schikanen von seiten der Funktionshäftlinge aus. In ihrem Verhalten zeigten sie oft unerwartete, überraschende Reaktionen, die der Situation nicht angemessen waren. Hier nun einige charakteristische Beschreibungen dieses Verhaltens.

»Wenn sie so mit ihren ausdruckslosen Augen auf einen Punkt starrten, wirkten sie wie die Dekoration für irgendeinen furchtbaren Film. Wenn sie ihre Position wechselten, so taten sie das langsam und irgendwie unwirklich und preßten dabei krampfhaft ihre Schüssel an die Brust. Selbst Prügel waren nicht in der Lage, sie zum Handeln zu bewegen. Den SS-Männern bereitete, wie ich feststellte, gerade das Schlagen dieser Häftlinge ein besonderes Vergnügen, vielleicht fanden sie sich dabei in ihrer Höherwertigkeit bestätigt? Wenn die Muselmänner von den Schlägen zu Boden gegangen waren, machten sie keine Anstrengungen, aufzustehen und sich zu retten, sie lagen weiter ruhig auf der Erde und starben.« (Zygmunt Podhalański)

»In der Winterperiode hielten sie sich meist in den *Waschräumen* auf, wo ungefähr in Kopfhöhe die Rohre der Zentralheizung verliefen, und legten sich auf die Rohre. Manchmal schliefen sie ein und fielen in die Kotgrube. Dann wurden sie zwangsweise mit kaltem Wasser gewaschen, bekamen Schläge und landeten im Krankenbau, um nie mehr in den Block zurückzukehren. Es gab auch Fälle, daß man sie dem Kommando zuteilte, das die Abwässerkanäle und Kloaken entleeren mußte.« (Jan Czekaj)

»Ich kann mich auch erinnern, daß sich die Muselmänner, wenn sie sich trafen, mit den Schultern berührten, sich rieben; auf diese Weise wärmten sie sich auf und sagten sich: Nur mal erst bis zum Frühling. Das nannte man den Tanz der Muselmänner, und im Rhythmus des Tanzes knarrten ihre Knochen.« (Anatol Adamczyk)

»Die Muselmänner erledigten ihre Notdurft in Schüsseln, die für die Lagersuppe gedacht waren. Wer nicht aus eigener Kraft von der ‚Koje' kam, wenn er zufällig im dritten Stock lag (ich meine dabei die Holzbaracken in Birkenau), der machte eben auf sein Bettzeug. Weil es damals keine Möglichkeit gab, sich zu waschen, stank es so furchtbar, daß die gesunden Häftlinge manchmal ohnmächtig wurden. Das war ein ganz bestimmter Gestank, den ich zum ersten Mal im Lager erlebt habe.« (Ernestyna Bonarek)

»In der Winterperiode standen die Muselmänner nicht in der Reihe, sondern sie lagen beim Block im Schnee, selbst wenn es sehr kalt war. Trotz der Ermahnungen der Blockältesten, trotz aller Fußtritte wollten sie nicht aufstehen (. . .). Der *Blockführer* zählte die Reihe der Stehenden mitsamt den liegenden Muselmännern ab und brachte so den Morgen- oder Abendappell hinter sich. Je nach Verbreitung der Krankheit lagen achtzehn bis fünfundzwanzig Muselmänner am Block.«
(Zbigniew Bentkowski)

»Meist sah man die Muselmänner mit geballter Faust oder mit geschlossenen Händen umherlaufen; sie warfen die Arme nach vorn und zurück, um sich aufzuwärmen (. .). Ich erinnere mich an folgende Episode. Drei Muselmänner fragten den Stubenältesten, einen Polen, ob es heute *Zulage* gäbe. Ja, antwortete der. Das Brot wird schon in die Küche gebracht. Daraufhin ballten die drei ihre Fäuste und warfen sie mit aller Kraft vor und zurück, ohne aufzuhören, so als wollten sie anfangen zu fliegen. . . Das war das erste Mal, daß ich sah, wie Muselmänner sich freuten. . .« (Artur Krzeteski)

Zum Abschluß dieses Kapitels eine ausführlichere Äußerung, die die bisherigen Bemerkungen zum Zustand der Muselmannwerdung zusammenfaßt. Sie enthält darüberhinaus treffende Beobachtungen zur psychischen Situation des Muselmannes und erklärt, weshalb der Muselmann – bei einer totalen Gleichgültigkeit gegenüber allem, was sich ringsum tat, sogar gegenüber einer tödlichen Gefahr – meist bis an sein Ende seine Empfindsamkeit, vielleicht sogar Überempfindlichkeit für alle Reize behielt, die mit Essen zu tun hatten. Die Autorin dieses Berichts, Maria Elżbieta Jezierska, stellt richtig fest, daß „niemand, der nicht völlig ausgehungert war, verstehen wird, wozu der Hunger treiben kann". Wir geben diesen Bericht mit einigen unbedeutenden Kürzungen wieder.

»Ein richtiger Muselmann kümmerte sich weder um seine persönliche Reinlichkeit noch um die seiner Nahrung. Er konnte mit kotbeschmutzten Händen Abfälle aus dem Mülleimer essen, er konnte Kaffee aus einer Pfütze trinken, in die andere gepinkelt hatten; um keinen Preis wollte er die Lumpen und Decken, in die er sich eingewickelt hatte, ablegen, um sich zu waschen oder von Insekten zu säubern, als spürte er überhaupt nicht, daß die Läuse ihn bissen. Er reagierte nicht normal, z.B. auf Frost; er konnte völlig erfrieren, bis ihm die Zehen, die Hände oder Ohren abfielen, wenn er nur keine zusätzliche Anstrengung auf sich nehmen mußte, wie etwa von dem Platz aufzustehen, wo er lag, mit den Füßen aufzustampfen, sich die Ohren zu reiben, sich mit den Armen ‚warmzuschlagen' usw. Den Kopf aber mußte er unbedingt in Papier, Lumpen oder die Decke wickeln – das hing zweifellos mit dem

kahlgeschorenen Haupt und der empfindlichen Kälte zusammen...

Das völlige Muselmanentum trat sehr häufig im Zusammenhang mit einem gerade überstandenen Typhus, besonders dem Fleckthypus auf, der normalerweise auch psychische Störungen, den Verlust von Gedächtnis und Orientierungsfähigkeit sowie Apathie verursachte oder im Gegenteil eine übermäßige Erregbarkeit für bestimmte Reize, z.B. beim Anblick von Essen. Abgesehen davon hing das Muselmanentum grundsätzlich mit dem Durchfall zusammen, der im Lager *‚durchfall'* genannt wurde; nach dem Kriege bezeichnete man ihn als Dysenterie, als Ruhr, ganz zu Unrecht, denn das war ein völlig anderer Typ von Durchfall: Hungerdurchfall.

Da dieser Durchfall manchmal ein halbes oder sogar ein ganzes Jahr dauerte und oft anormal häufige und unbewußte Entleerungen verursachte, erledigte der Kranke seine Notdurft überall, manchmal ohne zu merken, daß ihm die Exkremente über die Beine liefen. Daher war seine Kleidung vom Gürtel abwärts von Dreck, Kot und angetrockneten Exkrementen sowie einem säuerlich und feucht riechenden Schweiß verschmutzt. Der Kot ist bei diesem Durchfall fast schwarz und spärlich wie Kaffeesatz, oft so dünnflüssig wie der Kaffee selbst.

Der Nicht-Muselmann suchte sich vor dieser Krankheit zu schützen, indem er zu Kohle verbranntes Brot aß und sich um Medikamente bemühte (das populäre Tannalbin); er versuchte, eine Diät einzuhalten und wenigstens keine Kohlrübensuppe zu essen. Der Muselmann aß, was ihm in die Hände kam, sogar kalte Kohlrübensuppe, Reste von roher Kohlrübe, Kohl, Schalen, faulige Gemüseabfälle, verschimmeltes Brot – er aß sogar dann, wenn er sich gleichzeitig entleerte. Für etwas Eßbares war er sogar bereit, sich unter den Stock des Kapo, unter den Stiefel des SS-Mannes zu werfen, als spürte er die Schläge nicht und verstände die Schimpfworte nicht. Das war nichts als blinde, instinktive Befriedigung des Hungers, ohne die verstandesmäßige Einsicht, daß solche Nahrungsbeschaffung das Leben kosten konnte, entweder wegen des Schmutzes oder durch die Schläge. Vernunft, Ehre, Ehrgeiz und Vorsicht spielten nicht die geringste Rolle. Das waren keine Menschen mehr, nicht einmal Tiere – die verlieren ihren Selbsterhaltungsinstinkt nicht; Leichen waren das, in denen beim Anblick von Nahrung elektrische Reflexe wirkten.

Niemand, der nicht völlig ausgehungert war, wird verstehen, wozu der Hunger treiben kann. Und doch bewahrten sich die Nicht-Muselmänner ihren Selbsterhaltungstrieb, ihr Ehrgefühl, ihren Ehrgeiz und ihre Kameradschaftlichkeit, ihre Opferwilligkeit selbst angesichts grausamsten Hungers, denn sie blieben Menschen. Dem Muselmann brach der Hunger den Geist, er entstellte seine Psyche und nahm ihm die Menschlichkeit. Alle geistigen und verstandesmäßigen Handlungsorientierungen waren außer Kraft gesetzt.

Davor bewahrten weder Glauben noch Intelligenz, denn die verschwand, weder Bildung noch gewisse anerzogene Grundsätze – all das existierte nicht mehr. Ein Mensch, den man als bedeutende, wertvolle Persönlichkeit, als Patrioten, Soldaten, Professor, gesellschaftlichen Aktivisten gekannt hatte – wurde plötzlich zu einem ganz anderen, stumpfen, blinden, teilnahmslosen, apathischen Wesen, das nur auf den Anblick von Essen reagierte und einzig darauf aus war, sich Nahrung und Wärme zu sichern und sich im Warmen vor jeder Anstrengung und Arbeit zu verstecken. Für die Wärme, das zweite, was ihn in seinem Leben interessierte, riskierte er gern eine Tracht Prügel oder eine *Meldung,* weil er eine unerlaubte Anzahl Pullover oder Papier von Zementsäcken unter der Kleidung trug (die konnte man bei der Arbeit auf Baustellen ‚organisieren'), oder dafür, daß er Decken zerriß, mit denen er sich unter der Kleidung umwickelte oder die er in die Holzschuhe zu stecken suchte, oder daß er sich in voller Kleidung schlafen legte, oder sich unter Holzwollesäcken vergrub und den Appell verschlief bzw. nicht zur Arbeit ausrückte. Wenn ihm das gelang, sonnte sich der Muselmann am liebsten irgendwo an einer Mauer. Es kümmerte ihn nicht, daß er den kahlgeschorenen Kopf der Sonne aussetzte.« (Maria Elżbieta Jezierska)

Verhältnismäßig wenig wissen wir davon, was zwischen den Muselmännern geschah, wie sie sich zueinander verhielten, worüber sie sprachen, worauf sich das Zusammengehörigkeitsgefühl ihrer Gruppe, das zweifellos bestand, stützte. Oft sah man die Muselmänner in kleinen Gruppen zusammenstehen. Sie überdauerten zusammen oder eher nebeneinander, meist schweigend.

»Daß sie sich von den Nicht-Muselmännern absonderten, konnte ich wohl während meines gesamten Aufenthalts im Lager beobachten. Aber sie mieden sich nicht gegenseitig. Man sah sie in Grüppchen zu zweit, zu dritt, höchstens zu viert. Es kam vor, daß eine die andere stützte oder ihr sogar Lebensmittel aus dem Beutel nahm, um sie zu füttern. Ich hatte den Eindruck, als genügte ihnen die körperliche Nähe der Kollegin, sie brauchten sich nicht zu unterhalten. Wenn ihnen einzelne Worte über die Lippen kamen, dann waren es [u.a.] Kürzel für Sätze, die sich auf Grundbedürfnisse bezogen: ‚trinken', ‚gib', ‚ich kann nicht', ‚hinsetzen', ‚will nicht', sowie auf Gefühlszustände: ‚Mama', ‚Schwester', ‚will nicht', ‚hier tuts weh', ‚hat mich gehauen', ‚sie waren's.« (Mieczysława Chylinska)

»Ich kenne Fälle, in denen ein völlig entkräfteter Muselmann einem anderen Häftling sein Brot mit den Worten abtrat: ‚Ich sterbe sowieso, aber du mußt leben, du bist jünger, du kommst wieder nach Hause.' Mein Bruder und ich waren in einer derartigen Situation. Wir mußten unseren Vater, der die Nahrungsaufnahme verweigerte, mit Gewalt füttern. Dadurch überlebte er die ersten Monate im Lager.« (Czesław Kempisty)

Psychischer Zustand

Aus den bisher zitierten Berichten wissen wir schon viel über den psychischen Zustand der Muselmänner, über ihre Stimmung, ihre Gleichgültigkeit gegenüber der sie umgebenden Welt, ihre Überempfindlichkeit für Reize im Zusammenhang mit dem Essen sowie ihre allgemeine Unfähigkeit und Inaktivität, was die Meidung selbst elementarer Gefahren betrifft. In

diesem Kapitel haben wir Beschreibungen und Berichte zusammengefaßt, die die psychischen Züge des Muselmanns und seine psychischen Funktionsstörungen beschreiben.

Wir konnten bereits verfolgen, wie Lebensenergie und psychische Kraft immer mehr erloschen, je mehr jemand zum Muselmann wurde. Solche Personen verfielen nach dem Entsetzen und der Angst, die durch den Kontakt mit der Lagerwelt hervorgerufen wurden, allmählich oder plötzlich in einen Zustand psychischer Depression, des Nervenzusammenbruchs und der Prostration. Dieser Prozeß endete mit einer totalen Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Schicksal und der Umgebung. In dieser Situation kam es nur selten zu höheren Gefühlsreaktionen, und wenn, dann besaßen sie meist aggressiven Charakter.

»Die Psyche der Muselmänner war unterschiedlich, sie hing hauptsächlich vom Grad der Aushungerung ab. Erst eine übermäßige Reizbarkeit, dann völlige Apathie. Erstere verursachte Streitigkeiten, ja sogar Schlägereien. Zum Lachen, aber doch auch ganz tragisch war eine Schlägerei von zwei Muselmännern, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, mit eingefallenen Wangen und fieberndem Blick. Gesprächsthema war häufig: ‚Was werden wir essen, wenn wir wieder zu Hause sind'; man suchte sich dann allerlei Delikatessen aus. Deshalb konnte man es mit Muselmännern oft kaum in einer Stube aushalten... Viele von ihnen zitterten im Fieber, konnten weder Harn noch Kot halten, sahen kein Ende ihrer Qual und warfen sich in den Zaun, um den Todesschuß zu bekommen. Viel mehr aber kamen durch den Knüppel des Kapo oder des Stubenältesten um.

Ein weiteres Symptom des Muselmanentums war das Auftreten von sehr schmerzhaften Muskelkrämpfen während der Ruhezeit, besonders nachts. Dann wachten sie meist laut schreiend auf.« (Stefan Świszczowski)

»Sie sprachen wenig, waren in sich verschlossen, auf die Fragen von anderen Häftlingen antworteten sie einsilbig oder mit einem undefinierbaren Brummen. Ihre Einstellung zu den Häftlingen hing von ihrem jeweiligen Gesundheitszustand ab. Meist waren sie einsam und mieden die Kameraden, doch habe ich auch Fälle beobachtet, da ein anderer Häftling sich um sie kümmerte, der zwar ähnliche Beschwerden hatte, aber noch nicht so schlimm dran war; er wußte, daß ihm ähnliches drohte und suchte auf diese Weise wohl dem Muselmanentum zu entkommen. Wenn er sich um seinen Kameraden kümmerte, verteidigte er auch sich selbst. Die gesunden Häftlinge beobachteten den Muselmann aufmerksam, besonders in der Phase, in der es noch ein Zurück gab. Sie versuchten ganz ruhig, ihn zu einem Wechsel der Lebensweise zu bewegen. Wenn es ein Bekannter oder ein naher Kamerad war, halfen sie ihm mit Nahrung und gaben ihm von ihrer Ration ab; mit Hilfe des Blockschreibers versuchten sie, eine Arbeit unter Dach und Fach für ihn zu finden.

Man behandelte sie wie Kranke, die man durch sanfte Behandlung und Nahrungshilfe noch vor dem Tode bewahren konnte.« (Włodzimierz Twardowski)

»Die Muselmänner waren meist in sich verschlossen. Sie sprachen wenig und blieben mit ihrem Gefühl und ihren Gedanken allein. Manchmal machten sie den Eindruck, als lebten sie gar nicht mehr unter uns. Sie wirkten wie Griesgrame. Ihre Bewegungen waren schwerfällig, sie klapperten nur mit den Holzschuhen, in denen sie mit Mühe vorwärts kamen. Sie kümmerten sich überhaupt nicht um ihr Äußeres, sie waren dreckig und stanken. Das Gesicht ausdruckslos oder von großem Schmerz geprägt, düster und gelblich; die Augen glänzend, als wollten sie aus ihren Höhlen treten. Das Gesicht entweder aufgedunsen oder völlig abgemagert. Sie bewegten sich schwerfällig und mieden die Arbeit; oft fielen sie bei der Arbeit vor Entkräftung hin (...).

Die Muselmänner waren von einer totalen Apathie gekennzeichnet, sie reagierten nicht auf wohlgemeinte Ratschläge, im Gegenteil, sie verdächtigten jemanden, der ihnen wohlgesonnen war, immer irgendeiner hinterhältigen Absicht. Sie waren gleichgültig gegenüber allem, was sie umgab; oft waren sie boshaft. Ohne Rücksicht auf die anderen erledigten sie ihre Notdurft dort, wo sie gerade waren.« (Ernestyna Bonarek)

Von der deutlich veränderten Empfindsamkeit der Muselmänner für äußere Reize, wie etwa Kälte, sowie von ihren veränderten neurovegetativen Reaktionen zeugt folgender Bericht:

»Was die Reaktion der Muselmänner auf Kälte betrifft, so waren sie dafür nach meinen Beobachtungen nicht so empfindlich wie andere. Tatsache ist nämlich, daß sie sich kaum je um wärmere Kleidung bemühten und auch die im Lager üblichen Methoden zur Aufwärmung nicht benutzten. Nur selten gürtelte sich einer von ihnen den Streifenanzug, damit er enger am Körper anlag, was nach Ansicht der Häftlinge in begrenztem Umfang vor der Kälte schützte. Ich habe nie bemerkt, daß sie – wie wir anderen – vor Kälte gezittert oder eine Gänsehaut bzw. blaue Lippen bekommen hätten. Das heißt natürlich nicht, daß sie Wärme nicht gebraucht hätten. Auf der Suche nach ihr schmiegten sie sich aneinander und suchten sich Plätze aus, an denen es weniger zog und weniger kalt war.«
(Mieczysława Chylińska)

Auffallende Störungen beeinträchtigten ihre geistigen Fähigkeiten, vor allem die Wahrnehmung, aber auch das Gedächtnis und das Denkvermögen. Diese Störungen waren es wahrscheinlich, die sie eine drohende Gefahr zu spät erkennen ließen und zusätzlichen Angriffen und Schikanen der Funktionshäftlinge aussetzten. In einigen Fällen war die Behinderung der intellektuellen Leistungsfähigkeit so ausgeprägt, daß sie an fortgeschrittene klinische psychoorganische Syndrome erinnerte.

»Der Muselmann konnte sich nicht konzentrieren, sein Gedächtnis ließ so sehr nach, daß er nicht einmal seinen eigenen Namen nennen konnte...« (Michał Dziadek, APMO)

»Schlechter stand es mit der geistigen Leistungskraft. Ich konnte nicht einmal drei einfache Zahlen im Kopf zusammen-

zählen: Wenn ich mit großer Mühe zwei addiert hatte, wußte ich die dritte nicht mehr, und wenn mir die dritte wieder einfiel, hatte ich vergessen, zu welcher Summe ich sie hinzuzählen sollte. Einmal fand ich ein Stück Zeitung und versuchte, darin zu lesen, aber das war vergebens: Die Buchstaben verschwammen mir vor den Augen, und ich konnte kein einziges Wort zusammenbringen. Besonders traurig war es für mich, daß ich den Vornamen meines Vaters vergessen hatte und es mir trotz aller Anstrengungen nicht gelang, mich an ihn zu erinnern.« (Józef Ciepły)

»Ich war selbst ein Muselmann, der bei einer Größe von 181 cm nur 39 Kilogramm wog und nichts als ein von runzliger Haut überzogenes Skelett darstellte; allmählich begann ich, die Namen von Kollegen, Freunden und Verwandten zu vergessen. Ich hatte Angst, auch meinen eigenen Namen zu vergessen, denn der Verstand trübte sich immer mehr. Da half mir dann fast fünf Monate lang mein Freund von den Pfadfindern, mein Schützling in Auschwitz, der die Suppenkessel trug. Nach sechs Monaten transportierte man mich nach Gusen. Damals wog ich etwas über 40 Kilogramm. Nur durch ein Wunder kam ich lebend in diesem Lager an. Dort traf ich meinen Freund, einen Schulkameraden vom Gymnasium. Er half mir so gut er konnte, im Lager Gusen zu überleben (...).

Wie der Muselmann sprach? Er benutzte wohl einen ganz eigenen Jargon, indem er völlig konfus ständig wiederholte, was ihm in den Kopf kam. Die Sätze waren häufig unvollständig, brachen plötzlich ab, waren unlogisch.« (Roman Grzyb)

»Ich war zu dieser Zeit sehr schwach, und die Beine schwollen mir an... Ich war entsetzt, denn ich hatte fast völlig das Gedächtnis verloren und konnte mich an die einfachsten Dinge nicht erinnern; zudem war ich fast ganz taub...« (Alojzy Kłapsia)

»Aus einzelnen Bewußtseinsblitzen weiß ich noch, daß ich in Block 8 kam und immer *nach Aussen* ging, um Gelände außerhalb des Lagers einzuebnen. Es war Sommer 1943. Tage mit gnadenloser Sonnenhitze. Die aufgedunsenen und von der Sonne verbrannten Gesichter der Häftlinge, die mit mir im Kommando arbeiteten, sehe ich jedoch noch in allen Einzelheiten vor mir. Ich kann mich auch erinnern, daß die Sonne meinem Gesicht und meinen Armen nichts anhaben konnte; nicht deshalb, weil sie verletzt gewesen wären, sondern weil ich erste Symptome des Muselmanentums zeigte. Aber damals war mir das nicht klar. Erfahrenere Frauen rieten mir, im Grünen nach Sauerampfer und Gänsefuß zu suchen, weil ich sonst über kurz oder lang zu einem Muselmann werden würde.

Die Gleichgültigkeit, die mich allmählich überkam, erfaßte immer weitere Gebiete des Lebens: Ich machte mir keine Sorgen mehr um mich und kehrte immer seltener in Gedanken ins Elternhaus, nach Hause, in die Freiheit zurück... Mit diesen Symptomen machte sich auch ein seltsames Gefühl somatischer Zerstreutheit bemerkbar. Es gab nämlich Momente, da ich mich fragte, ob die Arme und die übrigen Körperteile wirklich mir gehörten oder nicht. Meine Bewegungen wurden langsamer und immer unkontrollierter... Nach ungefähr zwei Monaten kamen Symptome des Typhus hinzu. Ich wurde aufs Revier in Block 12 gebracht, wo ich mich unter Hunderten schwerkranker Frauen befand. Die albtraumhaften Szenen, die ich dort sah, versanken bald in einer Ohnmacht. Für einen Augenblick kam ich wieder zu mir, als Ratten hartnäckig meine Fersen attackierten. Erst nach längerer Zeit drangen die Worte von Dr. Katarzyna Łaniewska und Marysia Watycha zu mir. Ich kann nicht sagen, wie lange ich in diesem Block gelegen habe (..), nach einigen Tagen erkannte ich über meiner Pritsche Jola Jabłonska, die mir etwas zu Trinken reichte. Ich fühlte ihre Berührung, hörte ihre Stimme. (...) Daß ich mich an einige Szenen aus diesem Block erinnere, beweist, daß ich immerhin zeitweilig bei Bewußtsein war.

Von meinem damaligen Gesundheitszustand habe ich erst vor kurzem erfahren. Weder Jola noch Marysia noch irgendjemand anders aus dem *Schonungsblock* rechnete seinerzeit damit, daß ich je wieder gesund werden würde. Was half es, daß ich aus eigener Kraft gehen konnte, daß ich ohne fremde Hilfe essen konnte, wenn ich meine nächsten Bekannten immer nur für kurze Zeit erkannte. Daß mir etwas aus ihren Gesprächen ins Bewußtsein drang, zeigen folgende Worte Marysias, an die ich mich erinnere: ‚Du hältst *Aussen* nicht durch, ich habe Zosia Bukład gebeten, dich zur Küche in Block 34 zu nehmen.'

Dort, in Block 34, begann meine körperliche und psychische Genesung. Ich weiß noch, wie ich plötzlich merkte, daß mir die Haare nachgewachsen waren und daß ich Hunger hatte...

Ich werde wohl nie das Gefühl, die Erleuchtung fast, vergessen, als mein Gedächtnis allmählich wiederkam. Ich wiederholte Teile von Gedichten, die ich in der Schulzeit auswendig gelernt hatte, und freute mich dabei wie ein Kind; ich versuchte angestrengt, sie mir ganz in Erinnerung zu rufen. Wie eifrig war ich bemüht, mich an Tatsachen aus verschiedenen Wissensgebieten wieder zu erinnern; ich strengte dabei meinen Verstand so sehr an, daß das geradezu wehtat. Der erste Brief, den ich damals von zu Hause bekam, wühlte mich so auf, daß ich ihn an die Lippen hielt und ihn von allen Seiten abküßte.

Diese Tage waren es, die über meine endgültige Genesung entschieden. In diesen Tagen konnte ich die Kraft und den Mut gewinnen, das zu ertragen, was mich in Birkenau noch erwartete.« (Mieczysława Chylińska)

»Bei mir äußerte sich das Muselmanentum in folgenden Symptomen: Ich konnte nichts in der Hand halten, mein Gehör war stark beeinträchtigt, die Augen bewegten sich sehr langsam, der Mund war halb geöffnet, die Beine steif; wenn sie unterwegs auf ein Hindernis von 5 cm Höhe trafen, konnten sie es nicht übersteigen. Daß ich Muselmann wurde, kommt von einer Operation, die man an mir vorgenommen hatte...« (Jan Porębski, APMO)

Einer der auffälligsten Verhaltensmerkmale der Muselmänner war ihre Passivität und Unterwürfigkeit. Sie ließen sich oft brutal behandeln, schlagen und quälen, ohne den geringsten Widerstand zu leisten. Diese schmerzhaften Verletzungen

riefen keine natürlichen Schutzreaktionen bei ihnen hervor – weder Flucht noch Angriff. In dieser Hinsicht erinnern sie ein wenig an Patienten mit hypokinetischer Katatonie, die man in einer beliebigen, oft unbequemen, ja beschwerlichen Position lassen kann, in der sie für längere Zeit erstarren, ohne zu irgendeiner entschlossenen Bewegung oder Geste fähig zu sein.

»Sehr schmerzlich war für uns die Ohnmacht der Muselmänner angesichts des Geschreis und der Schikanen von Funktionshäftlingen, besonders den ganz verdorbenen. Und die Muselmänner hatten große Angst vor Schlägen. Weil sie so schwach waren, konnten sie vor der Gefahr nicht weglaufen. Also zogen sie sich in sich selbst zurück und schützten sich mit dem sog. *Beutel* [einem Behälter für Gebrauchsgegenstände] und den Händen und ließen sich auf den Boden fallen. Die Häftlinge pflegten nicht zu weinen. Ich habe nie gesehen, daß das Lager einer von uns Frauen auch nur eine Träne entlockt hätte.« (Mieczysława Chylińska)

»Manche hatten Angst vor den Funktionshäftlingen, während andere sie überhaupt nicht beachteten. Wenn ein Muselmann gestoßen wurde, konnte er in dieser Position verharren, bis jemand ihn wieder an seinen Platz führte. Solange sie noch Kraft und Widerstandsfähigkeit genug besaßen, freuten sie sich über jede Nachricht von zu Hause. Sie erzählten gern vom Leben in der Freiheit. Die totalen Muselmänner reagierten auf gar nichts mehr. Das Revier suchten sie zu meiden, sie behaupteten, von dort komme überhaupt keiner mehr zurück, bei der ersten Selektion würden sie schon vergast, und sie wollten lieber eines natürlichen Todes sterben. Sie ‚drückten' sich lieber und versteckten sich im Block, wo sie gar nicht sicher waren, denn auch dort gab es häufig Selektionen, bei denen man vor allem die Muselmänner herausholte.« (Ernestyna Bonarek)

»Vor uns ging ein älterer, hochgewachsener Mann mit schleppendem Schritt, gekrümmt und ausgetrocknet, in Richtung *Krankenbau.* Der Kapo zeigte mit dem Finger auf ihn, daß das ein Muselmann sei, der beim Gehen nicht einmal den Kapo sehe, vor dem er doch die Mütze ziehen und die Hacken zusammenschlagen sollte. Tatsächlich zeigte der apathische Gesichtsausdruck des Vorübergehenden, daß er sich völlig mechanisch bewegte.

In diesem Moment näherte sich ein SS-Mann. Auf Befehl des Kapos standen wir still und zogen vorschriftsmäßig die Mützen. Der Muselmann ging weiter, ihm war alles gleich... Der SS-Mann brüllte, war mit einem Satz bei ihm und riß ihm die Mütze vom Kopf. Der geriet ins Wanken und blieb ratlos stehen, wußte nicht, was geschah. Er ließ nur den Blick rundum schweifen und bemerkte immer noch nichts... Er bekam eins in die Fresse... und noch eins... taumelte, stand stramm (...) eine dünnflüssige, dunkelgrünlich-schwärzliche Masse lief ihm aus der Hose. Angesichts dieser ungeheuerlichen Beleidigung geriet der SS-Mann noch mehr ins Brüllen und zog dem Muselmann eins über den Kopf, so daß dieser hinfiel. Auf der Erde hob er schützend die Hände gegen die Fußtritte des ‚Übermenschen', wälzte sich schließlich im eigenen dünnen Kot, legte die Hände um den Kopf, und der SS-Mann trat und trat, schrie und fluchte und trat immer noch...« (Jerzy Mostowski, APMO)

Das Verhalten der Muselmänner, ihre Bewegungen zeigten gewisse Neigungen zur Perseveration und Automatisation. So lassen sich die charakteristischen Bewegungen, die sie mit den Armen vollführten, und das pendelnde Schwanken mit dem Rumpf einordnen. Ähnliche Merkmale wies die Sprache der Muselmänner auf, die dürftig, leise, monoton, murmelnd und skandierend war.

»Die Muselmänner waren Knochengerippe, die nur mit Mühe ihre Beine voranbrachten; meist hockten sie auf den Hüften, denn sie hatten ja nichts, um darauf zu sitzen. In dieser Ruhestellung schwankten sie monoton hin und her und brummten dabei etwas Unverständliches. Dies inhaltlose und mechanische Gemurmel war schrecklich. Es deutete darauf hin, daß diese Menschen nicht mehr normal waren. Ihr Denken konzentrierte sich einzig und allein auf das Essen, den Magen und die Wärme. Die Muselmänner ‚kochten' oft, d.h. sie riefen sich in Erinnerung, welche Gerichte man in der Freiheit kochte und wie sie schmeckten. Das verstärkte nur ihr Leiden. Deshalb mied ich sie. Der Muselmann wartete immer auf etwas. Solange er noch ein klein bißchen bei Bewußtsein war und irgendeine Hoffnung hegte, erzählte der Muselmann ständig davon, daß er ein Paket oder einen Brief bekommen und daß seine Lage sich bald bessern würde. Später wartete er dann auf gar nichts mehr und reagierte auf nichts. Er war teilnahmslos und apathisch... Er war davon überzeugt, daß sein Schicksal besiegelt sei und daß es so sein müsse. Meist glaubte er nicht an die Freiheit und hatte keine Hoffnung, das Lager zu überleben. Wenn er einen Brief oder ein Paket von zu Hause erhielt, kam etwas Leben in ihn. Aber kurz darauf verfiel er wieder in Depressionen (...).

Die Muselmänner wehrten sich grundsätzlich dagegen, in den Krankenbau zu gehen, solange sie sich der drohenden Gefahr noch bewußt waren. Aber wenn die Krankheit schwer war, z.B. Blutruhr, nicht heilende Phlegmone, Infektionskrankheiten, Krätze u.ä., dann gingen sie in der sicheren Hoffnung dorthin, geheilt und von ihren Leiden erlöst zu werden.« (Roman Grzyb)

Bei derart vielfältigen, oft sehr auffälligen Störungen im psychischen Bereich stellt sich die Frage, ob man im Lager die Muselmänner als psychisch Kranke betrachtete und so behandelte oder nicht. Die Ansichten hierzu waren deutlich geteilt. Oft waren auch die Häftlinge, die die Muselmänner als Personen beschrieben, die gegen die Logik, gegen sich selbst handelten, Kontaktschwierigkeiten und intellektuelle Behinderungen zeigten, letztlich nicht der Ansicht, daß es sich hier um psychisch Kranke handelte.

»Waren das Geisteskranke? Ich glaube doch! Ihr ausgehungertes Gehirn, dem die Grundelemente fehlten, reagierte ganz anders auf die Belastungen des Lagers. Sie handelten gegen die Logik und lebten gegen die Logik. Im Lager hielt man sie trotz der deutlichen Symptome und Störungen im Denken und

Handeln nicht für Geisteskranke, es waren eben einfach Muselmänner.« (Edward Ferenc)

»Ich habe nie erlebt, daß man die Muselmänner als Geisteskranke behandelt hätte.« (Józef Brudz)

»Im Lager [Auschwitz] behandelte niemand die Muselmänner als psychisch Kranke.« (Tadeusz Krupiński)

»Die inhaftierten Frauen hielten keine von ihnen (d.h. den Muselmännern) für psychisch Kranke, auch wenn ihr Verhalten manchmal darauf hindeuten mochte... Wenn ich ganz am Anfang meiner Lagerexistenz beim Anblick der Muselmänner fragte, was das eigentlich für eine Krankheit sei, erklärte man mir, zum Muselmann könne man vor Hunger werden, zum Verrückten aber, wenn man sich das alles zu sehr zu Herzen nähme. Sowohl vor dem Muselmanentum als auch vor dem Irresein hatten wir große Angst, vor allem weil man sie körperlich so gemein behandelte.« (Mieczysława Chylińska)

»Ich habe nie gesehen, daß man die Muselmänner als psychisch Kranke behandelt hätte. Im Lagerspital wurden sie als Leute behandelt, die an verschiedenen chronischen Krankheiten litten. Was jedoch ihren Gesamtzustand grundlegend beeinflußte, war der psychische Zusammenbruch – ihre Lebensunlust, das Gefühl, ein unverdientes Unrecht zu erleiden, und das Bewußtsein, daß sie Grundattribute des Menschseins verloren hatten.

Ich hatte in dieser Zeit bei meiner Arbeit in der Ambulanz täglich Kontakt mit Muselmännern. Die Gespräche mit ihnen waren kurz und einfach. Ihre Äußerungen beschränkten sich auf Klagen über äußere Verletzungen; sie unterhielten sich nicht gern, und die Unkenntnis der Sprache erschwerte den Kontakt und verstärkte das Gefühl der Einsamkeit.«
(Bogdan Wróblewski)

Die Muselmänner und der Hunger

Der Hunger wurde, obwohl er von allen KZ-Häftlingen erlitten werden mußte, von den Muselmännern doch am empfindlichsten erlebt. Denn daß sie Muselmänner waren, hing ja eng mit dem Hungern und mit dem Erleiden des Hungers zusammen. Man kann sagen, daß unabhängig von anderen Faktoren ein direkter und einfacher Zusammenhang zwischen dem Hunger und dem Muselmanentum bestand. Daher die Gedankenbrükke, die die KZ-Häftlinge benutzten: Zu wenig Nahrung – Hunger – Muselmann. Das war eine kausale Abhängigkeit.

Der Hunger war auch zweifellos eine der unangenehmsten und brutalsten Erfahrungen im Lager. Das damit zusammenhängende psychische Leid war mit etwas anderem kaum zu vergleichen. Der Hunger trieb die Häftlinge zu Taten, die in krassem Gegensatz zu ihrer Persönlichkeit standen, er setzte Aggressionen frei, führte oft zur Erniedrigung und zum völligen Zusammenbruch aller ethischen Grundsätze. Es kam vor, daß der Hunger die Häftlinge zur Nekrophagie zwang.

Die Unmöglichkeit, den Hunger, diesen grundlegenden Selbsterhaltungstrieb, zu befriedigen, war einer der stärksten Faktoren im Lager, die das biologische Leben des Menschen vernichteten und ihn in seiner Würde erniedrigten. Hinweise auf die Bedeutung des Hungers im Leben der Häftlinge und auf die Versuche, ihn zu täuschen, finden sich bereits in der Lagerliteratur. Wir wollen an einige derartige Hinweise erinnern, denn sie werden das Verständnis der weiteren Ausführungen erleichtern.

In seinem „Lagertagebuch", das er auf Papierschnipseln von Zementsäcken schrieb und unter dem Klosettdeckel versteckte, hat Abram Kajzer beschrieben, wie er sein Hungergefühl täuschte:

»Nach vielen Anstrengungen bin ich so in Übung gekommen, daß ich überhaupt nie ans Essen denke, außer im Augenblick des Essens selbst. Ich gehe jeden Tag zum Mülleimer und suche mir die weggeworfenen Schalen heraus, die ich meinem Magen gewaschen, aber roh zum Verdauen gebe. Ich stopfe ihn voll, damit er mich nicht quält. Mein Magen hat wohl so etwas wie einen eigenen Verstand. Er weiß, daß diese Nahrung ihm schmecken muß, daß sie nicht leicht zu beschaffen ist und daß rohe Obst- und Gemüseschalen sehr viele Vitamine enthalten.

Wenn mein Magen manchmal launisch wird, mache ich ihm geduldig klar, daß es eben im Augenblick nichts Besseres zu essen gibt, aber wenn der Krieg zu Ende ist, werde ich ihm so ein Festmahl bereiten, wie er es noch nie verdaut hat. Wenn er überleben wolle, müsse er sich einstweilen mit ‚Vitaminen' zufriedengeben.

Dieser unersättlichste Teil meines Organismus besitzt bestimmt so etwas wie eine Intelligenz, denn er fügt sich meinen Argumenten und empfindet es als angenehm, wenn er mit alten Schalen aus dem Müll vollgestopft wird.«
(Kajzer 1962, S. 128–129)

In anderen Aufzeichnungen eines unbekannten Mitglieds des *Sonderkommandos,* die auf dem Gelände des Lagers Auschwitz gefunden wurden, findet sich folgende Bemerkung:

»Aus einem gewissen Lager [gemeint ist wahrscheinlich eines der Nebenlager von Auschwitz] wurde eine Gruppe ausgemergelter, abgezehrter Juden gebracht. Sie zogen sich im Freien aus und gingen einzeln zum Erschießen. Sie waren schrecklich ausgehungert und flehten, ihnen im letzten Augenblick, solange sie noch lebten, ein Stückchen Brot zu geben. Man brachte viel Brot; die Augen dieser Leute, die vom langen Hungern tief eingesunken und erloschen waren, entflammten jetzt mit wildem Feuer in rasender Freude, und sie ergriffen mit beiden Händen die ganzen Brotscheiben und verschlangen sie gierig, während sie gleichzeitig die Stufen direkt zum Erschießen gingen. Sie waren dermaßen vom Anblick und Geschmack des Brotes geblendet, daß ihnen der Tod leichter wurde. So versteht der Deutsche, Menschen zu quälen und ihren Seelenzustand zu beherrschen. Man muß hinzufügen, daß diese Juden kaum vor

ein paar Wochen von zu Hause losgerissen worden waren.« (Handschrift eines Unbekannten Autors, 1972, S. 119)

»Wenn man nichts zu essen hat, leidet man oft schwer, aber passiv. Wenn man dagegen irgend etwas hat, was sich zubereiten läßt, was man in ein paar Augenblicken essen kann, wird der Hunger plötzlich heftig und akut, er bohrt und nagt im Inneren und läßt sich nicht besänftigen. Alle Hindernisse scheinen dann leicht zu überwinden, und Vernunftsargumente werden in das Halbdunkel der Gedankenlosigkeit verdrängt.« (Seweryna Szmaglewska 1975, S. 195)

»Es gab auch solche Szenen. Zwei Muselmänner, große Freunde. Mit dem einen gehts zu Ende, er hält verkrampft die letzte Scheibe Brot fest, hat aber keine Kraft mehr, sie noch zu verzehren. Der Freund wartet seinen Tod ab und hat dann nichts Eiligeres zu tun, als ihm die Schnitte aus der zusammengepreßten Hand zu ziehen. . .« (Józef Jędrych, APMO)

Wie wir festgestellt haben, bewahrten sich die Muselmänner eine selektive Empfänglichkeit für alle Reize, die mit dem Essen zusammenhingen: Geruchs-, Geschmacks- und Gehörreize. Das Essen war auch das einzige Thema, das sie gesprächig machen und zu organisierten Raufereien, zu gemeinsamen Angriffen auf die Verpflegung veranlassen konnte, wenn diese ausgetragen wurde.

»Diese Menschen beschrieben zum Beispiel erstaunlich genau, bis in die kleinsten Einzelheiten, wie es vor einigen Wochen passiert war, daß sich beim Austeilen der Lagersuppe ein Stück Knochen mit Fleisch in der Suppenkelle fand. Der Kapo, der die Suppe eingoß, zögerte einen Augenblick: Soll er diesen Schatz in die Schüssel des Häftlings gießen oder ihn in den Kessel zurückwerfen und für sich selbst oder einen seiner Kumpane aufheben? Hundert Augenpaare starrten wie gebannt auf den Knochen, der aus der Suppenkelle ragte. Das war vielleicht der Grund, daß der Kapo schließlich doch den ganzen Inhalt der Kelle samt dem großen Knochen in die Schüssel des Häftlings goß. Hundert Augenpaare folgten dem Glückspilz. Der aber beugte sich, wie ein ausgehungerter Hund, über die Schüssel, hielt sie mit zitternden Händen fest und suchte nervös nach einem Platz, der dieses ungewöhnlichen Festmahles würdig gewesen wäre.« (Józef Kret 1973)

»Für so einen armen Teufel gab es keine Rettung mehr. Selbst die Portion Brot oder die Schüssel Mittagssuppe, die man ihm abgab, konnte ihm nicht mehr helfen. Das war alles zu wenig – es lief durch ihn hindurch wie durch ein Sieb; nur im Gesicht blieben die irren, ewig suchenden und durchdringenden Augen als Symbol des ständigen Hungers und eines gewissen Irrsinns. Da halfen kein gutes Zureden, keine Ermahnungen, keine materielle Hilfe. Er trug den Tod in sich, den furchtbaren Hungertod. Nachts warf er sich auf der Pritsche hin und her und bekam dafür Hiebe von den Kollegen, die sich nach Schlaf sehnten. Er hatte keine Tränen mehr, es ging mit ihm zu Ende. . . ging unwiderruflich, hoffnungslos zu Ende. Es gab keine Rettung. . .« (Adam Ziemba 1957, S. 75–76)

»Der Hunger herrschte fürchterlich", schrieb einer der Befragten (Andrzej Makowski). In dieser knappen und treffenden Sentenz brachte er zum Ausdruck, was es mit dem Hunger und dem Hungern im Lager auf sich hatte. „Viele Muselmänner versuchten ohne Rücksicht auf sich selbst und die anderen, um jeden Preis ein bißchen Essen zu beschaffen, wobei sie häufig Prügel, manchmal auch das Leben riskierten.« (Czesław Marcinko)

Wie „fürchterlich" der Hunger „herrschte", erfahren wir aus den folgenden Berichten:

»Mehrmals habe ich die Szene beobachtet, daß während des Frühstücks ein Muselmann, der mit irrem Blick einen Kollegen anstarrte, der sein Brot aß, sich mit Mühe erhob, auf den Essenden zutrat und versuchte, das Brot in seine Hände zu nehmen. Natürlich steckte der Essende sofort die Schnitte weg und verzog sich an einen anderen Ort. Wenn der Muselmann das Brot aus den Augen verloren hatte, beruhigte er sich sofort. . .« (Aleksander Nowosielski)

»Eines Tages traf ich einen Mithäftling, der in den Küchenabfällen wühlte (. . .). Erstaunt stellte ich fest, daß es der Gymnasialprofessor war, der mich in der Anfangszeit des Lagers immer ermahnt hatte, nur ja das Gebot der Reinlichkeit zu beachten und keine ungeschälten Kartoffeln zu essen. Als wir uns ein wenig gestärkt hatten und den Rest mitnahmen, erinnerte ich den Professor daran, wie er mich über die körperliche Sauberkeit und die Hygiene beim Essen belehrt hatte. Er erwiderte mir nur diese zwei Worte: ‚Vitamine, Kollege, Vitamine!' Da verstand ich, daß der Hunger und die Abstumpfung, die er hervorrief, stärker waren als alle Lehren, die der Professor einst seinen Schützlingen erteilt hatte.« (Czesław Marcinko)

»An den Hunger, der uns ständig plagte, wage ich kaum zurückzudenken. Wir aßen, was nur irgendwie eßbar war, also wildwachsenden Sauerampfer, Pflanzenwurzeln, und einer der Häftlinge aß sogar Frösche. Er aß sie, weil er dafür eine Extraportion Suppe bekam, bzw. ein Stück Brot von den SS-Männern, die uns bewachten. Die erste Frage der SS-Männer bei der täglichen Ablösung war: ‚*Wo ist der Froschfresser?*' Sie suchten ihm verschiedene Froscharten aus, und er aß sie lebendig auf. Das war ein ekelhafter Anblick, aber die SS-Männer hatten ihren Spaß daran und fragten ständig nach ihm. Er wurde aber trotz der Extraportionen Suppe krank und starb bald darauf im Krankenbau.« (Ignacy Sikora)

»Sogar auf dem berühmten ‚Todesmarsch', während der Evakuierung nach Sachsenhausen in Richtung Lübeck, als wir tagelang ohne zu essen, manchmal auch ohne zu trinken marschieren mußten und uns in Scharen auf die Kartoffelmieten am Wege stürzten, wobei man uns wie die Enten abschoß,

sogar damals aß ich die paar Kartoffeln, die ich manchmal ergatterte, nicht sofort roh auf, sondern wartete eine Gelegenheit ab, sie zu kochen.

Die einzelnen Häftlinge empfanden den Hunger auf sehr unterschiedliche Weise. Manche mochten wohl den Hunger ununterbrochen und so intensiv empfinden, wie ich ihn empfand, nachdem ich den Flecktyphus überstanden hatte. Als ich nach längerem Fieber das Bewußtsein wiedererlangt hatte, (und ich wog damals etwa 40 kg), da war mein erstes und überwältigendes Gefühl Hunger, und zwar so ein Hunger, wie ich ihn bisher noch nie erlebt hatte. Ich verspürte den übermächtigen Drang, das hölzerne Seitenteil des Bettes zu packen und fing an, daran zu nagen, zu kauen, um irgendwie diesen Hunger zu stillen. So einen Hunger hatte ich noch nie gehabt.

Und deshalb bekam ein großer Teil der Kranken nach überstandenem Flecktyphus *Durchfall* und starb, weil sie sich nicht beherrschen konnten und große Mengen Nahrung zu sich nahmen, vor allem die Wassersuppe, an der es in den Typhussälen nicht fehlte.« (Ignacy Sikora)

Derartige Todesfälle nach der Aufnahme von zuviel Nahrung waren häufig. Sie ereigneten sich in der Zeit, als Lebensmittelpakete ins Lager kamen oder wenn es den Häftlingen gelang, größere Mengen Lebensmittel aufzutreiben. Der ausgezehrte Organismus, der an die Hungerrationen „gewöhnt" war, hatte nicht mehr die Kraft, eine normale Mahlzeit aufzunehmen. Die Häftlinge wußten das sehr gut, sie hatten den so verursachten Tod anderer mit eigenen Augen sehen können, und trotzdem konnten sie ihren Hunger nicht bezwingen, wenn sie einmal die Möglichkeit hatten, mehr zu essen als sonst.

»1944 war ich im Rekonvaleszenten-Block im KZ Flossenbürg, und dort waren sehr viele Häftlinge dabei, zu Muselmännern zu werden. Die Häftlinge bekamen dort oft Pakete aus Frankreich, sehr reichhaltige Pakete. Damals bekam ich in der Lagerlatrine eine unvergeßliche Szene zu Gesicht: Zwei französische Häftlinge saßen mit hochgezogenen Hosen auf dem Brett und aßen mit dem Finger Honig aus einem Glas. Andere daneben aßen fette Wurst und zogen dann Dosenmilchbüchsen aus der Tasche, um nachzutrinken. Sie alle sahen fürchterlich aus. Hinten Blut, Honig im Mund, und in den Augen ein ‚Kuhblick' – der vor Sattheit und Glückseligkeit verging. Der Gestank war ungeheuerlich. Einer von ihnen bekam nach der Rückkehr in die Baracke vom Blockältesten Prügel für die ‚versauten' Hosen, der andere legte sich auf die Pritsche und kaute weiter an irgendeiner Marmelade. Am anderen Morgen stand er nicht mehr auf. Auf dem Gesicht des Toten zeichnete sich so etwas wie Erstaunen ab, ein halbes Lächeln. Er hatte wohl einen ‚guten Tod'.« (Tadeusz Sobolewski)

»Eine Gruppe von Häftlingen eroberte beim Entladen von Waggons auf dem *Bauhof* einen Eimer Marmelade. Eh man sich versah, wimmelte es über dem Eimer von zahlreichen Muselmännern. Obwohl die Knüppel auf diesen Haufen niedersausten, nahm jeder sich Marmelade aus dem Eimer, soviel wie er gerade konnte und aß sie sofort auf. Als der Eimer leer war, lagen einige Häftlinge schwer geprügelt daneben. Viele von ihnen bekamen bald darauf *Durchfall,* und ein mir persönlich bekannter Häftling aus Zawiercie starb aufgrund dieses Vorfalls (. . .).

Block 5a, Kommando *Buna-Werke.* Abends werden Kohlrübensuppe und ungeschälte Kartoffeln ausgegeben. Die Kartoffeln sind ungewaschen und teilweise verdorben. Ich schäle sie und esse nur, was noch genießbar ist. Mein Kamerad wirft die Kartoffeln ungeschält in die Suppe, so wie er sie bekommen hat, er nimmt die Schalen und Abfälle von mir und sammelt alles, was er kriegen kann, um es dann in die Suppe zu werfen und aufzuessen. Auf den Hinweis, daß ihm das schaden könnte, antwortet er: Im Lager muß man alles essen, da gibt es keine Faxen. Bald darauf bekam er *Durchfall* und starb.«
(Józef Ludwig)

»Einer der Häftlinge aus demselben Saal in Block 3a erhielt einmal ein Päckchen mit einem ganzen Kilogramm Räucherspeck. Als diese Nachricht sich bei uns verbreitete, warfen wir alle neidische Blicke auf den Glückspilz. In der Nacht wurde ich wach. Ein Häftling am anderen Ende des Saales stöhnte leise, gab aber bald keinen Ton mehr von sich. Am andern Morgen stellte sich heraus, daß dieser Häftling tot war. Es handelte sich um denjenigen, der das Speckpaket bekommen hatte. Kein bißchen Speck wurde bei ihm gefunden. Im Laufe des Abends (. . .) hatte er das ganze Kilo Speck aufgegessen. Diese ‚Freßorgie' war zuviel für den ausgehungerten Organismus gewesen.« (Adam Jurkiewicz)

»Als ich im Stall arbeitete, sah ich, wie der SS-Mann dem ausfegenden Muselmann eine halbe Preßwurst, vielleicht zwei Kilogramm, aus dem Schlachthaus brachte, zum Spaß. Der Muselmann stürzte sich wie ein wildes Tier darauf und aß sie mit einem Mal auf; bald darauf starb er.« (Czesław Kamiński)

Der Hunger im Lager sah also verschieden aus und löste unterschiedliche Reaktionen bei den Häftlingen aus. Nur wenige konnten ihm widerstehen, indem sie raffinierte Abwehrmechanismen erfanden und das Hungergefühl täuschten; die meisten ergaben sich diesem „fürchterlichen Herrn" widerstandslos. Der Hunger war so allgegenwärtig und so quälend, daß es in gewissen Zeiten zu einer Art „Hungerpsychose" kam, von der alle Häftlinge befallen wurden.

»Eine ziemlich große Gruppe der Häftlinge dieses Kommandos [des Kommandos *Holzplatz],* ungefähr 40 % der Gesamtzahl, interessierte sich ausschließlich fürs Essen. Diese Gruppe nannte man die Hungerleider. Sie sprachen über nichts anderes als Essen. Ich erinnere mich u.a. daran, daß sie darüber stritten, wie man essen solle, ob man ganze Stücke Brot oder andere Nahrung essen und hinunterschlucken solle, weil sie dann angeblich länger im Magen liegen oder ob man ein bißchen nehmen und es lange im Mund behalten soll, bis es sich auflöst, weil man dann den Geschmack länger spürt und ein Sättigungsgefühl hat. Diese Leute suchten nach Nahrung und allem, was

irgendwie eßbar war. Sie durchwühlten alte Verpackungen und Kisten und aßen alle möglichen Abfälle. Einmal sagte jemand, daß in Frankreich die Gänsedistel, mit der man bei uns die Kaninchen füttert, als Delikatesse gilt. Innerhalb eines einzigen Tages verschwanden auf dem gesamten großen *Holzplatz* sämtliche Gänsedisteln und auch das bißchen Klee, das hier und dort wuchs. Wenn jemand etwas kaute und die Kiefern bewegte, umringte man ihn sofort, sah ihm genau zu und versuchte herauszubekommen, was er da ißt, und woher er es hatte.

Es gab auch eine nicht allzu große Gruppe von Häftlingen, für die dieses Problem weniger wichtig zu sein schien. Ich hatte den Eindruck, daß sie nicht hungrig waren. Sie hatten sich wohl einen letzten Rest Ehrgefühl bewahrt.

Ich erinnere mich, daß mich einmal in der Latrine ein Häftling um ein Stück Papier bat, weil ihm der Mastdarm herausgefallen und es ihm unangenehm war, ihn mit den Fingern wieder hineinzuschieben. Das ist doch unhygienisch, sagte er. Dieser Häftling war wohl schon in der Endphase seiner Krankheit, denn ein paar Tage später schlief er bei der Arbeit ein, um nie mehr aufzuwachen.

Es gab noch eine Gruppe, die kleinste: Diese Häftlinge waren völlig abgestumpft und nahmen ihre Umgebung kaum noch bewußt wahr. Es kam zwar vor, daß einer von ihnen die Hand ausstreckte und stumm um Hilfe bat. Aber meistens gab es kein Erbarmen. Diese Menschen starben ruhig. Bei dem Versuch, vom Boden aufzustehen, bei der geringsten Anstrengung. Sie waren schon seit langer Zeit unempfindlich gegen Kälte, Hunger, Schläge, Läuse, Krätze und andere Dinge.«
(Alfred Skrabania)

„Ich war ein Muselmann"

Berichte von Menschen, die dieses Stadium überlebt haben

Die Mitteilungen in diesem Kapitel sind von besonderem Wert. Sie stammen von Häftlingen, die den Zustand des Muselmanentums in seinen verschiedenen Phasen überlebt haben, denen es gelang, aus eigenen Kräften oder dank der Hilfe von Kameraden, aus diesem Zustand herauszukommen. Diese Berichte zeichnen sich also dadurch aus, daß die Verfasser hier nicht andere Muselmann-Häftlinge beschreiben, sondern versuchen, sich selbst zu beschreiben und wiederzugeben, was in ihnen selbst vor sich ging, als sie Muselmänner waren oder für solche gehalten wurden. Es zeigt sich, daß diese Autoren trotz des kritischen Zustandes, in dem sie sich damals befanden, doch noch so weit bei Bewußtsein waren, daß sie diese Zeit ins Gedächtnis aufnehmen konnten und heute, nach vierzig Jahren, ihre Erlebnisse zu beschreiben imstande sind.

Der Haupteindruck, den man bei der Lektüre dieser Erinnerungen hat, ist der, daß es eine paradoxe Diskrepanz zwischen der Wahrnehmungsfähigkeit dieser Personen und ihren tiefgehenden Störungen gegeben haben muß. Selbst wenn es so schien, als sei der Häftling in seinem Muselmanentum völlig von der Umgebung abgeschnitten und nur auf sein einziges Bedürfnis – die Befriedigung des Hungers – konzentriert, nahm er doch sich selbst und die anderen wahr. Er verarbeitete diese Informationen auf eine andere, manchmal ganz unerwartete, manchmal gegen sich selbst gerichtete Weise, zum Schaden des eigenen Lebens, aber das eben war Folge seines psychischen Zustands.

»Die Tage, da ich Muselmann war, sind unvergessen. Ich war schwach, zerschlagen, todmüde. Wohin ich nur schaute, sah ich etwas zu essen. Ich träumte von Brot und viel Suppe, aber als ich aufwachte, hatte ich einen unglaublichen Hunger. Die Portion Brot, 50 Gramm Margarine, 50 Gramm Marmelade und vier ungeschälte gekochte Kartoffeln, die ich zum Abendessen bekommen hatte, gehörten der Vergangenheit an.

Die Stubenältesten und andere Häftlinge, die irgendwelche Posten hatten, warfen die Kartoffelschalen und manchmal ganze Kartoffeln weg, ich aber sah ihnen heimlich zu und suchte mir die weggeworfenen Schalen aus dem Müll, um sie zu essen. Ich vermengte die Schalen mit Marmelade, und das schmeckte wirklich sehr gut. Ein Schwein hätte das nicht gegessen, ich aß es, bis mir der Sand zwischen den Zähnen knirschte. Ich sammelte auch Aas auf und verzehrte es, wobei ich nur an Suppe und Brot dachte. Ich wanderte wie ein Geier durch das Lager, und wenn ich mit Kohlrüben oder Kartoffeln beladene Wagen sah oder Suppe, die auf der Erde verschüttet war –, stürzte ich mich darauf, um die Finger reinzutauchen – ohne einen Gedanken an die Gefahr, die damit verbunden war. Das konnte einen das Leben kosten.«
(Lucjan Sobieraj, APMO)

»Nach acht Wochen im KZ Auschwitz, während jenes äußerst harten Winters 1940/41 (damals gab man uns weder Mäntel noch Mützen), zeigte ich alle Symptome einer völligen Entkräftung, und man trug mich vom Morgenappell, bei dem ich ohnmächtig geworden war, ins Lagerspital. Von da an zählte ich, mit kurzen Unterbrechungen, ungefähr 90 % der Zeit meines langjährigen Lageraufenthalts, zu der wechselnden Gruppe der Häftlinge, die als Muselmänner galten. Bei den Kollegen galt ich als ‚ewiger' und doch immer noch lebendiger Muselmann. (...) Mein Äußeres entsprach all die Jahre in körperlicher Hinsicht der Definition von Prof. [Jan] Olbrycht, der den Muselmann als ‚Ausdruck der trockenen Hungerkrankheit' bezeichnet hat.

In Anlehnung an diese Definition habe ich mein körperliches Erscheinungsbild hervorgehoben, und zwar deshalb, weil ich meine, daß man die charakteristischen Merkmale aller Muselmänner, besonders ihre psychischen Eigenheiten, nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen kann. Oftmals habe ich, anhand eigener Erlebnisse und zahlreicher Beobachtungen, festgestellt, daß kein proportionaler Zusammenhang zwischen dem Grad der körperlichen Entkräftung des Häftlings und seiner psychischen Leistungsfähigkeit besteht. Dieser Zusammenhang war sehr unterschiedlich. Bei einigen ging der psychische Zusammenbruch dem Verlust der körperlichen Kraft voraus, er zerstörte die biologische Funktionsfähigkeit des Organismus.

Allgemein kann man sagen, daß zwischen den Muselmännern genau die gleichen Unterschiede auftraten wie zwischen Menschen, die unter normalen Bedingungen leben, Unterschiede körperlicher und psychischer Art. Die Lagerbedingungen verschärften diese Unterschiede, und wir wurden oftmals Zeugen einer Umwertung der Rolle der physischen und psychischen Faktoren.« (Adolf Gawalewicz)

»Wenn ich so über mich selbst und meinen Zustand in jener Zeit nachdenke, frage ich mich, wie ich das alles aushalten konnte, obwohl ich damals als ‚wandelnder Leichnam' mit Mühe die geschwollenen Beine nachschleppte. Geschwollen waren nicht nur meine Beine, sondern überhaupt der ganze Körper. Sogar der Kopf war geschwollen. Wenn ich mit dem Finger gegen die Stirn drückte, hinterließ er ein Grübchen, so, als wenn man auf die Wange drückt, nur daß diese Verformung sehr langsam verschwand. Wenn ich den Block betrat und die Stufen hinaufging, mußte ich dabei die Beine spreizen, denn es fiel mir sehr schwer, die Knie einzubiegen. Die Häftlinge, die solche Schwellungen hatten, konnten mit Mühe die Beine bewegen, liefen wie auf Stelzen und fielen bei jeder Gelegenheit hin, wenn sie mit den Holzschuhen an ein Steinchen oder eine Bodenunebenheit hakten. Die fielen den Funktionshäftlingen am leichtesten auf (. . .).

Damals war mir wohl der Ernst der Lage nicht ganz klar, ich dachte nicht darüber nach, was mir im Lager alles drohte, ich vegetierte von einem Tag zum anderen. . . Eines Tages stellte ich fest, daß mein Harn merkwürdig rot war. Nach ein paar Tagen zeigte sich, daß es gar kein Harn mehr war, sondern reines Blut.

Aber all das drang mir gleichsam nicht ins Bewußtsein, ich sperrte mich gegen den Gedanken, daß ich sterben könnte und glaubte mit der Hartnäckigkeit eines Irren daran, daß wir überleben würden. Das einzige, was mich ständig in Bewegung hielt, waren wohl der Hunger und die Kälte.« (Ignacy Sikora)

»Ein Vorgefühl dieses Zustands hatte ich schon erfahren. In der Gefängniszelle lernte ich das Gefühl der Lebensflucht kennen: Alle irdischen Dinge schienen ganz unwichtig. Die körperlichen Funktionen ließen nach. Sogar der Hunger plagte mich weniger. Ich hatte so ein merkwürdig süßes und angenehmes Gefühl, nur daß ich keine Kraft mehr hatte, von der Pritsche aufzustehen, und wenn ich es doch tat, dann mußte ich mich auf dem Weg zum Kübel an den Wänden stützen. . .« (Włodzimierz Borkowski)

»Wie ich schon schrieb, wurde ich in den ersten Monaten meines Aufenthalts in Auschwitz teilweise zum Muselmann. Von Tag zu Tag fühlte ich mich schwächer. Nachts quälten mich oft Albträume, und ich wachte schreiend auf, was mir natürlich die brutale Reaktion der Nachbarn eintrug. Bei der geringsten Streitigkeit zitterten mir schon die Hände, was ich nie zuvor gekannt hatte. Obwohl ich darauf achtete, kein Wasser zu trinken, schwollen mir tagsüber die Beine und nachts das Gesicht und der Hals an. Wenn ich mit dem Finger draufdrückte, vertiefte sich die Haut um einige Millimeter, und das entstandene Grübchen füllte sich erst nach längerer Zeit. Zum Glück verschwanden diese Beschwerden, weil ich mich dank der Pakete von draußen besser ernähren konnte.« (Stefan Świszczowski)

»Wer nie selbst eine Zeitlang Muselmann war, der hat keine Vorstellung davon, wie tiefgreifend die psychischen Veränderungen waren, die so ein Mensch durchmachte. Das eigene Schicksal wurde so gleichgültig, daß man sich mit allem abfand und in aller Ruhe den Tod abwartete. Man hat keine Kraft oder keine Lust mehr, ums tägliche Überleben zu kämpfen; das Heute ist genug, man ist zufrieden mit dem, was man als Ration erhält oder aus dem Müll gräbt.

Diese Periode als Muselmann machte ich im Winter 1941/1942 durch. . . Die schwere Arbeit, das Schleppen von Ziegelsteinen und Kalk, strengte meine Kräfte so an, daß ich langsam zu zweifeln begann, ob ich das Lager überleben würde. Von Tag zu Tag wurde ich schwächer und hatte immer weniger Lebensmut. Mir wurde alles gleichgültig, die Umgebung, die Arbeit, die Zukunft. Ich hatte keine Lust, mich mit Kollegen zu treffen, wusch mich kaum noch und hörte auch auf, Kleidung und Schuhe sauber zu halten. Mir war alles egal, nur ein bißchen arbeiten und mich dann in irgendwelche Schlupfwinkel ‚drücken'. . .

Das dauerte einige Wochen, vielleicht sogar Monate, bis sich Kameraden meiner annahmen und mich zu einem besseren Kommando holten.« (Karol Talik)

»Ich bin ein Muselmann. Vor der Lungenentzündung schütze ich mich, wie die anderen Kameraden, durch die charakteristische nach vorn gebückte Haltung, wobei ich die Schulterblätter nach hinten ziehe und die Hände geduldig und rhythmisch vor dem Brustkorb bewege. So wärme ich mich auf, wenn die Deutschen einmal nicht hingucken.

Seit dieser Zeit komme ich auf den Schultern von Kollegen ins Lager zurück. Aber von uns Muselmännern gibt es immer mehr. . .« (Edward Sokół, APMO)

»Auch ich war im Jahre 1942 und Anfang 1943 ein Muselmann. Mir selbst war das gar nicht bewußt. Ich glaube, viele Muselmänner zählten sich gar nicht zu dieser Gruppe. Bei der Einteilung der Häftlinge wurde ich jedoch zur Gruppe der Muselmänner gestellt. Das Aussehen des Häftlings entschied in vielen Fällen über seine Zurechnung zu dieser Gruppe.« (Jerzy Mostowski)

»Ich persönlich war sehr kurze Zeit ein Muselmann. Ich erinnere mich, daß ich nach dem Transport in den Block psychisch völlig zusammenbrach. Dieser Zusammenbruch äußerte sich folgendermaßen: Mich überkam eine allgemeine Apathie, mich interessierte nichts, ich reagierte weder auf äußere noch auf innere Reize, ich wusch mich nicht, nicht nur aus Mangel an Wasser, sondern sogar, wenn ich die Gelegenheit dazu hatte; ich verspürte nicht einmal mehr den Hunger. Daß ich aus diesem Zustand herauskam, verdanke ich meinen Kameradinnen, die mit allen Mitteln bemüht waren, mich aus

der Erstarrung und Abstumpfung herauszuholen... Sie organisierten etwas Wasser in der Lagerküche, zogen mich aus und scheuerten mich ab. Da passierte etwas mit mir, es war wie ein elektrischer Schlag, der bewirkte, daß ich zu einem normalen Häftling wurde, der um jeden Preis überleben wollte.«
(Feliksa Piekarska)

Der letzte und umfangreichere Bericht ist eine eingehende Studie über das Durst- und Hungererleben des Muselmanns, die zeigt, zu welchen krankhaften Veränderungen der menschlichen Psyche es führt, wenn diese Bedürfnisse nicht befriedigt werden. Die Authentizität und Bildhaftigkeit dieser Schilderung hinterlassen einen unauslöschlichen Eindruck und zeichnen ein besseres Bild vom „Muselmann", als es der beste Film tun könnte.

Das vom Hunger verursachte körperliche und seelische Trauma hat im Leben dieses Häftlings dauerhafte Spuren hinterlassen. Neben den körperlichen Beschwerden plagen ihn noch immer Albträume vom „Organisieren" von Nahrung sowie Eßgewohnheiten, die er aus der Lagerzeit behalten hat.

»Ich befand mich auch zweimal in der Phase des beginnenden Muselmanentums. Längere Zeit arbeitete ich körperlich auf der Heilkräuterplantage im KZ Dachau. Die schwere Arbeit und die karge Verpflegung entkräfteten mich schnell. Ich wurde von Tag zu Tag magerer. Ich stand vor dem psychischen Zusammenbruch, der wahnsinnige Hunger wurde immer schlimmer. Mit Kräutern, die ich heimlich mitnahm, reicherte ich die Suppe an. Mit einem Löffel vermischte ich den Quark, den wir bekamen, mit Majoran, Thymian, Basilikum, Schachtelhalm, Brennessel, weißem Gänsefuß, Petersilie, Schnittlauch, Zwiebeln, Wollkraut usw., einen ganzen Topf voll, den ich salzte... Diese Kräuterkomposition aß ich mit großem Appetit, und sie schmeckte mir so gut, wie später nichts in der Freiheit. Ich bekam davon starke Blähungen, und es rumorte in meinem Bauch. Ich zog auch gefangenen Maulwürfen das Fell ab und briet sie auf einem Feuer aus getrocknetem Kuhmist (...). Allmählich schwand mein Ekel vor dieser bedenklichen Nahrung. Das Stück Brot vom Abendessen, das ich mir fürs Frühstück aufheben wollte, mußte ich nachts essen, weil ich nicht einschlafen konnte. Weil es mir so ein Vergnügen bereitete, Brot zu essen, lutschte ich es in kleinen Kügelchen, um das Brot länger im Mund zu haben (...).

Wenn man hungert, wird das Vergnügen und der Geschmack des Essens so groß, daß man jedes Gefühl dafür verliert, wann man satt ist. So hatte ich etwa von meiner Familie 10 Mark bekommen und beschloß, mir dafür in der Kantine Avo-Suppe zu kaufen. Einige Male stand ich in der Schlange, kaufte mir mehrere Portionen Suppe und trank sie sofort aus. Das Essen machte mir ungeheuren Spaß. Mit der Suppe füllte ich mir den Magen und wohl auch alle Därme so sehr, daß ich mich schweißüberströmt gegen die Wand stützen mußte. Als ich die Beine bewegen und in den Barackenblock gehen wollte, lief mir die eben gegessene Suppe aus dem Mund.

Das zweite Mal drohte ich im KZ Mauthausen zum Muselmann zu werden. Nach der kräftezehrenden Evakuierung aus Auschwitz im Januar 1945, beim Marsch und Transport nach Mauthausen, war ich ausgehungert und physisch und psychisch am Ende. Man hielt uns Tag und Nacht ohne Essen und Trinken bei starkem Frost auf dem Schnee, in der Nähe des Krematoriums. Uns wurde alles abgenommen, was wir in Auschwitz besaßen, wir wurden heiß gebadet, erhielten nur Unterwäsche und wurden in die Blöcke getrieben, wo man uns in miserablen Verhältnissen hielt. Die Blockältesten und Stubenältesten stahlen die bescheidenen Lebensmittelrationen und übten Terror aus. Es herrschte so ein Hunger, daß ich, wenn ich auf den Abort ging, Wasser aus der Klosettmuschel trank und mir durchs geöffnete Fenster Eiszapfen vom Dach brach, um meinen Durst zu stillen. Bald verlor ich alle Kraft. Wegen des Flüssigkeitsmangels hatte ich geschwollene und rissige Lippen, meine Zunge war von einer trockenen Kruste bedeckt und so steif geworden, daß ich nicht sprechen, sondern nur ein unverständliches Gestammel von mir geben konnte. Beim Gedanken an Essen oder Trinken wurde mir schwindlig und ich dachte, ich würde hinfallen. Damals wäre ich bereit gewesen, zu sterben, wenn ich mich nur einmal hätte sattessen und sattrinken können. Gerettet wurde ich von Kameraden (...), die im unteren Spital im *Russenlager* [für die sowjetischen Kriegsgefangenen] beschäftigt waren. Im Spital bekam ich Medikamente und Essen, und nach einer Weile gewann ich mein Gleichgewicht und meine Kraft wieder. Als Sanitäter wurde mir der Saal mit schwer *Durchfall*-Kranken im ersten Block anvertraut. Unter schwierigen Bedingungen half ich anderen, bis das Lager am 5. Mai 1945 befreit wurde.

Gleich nach der Befreiung gab man den Kranken viele Lebensmittel aus eingegangenen Paketen sowie ein Mittagessen aus Reis, Fett und Fleisch. Viele starben daran, daß sie sich überaßen. Eine intensive Behandlung und vorsichtige Dosierung der Nahrung hätte viele Kranke vor dem Tode bewahrt.

In der Nachkriegszeit wog ich 20 Jahre lang mit Kleidung 45 kg. Ich wurde wegen nervöser Störungen, Magenproblemen, Rheumatismus, Entzündung der Nervenwurzeln sowie wegen ständigen Rauschens im Kopf behandelt. Oft habe ich furchtbare Träume vom Lager, ich träume davon, daß ich aus Hunger irgendwie Eßbares ‚organisiere', gefoltert und erschossen werde. Ich fliehe unter komplizierten Umständen und in schwierigem Gelände, rette mich und einen Kameraden aus Notsituationen, wache völlig erschöpft aus dem Traum auf (...).

Nach wie vor esse ich krankhaft viel Brot und Kartoffeln, von denen es im Lager immer zu wenig gab. Fett und Fleisch schmecken mir nicht. Nach den Erinnerungen ans Lager kann ich schwer einschlafen, und wenn ich schlafe, kommen diese Albträume wieder (...).

Aus der Zeit, als ich Flecktyphus hatte, erinnere ich mich an folgende Sinnestäuschungen: Ich war plötzlich überzeugt, daß ich aus dem Lager entlassen war. Recht lange versuchte ich, das den Ärzten und Sanitätern klarzumachen, ich zeigte ihnen meinen schriftlichen Entlassungsschein. Ich ging zu B(...) S(...), um meine Zivilkleidung in Empfang zu nehmen. Ich versprach meinen Kameraden, daß ich ihnen nach der Heimkehr lange Briefe schreiben und ihre Familien besuchen, und daß ich mit einem Flugzeug über das Lager fliegen und große

Lebensmittelpakete abwerfen würde, die mit ihren Vor- und Zunamen gekennzeichnet sein sollten. Der Anblick von im Block 11 erschossenen Häftlingen trieb mir diese Wahnvorstellung bald aus.

Weil ich nicht einmal in Gedanken zu jenen schrecklichen Erlebnissen zurückkehren wollte, habe ich kein einziges Buch über die Konzentrationslager gelesen und weiß deshalb auch nicht, ob meine Beschreibungen und Ansichten über die Muselmänner richtig sind. Ich schreibe nur, woran ich mich erinnere und weiß nicht, ob meine Einschätzung richtig ist und auch nur teilweise mit den Beobachtungen anderer Kameraden übereinstimmt. . .« (Jan Wolny)

Der Stil, der Tonfall und die Darstellungsweise zeugen – nicht nur in diesem Zitat – davon, welche starken Traumen der Hunger und das „Muselmanentum" verursacht haben.

Szenen aus dem Leben im Lager

Viele der bisher zitierten Beschreibungen von Muselmännern mögen etwas künstlich und aus dem großen Zusammenhang der Lagerwirklichkeit gerissen wirken. Um einen Menschen und zumal einen Kranken, wie es der Muselmann zweifellos war, kennenzulernen, ist es sehr wichtig, ihn in seiner natürlichen und möglichst vollständigen Alltagsexistenz zu beobachten. Denn erst im Zusammentreffen mit dem Milieu und dessen Anforderungen zeigt sich der Mensch in seiner ganzen Ansehnlichkeit, mit seinen Vorzügen, aber auch seinen Mängeln, zeigt er seine Stärken und seine Schwächen; er gibt, nimmt aber auch von der Umgebung, was er braucht; er sucht nach einem Weg vorwärts, aber er hinterläßt auch eine Spur. . .

Wir wollen nun den Muselmann in verschiedenen Situationen vorstellen: Bei der Arbeit oder, besser gesagt, der Vortäuschung von Arbeit, in verschiedenen Kommandos, obwohl es am interessantesten sein wird, ihn im Kommando *Holzplatz* zu beobachten, das als Muselmann-Kommando bezeichnet wurde; bei der Jagd nach allem, was irgendwie eßbar oder auch nicht eßbar war; im Block, versteckt vor dem wachsamen Auge des Kapos; stehend beim Appell; Auge in Auge mit dem Funktionshäftling; beim Handel auf dem „Schwarzmarkt"; einsam oder im geschlossenen Haufen mit anderen Muselmännern; noch lebendig oder schon im Sterben.

»Das Kommando *Holzplatz* wurde als Muselmann-Kommando bezeichnet. Dort arbeitete ich fast zwei Monate. Das ist nicht viel. Dennoch hatte ich Gelegenheit, mit Häftlingen in Kontakt zu kommen, die sich in diesem Zustand befanden. Also kann ich die gestellten Fragen zumindest teilweise beantworten (. . .).

Hundert Häftlinge, hundert von blaßgelber Haut überzogene, ewig verfrorene Skelette. Ihre körperlichen und seelischen Zustände waren so verschieden, daß es nicht möglich ist, das Muselmann-Kommando allgemein zu charakterisieren. Ich werde versuchen, meine Beobachtungen so genau wie möglich zu notieren, so weit meine Erinnerung reicht. . .

Die meisten Häftlinge waren eher ‚jüngere' Lagernummern, das heißt, daß sie nicht länger als ein halbes Jahr im Lager waren (. . .). Der Zustand der Muselmänner war unterschiedlich, es gab so etwas wie verschiedene Phasen, verschiedene Verhaltensweisen. Sie reagierten auch unterschiedlich auf den Anblick eines SS-Mannes oder von Funktionshäftlingen. Die einen führten Anweisungen mit übertriebenem Eifer aus, sie rannten etwa mit Ziegelsteinen oder Brettern los, als wären sie Automaten, die man aufziehen kann, andere befolgten die Befehle langsam, gleichsam nachdenklich, und wieder andere stürzten nach kurzer Zeit hin, um nicht wieder aufzustehen. Die Funktionshäftlinge und SS-Männer verhielten sich zu dem Muselmann weniger aggressiv als zu einem gesunden Häftling. Ich glaube, das kam daher, daß die Ermordung eines völlig entkräfteten Menschen ihnen nicht soviel Befriedigung verschaffte wie die Tötung eines Menschen, der noch ganz bei Kräften war, nur daß er sich eben nicht wehren konnte.

Wieviel Prozent der Häftlinge gerieten in diesen Zustand? Zu meiner Zeit wurden etwa 50 % zu Muselmännern, 30 % starben im Spital an Typhus, Lungenentzündung und anderen Krankheiten oder wurden erschossen. Etwa 20 % überlebten das Lager.« (Alfred Skrabania)

»Danach verschlug mich das Lagerschicksal in das Nebenlager in Birkenau. Dieses Lager, das damals gerade ausgebaut wurde, produzierte immer schneller Muselmänner (. . .). In den härtesten Kommandos waren nach drei Wochen schon 70 % des Häftlingsstandes Muselmänner. Noch heute sehe ich die Häftlinge vor mir an den Loren, die sie mit Mühe und Not vorwärtsschoben. Sie waren ständig in Gefahr, getötet oder verkrüppelt zu werden. Wenn die Loren von den Anhöhen rollten, bekamen sie große Geschwindigkeit und zerquetschten die Muselmänner, die dem rasenden Eisengetüm nicht rechtzeitig ausweichen konnten. Neben den Gleisen der Bahn war ein sumpfiger Abgrund. Der lehmige Morast gab die Füße der Häftlinge nur schwer frei. Viele dieser Unglücksraben mußten entsetzt feststellen, daß ihre Schuhe für immer in diesem Schlamm geblieben waren. Geschlagen und vorwärtsgetrieben von den Vorarbeitern hatten sie keine Chance, sie wiederzufinden. Schon nach einer Woche bei solcher Arbeit stumpften die meisten von ihnen, selbst die widerstandsfähigsten, ab. Sie wurden unempfindlicher gegen Schläge; wenn Stöcke und Knüppel auf sie niederfuhren, zwangen sie sich einen Augenblick zur Arbeit, um gleich darauf noch resignierter und gedrückter herumzustehen.

Nach der Arbeit versammelten sie sich im Lager auf den Plätzen zwischen den Blöcken und versuchten sich im Tauschhandel. Bei diesen Transaktionen kam es oft zu drastischen Szenen. Niemand wollte übers Ohr gehauen werden. An den Gürtel oder an Hosenschnüre gebunden trugen sie verschiedene Suppenbehälter bei sich. Sie waren so unheimlich dreckig und schlammbedeckt, daß ihr Anblick einfach widerwärtig war. Ewig hungrig, und zwar nicht mit dem Magen, sondern mit dem ganzen Organismus; um ihren Muselmannkörper wenigstens für einen Moment zu sättigen, riskierten sie den Kopf; für etwas Eßbares begaben sie sich in Lebensgefahr. Von den Funktions-

häftlingen und Lagerprominenten wurden sie meist unbarmherzig behandelt.« (Edward Ferenc)

»Ich war selbst vom Mai bis September 1941 ein Muselmann, deshalb möchte ich beschreiben, welche Symptome ich an mir selbst beobachtet habe. Ich verlor von Tag zu Tag an Gewicht und das sehr schnell, bald konnte ich im Waschraum meine Rippen zählen; der Körper wurde gelb, die Haut rauh, an Armen und Beinen traten Geschwüre auf, dazu kam die Krätze. Ich kratzte mich den ganzen Tag, so wie alle in meinem Kommando. In diesem Zustand kam ich zur Arbeit nach Birkenau, wo wir mit den Russen das Frauenlager bauten (. . .). Was das Verhalten der Muselmänner betrifft, so war ihnen zunächst einmal immer kalt, selbst wenn die Sonne schien, schlugen sie sich mit den Händen auf die Schultern, um sich aufzuwärmen. Fahle, traurige Augen, die immer auf den Boden sahen und nach Eßbarem suchten. Alle Gespräche drehten sich nur ums Brot, wie man sich sattessen könnte, um einen gefundenen Rüben- oder Karottenrest. Darüber sprachen sie, während der Schornstein des Krematoriums nur einen Kilometer entfernt rauchte (. . .).

Ich erinnere mich, daß sie imstande waren, kurz vor dem Tod zwei Schüsseln Kohlrübensuppe von Kollegen zu essen, die vorher gestorben waren. Sich richtig sattessen und sterben – das war das einzige Gesprächsthema. Die meisten Muselmänner reagierten nicht auf Todesurteile, auf Erhängungen auf dem Appellplatz, das war ihnen gleichgültig. Das waren keine Menschen mehr, sondern Marionetten, die da im Lager umherliefen.« (Tadeusz Jarosławski)

»Die Schatten drängten sich durch die Menge, mühsam humpelnd, schmutzig, krank, verletzt, hungrig, verfroren, und sahen einander über die Schulter, suchten Hilfe, neugierig, angelockt von dem Gemurmel, das bisweilen in krampfhaftes Gelächter ausbrach.

Nur einige wenige, einsame Schatten wagten sich aus den Winkeln der Blöcke hervor, hielten vorsichtig Ausschau, wärmten sich in der charakteristischen Körperhaltung durch Reiben von Armen und Schultern, oder sie rieben sich die von Insektenstichen juckende, von der Krätze ausgehöhlte Haut (. . .). Sie kämpften nicht mit dem Dreck, dazu waren sie zu schwach, sie konnten nur seine Auswirkungen lindern. Sie waren ein Krankheitsherd, Brutstätte und Exerzierplatz für alles Ungeziefer. . .« (Ryszard Kordek, APMO)

»Ihre freie Zeit verbrachten sie in geschlossenen Scharen, eingewickelt in Lumpen und Papier, das sie unter die Bluse und in die Hose steckten. In ihrem Verhalten und ihren Bewegungen erinnerten sie an hundertjährige Greise, die vor der Moschee beten; die Gesichter ausdruckslos wie Masken, die Augen dunkel und rot, mit bläulichen, fast roten Ringen. Aus diesem Zustand ließen sie sich nur aufrütteln, wenn ihnen jemand etwas zu essen gab.« (Czesław Kamiński)

»Folgende Episode ist mir am stärksten im Gedächtnis geblieben: Eines Abends gingen wir zur Küche, um etwas zu essen zu organisieren. Unter uns war auch eine Frau, die schon Muselmann war. Von den Kameradinnen in der Küche bekamen wir einige Knochen, versteckten sie in den Schürzen und gingen zurück zu unserem Block. Plötzlich tauchte eine SS-Frau vor uns auf und gab den Befehl stehenzubleiben. Wir Gesunden hörten nicht darauf und suchten das Weite, aber die Muselmannfrau blieb stehen und wurde von der SS-Frau geprügelt, bis sie hinfiel; noch am Boden wurde sie getreten.« (Feliksa Piekarska)

»Einmal hatte ich nach dem Abendappell zwei Schüsseln Suppe und zwei Portionen Brot. Eine Portion aß ich zur Suppe, die andere hatte ich bei mir, als ich zwischen Block 18 und 19 hindurchkam. Dort befand sich nämlich der ‚Schwarzmarkt'. Hier gab es viele Muselmänner, die Tauschhandel betrieben. Da brach ich mein Brot, ging auf einen Muselmann zu und wollte ihm die eine Hälfte meiner Portion geben. Er sah mich ungläubig an: ‚Ich habe nur eine Sacharin-Tablette'. Als ich erneut die Hand mit dem Brot zu ihm ausstreckte, konnte er es immer noch nicht glauben. ‚Nimm, ich will nichts von dir.' Er sah mich an wie einen, der nicht ganz bei Trost ist, riß das Brot an sich und lief weg. Er wollte schnell in der Menge untertauchen und verschwinden, als hätte er Angst, ich könnte meinen Entschluß noch ändern, ihm nachlaufen und das Brot wieder wegnehmen.

Ich blieb tief beschämt auf dem Schwarzmarktplatz zurück. Ich weiß selbst nicht, ob ich mich schämte, weil ich ihm nicht die ganze Portion gegeben hatte; vielleicht war er weggelaufen, weil er sich seines Zustands schämte.« (Tadeusz Szymański)

Und nun drei nachdenkliche Betrachtungen zum Verhalten der Muselmänner:

»Schweren Herzens sah ich Stanislaw T(. . .) aus Cieszyn an. Es war im Juli 1941. Seine Beine waren geschwollen und von eiternden Wunden bedeckt, das Gesicht farblos, die Augen trübe. Er arbeitete von früh bis spät beim Ausheben von Entwässerungsgräben, ohne Pause. Er war geistig gebrochen. Ich bat ihn, seine Kräfte zu schonen und mehr mit den Augen als mit den Händen zu arbeiten. Aber meine Worte erreichten ihn nicht. Ein paar Tage später fand ich ihn unter den Leichen. Ich hatte den Eindruck, daß er aus diesem grausamen Kampf siegreich hervorgegangen war. Er war vom Tode zum Leben gekommen. Seine Ideen leben.

Die Maximen, die dieser gute Pädagoge uns eingeprägt hatte, dienen uns Lebenden als Normen, als Grundlage unserer Identität und Selbsterziehung. Die Worte eines Verurteilten auf dem Weg zum Tod haben sich bestätigt: ‚Solange der Mensch sich dem Haß nicht öffnet, bleibt er unbesiegt'. Das Ethos des Sterbens ist dem Ethos des Lebens gleich. Die Liebe ist stärker als Zyklon, Trotyl und Atom. Wieviele Muselmänner sind in den Gaskammern und Hungerbunkern gestorben. Das Leben dieser gequälten Menschen geht in gewissem Sinne weiter. Ihre Ideen und Hoffnungen leben in den Herzen der Menschen weiter. Sie sind überall dort gegenwärtig, wo der Mensch gegen Unrecht protestiert und versucht,

menschlicher zu leben. Der Greis, der noch am Eingang zur Gaskammer ein kleines Kind auf den Armen seiner Mutter zum Lachen bringen wollte, ist Beweis für den Triumph über Leiden und Tod.

Ich erinnere mich an den Muselmann Stefan Sz(. . .), der am 20. Februar 1942 starb. Er stammte aus Sosnowiec-Pogonia und war ein sehr junger Priester. Er arbeitete im Erdkommando, wo man die ganze Zeit mit der Schaufel Lehm auf die Loren werfen mußte, bis die Hände steif wurden. Er wurde von einer Art geistiger Prostration erfaßt, fiel in einen Zustand der Teilnahmslosigkeit und Trägheit. Ich sehe ihm in die trüben Augen und befehle: ‚Näh dir den Jackenknopf an, bessere die Nummer aus und mach den Winkel sauber, sonst bekommst du eine Strafmeldung.' Er reagierte überhaupt nicht. Sein Erkenntnisvermögen, sein Gespür für die Hierarchie der Werte waren gelähmt. Die Entkräftung und eine beginnende Krankheit versetzten dem Organismus den Todesstoß. Und an ihm bewahrheiteten sich die Worte: non omnis moriar, nicht ganz bin ich gestorben. Ich bin ein Teil eurer heutigen Existenz, mit meinem Lebensopfer habe ich eure Freiheit erkauft.

Ich kannte den Muselmann Adolf Gawalewicz, Häftlingsnummer 9225, der damals sechsunddreißig Kilogramm wog. Der Hunger nagte ihm an den Eingeweiden, aber er tauschte seine Portion Brot niemals für eine ‚Selbstgedrehte'. Er aß weder Schalen noch Abfälle und nahm nie eine rohe Kartoffelscheibe mit einem Stückchen Saccharin in den Mund. Niemals wurde ihm das Brot gestohlen, weil er immer gleich die ganze Zuteilung konsumierte. Er war der ewige Lückenbüßer in allen Arbeitskommandos, man verurteilte ihn zur Liquidierung in der Gaskammer; ein halbes Jahr verbrachte er im ‚Wartesaal des Todes'. Er entging allen Gefahren, vergrub sich unter den Leichen, überdauerte so und lebt noch heute. Seine einzige geheimnisvolle Kraft war der unerschütterliche Optimismus, der innere Widerstand, der Glaube an den Sieg der Wahrheit. ‚Ich muß sie noch erleben', pflegte er zu sagen.

Kann man eine solche Haltung von jedem Muselmann verlangen? Es war die seltene Gabe einiger weniger Sterblicher der Muselmannkaste, daß sie ihre Gewitztheit und intellektuelle Leistungskraft noch in den schwierigsten Situationen bewahrten. Ich selbst wehrte mich, so gut es ging, dagegen, eine Psychose zu bekommen (. . .) und etwas zu tun, was mir fürs ganze Leben Schande gemacht hätte. Jeden Abend nahm ich mich zusammen und dachte einen Augenblick nach, kontrollierte mich selbst und beschloß, meinem Nächsten nach bestem Vermögen zu helfen. Das bewahrte mich davor, ein Muselmann zu werden. Ich wollte nicht verrohen und so ein apathischer Typ werden, der völlig verwahrlost herumläuft und auf den Boden spuckt; das ekelte mich bei den Muselmännern.

Kann man von allen die gleiche Ausdauer gegen Hunger, Schläge und Kälte verlangen?

Der Selbsterhaltungsinstinkt wirkte elementar, er wollte sich Willen und Verstand nicht unterwerfen. Es kostete große Anstrengung, sich entschlossen zu wehren, ständig an der Disziplinierung des eigenen Willens zu arbeiten und mit strengen Übungen die Enthaltsamkeit zu stärken.«
(Konrad Szweda)

Das in den Konzentrationslagern der Nazis herrschende System ging von vorneherein davon aus, daß der Gesundheitszustand eines mehr oder weniger großen Teils der *Schutzhäftlinge* schon nach wenigen Wochen Aufenthalt im Lager als *allgemeine Körperschwäche* zu bezeichnen war. Theoretisch sollten auch ausgezehrte, geschwächte Häftlinge und Rekonvaleszenten, die noch nicht arbeitsfähig waren, vom SS-Arzt zum sog. Schonungsblock, zu leichter Arbeit und zu besonderen Kommandos überwiesen werden, in Auschwitz I z.B. zur Strumpfstopferei, zum Korbflechten, Federrupfen, zum Kartoffelschälen oder Gemüseputzen oder auf den berüchtigten *Holzhof*. Meist waren sie jedoch bereits in einem derartigen psychischen und körperlichen Zustand, daß sie nicht einmal zur Ausführung einer scheinbar leichteren Arbeit fähig waren. Angesichts dieser großen Zahl von Invaliden, von entkräfteten und taumelnden Häftlingen, bereitete die Lagerleitung von Auschwitz unter Mithilfe der SS-Ärzte im Sommer 1941 „Sanatoriums-Verschickungen" vor, z.B. in ein „Sanatorium" in Dresden. Das waren Versuche, das Lager von arbeitsunfähigen Häftlingen zu entlasten, indem man sie in Gaskammern außerhalb des Lagers Auschwitz schickte, bzw. sie, gleichfalls mit Gas (Zyklon B), in den Bunkern von Block 11 umbrachte (im September 1941).*

Solche Selektionen von „Muselmännern" nahmen später auch die *Rapportführer* vor, sogar ohne das Beisein eines SS-Arztes.

Einstellung zu den Muselmännern

Die Muselmänner bildeten eine besondere Klasse in der Lagergesellschaft. Sie standen auf der untersten Stufe in der Häftlingshierarchie. Obwohl sie noch lebten, wurden sie doch eher wie Tote behandelt. Nicht nur die Funktionshäftlinge, sondern auch die übrigen Häftlinge behandelten sie wie Gegenstände. Die Muselmänner waren in jeder Hinsicht überflüssig, zu nichts zu gebrauchen, sie störten überall, es geschah also wie von selbst, daß man sie auf den Weg abdrängte, der ins Krematorium führte. Sie gerieten noch zu Lebzeiten auf diesen Weg, sobald nur ihre äußerlichen Lebenszeichen erloschen. Ihre Teilnahmslosigkeit und ihre anormale Wahrnehmung der Umgebung isolierte sie fast völlig von der übrigen Häftlingsgemeinschaft. Sie vegetierten am Rande dahin, ganz dem glücklichen oder viel öfter unglücklichen Zufall ausgeliefert. Alle Abwehrreaktionen waren in ihnen erloschen, sie machten den Eindruck, als setzten sie sich mit Absicht den Schlägen der Kapos aus, und statt sich zu wehren, zeigten sie eher Erstaunen, Unverständnis der Situation. . . Die erste Reaktion, die sie mit ihrem Aussehen, ihrer Gestalt, Verwahrlosung, ihrem Schmutz und Geruch hervorriefen – war Abneigung, Widerwillen, Ärger. Sehr selten, außergewöhnlich selten waren andere Haltungen. Wie man die Muselmänner behandelte, welche emotionale Einstellung man zu ihnen hatte,

* Vgl. Gesamtverzeichnis Nr. 203 bzw. Bd. 1, S. 261–275.

welche Reaktionen sie bei den anderen Häftlingen hervorriefen – davon ist in den folgenden Berichten die Rede:

»Die Muselmänner waren nicht beliebt, jeder ekelte sich vor ihnen, niemand nahm Rücksicht auf sie. Man vergaß, daß auch sie Schmerz, Hunger und Verlassenheit spürten. In der Meinung des Lagers galt der Muselmann nicht als Mensch. Er war einfach ein Muselmann, bei dem Hopfen und Malz verloren war. Wer einmal die Entwicklung zum Muselmann genommen hatte, für den gab es kein Zurück mehr. Nie bekam er wieder, was er unwiderruflich verloren hatte, er stand nicht mehr auf, denn er hatte keine Kraft mehr.« (Maria Oyrzyńska)

»Wie also sah das Verhältnis zwischen den Muselmännern und jenen aus, die nicht von dieser Krankheit betroffen waren? Unter ‚Freundschaft' sollte im Lager verstanden werden, daß jeder dem anderen auf jede Art und Weise half. In Wirklichkeit sah es so aus, daß man sich selbst vom Munde absparte, was man dem anderen gab, was wiederum dem, der half, keine Überlebenschancen ließ (. . .). Man half den Muselmännern ein, zwei, drei Mal, aber kaum jemand hatte die Möglichkeit, das ein viertes Mal zu tun. In bezug auf dieses wichtigste Bedürfnis waren sie also zum Vegetieren verurteilt. Natürlich nur solange, bis. . .

Freundschaftliche Gefühle wurden mehr auf andere Weise gezeigt: Durch Schutz vor der sadistischen Aggression der Funktionshäftlinge, das Beschaffen von Kleidung und ein gutes Wort. Das wurde angenommen, ohne daß eine Wiederholung erwartet wurde. Ähnlich war ihre Einstellung zu denen, die ihnen Lebensmittel gaben. Ich habe nie gesehen, daß eine Frau das Brot, das sie bekam, gleich aufgegessen hätte. Daß sie das Stück erst andächtig in ihrem Beutel verwahrte, zeugte mehr als alle Worte von der Hochachtung für diese kleine lebensspendende Gabe und damit auch von der großen Achtung für die Schenkende.

Neben der zahlenmäßig überwiegenden Masse der Frauen-Häftlinge, die Mitleid mit den Muselmännern hatten, gab es auch solche, die nichts für sie übrig hatten. Als bemerkten sie vor lauter Unrecht und Elend nicht, daß es auch dies gab. Als verschlösse ihnen das eigene Schicksal die Augen für das Leiden anderer. Das um so schmerzlicher war, als es keine Hoffnung auf eine Zukunft zuließ – ein Leiden am Ende des Lebens.« (Mieczysława Chylińska)

»Der Muselmann weckte bei niemandem Mitleid und erfuhr von niemandem Herzlichkeit. Die Kameraden, deren Existenz ja selbst bedroht war, beachteten die Muselmänner nicht. Den Funktionshäftlingen brachten die Muselmänner zuviel Ärger ein, für die SS-Männer waren sie nur unnützer Abfall. Die einen wie die anderen brachten sie um, jeder auf seine Weise.« (Anatol Adamczyk)

»Die Einstellung der Kameraden war unterschiedlich. Wenn der Muselmann jemand ‚Fremdes' war, geschah es fast nie, daß jemand ihm half. Wenn er aber Kameraden hatte, die mit ihm befreundet waren, versuchten sie ihm zu helfen (und das sogar soweit, daß sie eigene Lebensmittel opferten, einen Kranken versteckten, der sie anstecken konnte, ihn auf dem Wege zum oder beim Appell stützten, obwohl sie selbst kaum zur Arbeit kamen und sich nur mit Mühe beim Appell geradehielten). Nur außergewöhnliche, heldenhafte und heilige Persönlichkeiten konnten es fertigbringen, einen fremden Muselmann zu retten.

Das Verhalten der Häftlinge mag in gewissem Umfang rechtfertigen, daß man wußte, daß der Muselmann sich schon im Stadium der Agonie befand und daß selbst bei größten Anstrenungen kaum damit zu rechnen war, ihn noch zu retten. Diese opportunistische Behauptung war jedoch nicht richtig. Ich erinnere mich, daß der Muselmann sofort zu einem normalen Wesen wurde, wenn er richtig zu essen bekam (. . .). Das Wichtigste für einen solchen Wandel waren Pakete (. . .). Sobald ich Pakete bekam, ließ der *Durchfall* nach (eine der Hauptursachen der Muselmannwerdung, der Hungerdurchfall! – keine Dysenterie), und die verschiedenen äußeren Symptome schwanden; wenn ich keine Pakete bekam, wurde ich wieder langsam zum Muselmann.« (Maria Elżbieta Jezierska)

Funktionshäftlinge und Muselmänner

Die hier gesammelten Beschreibungen der Behandlung von Muselmännern durch Funktionshäftlinge bedürfen kaum eines Kommentars: Sie vervollständigen das Bild des Lageralbtraums. Wenn wir diese Berichte hören und die Beschreibungen lesen, fällt es uns schwer zu glauben, was unsere Vorstellungskraft weit übersteigt und dennoch einst alltäglich war.

»Was die Behandlung der Muselmänner im Lager betrifft, so weckte sie überwiegend Angst, Ekel, Empörung (als wäre der Muselmann noch in der Lage gewesen, sich selbst zu beherrschen!), Zorn und Abneigung. Das kann man mit der Reaktion gesunder Menschen (. . .) auf den Anblick eines Krüppels vergleichen. Das war so, wie die instinktive Reaktion einer Storchenschar auf den Anblick eines Storches mit gebrochenem Flügel: Bringt ihn um, er könnte uns schaden, er verlangsamt unseren Flug. Das war bestimmt auch der Grund, aus dem Kapos und SS-Männer die Muselmänner quälten (sie befahlen ihnen sogar, sich aufzuhängen oder die Postenkette zu überschreiten, wo man ‚auf der Flucht' erschossen wurde. In den Dokumenten von Stutthof fällt auf, daß viele ‚Selbstmörder' oder ‚auf der Flucht Erschossene' Greise waren!). Aus demselben Grund verstehen gewiß auch viele, die über ihre Zeit im Lager schreiben, das Wesen des Muselmanentums nicht. Wer diese unglücklichen Kranken mit Verachtung oder sogar Hohn beschreibt, kann diese Erscheinung nicht richtig einschätzen.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Manche Häftlinge behandelten die Muselmänner sehr schlecht, besonders die Stubenältesten in den Blocks, weil sie sie bei der Aufrechterhaltung der Ordnung störten. Sie stießen und schlugen sie, worauf die Muselmänner überhaupt nicht reagierten. Andere Häftlinge hatten Mitleid mit ihnen und versuchten sogar, sie aus ihrem Zustand zu reißen. Wenn ein SS-Mann

einen Muselmann auf der Straße fand, mußte er ihn wohl schon von Dienst wegen treten und voller Verachtung anbrüllen: *Du verfluchter Muselmann!* « (Ernestyna Bonarek)

»Von dem Blockältesten und seinen Helfern wurden die Muselmänner besonders grausam behandelt, so wie Menschen, für die jedes Stück Brot schon zuviel war. Ich weiß noch, wie einmal beim Ausgeben des Abendessens gut zehn Kapos sich auf diese Menschen stürzten und sie mit den Knüppeln bearbeiteten. Ich höre noch heute den charakteristischen Schrei und das Gestöhn, das daraufhin ausbrach, und sehe die schmerzverzerrten Gesichter und erschrockenen Blicke. Jeden Morgen trugen wir die Leichen von Verstorbenen gerade aus dieser Gruppe ins Krematorium. Bald darauf starb auch mein Freund, obwohl wir alles getan hatten, um ihn am Leben zu halten.« (Andrzej Bronikowski)

»In krassem Gegensatz dazu stand die Art, wie die Muselmänner von den meisten Funktionsträgern behandelt wurden, besonders von denen mit schwarzen und grünen Winkeln, wenn man auch einige mit roten Winkeln, d.h. politische Häftlinge, nicht ausnehmen kann... Für die war der Muselmann die reinste Pest, stinkender Mist, keinesfalls aber ein Mensch, der noch ein Fünkchen Leben in sich hatte. Ich höre noch heute die Worte ‚Raus, raus!', begleitet von dem dringenden Befehl, dieses ‚Aas' zu verscheuchen (...). Was soll man erst zur Schar der Funktionshäftlinge vom sog. Rand der Gesellschaft sagen, die man ausschließlich dazu eingesetzt hatte, damit sie töteten. Das Lager von Muselmännern zu ‚säubern', war für sie bestimmt noch eine der einfacheren Arten, ihren ganz besonderen Pflichten nachzukommen (...). Auf den Toten herumtrampeln und sie mit Füßen treten, das konnte doch wirklich nur ein im wahrsten Sinne des Wortes Perverser (...).

Die SS-Aufsicht machte sich nicht gern die Finger mit der Ermordung solcher Kranker schmutzig. Wozu gab es denn die Phalanx dienstbarer Häftlinge? Denen genügten ein paar voller Haß und Ekel hinausgebrüllte Befehle, schon machten sie sich eifrig daran, das krankheitserregende ‚Aas' aus dem Lager zu beseitigen. Die SS zog es vor, Häftlinge umzubringen, die einen angenehmeren Eindruck für das Auge machten. Selbst *Rapportführer* Taube vermied es, den Muselmännern zu nahe zu kommen. *Aufseherin* Drechsler zog sich bei ihrem Anblick zurück und scheuchte sie dabei mit den Händen weg, wie eine eklige Fliege, obwohl sie keineswegs attackiert wurde. *Weg, weg mit diesem...* – konnte man sie hören. Nach solchen Besuchen wurde sogleich eine ‚Säuberung' des Blockgeländes angeordnet (...), nicht ohne die Mahnung, daß eine solche sträfliche Unordnung nicht noch einmal vorkommen dürfe. Appelle in den Blocks förderten diese ‚Ordnung'. Es ist doch bezeichnend, daß ich unter den in Block 34 zur Selektion aufgereihten Häftlingen keine Muselmänner entdeckte; in den anderen Blocks soll es auch so gewesen sein. Wo die Blockältesten sie hingesteckt hatten und wann ihnen das gelang, wußte ich lange nicht. Wo und wann es der Blockältesten gelungen war, sie unterzubringen, wußte ich nicht.« (Mieczysława Chylińska)

»In Birkenau, in einem Kommando, das beim *Truppenlazarett* arbeitete, sah ich einmal, wie ein Muselmann beim Anblick eines dampfenden Suppenkessels für kurze Zeit auflebte. Er trat heran, um seine Portion zu bekommen, aber der Kapo stieß ihn weg. Als er ein weiteres Mal herantrat, legte der Kapo die Suppenkelle weg und nahm sich den Muselmann richtig vor, gab's ihm mit den Fäusten und trat ihn, wie er nur konnte, bis er zu Boden stürzte. ‚Den mach ich heut noch kalt', zischte er wütend und machte sich dann wieder an seine Arbeit.

Aber der Muselmann, oh Wunder, erhob sich und näherte sich dem Kessel ein drittes Mal. Der Kapor Kapo sah sich wortlos nach einem geeigneten Werkzeug um. Als er endlich irgendeinen dicken Stiel in den Pfoten hatte, entfernte sich der Muselmann so schnell, wie er nur konnte, bis er in sicherer Entfernung war. Von dort aus beobachtete er den Suppenkessel und die essenden Häftlinge. Das war nun sein Schicksal...! Was mochte dieser hungrige Mensch da gedacht haben? Für ihn gab es kein Herz, kein Mitleid mehr!« (Jan Czekaj)

»Ein junger Häftling, ein völliger Muselmann, hatte im Nachbarblock einem anderen Häftling Brot gestohlen. Mit seinen Holzschuhen klappernd ging er zu seinem Block zurück und sprang ins Bett. Der Geschädigte schlug Alarm, man hatte ihm schließlich die Brotration gestohlen, die über sein Leben entscheiden konnte. Die Kapos gingen auf die Suche nach dem Täter. Sie begannen im nächsten Block. Sie hatten ihre bewährten Methoden bei dieser Suche. Sie gingen von Pritsche zu Pritsche und legten das Ohr an das Herz jedes Häftlings. Das Herz des einen von ihnen hämmerte wie verrückt. Er war es, der eben mit dem Brot gerannt war. Unter dem Strohsack fand man die versteckte Portion. Man zog den Muselmann aus dem Bett und wandte die sog. *‚Holznarkose'* an, das heißt, er wurde mit Schemeln geprügelt. Kurz darauf trug man die zuckenden Überreste des armen Teufels, die nicht einmal mehr an einen normalen Muselmann erinnerten, auf einer Trage ins Krematorium.« (Roman Grzyb)

»Unser kleines Kommando, 13 bis 15 Leute, stand auf dem Appellplatz in der Nähe der Hauptallee vor der Küche (im Sommer 1941). Links, hinter unserem Kommando, zog in einer Entfernung von etwa 10 bis 15 Meter ein Muselmann in Richtung Küche. Von rechts auf der Allee näherte sich ein SS-Mann. Unser Kapo begriff, was passieren könnte, trat einige Schritte auf den Muselmann zu und schrie auf polnisch: ‚Stehenbleiben, stehenbleiben!', natürlich ohne Wirkung. Er konnte gerade noch zu uns zurückkommen und auf deutsch den Befehl geben: *Achtung, Mützen ab!*

Der SS-Mann ging langsam vorbei und sah zu dem Muselmann hin, der geradewegs auf ihn zukam. Wir alle schielten nach links, um zu sehen, was passieren würde. Und dieses willenlose, gedankenlose Wesen latschte in seinen klappernden Holzschuhen dem SS-Mann direkt in die Arme. Der SS-Mann schrie und zog ihm eins mit der Reitpeitsche über den Kopf. Der Muselmann blieb stehen, er wußte nicht so recht, was geschehen war, und als er einen zweiten und dritten Hieb dafür bekam, daß er die Mütze nicht abgenommen hatte, machte er

(da er *Durchfall* hatte) in die Hosen. Als der SS-Mann den schwarzen Fleck sah, der sich um die Holzschuhe des Muselmanns ausbreitete, geriet er außer sich. Er stürzte auf ihn zu, trat ihm in die Bauchhöhle und, nachdem er schon im eigenen Kot auf dem Boden lag, gegen Kopf und Brustkorb. Der Muselmann wehrte sich nicht. Beim ersten Tritt hatte er sich zusammengekrümmt, noch ein paar Tritte und er starb.

Als der Muselmann sich nicht mehr rührte, stand der SS-Mann eine Weile über ihm und sah ihn an, dann knallte er sich mit der Peitsche auf den Stiefel und ging ruhig weiter... Wir standen immer noch da, der Kapo befahl uns, die Mützen aufzusetzen und im Stehen zu warten, während er selbst lief, um die Beseitigung des Leichnams dort auf der Erde zu organisieren.« (Jerzy Mostowski)

»Uns zeigte sich folgendes Bild: Drei junge Kapozöglinge standen an einem Tümpel. Lässig auf ihre Spaten gestützt, unterhielten sie sich, wie ich herausfand, über Sport, über irgendwelche Weltrekorde. Zwei Ertrunkene lagen schon seelenlos am Rande des Bassins. Der dritte war noch im Wasser, aber einer dieser ‚Sportler' drückte ihm den Spaten auf den Hals. Als sie uns bemerkten, sagte einer von ihnen verächtlich: Haut ab hier, ihr verdammten Muselmänner ...

Im Hauptteich gaben sich die Kapos ebenfalls ihrer ‚sportlichen Leidenschaft' hin: Unter Führung des fröhlichen Kapos Sepp spielten sie Schwimmlehrer. Sie holten sich aus der Häftlingsmenge die schwächsten Muselmänner heraus und ließen sie schwimmen, tauchen, wie Frösche aus dem Wasser hüpfen und wieder tauchen, bis sie ertrunken waren.

Und es ist nicht leicht, einen Menschen im flachen Wasser zu ertränken. Niemals werde ich den Anblick eines der Ertränkten vergessen (...). Er tauchte immer wieder mit dem Kopf aus dem schmutzigen Wasser auf, um Luft zu holen, aber für jedes Auftauchen bekam er vom Kapo einen kräftigen Schlag mit dem Spatengriff und ging erneut in der schlammigen Flüssigkeit unter. Dieser Szene sah einer der SS-Männer zu. Als der unglückliche Häftling ihn erblickte, begann er, auf seinen weit geöffneten Mund zu zeigen und bat mit eindeutigen Gesten darum, ihm in den Mund zu schießen. Aber in der SK [Strafkompanie] wurde nicht geschossen. Das wäre eine Gnade zuviel gewesen.« (Józef Kret 1973)

»Ein scheinbar unbedeutender Vorfall aus dem Sommer 1943 ist mir in Erinnerung geblieben. An der Asche- und Müllkippe bei der Küche im Lager ‚B' in Birkenau hatte sich eine Schar Muselmänner auf der Suche nach Essensresten versammelt. Die Küchenchefin, *Aufseherin* Franz, wollte sich ein bißchen amüsieren. Es war Sommer, da gab es nicht viel her, die Frauen mit Wasser aus einem Schlauch zu bespritzen. Gleich hinter der Küche war ein Graben vor dem Drahtzaun, der immer mit Morast gefüllt war. Die Chefin rief die Lagerverwalterin herbei, und sie näherten sich der Gruppe von hinten. Franz griff sich eine und hieß sie am Grabenrand mit dem Gesicht zum Zaun Stellung nehmen. Dann trat das ‚Werkzeug' in Betrieb: Die Hände der Lagerverwalterin. Sie stießen den Muselmann, der im Graben verschwand. Gleich darauf, offensichtlich auf Befehl, tauchte die von zähem Kot bedeckte Gestalt wieder auf. Sie stellte sich wie vorher auf und wurde wieder hineingestoßen. Arbeitete sich erneut aus dem Graben und nahm wieder Haltung an. Wieder wurde sie hineingestoßen und tauchte wieder am Grabenrand auf, nur daß es diesmal länger dauerte. Ich weiß nicht mehr, wie oft sich das wiederholt hat, vier, fünf Mal, oder noch öfter. Schließlich tauchte sie gar nicht mehr aus dem Morast auf. Die Franz gab keinen neuen Befehl, sondern ging in die Küche zurück. Vielleicht hatte sie sich genügend amüsiert, oder sie war von der Willenlosigkeit des Muselmanns gelangweilt.« (Stanisława Piąty)

»Ich erinnere mich auch noch an die Szenen, wie die SS-Männer Jagd auf Muselmänner veranstalteten, die nicht zur Arbeit gingen und sich in irgendwelchen Schlupfwinkeln der Baracken versteckten (...). Dabei kamen die SS-Männer unter Leitung ihres *Lagerführers* mit gezogenen Pistolen in geschlossener Gruppe vom Block 14 und schauten in alle Winkel und Keller, und wenn sie einen versteckten Häftling fanden, wurde scharf geschossen, wie bei der Jagd (...). Natürlich ging es bei diesen Häftlingsjagden der SS-Männer immer fröhlich zu, und es wurde viel gelacht.« (Tadeusz Krupiński)

»Ich hatte im Lager Auschwitz-Birkenau Gelegenheit zur direkten Beobachtung von Muselmännern. Die Kapos sammelten sie in einer Gruppe von etwa hundert Häftlingen, denn ihre Arbeitsleistung war gering. Erst ließen sie sie ‚Sport treiben', und wenn sie erschöpft und entkräftet waren, schlugen und quälten sie sie, um dann die Hunde auf sie loszulassen, die sie zerfleischten; die Muselmänner lagen auf der Erde und reagierten überhaupt nicht darauf. Wie sich herausstellte, wurde die ganze Gruppe umgebracht.« (Karol Talik)

Die Muselmänner waren für sadistische Funktionshäftlinge des Lagers Auschwitz eine leichte Beute. Hier ein Bericht, der die Ermordung dieser unglücklichen Häftlinge schildert:

»Die Deutschen legten junge Burschen, die Muselmänner waren, (...) auf die Erde, legten ihnen den Spatenstiel auf den Hals, und zwei Deutsche traten darauf und sahen zu, wie sie ihr Leben aushauchten.« (Władysław Koszyk)

»Im Winter 1941 war ich Zeuge, wie ein Muselmann in Block 9 ‚gebadet' wurde. Zwei Funktionshäftlinge legten den nackt ausgezogenen Muselmann in den Trog im Waschraum und ließen aus dem Hahn kaltes Wasser über ihn laufen. Dieser hygienische Eingriff war für den Delinquenten eine Tortur, für die Funktionshäftlinge aber, nach ihrem fröhlichen Gelächter zu urteilen, ein sadistisches Vergnügen.« (Anatol Adamczyk)

»Im Sommer des Jahres 1943 bestand in Neuengamme ein Kommando von mehreren Hundert Häftlingen, die alle Muselmänner waren. Jeden Tag nach dem Morgenappell, wenn alle Kommandos schon zur Arbeit marschiert waren, trieb man sie durch das hintere Lagertor auf grasbewachsenes Brachland, das noch zum Lagergelände gehörte. Dort mußten die Häftlinge im

Liegen oder Sitzen das Gras in gleicher Höhe abreißen. Das sollte so eine Art Mähen per Hand sein. Die Kräftigeren von ihnen bekamen die Aufgabe aufzupassen, daß die Schar der Muselmänner sich nicht im Lager zerstreute. Jeder Aufseher hatte zwanzig Muselmänner zu bewachen. Der Ausmarsch dieses Kommandos durch das Tor dauerte fast eine Stunde, weil sie sehr langsam marschierten. Beim Gehen mußten sich immer fünf an der Hand halten; und dennoch fiel es ihnen schwer, geordnet das Tor zu durchschreiten, und die SS-Männer hatten Schwierigkeiten, die Bestandszahl zu erheben.«
(Adam Jurkiewicz)

Aber das Leben im Lager bot immer Überraschungen und war voller Paradoxien. So mag es nicht verwundern, daß sich unter den Funktionshäftlingen, allerdings im Häftlingskrankenbau, einer fand, der sich gegenüber einem von der Selektion bedrohten Muselmann zu einer großherzigen Geste durchrang und ihm so das Leben rettete.

»Ich kenne jedoch ein Beispiel für einen Akt von Menschlichkeit gegenüber einem Muselmann, leider ist es das einzige, das ich kenne.

Es war 1942 im Häftlingskrankenbau. Einer meiner Kameraden aus dem Kommando lag im Zustand völliger Entkräftung durch eine Krankheit darnieder. Die eines Tages angekündigte Selektion hätte ihn mit Sicherheit für die Phenolinjektion qualifiziert. Kurz bevor die Kommission hereinkam, die die Urteile fällen sollte, stieß der Funktionshäftling meinen Kameraden ins Treppenhaus, damit er sich dort für einige Zeit versteckte.

Der Kollege, ein totaler Muselmann was den körperlichen Zustand angeht, hatte dennoch seinen Selbsterhaltungsinstinkt nicht verloren. Er fand im Treppenflur einen Besen und schleppte sich damit vor den Block, um den Gehilfen des Funktionshäftlings zu spielen. Auf den Besen gestützt, hielt er so bis zum Ende der Selektion durch. Weitere Hilfe erhielt er von außerhalb in Form von Medikamenten, und das entschied letztlich darüber, daß dieser Muselmann aus seinem Zustand errettet wurde.« (Anatol Adamczyk)

Diese Haltung entstand vielleicht unter dem Einfluß der Atmosphäre, die im Lagerspital herrschte. Trotz aller Widrigkeiten und trotz ihrer Machtlosigkeit angesichts der Schwierigkeiten, die Hauptkrankheiten zu heilen, taten Ärzte und Pfleger alles, um das Leben der Häftlinge nicht nur vor Krankheit, sondern auch vor der Gefahr zu retten, die ihnen von den Henkern drohte. Auch Muselmänner kamen ins Revier, wenn auch nicht so oft, wie man denken sollte.

Die Muselmänner im Revier

Wie wir bereits sagten, wurde das Muselmanentum eigentlich nicht als Krankheit betrachtet, war also auch kein Grund, einen Häftling in jedem Fall im Lagerspital unterzubringen. Das Schicksal von Muselmännern, die ins Revier kamen, war ja im allgemeinen auch vorbestimmt – sie fielen der nächsten Selektion zum Opfer und wurden getötet. Wenn sie der Selektion entgingen, starben sie eines natürlichen Todes. Nur wenn ihr Zustand extrem fortgeschritten war, bemühten sich die Muselmänner, ins Spital zu kommen. Dann verloren sie das Gespür für die Gefahr, und der Hunger und die Hoffnung auf eine bessere Ernährung gewannen die Oberhand. Größere Chancen hatten Muselmänner, die Bekannte im Revier hatten, was nicht nur eine Behandlungsmöglichkeit gewährleistete, sondern notfalls auch den Schutz vor Selektionen.

Das Lagerspital bot eine spezifische Möglichkeit, die Muselmänner und besonders ihre Krankheitssymptome zu beobachten. Wir wollen hier die Bemerkungen von Sanitätern zitieren, die viele neue Erkenntnisse zu den körperlichen Störungen und den seelischen Symptomen des ‚Muselmanentums' beitragen. Wir sehen hier den ‚Muselmann' in einer weiteren Rolle: Als Patient des Lagerspitals.

Besonderen Wert besitzt der ausführliche Bericht von Jan Wolny, ehemaliger Häftling der Konzentrationslager Dachau, Auschwitz und Mauthausen, der dort vier Jahre lang Sanitäter war. Das ermöglichte es dem Autor, viele treffende Beobachtungen zu machen, sowohl was das Verhalten der Muselmänner, als auch ihren körperlichen Zustand angeht:

»Wenn sie ins Spital aufgenommen und ins Bett oder auf den Strohsack am Boden gelegt worden waren, zogen sie sich die Decke bis über den Kopf und bewegten Arme und Beine, um sich aufzuwärmen. Diese Bewegungen konnten sie nicht einmal lassen, wenn man ihnen Verbände anlegte. Dadurch erschwerten sie die Arbeit des medizinischen Personals außerordentlich.

Die an der Hungerkrankheit leidenden, abgemagerten schwachen Häftlinge bewegten sich sehr langsam und ähnelten betenden Arabern oder Beduinen. Daher stammt wahrscheinlich die Bezeichnung ‚Muselmann'. Diese charakteristischen Bewegungen der Kranken nannte man ‚Todestanz' oder ‚Engeltanz'. Das Aussehen dieser Kranken und ihr Verhalten war auch der Grund dafür, daß man sie ‚Knocherl' oder ‚Englein' rief.

Das Durchschnittsgewicht des Muselmanns betrug ungefähr 38 Kilogramm. Oft liefen sie von Kot und Urin verdreckt herum, und deshalb schimpfte man sie ‚Stinki' (. . .).

Im Winter 1942 mochte die Zahl der Muselmänner wegen der verschlechterten Arbeitsbedingungen und sanitären Verhältnisse nach meiner Schätzung etwa 40 % betragen haben (. . .).

Der Hunger ist eine furchtbare Qual; er ist eine Krankheit, die man in der Freiheit kaum antrifft. Je länger das Hungern andauert, desto gefährlicher wird die Krankheit und desto schwerer ist sie zu heilen. Sie wirkt verheerend auf den Organismus, sie verwirrt die Sinne, stumpft sie ab und stört die Reaktion auf sämtliche Reize. Die Hungerkranken hörten auf, logisch zu denken, sie vergaßen ihre einmal besessene Kultur, ihre Verantwortung, sie konnten drohende Gefahren nicht mehr richtig einschätzen und waren vor allem unfähig, ihr eigenes Leben zu retten (. . .). Für ein bißchen Lebensmittel gaben sie alles her, was sie hatten, sogar ihr Schuhwerk, das vor

Erfrierungen schützte (. . .). Mit der Zeit wurden sie immer magerer, schwächer und gedankenloser. Durch die Haut der geschwollenen Beine sickerte eine Flüssigkeit; von den schwer heilenden Wunden, die eine grünliche Färbung besaßen, fielen nekrotische Teile ab. Die Verbände, die meist durchnäßt waren, fingen bald an zu stinken. Das Gesicht veränderte sich rasch, die Ohren standen ab, man konnte die einzelnen Schädelknochen und ihre Fugen erkennen. Die Augen tief in die Höhlen eingefallen, der Blick traurig. Die Haut durchsichtig, dünn, blaßbläulich und anfällig für Furunkel und Krätze; sie blätterte leicht ab. Sie sprachen sehr leise und langsam, hörten schwer und knüpften ungern Kontakt mit anderen Kameraden, die besser aussahen. Sie nahmen nicht an Spaziergängen teil und mieden es, zur Behandlung ins Spital zu kommen. Sie hatten starken Durchfall und ließen leicht Harn. Die Rückgratwirbel und die Rippen waren deutlich sichtbar. Die Verbindung zwischen Kopf und Nacken eingefallen, der Kehlkopf vorstehend. Der Bauch ins Becken gesunken, durch die Bauchdecke konnte man ohne Schwierigkeiten das Rückgrat ertasten. Stark ausgeprägter Muskelschwund an den Hüften und den Sitzknochen. Die Hoden in die Leiste gezogen, der Hodensack sehr zusammengeschrumpft. Die Beine aufgrund des Schwundes von Muskel- und Fettgewebe sehr dünn. Weichteile, Leistengegend, Damm und Hodensack mit Wunden von Ekzemen und Krätze.

Beim Anlegen von Verbänden und anderen Eingriffen, wie der Drainage (Ableitung von Eiter mit Hilfe eines Drainröhrchens) von Wunden am Gesäß, Brustkorb und den Gliedmaßen, stellte ich fest, daß sie Schmerz ertragen konnten, Verständnis zeigten und ruhig blieben, obwohl sie wegen des Mangels an Betäubungsmitteln sehr leiden mußten. Von der Arbeit wurden die schwachen, kranken, geschlagenen und sterbenden Häftlinge geschleppt, getragen und auf Schubkarren geschoben, aber ich habe nie gesehen, daß einer von ihnen gestöhnt, geweint oder um Hilfe gebeten hätte. Sie waren stumpf und gleichgültig gegenüber allem und (scheinbar) schmerzunempfindlich.

Nach dem Morgen- und dem Abendappell wurden die kranken und arbeitsunfähigen Muselmänner von Sanitätern ins Lagerspital geholt. Sie selbst unternahmen keine Anstrengungen, ins Spital aufgenommen zu werden. Halberfroren und kaum noch bei Bewußtsein wurden sie in Flur und Keller von Block 28 hingelegt, weil es in den Sälen keinen Platz mehr gab. Dort wartete man, bis sie auftauten und Lebenszeichen von sich gaben, damit man ihnen Herzmittel geben konnte. Viele dieser Erfrorenen und Steifgewordenen kehrten nicht mehr zum Leben zurück. In Zeiten, da es sehr viele waren, starben die meisten von ihnen, weil es im Spital wenig Platz gab und an Medikamenten, Verbänden und Nahrungsmitteln fehlte. Ich sah viele Muselmänner, die beim Einschlafen das Bewußtsein verloren und schmerzlos starben.

Niemals habe ich sie für psychisch Kranke gehalten. Ich behandelte sie als Menschen, die aus Hunger jede Kontrolle über sich selbst und ihre Situation verloren hatten. Die allgemeine nervliche und charakterliche Abstumpfung, die Abnahme des Lebenswillens, der Verlust der Hoffnung auf Freiheit war eine komplexe, aber keine ausschließlich psychische Krankheit. Wer nach der Gabe von Nahrung und Stärkungsmitteln wieder zu Kräften gekommen war, der bedurfte keiner Behandlung auf psychische Krankheiten.

Während der Essensausgabe zeigten sie Erregung und verstärkte Bewegungslust. Ihr Geruchs- und Gehörsinn waren vom Hunger so geschärft und sensibilisiert, daß sie hörten, wie die Kessel herbeigetragen wurden, sie den Geruch rochen und daraus schlossen, was es zum Mittagessen geben würde, und bei der Erinnerung an Essen füllte sich ihr Mund mit Speichel. In der Anfangsphase der Muselmannwerdung sträubten sich die Häftlinge, das Lager zur Arbeit zu verlassen, sie versteckten sich in Kellernischen von neu gebauten Blöcken oder in der Nähe der Küche, um den Geruch von gekochtem Essen in der Nase zu haben. Gelegentlich kam es auch zu Überfällen auf Häftlinge, die das Essen austrugen (. . .).

Ich erinnere mich an den furchtbaren Hunger im KZ Mauthausen. Ich hatte im ersten Block schwer durchfallkranke Muselmänner in meiner Obhut, die auf Strohsäcken lagen. Nachdem ich mit den Köchen Kontakt aufgenommen hatte, bekam ich ziemlich viele gekochte Knochen, die ich an die Kranken ausgab. Ich dachte, das Aussaugen von Knochenmark würde ihren Hunger stillen. Die Knochen reichten nicht für alle, und das gab Zank. Die, die keinen Knochen bekommen hatten, stürzten sich auf die anderen und wollten sie ihnen mit Gewalt wegnehmen. Immer, wenn jemand insgeheim seinen Knochen benagen wollte, fuhren die anderen von den Strohsäcken hoch. Es kehrte nicht eher Ruhe ein, als bis ich mit Hilfe der Sanitäter allen die Knochen weggenommen hatte. So kann ein gewöhnlicher Knochen zum ‚Zankapfel' werden. . .«

Der folgende Teil dieses Berichts enthält eine erschütternde Beschreibung von Nekrophagie, die extrem ausgehungerte Häftlinge begingen:

»Der Sanitäter F(. . .) S(. . .) meldete mir, daß er aus meinem Saal einen Verstorbenen herausgetragen habe, der eine große Schnittwunde im Bauch aufwies, die nicht verbunden war. Bei der Überprüfung bemerkte ich, daß dem Toten ein Stück Leber herausgeschnitten worden war. Es stellte sich heraus, daß einer der Häftlinge mit dem angeschärften Löffelstiel den Rippenbogen aufgeschnitten, ein Stück Leber herausgeschnitten und es aufgegessen hatte. Einen Teil der Leber hatte er aufgehoben, um ihn später zu essen. Die gegessene Leber konnte seinen ohnehin schon schlechten Gesundheitszustand nicht mehr verändern. Derselbe Kranke zeigte auch weiterhin eine Neigung, Toten Fleisch herauszuschneiden, um es aufzuessen und so den Hunger, der bei ihm besonders ausgeprägt war, zu stillen. Ich bin sicher, daß viele hungrige Häftlinge das gleiche getan hätten, wenn sie nur Gelegenheit dazu gehabt hätten. Der Hunger war so groß, daß viele Kranke gar nicht überlegten, ob das, was sie aßen, ihnen nützte oder schadete. . .« (Jan Wolny)

»Wenn ich an die Muselmänner zurückdenke«, schreibt Priester Konrad Szweda, »mit denen ich im Lager fünf Jahre lang Kontakt hatte, dann sehe ich lebende Gerippe mit

durchscheinenden Gesichtern, trübem Blick und vorstehenden Schultern vor mir. Wenn der Muselmann ins Spital kam (...), lag er im eigenen Kot auf der Pritsche. Die Haut gelb, der Rücken voller faulender, stinkender Wunden, in denen sich Ungeziefer bewegte. Irgendwelche unverständlichen Worte kamen ihm über die Lippen, unvollständige Sätze über die heimatliche Gegend, über die Möglichkeit, seine Familie zu treffen. Ich erinnere mich an einen Muselmann, einen gewissen N(...) aus Warschau, der nach der Prügelstrafe kein Gesäß mehr hatte, sondern nur noch vorstehende Knochen, die nekrotisch waren. Ich trug ihn auf den Armen zum Verbandswechsel, aber was halfen alle Papierbandagen, wenn man ihn dann wieder auf den von Eiter und Blut durchnäßten Strohsack legte? Manchmal fragte ich mich, ob man so ein Knochengerippe überhaupt wieder zum Leben bringen kann? Ob sich der ausgezehrte Organismus wie ein Stück gebrauchte Garderobe reparieren läßt? Von solchen, überwiegend kranken Muselmännern mit zerschlagenen Nieren, Blutruhr, Gangrän und Eitergeschwüren, die von Schlägen oder Erfrierungen stammten, gab es viele. Sie lagen auf dem Boden. Der unerträgliche Durchfallgeruch lag in der Luft. Es roch nach verwesendem menschlichem Gewebe, so daß man kaum atmen konnte.

Die Toten wurden auf den Flur getragen, von dort in die Leichenhalle in Block 20 und dann ins Krematorium.«

»Am 1. April 1943 fuhr ich mit einem Häftlingstransport von Auschwitz in das Konzentrationslager Sachsenhausen,« berichtet Wincenty Styszko. »Dort wurde ich nach zweiwöchiger Quarantäne aufs Revier aufgenommen, weil ich Fleckfieber hatte. Im Revier lagen die kranken Häftlinge nebeneinander auf dem Holzboden, ohne jede Bettwäsche. Hilfe leisteten die weniger kranken Häftlinge. Medikamente bekam man überhaupt nicht, das Leben hing davon ab, ob man das hohe Fieber (ca. 40°C) ertrug. Wie meine Kollegen berichten, soll ich einige Wochen lang bewußtlos gewesen sein. In dieser Zeit habe ich mich ausschließlich von der Lagersuppe ernährt. Brot aß ich nicht. Nachdem ich das Bewußtsein wiedererlangt hatte, sammelte ich allmählich meine Kräfte und hoffte, wieder gesund zu werden. Doch bald schwollen mir die Beine an, von den Füßen bis zu den Hüften. Gleichzeitig schwoll mein Kopf, so daß ich morgens nach dem Erwachen überhaupt nichts sah. Um etwas zu sehen, mußte ich die Augenlider mit der Hand öffnen. So verging die Zeit, mein Befinden verschlechterte sich von Tag zu Tag. Ich reagierte bald nicht mehr auf die Trostworte meiner Kameraden. Es kamen Augenblicke, da ich völlig gebrochen und teilnahmslos war und nicht einmal mehr reagierte, als mir die Kameraden sagten, ich würde es noch 2–3 Tage machen und dann durch den Schornstein des Krematoriums in die ‚Freiheit' gelangen.

(...) In dieser Zeit hatte ich verschiedene Träume und Halluzinationen. So saß ich etwa auf meiner Lagerstätte und sah, wie meine Frau mich mit meinen beiden kleinen Söhnen im Lager besuchte. Bei diesem Besuch kam ein Sohn im Lager um. Ich war meiner Frau sehr böse, daß sie ins Lager gekommen war und wir durch ihre Schuld einen Sohn verloren hatten. Diese Wahnvorstellung hatte ich offenen Auges, am hellichten Tage. Und dieser Überzeugung blieb ich einige Monate lang. Noch später, als ich schon im Lager Oranienburg war, glaubte ich, daß es wirklich so gewesen sei. Erst als ich zwei Briefe von meiner Frau bekommen hatte, in denen sie schrieb, daß beide Söhne gesund sind, wurde ich nachdenklich und machte mir langsam bewußt, daß das wirklich Sinnestäuschungen eines Kranken gewesen waren. Meine Kameraden hatten mir das oft klarzumachen versucht.

Mein Aufenthalt im Revier von Sachsenhausen verlängerte sich auf drei Monate. Eines Tages stellte ich fest, daß auf dem Hof neben dem Block ein Becken zum Waschen der Schüsseln war. Ich sah, daß sich dort niemand befand, und ging ohne zu überlegen hin und setzte mich in der Hoffnung hinein, daß das kalte Wasser die Verschlimmerung der Ödeme aufhalten würde. Ich trug dabei nur ein kurzes Hemd. Nach diesem Bad, das ungefähr 10 Minuten dauerte, bekam ich vom diensthabenden Häftling eine ordentliche Tracht Prügel, aber ich war dennoch zufrieden. Später konnte ich einige Lappen organisieren, die die Häftlinge gut vollgepinkelt hatten, und damit wickelte ich mir nachts im Dunkeln die Knie und Schenkel so weit ein, wie die Lappen reichten. Dasselbe tat ich auch die nächsten zwei Nächte. Dann nahm man mir die Lappen weg.

Einige Tage nach dem Bad und nachdem ich mir die Beine eingewickelt hatte, merkte ich tatsächlich, daß die Schwellung gleichsam lockerer und der Körper steif und rot geworden war. Auch der Kopf war ein bißchen eingefallen, dann sanken auch der Bauch und die Schenkel ein. Das Gehen fiel mir noch schwer, weil die Knie steif waren.«

»Ich sprach auch im ersten Saal des Spitals, zu dem der Zutritt streng verboten war, mit den Muselmännern, die sich dort auf dem Boden drängten. Ihre Körper hatten keine Muskeln mehr, sie hatten eingefallene Wangen, tiefe Augenhöhlen, die Pupillen glänzten unnatürlich, die Lippen waren schwarz vom Fieber, das sie verzehrte – und all das machte den Eindruck, als handelte es sich um lebende Leichname. Sie lagen einer neben dem anderen in den eigenen Exkrementen auf dem Stroh und hatten nicht einmal die Kraft, den Kopf zu heben. Das Sprechen fiel ihnen sehr schwer, und ich hörte mir bedrückt diese ständig abbrechenden Worte an. Fast alle gaben mir ihre Namen und Adressen, die ich mir nicht notieren konnte. Sie baten mich vor allem, falls ich das Lager überleben sollte, ihren Familien und Nächsten zu sagen, daß sie in ihrem letzten Augenblick in Gedanken nur bei ihnen wären. Sie ließen auch ausrichten, daß sie sich um ihre Lieben sorgen und bitten, die Kinder gut zu erziehen. Fast lautlos bewegten sie die Lippen, und ich mußte nahe herankommen, um aus ihrem Flüstern Worte des Gebetes herauszuhören. Der Blick dieser völlig verlassenen, einsam sterbenden Häftlinge war reglos nach oben gerichtet, als sollte gerade von dort das kommen, was ihnen Erleichterung und wahre Erlösung von ihrem Leiden verschaffen würde.

Dieser tragische und grausame Anblick, der in seiner Wahrhaftigkeit so vielsagend war, ist mir tief im Gedächtnis geblieben, und er hat bis heute nicht an entsetzlicher Intensität verloren. Ich glaube, er hätte auch einen Verbrecher und

Mörder rühren und in seinem versteinerten Herzen den Rest an menschlichem Gefühl wachrufen können. Als ich den Spitalblock verlassen hatte, war ich erschüttert von dem, was ich dort gesehen hatte, und mein Gesundheitszustand verschlechterte sich weiter sehr stark.« (Tadeusz Opaliński)

Der Tod des Muselmanns, wohl der gemeinste Tod, den die Häftlinge im Lager zu erwarten hatten, gewann im Revier seinen normalen Charakter wieder. Obwohl er unvermeidlich war, konnte man dem sterbenden Häftling doch einen einfachen letzten Wunsch erfüllen, man konnte seinen Tod überhaupt verzeichnen und versuchen, die ihm nahestehenden Menschen davon zu informieren, manchmal sogar die Familie außerhalb des Lagers, vor allem aber war der sterbende Muselmann nicht allein gelassen.

»Ich weiß noch, daß man viele dieser armen Kerle zu uns in die Ambulanz brachte, aber es gelang trotz bestem Willen des Sanitäters nicht, ihnen das Leben zu retten. Heute noch sehe ich vor mir, wie sie starben: Sie baten um einen letzten Zug aus der Zigarette oder um eine Saccharintablette, und dann waren sie tot.« (Zbigniew Bentkowski)

»Wir hatten oft große Schwierigkeiten, die Identität eines Häftlings zu ermitteln. Unsere Fragen zum Namen, zur Blocknummer und zum Namen des Kommandos drangen nicht bis zum Bewußtsein des Kranken vor. Ich hatte manchmal den Eindruck, daß es ihnen egal war, unter welchem Namen sie jetzt aufgenommen würden, Hauptsache, sie konnten im Spital bleiben (. . .). Gefragt, was für Hilfe er brauche, antwortete er gewöhnlich: Essen! (. . .) Der Kranke widersetzte sich nicht, wenn er in einen anderen Krankensaal, zu einem anderen Liegeplatz oder gar in einen anderen Block des Spitals getragen werden sollte. Er interessierte sich überhaupt nicht für das Schicksal von Kameraden, die mit ihm ins Spital gekommen waren. Er fragte nur immer (. . .), ob er Essen bekommt. Alle Versuche, den Häftling zu einem kurzen Spaziergang im Saal oder zu irgendeiner Art Gymnastik zu bewegen, schlugen fehl.« (Julian Kiwała)

»Der Tod kam bei diesen Kranken wie der Schlaf, ohne den geringsten Widerstand, ohne Kampf ums Leben, ohne sichtbares Leiden. Man hatte den Eindruck, daß Menschen, die sich im fortgeschrittenen Stadium des Muselmanentums befanden, allmählich wie Kerzen ausbrannten und dann erloschen, sie zeigten nicht den geringsten Willen, um ihr Leben zu kämpfen. Sie sahen keinen Sinn mehr im Leben. Physischer und psychischer Marasmus. Bei der ärztlichen Behandlung war der Kontakt mit ihnen erschwert, weil sie völlig abgestumpft waren.« (Bogdan Wróblewski)

Zwei Schicksale

Zur Ergänzung und Illustration des vorigen Abschnitts haben wir zwei längere Beschreibungen der Geschichte von Muselmännern im Konzentrationslager ausgewählt. Ehemalige Muselmänner erzählen hier über sich, über die einzelnen Etappen ihrer Entwicklung und ihre Existenz als Muselmänner. In diesen intimen Berichten steckt alles, was diese Häftlingskategorie im Lager zu gegenwärtigen hatte: Hunger, Qual, Erniedrigung. Das Wesen der Vereinsamung des Muselmanns im Lager hat einer von ihnen treffend formuliert: „Ich irrte wie ein herrenloser Hund durchs Lager. . ."

Das erste Schicksal

»Schließlich begann bei mir der Prozeß der Muselmannwerdung. Es war schon der achte oder zehnte Monat meiner Lagerexistenz. Der strenge Winter machte einen fertig, und die Arbeit beim Entladen von Eisen, Zement, Ziegeln und anderen Materialien unter diesen Bedingungen, mit verletzten und verfrorenen Gliedmaßen (. . .), gab uns den Rest. Schon im Februar spürte ich deutlich die Folgen dieses Winters. Der ausgekühlte Organismus war nur noch wenig widerstandsfähig gegen die Kälte, ich zitterte ständig, bewegte mich träge, wodurch ich öfter auffiel, so daß ich schließlich in die *Erziehungskompanie* kam. Mein Aufenthalt dort währte mehrere Monate. Die schwere Arbeit, die über meine Kräfte ging, die täglichen Prügel mit dem Stock, der ‚Sport' und das Bewußtsein, daß ich mich im Todesblock befand, beschleunigten meine Entkräftung. In dieser Zeit war meine Schmerzreaktion herabgesetzt. Nur versuchte ich, den Kopf vor den Schlägen zu schützen, der Rest des Körpers wurde immer systematisch von den eifrigen Vorarbeitern Różycki, Komarnicki, Przybylski und noch anderen bearbeitet. Trotz allem ließ ich nicht an mich herankommen, daß es mit mir zu Ende ging (. . .).

Ich war verzweifelt, als wir uns, nachdem wir ein paar Brotkrumen und einen Löffel Kräutertee konsumiert hatten, auf Befehl der Stubenältesten die Decke über den Kopf ziehen mußten, während sich die Stubenältesten und Kapos daran machten, unsere gestohlenen Portionen aufzuessen. Wenn sie jemanden dabei erwischten, daß er unter der Decke vorguckte, zog ihn Przybylski von der Pritsche, hieß ihn geradestehen und schlug ihm dann mit dem Knüppel auf die Handgelenke, die Brust und auf die Nieren. Am nächsten Tag starben meine Nachbarn, mit denen ich auf der Pritsche schlief. Ihr Todeskampf dauerte sehr lange. Fieberschauer schüttelten meinen Muselmannleib, solange ihr Todesröcheln andauerte.

Damals war ich kurz vor dem Zusammenbruch. Als ich feststellte, daß die Hungerödeme schon über meine Knie reichten und die Wange, auf der ich geschlafen hatte, geschwollen war, wurde mir klar, daß ich mich im Endstadium des Muselmanentums befand. Die Haut an den geschwollenen Beinen ‚federte' nicht, die auf Druck entstehende Vertiefung blieb bestehen. Es kam mir ständig vor, als hätte ich mir bei irgendeiner Bewegung die Haut am Schienbein aufgerissen. Diese Beschwerden dauerten sehr lange, hielten sogar noch an, als ich wieder in besserer körperlicher Verfassung war. Ich lebte ein gedrosseltes Tempo, zu logischem Denken war ich nicht mehr fähig. Meine Reaktion war immer verlangsamt. Ich verlor sogar das Hungergefühl.

Eines Tages, als ich während der ‚Sportstunde' auf dem Hof von Block 11 robbte und bemüht war, nicht totgeschlagen zu werden, tat ich so, als wäre ich bewußtlos. Nach ein paar Knüppelhieben zog man mich zur Seite, wo schon einige Leiber von Ermordeten lagen. Das alles tat ich ganz unwillkürlich, mir war gar nicht klar, daß das vielleicht die letzte Minute meines Lebens sein könnte. Auf das *Antreten!* hin gelang es mir dann, glücklich wieder in die Reihe zu kommen.

Am nächsten Tag mußten wir im Lager eine Stunde zusätzlich arbeiten. Die Gesamtarbeiten beaufsichtigte Kapo Willy. Ich trat vor ihn und meldete, ich sei völlig erledigt und krank und könne nicht arbeiten. Das tat ich ganz impulsiv (er hätte mich dafür auf der Stelle erschlagen können), ohne logische Überlegung. Willy führte mich auf das freie Revier in Block 28, was normalerweise verboten und gegen die Vorschriften war. Dort nahmen sich Wiesław Kielar und Julian Kiwała, die damals im Revier arbeiteten, meiner an.

Im Revier war ich mit Unterbrechungen ungefähr zwei Monate. Wenn eine Selektion anstand, entließ man mich, und ich erntete wieder Schläge und Fußtritte. Nach der Selektion versuchte ich, auf irgendeine Weise wieder ins Revier zu kommen. Einmal stützte ich einen Muselmann, der größer war als ich, unter den Armen und begleitete ihn, um in die Revierschlange zu kommen. Wir liefen einem SS-Mann über den Weg, der mich dreimal zu Boden schlug, um mir schließlich zu sagen, daß der andere alleine ins Revier gehen sollte. Ein anderes Mal bekam ich, nachdem ich in der Schlange bis zum Arzt vorgedrungen war, ein paar Fußtritte dafür, daß ich mich schmutzig und mit laufender Nase vor sein Angesicht gewagt hatte. Noch ein anderes Mal trieb man die ganze Revierschlange mit Knüppeln auseinander.

In dieser Zeit mieden mich viele Bekannte, sie ekelten sich einfach vor mir. Ich war immer ungewaschen, richtiger: dreckig, von Eitergeschwüren bedeckt und wohl ohne jede Chance, aus dem Zustand des Muselmanns jemals wieder herauszukommen. Ich wollte nur eines: Wärme und ein Bett im Spital.

Schließlich kam ich auf *Schonung* in Block 20. Dort traf ich einen Bekannten, einen Lehrer aus Poraj. Er war sehr geschwächt, so sehr, daß er nicht einmal mehr Brot essen konnte. Er lagerte es bei sich, um es später, wenn er gesund wäre, zu essen. Nach dem Abendappell, wenn man schon liegen durfte, erzählte er mir bis zum Einschlafen vom Essen: Piroggen, Kartoffelklößchen, Wiener Schnitzel und ähnliche Leckerbissen; das aß ich in Gedanken nicht vom Teller, sondern aus unserer bis zum Rande gefüllten Emaille-Schüssel im Lager.

Eines Tages sah ich nach dem Aufwachen, daß mein Bekannter nur noch ein Leichnam, daß er tot war. Vorsichtig fuhr ich mit der Hand unter seine Schultern, wo er den Beutel mit dem Brot versteckt hielt, und mir wurde kalt vor Ärger und Wut, denn das Brot, mit dem ich so gerechnet hatte, war nicht mehr da. Der Nachbar von der anderen Seite war mir zuvorgekommen. Ich sah zu, wie der Blockdienst den Leichnam des Lehrers in einer Decke wegbrachte, und ich machte wegen des Brotes nicht dem Dieb, sondern dem Lehrer Vorwürfe, denn er hätte mir dieses Brot doch früher geben können, schon deshalb, weil wir Bekannte waren!

Seit einigen Tagen hatte ich hohes Fieber. Ich ging oft auf den Abort, zog mich zu dem Wasserbehälter über dem Klo hoch, schöpfte Wasser und trank es. Mir wurde stark schwindelig, es flimmerte mir vor den Augen, ich hatte Sinnestäuschungen. Meistens sah ich einen grellroten, trichterförmigen Tunnel, und immer, wenn ich in diesem Tunnel bis ans verengte Ende gekommen war, gab es eine Explosion, die mich wieder zu Bewußtsein brachte, aber mit höllischen Kopfschmerzen. Tagsüber trieb man uns auf den Hof zwischen Block 20 und 21 hinaus. Dort traf ich einen Kollegen aus dem Untergrund, Stanisław Hydorowicz, Sanitäter von der TBC-Abteilung und... wurde ohnmächtig. Stanisław organisierte meinen Umzug in die TBC-Station, in seinen Saal, wo ich erst nach einigen Tagen zu mir kam und überhaupt nicht wußte, was geschehen war. Damals war ich so geschwächt, daß ich, als ich mich aufsetzen und austreten wollte, das ganze Bettzeug verschmutzte. Aber dafür tat man mir nichts. Hier gab es Hilfe und Pflege, jeder hatte ein eigenes Bett mit Bezug, ein eigenes Handtuch und eine weiße Porzellanschüssel. Auf der TBC blieb ich, bis diese Station liquidiert wurde. Durch ein Wunder gerettet, aber auch schon fast geheilt, kam ich ins Lager zurück (...).

Im Oktober 1944 wurde ich mit einem Evakuierungstransport nach Sachsenhausen und dann, im Februar 1945, nach Mauthausen gebracht. Innerhalb von vier Monaten wurde ich erneut zum Muselmann (...). Mein Spiegelbild sagte mir, wie weit diese Entwicklung fortgeschritten war. Ich hatte nicht gewußt, daß es so schlimm mit mir stand. Am eindeutigsten waren die eingefallenen Augen mit leicht getrübten Pupillen, so wie ich sie oft bei anderen Muselmännern, mit denen es zu Ende ging, gesehen hatte. Diesmal rettete mich die Hoffnung, die Hoffnung in Person des Blockältesten Jary Kutschera, der sich meiner annahm. Dank seiner Hilfe überlebte ich bis zum 5. Mai 1945, d.h. bis zur Befreiung.

Meine körperliche Genesung dauerte ungefähr ein Jahr. In den ersten Monaten nach der Befreiung geriet ich bei der geringsten Anstrengung übermäßig ins Schwitzen, ich litt an Kreislaufinsuffienz und nervlichen Störungen. Erst nach weiteren sechs Monaten konnte ich allein an längeren Ausflügen teilnehmen, unter Aufsicht im Schwimmbecken baden und allmählich wieder am gesellschaftlichen Leben teilnehmen.« (Edward Ferenc)

Das zweite Schicksal

»Ich habe nun gerade die schlimmste Form des Lebens im Lager, das Grauen des Muselmanentums am eigenen Leibe erlebt, denn ich war einer der ersten Muselmänner, ich irrte wie ein herrenloser Hund durchs Lager, und mir war alles egal, wenn ich nur den heutigen Tag überlebte! Ins Lager kam ich am 14. Juni 1940 mit dem ersten Transport aus dem Gefängnis Tarnów (...).

Nach anfänglichen Schwierigkeiten kam ich im Kommando *Landwirtschaft* unter, wo ich bis zum Herbst des Jahres bei der

Ernte, beim Kartoffelroden, Dreschen und bei der Heumahd arbeitete. Ganz plötzlich und überraschend kam es zu einer Panne im Kommando: Man hatte herausbekommen, daß Zivilisten von draußen uns Lebensmittel gaben. Ich komme in die Strafkompanie, und dort beginnt die Tragödie meines Lagerlebens. Ich verliere meine Kräfte, meine Gesundheit. Nach ein paar Tagen schwerer Arbeit nimmt mich der Kapo vom vorherigen Kommando von der Strafkompanie zum Kommando *Holzhof*. Die Arbeit war eigentlich leichter, aber den ganzen Tag draußen, und der Herbst war in diesem Jahr sehr kalt, ständig Regen mit Schnee, früh einsetzender Frost, und wir in dünner Drillichkleidung, Unterhose, Hemd, Holzschuhe ohne Strümpfe, auf dem Kopf eine Drillichmütze. In dieser Situation, ohne zusätzliche Nahrung, Tag für Tag durchnäßt und verfroren, drohte uns unausweichlich der Tod (...).

Zu dieser Zeit beginnt das Muselmanentum, es breitet sich auf alle Kommandos aus, die im Freien arbeiten. Der Muselmann wird von allen verachtet, selbst von seinen Kameraden... All seine Sinne stumpfen ab, seine Umgebung wird ihm völlig gleichgültig. Er kann sich nicht einmal mehr sachlich unterhalten, er läßt sogar das Beten und verliert den Glauben an Gott, an die Existenz von Himmel und Hölle. Er denkt nicht mehr an sein Zuhause, seine Familie, an die Kameraden im Lager.

Im Grunde kamen alle Muselmänner im Lager um, nur einem kleinen Prozentsatz gelang es, sich aus diesem Zustand zu befreien. Ein glückliches Schicksal bzw. die Vorsehung bewirkten, daß manche das Lager frei verlassen konnten. Deshalb beschreibe ich, wie es mir gelang, aus diesem Zustand herauszukommen.

(...) Muselmänner waren auf Schritt und Tritt zu sehen, abgemagerte, dreckige Gestalten, Haut und Gesicht schwarz, der Blick wirr, die Augen eingefallen, die Kleidung verwahrlost, durchnäßt und stinkend. Sie bewegten sich mit schwankenden, langsamen, für den Marschrhythmus nicht geeigneten Schritten (...) Ihre Gespräche drehten sich ausschließlich um Lebenserinnerungen und ums Essen: Wieviel Kartoffelstücke gestern in der Suppe waren, was für ein Fleischbrocken, ob die Suppe dick war, oder nur Wasser (...). Die Briefe von zu Hause konnten kaum trösten, sie machten keine Hoffnung auf Rückkehr. Auf ein Paket wartete man sehnlichst, um sich wenigstens einmal richtig sattessen zu können. Man träumte davon, sich an die Küchenabfälle beim Müll zu schleichen und ein paar Brotreste oder Kaffeesatz zu ergattern.

Der Muselmann arbeitete träge, er tat mehr so, als arbeitete er. Ein Beispiel: Bei der Arbeit auf dem Holzhof suchten wir uns die stumpfste Holzsäge aus, damit man sie ohne Anstrengung ziehen konnte, ob sie nun Holz schnitt oder nicht. Oft täuschten wir so den ganzen Tag Arbeit vor, ohne auch nur einen einzigen Klotz zu sägen. Beim Rademachen von Nägeln hämmerten wir unaufhörlich auf den Amboß. Dabei mußte man immer aufpassen, daß uns niemand beobachtete, auch das war anstrengend. Der Muselmann hatte kein Ziel, seine Arbeit tat er gedankenlos, er bewegte sich gedankenlos und träumte davon, so einen Platz in der Schlange zu kriegen, wo er viel und dicke Suppe bekommen würde. Die Muselmänner paßen genau auf, wie der Stubenälteste aus dem Kessel schöpfte, ob er von oben oder von unten nahm. Sie aßen hastig und waren darauf bedacht, Nachschlag zu bekommen, aber das klappte nie, denn Nachschlag bekamen die, die mehr und besser arbeiteten und mehr Achtung beim Stubenältesten genossen (...).

Die Muselmänner wurden von den anderen Häftlingen zurückgestoßen; es gab kein gemeinsames Gesprächsthema, denn der Muselmann schwärmte und redete nur vom Essen. Die Muselmänner mochten die ‚besseren' Häftlinge nicht, es sei denn, sie konnten von einem etwas zu Essen kriegen. Sie zogen die Gesellschaft ihresgleichen vor, denn untereinander konnten sie gut handeln, Brot, Käse oder Wurst gegen eine Zigarette oder gegen andere Lebensmittel tauschen. Sie hatten Angst, aufs Revier zu gehen, sie meldeten sich nie krank, meist klappten sie bei der Arbeit zusammen.

Ich sehe noch genau die Kommandos zurückkommen, bei denen die ersten Fünfergruppen forsch im Takt des Orchesters marschierten, die Fünfer dahinter hielten schon den Rhythmus nicht, noch weiter hinten stützten sie sich gegenseitig, dann führten die Stärkeren die Schwachen am Arm, und ganz hinten, in den letzten Fünfergruppen trugen vier Stärkere einen Fünften, Sterbenden, an Armen und Beinen (...).

Wie ich schon sagte, irrte ich im Herbst 1940 (...) wie ein herrenloser Hund im Lager umher und träumte davon, wenigstens ein paar Kartoffelschalen aufzutreiben; ich versuchte, mich zu den Gruben am *Holzhof* zu schleichen, wo Kartoffeln als Schweine- und Viehfutter gesäuert wurden. Die Kameraden ließen sich rohe, mit Sacharin bestrichene Kartoffelscheiben schmecken, die im Geschmack an eine Birne erinnerten. Tag für Tag wurde es schlimmer mit mir, ich bekam Geschwüre an den Beinen und hatte keine Hoffnung mehr, zu überleben; ich glaubte nur noch an ein Wunder, obwohl ich nicht einmal mehr die Kraft hatte, mich zu konzentrieren und vertrauensvoll zu beten (...).

In dieser Situation traf mich eine Kommission an, angeblich SS-Ärzte, die nach dem Spätappell in den Block kamen. Es waren drei oder vier, sie interessierten sich ausgerechnet für die Muselmänner. Ich hatte außer den Geschwüren an den Beinen eine große Beule am Fußknöchel, so groß wie ein kleines Ei. Das war der Grund, daß man mich zur Operation überwies, und ich kam mit anderen in Block 9 (der alte Block 11). Wir bekamen das gleiche Essen wie alle im Lager, gingen nicht zur Arbeit und konnten den ganzen Tag ausruhen. Wir wurden von Lagerärzten untersucht, ich wurde operiert – die Spuren dieser Operation sieht man noch heute – und erholte mich eben. Wir mußten nicht zum Appell antreten, es war warm und angenehm, bis die *SS-Blockführer* kamen, meinten, im Saal sei es zu stickig und alle Fenster öffnen ließen, im Dezember 1940 (...). Nach wenigen Minuten zitterten alle vor Kälte, also mußten wir zum Aufwärmen im Saal auf- und ablaufen, so lange, bis wir alle schweißbedeckt waren. Dann hieß es ‚Sitz', und keine Bewegung. Bis wir abkühlten und uns wieder kalt wurde, dann kam wieder ein Lauf, und so ging es den ganzen Tag.

Angesichts dieser Situation beschloß ich, von dort wegzukommen, und meldete mich als gesund, kräftig und arbeitswillig zur Untersuchung. So geschah es auch. Man verlegte mich nach Block 10 (die neue Nummer 8). Hier kam ich in eine Stube, auf der nur *Zugänge* lagen (. . .). Als alter Häftling gefiel ich dem Stubenältesten, der mich den Häftlingen zum Vorbild empfahl (. . .). Danach kam ich ins Kommando *Landwirtschaft*, in die Ställe zu den Kühen. Hier gewann ich ebenfalls das Vertrauen der Kollegen, zusätzliche Lebensmittel, Zuckerrübenschnitzel, schwarzen Zucker, Suppe aus dem Schweinestall, Milch im Überfluß, dazu noch die Wärme im Stall. Das brachte mich wieder auf die Beine, das rettete mich aus dem Muselmanentum (. . .).

Die Zeit, in der ich ein Muselmann war, hat sich mir tief ins Gedächtnis gegraben; ich erinnere mich genau an jene Panne im Kommando im Herbst 1940, ich sehe die Säge auf dem *Holzhof* vor mir, die Holzstapel, die Zerlegung der Baracken, wie die Muselmänner sich gegenseitig wärmten und wie sie sich verhielten (. . .). Die späteren Zeiten des Muselmanentums waren genau so, wie es in diesem im Lager entstandenen Lied heißt: Ist der Muselmann was Schlechteres? Hat der Muselmann kein Recht zu leben? Ist er nur dazu da, ihn zu treten, stoßen und zu schlagen? Er irrt durchs Lager wie ein herrenloser Hund. Jeder stößt ihn fort, seine Erlösung ist das Krematorium! Die Ambulanz räumt mit ihm auf!« (Bronisław Gościński)

Frauen im Zustand des Muselmann

Hinweise zum Muselmanentum von Frauen tauchten bisher nur sporadisch auf. Erst in diesem Kapitel wollen wir all jene Eigenschaften des Muselmanentums vorstellen, die lediglich für Frauen charakteristisch sind. Das hat aber unseres Erachtens nicht allein mit dem Geschlechtsunterschied zu tun, sondern auch mit den anderen Verhältnissen, die im Frauenlager herrschten.

»Man konnte keinen Block im Frauenlager betreten, ohne vor Mief und Gestank zu erbrechen. Besonders in den französischen Blöcken wuschen die Frauen sich nicht. Sie stanken fürchterlich und waren von Exkrementen bedeckt. Und sie waren doch aus Brüssel und Paris gekommen, in teuren Pelzen, hübsch frisiert, duftend nach Parfüm. Jetzt, nach wenigen Wochen, waren es nur noch stinkende, willenlose Leiber, die weder auf Schreie, noch auf Schläge, noch auf Fußtritte reagierten.« (Ludwik Żuk-Skarszewski)

Die ausländischen weiblichen Häftlinge, und hier besonders die Griechinnen, waren besonders wenig widerstandsfähig gegen die Mühsal des Lagerlebens. Für sie war schon allein das Klima von Auschwitz mörderisch. Deshalb wurden sie schon kurz nach der Inhaftierung massenweise zu Muselmännern.

»Sie lagen dort, wo sie hingefallen waren, oder saßen dort, wo man sie hingesetzt hatte, ohne auf die Flüche und das Geschimpfe der Blockältesten, der Stubenältesten oder auf das zu reagieren, was ringsum geschah. Sie wehrten sich überhaupt nicht, sie reagierten nicht einmal auf das Wetter, sie lagen im Schlamm, wenn es regnete, und versuchten nicht, sich davor zu schützen. Immer hatten sie weit aufgerissene Augen, aber sie sahen gar nichts mehr damit, in diesen Augen war nicht einmal mehr Angst, nur bisweilen ein großes Erstaunen, so als fragte dieser Blick: Warum? Wofür? Sie waren empfindungslos, sie lebten nicht mehr, auch wenn sie noch atmeten, leise vor sich hinstöhnten oder jämmerlich wimmerten. Wenn ich sie so sah, kamen sie mir vor wie sehr erschöpfte Menschen, die nichts weiter wollten als Ruhe – selbst wenn es sie das Leben kosten sollte, nur Ruhe.

Ich sah sie an und beschloß, niemals, solange meine Willenskräfte reichen, so tief zu sinken und so fatalistisch umzukommen. Ich wollte bis zum Ende kämpfen, sogar mit dem Tod wollte ich kämpfen. Mich nur nicht so unterkriegen lassen, nur bis an mein Ende ein Mensch bleiben und mich als Mensch fühlen. Das war stärker als ich, denn es war der Lebenswille. Ich weiß noch, daß ich während der Krise meiner Krankheit (. . .) Angst hatte, einzuschlafen, obwohl ich sehr schwach und müde war. Ich ließ mir von Zosia versprechen, daß sie mich nicht einschlafen lassen und allein mit mir wachbleiben würde. Wenn ich einzuschlafen drohte, sollte sie mich wecken, ich konnte es nicht zulassen, daß der Tod mich im Schlaf überraschte, ich wollte mich wehren, wollte gegen den Tod kämpfen. Und da wir beide sehr erschöpft waren, ich von der Krankheit, Zosia von der schweren Arbeit in der Stube, schliefen wir beide ein und wachten erst am anderen Morgen auf.

Aber meine armen Griechinnen besaßen diesen großen Lebenswillen nicht, sie hatten keine Angehörigen mehr, sie wußten nicht, zu wem sie heimkehren sollten, sie hatten kein Zuhause, ihre Welt hatte aufgehört zu existieren – deshalb wurden sie zu Muselmännern. Meine Griechinnen, das war die erste Kategorie von Muselmännern, die ich am Anfang meines Lageraufenthalts traf (. . .).

Die zweite Kategorie waren jene, die ich im Revier in Block 17 traf. Die, die man zu früh aus dem Revier entlassen hatte, saßen ratlos und abgestumpft herum und hatten nicht die Kraft, zur Arbeit zu gehen. Sie waren mit allem einverstanden, Hauptsache man ließ sie in Ruhe, sie stritten nicht, sagten nichts und baten um nichts – nur dieser tragische Blick, diese aufgerissenen Augen, die nichts sahen... Normalerweise kamen sie nach einem, zwei, höchstens drei Tagen zurück, aber nicht mehr aus eigener Kraft. Man trug sie verprügelt, blutverschmiert, bewußtlos ins Revier; kurze Zeit später starben sie. Niemand beweinte sie, niemand kümmerte sich um sie, es waren eben einfach Muselmänner, die sowieso sterben mußten, weil sie in dieser Hölle nicht zu leben verstanden. Ihre Seelen waren zu sensibel, sie hielten diesen Härtetest des Lebens nicht aus.

Die dritte Kategorie von Muselmännern waren die Geisteskranken. Die wurden auch relativ schnell zu Muselmännern, im Laufe von zwei oder drei Wochen. In den ersten Tagen noch aggressiv, wurden sie immer trauriger und stiller und aßen dann nicht einmal ihre Hungerrationen auf. Von früh bis spät

standen sie regungslos auf einem Fleck und starrten vor sich hin, stumm, empfindungslos, meist unbekleidet, sie standen und zitterten vor Kälte, sie hörten nicht, was man zu ihnen sagte, sie warteten auf etwas und schauten mit ihren Augen, die nichts sahen, in die Ferne.

Unter ihnen war ein junges Mädchen, Lusia, 16 Jahre alt, die ins Lager gekommen war, weil sie in Deutschland vor der Arbeit ausgerückt war. Sie sollte bald entlassen werden, sie war nicht tätowiert und nicht kurzgeschoren; sie trug schönes, dunkles schulterlanges Haar, das vorn zu einem Pony hochgekämmt war, hatte ein mondbleiches Gesicht und eben diese wunderbaren, großen schwarzen tragischen Augen. Ich versuchte, mit ihr Kontakt zu knüpfen, ich begann ein Gespräch über ihr Zuhause, ihre Eltern und daß sie bald aus dem Lager entlassen würde, weil sie ja nur wegen Arbeitsflucht hier sei und keine Nummer auf der Hand trage, sie sei ja ein Häftling mit dem Buchstaben ‚E', d.h. ein sog. Erziehungshäftling. Ich weiß nicht, ob sie mich überhaupt hörte, sie drehte den Kopf nicht zu mir und sah teilnahmslos vor sich hin. Sie verfiel zusehends, wurde mit jedem Tag dünner und bleicher, fast durchsichtig, bis sie eines Nachts ganz still starb.

Die übrigen Geisteskranken (bzw. die dafür gehalten wurden) wurden einige Tage später ins Gas geschickt.

Die vierte Kategorie waren jene Häftlinge, die die Hölle von Auschwitz überlebt hatten, die auch die Evakuierung im Januar 1945 durchgehalten hatten und in den letzten Wochen vor dem Einmarsch der Briten ins Lager zusammenbrachen. Der Grund dafür war wohl der Hunger. Auch sie waren apathisch und reagierten weder auf Kälte, Schläge, noch Flüche, und sie wehrten sich nicht gegen die Funktionshäftlinge. Sie bewegten ständig die Lippen; man hatte den Eindruck, als kauten sie ununterbrochen. Sie sammelten irgendwelche Stengel oder Steinchen und kleine Zweige. Die steckten sie in den Mund. Aber auch sie lebten eigentlich nicht mehr; in ihnen war nur noch das Bedürfnis wach, den Hunger zu stillen. Sie starben nach der Ankunft der Engländer als erste, sie starben an der *Lagerstraße,* wo sie mit ihrer geöffneten Konservendose saßen und sie ausleckten; sie aßen von früh bis spät alles, was ihnen in die Hände kam. Essend starben sie, wo sie gerade standen, saßen oder lagen. Es interessierte sie nicht, daß wir frei waren und daß die Deutschen den Krieg verloren hatten. Das begriffen sie gar nicht, für sie existierte nur das Essen.

Alle diese Gruppen von Muselmännern, mit denen ich Kontakt hatte, waren sanft, ruhig und geduldig, sie kämpften nicht und versuchten nicht, sich durchzusetzen, sie lebten in ihrer eigenen Welt und warteten auf etwas – wir erfuhren nie, auf was. Sie waren dreckig, verlaust, verwahrlost, vollgeschissen, aber auch entwaffnend in ihrer großen menschlichen Vereinsamung; ich hatte Mitleid mit ihnen, wenn ich sie ansah, um so mehr, als ich ihnen nicht helfen konnte, denn ich konnte sie nicht erreichen, konnte sie nicht öffnen, um ihnen die Kraft und den Glauben einzuflößen, daß sie eine Chance hätten, einst zurückzukehren. Die Muselmänner waren m.E. die ärmsten Häftlinge; sie arbeiteten nicht, deshalb malträtierte man sie. Man schlug sie nicht nur, man trat sie auch noch, wenn sie im Dreck lagen (. . .).

Meiner Meinung nach waren das normale Menschen, keine psychisch Kranken – Menschen, die alles verloren hatten. Niemanden und nichts hatten sie, für das sich noch zu leben gelohnt hätte.« (Maria Oyrzyńska)

Was schreiben Frauen, die Auschwitz überlebt haben, über die Ursachen des Muselmanentums, wie äußerte sich dieser Zustand bei den Frauen im Lager?

»Die Ursachen waren nach meinen Beobachtungen unterschiedlich, meist aber gehörten dazu mangelnde Selbstbeherrschung beim Essen während einer Durchfallerkrankung sowie der komplette psychische Zusammenbruch angesichts der Lagerwirklichkeit, der die Lebenslust und den Glauben ans Überleben zerstörte.« (Ernestyna Bonarek)

»Das waren eigentlich nur mit Haut überzogene Skelette, und dazu war die Haut von Phlegmonblasen übersät. Oft war die Oberhaut der Phlegmone abgerissen und man sah am Körper rosa Flecken mit Eiter. Der Bauch war meistens von Krätzeschorf bedeckt. Arme und Beine hatten keine Muskeln und sahen aus wie lange Knochen. Die Rippen traten unter der gespannten Haut deutlich hervor. Auf dem dünnen, mageren Hals saß der Kopf; das Haar war meist erst kurz nachgewachsen. Die Wangenknochen traten unnatürlich hervor, die Wangen waren eingefallen. Die Gesichtshaut war oft von einem dünnen, aber ziemlich langen Flaum bedeckt. Das Alter dieser Frauen ließ sich schwer schätzen, aber die meisten von ihnen waren bestimmt über 40 Jahre, sie gingen eher zugrunde als die jungen. Dem Aussehen nach waren sie jedoch Greisinnen.« (Helena Niwińska)

»Bei den Muselmann-Frauen unterscheide ich zwei Formen dieser Erkrankung. Die einen waren an einer gelblichen Hautfärbung mit der flaumartigen Behaarung zu erkennen; sie waren so abgemagert, daß ich die Knochen aneinanderknirschen hörte. Beide Symptome gingen mit einem starken Verlust an Lebenskraft einher. Beim Gehen ließen diese Frauen die Beine schleifen; sie reagierten nur teilweise auf Reize von außen. Da sie ihre Entleerung nicht mehr kontrollieren konnten, sah man sie beschmutzt von Harn und einem wässrigen Kot, der einen spezifischen, unangenehmen Geruch hatte. Die äußeren Anzeichen der Entwicklung zum Muselmann begannen gewöhnlich mit verstärktem Durstgefühl, häufigem Stuhlgang, und dann folgten die übrigen Anormalitäten.

Die körperlichen Probleme gingen mit psychischen Störungen einher; beide waren so eng miteinander verflochten, daß man manchmal schwer unterscheiden konnte, wo die einen aufhörten und die anderen begannen. Es fiel vor allem auf, daß sie allem gegenüber gleichgültig wurden. Wenn ich sie so ansah, hatte ich den Eindruck, als wären ihre willkürlichen Reflexe, ja sogar die unwillkürlichen Reflexe, die jeder Organismus besitzt, erloschen. Schon am nächsten Tag meines Aufenthalts im Lager fiel mir die unverständliche Langsamkeit vieler Griechinnen auf. Auf das ordinäre, antreibende Gebrüll der Stubenälte-

sten kamen sie aus der Koje, und den Hieben wichen sie auf eine so unbeholfene Art aus, als machten ihnen die Schläge gar nicht so viel aus. Aber der Anblick des Lagertees riß sie trotz allem aus ihrer Erstarrung. Sie setzten den Schüsselrand an die Lippen und tranken hastig, so daß ihnen der Tee über die Hände lief, die sie dann ableckten. Wenn es Zeit zum Appell war, traten sie mit dieser Schüssel am Gürtel in Fünferreihen an, ohne ihr Äußeres vorher irgendwie in Ordnung gebracht zu haben. Ich traute meinen Augen nicht. Wenn ich sie, in einer für sie natürlich unverständlichen Sprache anredete, reagierte kaum eine von ihnen. Manchmal hatte ich den Eindruck, ich sei für sie eine genauso unverständliche Erscheinung wie sie für mich. Erst nachdem wir auf die ‚*Wiese*', den Platz hinter dem Block, getrieben worden waren, gelang es mir, mit einigen von ihnen einen sehr beschränkten Kontakt anzuknüpfen.«
(Mieczysława Chylińska)

»Ich weiß aus eigener Erfahrung – denn ich bekam diese furchtbare Krankheit dreimal –, daß die Psyche sich kaum ändert. Vor allem wurde ich sehr faul, ich kümmerte mich nicht um die Hygiene, ich dachte ans Essen, ans Faulenzen und an die eigene Sicherheit. Im April 1945, als ich wieder zum Muselmann wurde, auf dem Marsch, bei dem uns der Tod ständig begleitete, stellte ich fest, daß zu den genannten Gefühlen auch die Teilnahmslosigkeit gekommen war. Ich betrachtete Mörder und Ermordete interessiert, aber ohne jedes Mitleid, denn die ‚Kiste' mit diesem Gefühl war ‚zu' wie ein Panzerschrank.

Meine Gleichgültigkeit war so groß, daß ich mir nicht einmal das Essen holte, das man uns erstmals am neunten Marschtag austeilte. Und es war eine reichhaltige Portion. Wir erhielten 20–30 Gramm Fleisch von Pferden, die bei Bombenangriffen getötet worden waren, einen Löffel Reis und fünf gedämpfte Kartoffeln. Ich war Gehorsam gewöhnt, und auf den Wink der *Aufseherin* erhob ich mich mit den anderen Muselmann-Frauen, die Reste dieser Lebensmittel abzuholen. Ich bekam elf Kartoffeln geschenkt. Statt sie wie üblich mit den anderen zu teilen, setzte ich mich irgendwo hin und rebellierte – nein, ich wollte sie nicht abgeben, dann würde ich verlieren, ich hatte doch mehr bekommen. Aber etwas vom besseren Teil der Menschheit war offensichtlich doch noch in mir wach, und ich nahm die angebissene Kartoffel aus dem Mund, schleppte mich zu unserer Gruppe und tat alles in den gemeinsamen Topf (. . .).

Die totalen Muselmänner verwahrlosten völlig; nur wenn die Suppe abzuholen war, rafften sie sich doch noch einmal auf. Wer vernünftiger war, fastete drei Tage lang, aber das hielten nicht viele durch. Entweder fingen sie zu spät an, oder sie brachen vorzeitig ab, was aufs gleiche hinauslief. Es gibt kaum eine schwerere Tortur. Man brauchte einen eisernen Willen, um sie durchzuhalten.« (Genowefa Ułan).

»Nach meinem Unterleibstyphus im Jahre 1943 war auch ich ein Muselmann. Ich erinnere mich, daß ich mich nach der Entlassung aus dem Revier (. . .) vor Entkräftung kaum bewegen konnte. Bei meiner Größe von 176 cm wog ich knappe 40 Kilogramm. Nicht nur die Funktionshäftlinge, sondern auch die Kameradinnen traten mich, weil ich oft hinfiel (. . .). Das Schrecklichste waren damals die Appelle. Überall herrschte Eile, man wurde gehetzt, geschlagen und angeschrien. Oft trampelten Kameradinnen in der Eile über mich hinweg. Ich kam meist zu spät zu den Appellen, weil ich nicht so schnell konnte (. . .). Ich hatte Gedächtnisstörungen, aber sie waren nicht sehr bedrohlich, weil ich wegen der Taubheit sowieso nichts verstand. Heute kann ich nicht mehr sagen, was der Grund dafür war, daß ich so schnell die Lagernorm wieder erreichte; wahrscheinlich mein kräftiger Organismus. Vielleicht auch, daß ich ins Revier zurückkam, wo ich nach meiner Genesung bis zur Befreiung arbeitete (. . .). Nach so vielen (36!) Jahren ist mir alles noch genau in Erinnerung, als wäre es vor ein paar Wochen passiert.« (Marta Jabłońska)

Kazimiera Horowitz, von Beruf Lehrerin, war 91 Jahre alt, als sie ihren Bericht zum Thema „Muselmänner" diktierte. Hier ein Auszug, der die Symptome dieses Zustands beschreibt:

»Trauer, Teilnahmslosigkeit, Vernachlässigung der persönlichen Sauberkeit, Argwohn gegenüber den anderen, Angst. Die Muselmann-Frauen weinten, sie waren mißtrauisch sogar gegenüber Mithäftlingen, die ihnen wohlgesonnen waren. Ihr Verhalten ärgerte alle, sie versteckten sich, wo sie nur konnten. Auf Briefe von zu Hause reagierten sie mit Tränen, danach waren sie noch niedergedrückter als zuvor. Sie machten einen hoffnungslosen Eindruck, mieden es, andere anzusehen. Ihr Blick war angstvoll. Sie taten alles sehr langsam, brachen bei dem geringsten Anlaß in Tränen aus, antworteten nie auf Fragen, zeigten keine Initiative. Sie hatten Angst um sich selbst und brachten es fertig, sich über andere Häftlinge zu beschweren.«

Den Frauen fiel es noch schwerer als den Männern, sich zu beherrschen, wenn sie ein Lebensmittelpaket bekommen hatten. Diese Versuchung „war stärker als der Wille zu überleben", schrieb eine von ihnen.

»Auch meine Freundin, eine Lehrerin aus Jabłonków, kam ins Lager Auschwitz. Sie war zwei Jahre älter als ich und hieß Maria Niedoba. Das war Ende 1943 oder Anfang 1944. Sie erkrankte an Typhus, dann kamen noch eine Lungenentzündung und Durchfall hinzu. Sie wurde Muselmann. Ich besuchte sie auf dem Revier. Ich versuchte, ihr Kalziuminjektionen zu besorgen. Eines Tages, als ich sie besuchte, prahlte sie damit, daß sie das erste Paket von zu Hause bekommen hätte. Ich bat sie daher, sich zu beherrschen und nicht davon zu essen, solange sie noch Durchfall hätte. Ich wollte ihr das Paket sogar wegnehmen und es bis zu ihrer Genesung aufbewahren, aber sie versprach mir hoch und heilig, daß sie es nicht anrühren würde. Aber die Versuchung war offenbar größer, als der Wille zu überleben, und sie aß das ganze Paket auf. Als ich sie zwei Tage später besuchen wollte, fand ich ihren Leichnam schon im Vorraum des Blocks.« (Ernestyna Bonarek)

Ein Häftling, der einige Zeit als Sanitäter im Häftlingskrankenbau in Birkenau gearbeitet hat, beschreibt Unterschiede im Verhalten von Männern und Frauen im Muselmann-Stadium:

»Ich stellte fest, daß es bestimmte Unterschiede zwischen dem Verhalten von Männern und Frauen in der Phase des Muselmanns gab. Frauen sprachen schneller und lauter, sie lärmten und waren hysterisch. Sie tratschten viel und boshaft über Kameradinnen und Bekannte. Sie behandelten sich gegenseitig aggressiver als die Männer. Trotz ihres Muselmanentums waren sie doch bemüht, den Männern, die sie trafen, zu gefallen – sie zupften ihre Kleidung zurecht, brachten die Haare in Ordnung und zwangen sich bei aller Trauer doch zu einem Lächeln. Vor der Ärztevisite glätteten sie die Decken und legten sich ordentlich hin.

Die Männer interessierten sich nicht für Frauen, und wenn es zu einer Begegnung kam, zeigten sie sich wortkarg. Kontakt zu Frauen suchten eher Männer, die besser in Form, sauberer und einigermaßen angezogen waren. Bekannten unter den Frauen versuchten sie zu helfen, sie schmuggelten Lebensmittel, Schuhwerk, Kleidung, Medikamente und Briefe, worauf hohe Strafen standen. Abgesehen davon (. . .) unterschied sich die Muselmannkrankheit bei Männern und Frauen kaum; der Verlauf der Hungerkrankheit war identisch, der Effekt einer Behandlung ebenfalls.« (Jan Wolny)

Die Kinder

Der Organismus des Kindes, der von Natur aus weniger widerstandsfähig gegen Belastungen ist, hielt den Bedingungen im Konzentrationslager nicht stand, deshalb starben die meisten Kinder schnell, bevor sich die Symptome von Unterernährung und Hunger bemerkbar machten. Die Zeit reichte nicht für die Entwicklung der Symptome, die bei Erwachsenen auftraten. Man fand jedoch, als das Konzentrationslager Auschwitz befreit wurde, dort eine Gruppe von Kindern, die trotz extremer Entkräftung durch Hunger und Krankheiten wieder gesund wurden. Damals aufgenommene Fotoaufnahmen und Berichte ehemaliger Häftlinge zeigen, daß auch Kinder in den Zustand des Muselmanns mit seinen psychischen und physischen Symptomen gerieten.

Hier beschränken wir uns darauf, lediglich zwei Berichte über Kinder im Konzentrationslager Auschwitz zu zitieren.

»Es waren überwiegend 3–4jährige. Und dabei schon völlig erwachsene Menschen. Vernünftig, überlegt, vor allem aber vom Leben erschöpft. Diese Kinder harrten resigniert, ohne Interesse für irgend etwas, in dieser Vorhalle des Todes aus. Spiele, Streiche, Gelächter? Ach, daran dachte niemand. Nicht nur, daß sie nicht lachten, auch das Weinen war bei ihnen eine Seltenheit.

Wenn sie an die ‚frische Luft' getrieben wurden, hockten sie sich an der Sonnenseite des Blocks hin und hielten ihre papierenen Gesichter in die Sonne. Und ebenso gehorsam und apathisch kehrten sie ohne ein Wort in den Block zurück, um sich in einen Winkel der Pritsche zu verkriechen, wo kein Sonnenstrahl, ja nicht einmal das Licht der Glühbirne hinkam, die den ganzen Tag an der Decke brannte. . .«
(Romana Duraczowa, APMO)

Wie entscheidend der Einfluß psychischer Faktoren bei der Entwicklung zum Muselmann war, zeigt folgende Beschreibung eines Mädchens aus Auschwitz:

»(. . .) eine meiner Kameradinnen blieb bis zum Ende ihres Aufenthalts im Lager ein Muselmann. Da halfen kein gutes Zureden, keine Erschütterungen. Als man sie ins Lager brachte, war sie 14 Jahre alt. Sie wurde sofort krank; welche Krankheit das war, wußte man nicht. Ins Revier nahm man sie nicht auf, man ließ sie in ihrem Block, wo wir uns um sie kümmerten. Sie war ganz elend und sah viel jünger aus, als sie war; ihr Anblick erregte sogar bei der Blockältesten Mitleid. Zur Arbeit wurde sie nicht gezwungen, und so saß sie tagelang irgendwo draußen und verbarg sich vor den SS-Männern. Sie wurde zum Muselmann, als sie ins Lager kam, und sie blieb es, solange sie dort war. Deshalb ist es interessant, daß sie nach der Rückkehr aus dem Lager sofort zu einem ganz anderen Menschen wurde. Sie ist eine sehr energische, umgängliche Person, und sie ist noch heute berufstätig.« (Feliksa Piekarska).

Sterben und Tod der Muselmänner

Im fortgeschrittenen Zustand des „Muselmanentums" befand sich der Häftling an der Grenze zwischen Leben und Tod, vom klinischen Standpunkt gesehen lag er eigentlich im Sterben, denn in ihm erstarben allmählich die Äußerungen biologischen und psychischen Lebens. In diesem Zustand gab es kein Zurück, deshalb „werden die Muselmänner nie mehr zu Wort kommen". Häftlinge, die überlebten, konnten diesen Zustand nicht in all seinen klinischen Symptomen erreicht haben. Der Tod war nur noch eine Frage der Zeit – er kam immer und verspätete sich nur selten. . .

»Die Muselmänner starben meist ruhig, denn der extrem ausgezehrte Organismus spürte das Lebensende kaum mehr. Sie schliefen still neben den Gefährten auf der Pritsche ein, und erst am anderen Morgen, wenn sie nicht zum Appell erschienen waren, trug man sie aus dem Block. Andere fielen am Arbeitsplatz vor Erschöpfung zu Boden und wurden von den Kapos totgetreten, wieder andere starben auf dem Revier an verschiedenen Eingriffen, die oft sinnlos oder sogar schädlich waren. Am leichtesten starben jene, die mit dem Auto zur Vergasung fuhren und nicht wußten, daß ihr Tod ganz allmählich eintreten würde. Ein gewisses Sträuben gab es nur, wenn der Muselmann zur ‚Spritze' ging. Das Einstechen der todbringenden Nadel erweckte immer Furcht, obwohl das so schnell ging.

Am unangenehmsten war das Ertränken, denn es dauerte lange, und man spürte es, weil man keine Luft mehr bekam und erstickte. Das war ein Kampf ums Leben. Manche Kapos schlugen ihre Opfer mit dem Knüppel oder dem Hammer auf den Kopf (. . .). Aber es kam nie vor, daß jemand sich aufgelehnt hätte. Sie glaubten, daß sie eben so sterben mußten, und daß nichts sie vor diesem Tod bewahren konnte.« (Roman Grzyb)

»Die Reaktionen der Muselmänner waren keineswegs normal, und man müßte diesen Zustand als Krankheit oder sogar als Agonie bezeichnen, wenn man annimmt, daß ein Sterbender gehen und sogar arbeiten kann. Im Lager war es so: Es kam vor, daß ein Muselmann ganz plötzlich starb, während er noch an seiner Schnitte Brot kaute oder irgendwo hingehen wollte.

Diese Todesart kann man wohl kaum als ‚Herzanfall' oder ‚Infarkt' bezeichnen. Es machte eher den Eindruck, als ob ‚die Uhr' des Herzens plötzlich erschöpft stehengeblieben wäre (...), weil sie nicht ‚aufgezogen' war, aber nicht so, als wenn eine Feder bricht. Wenn der Muselmann konnte, dann verkroch er sich vor seinem Tod wie ein Tier in irgendeinen Winkel, um in Ruhe zu sterben.

Die Muselmänner starben überall: Nachts in der Koje, auf dem Klosett, auf dem Wege zum Klosett, vor dem Block, natürlich beim Appell, aber auch, wenn man sie mit Gewalt in irgendein Arbeitskommando genommen hatte – auf dem Wege zur Arbeit und dort selbst. Bei der Arbeit starben sie um so häufiger, da erstens die Arbeit über ihre Kräfte ging, und zweitens ihre Gestalt, ihre Bewegungen, der Dreck, die verwahrloste Kleidung und ähnliche Anzeichen extremen Elends bei den Kapos und SS-Männern besondere Grausamkeit hervorriefen. Man hatte den Eindruck, als haßten sie so einen Häftling persönlich, als riefe er einen Ekel hervor wie z.B. ein Darmwurm oder eine Wanze; vielleicht lag es auch an ihren apathischen Reaktionen oder ihrem Weinen und Klagen (...), daß sie solchen Sadismus provozierten. Und da der Muselmann sich nicht in acht nehmen konnte, da er das Nahen des Schergen weder hören noch sehen, aber auch nicht arbeiten oder weglaufen konnte, war er im wahrsten Sinne des Wortes dazu verurteilt, ermordet zu werden.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Die Muselmänner lebten nicht lange. Bei ihrem mangelnden Selbsterhaltungsinstinkt und ihrer Gleichgültigkeit gegenüber der Umgebung kollidierten sie ständig mit der Zucht im Lager. Deshalb starben sie entweder ganz plötzlich eines sog. ‚natürlichen' Todes, oder sie wurden bei der Arbeit totgeschlagen oder als unheilbar Kranke in den Spitälern ‚liquidiert' (...). In der Masse der abgemagerten Gestalten machten die Muselmänner im Endstadium nur einen geringen Prozentsatz aus, denn sie starben schnell. Wenn das Vernichtungssystem des Lagers den Neuankömmling innerhalb von einigen Monaten umbrachte, so starb der Muselmann im Endstadium im Laufe einiger Tage – spätestens aber nach wenigen Wochen.«
(Anatol Adamczyk)

»In den Jahren 1942 und 1943 kam es sehr häufig zur Selektion von Muselmännern und von Häftlingen mit Krätze und anderen Krankheiten, die deshalb arbeitsunfähig waren. Alle Ausselektierten wurden ein paar Tage lang ohne Essen und Trinken in Block 25 gehalten, dann fuhr man sie zum Krematorium – in die Gaskammern.« (Ernestyna Bonarek)

»Vor dem plötzlichen und unerwarteten Tod... Nein! Nicht so sollte das Häftlingsgebet lauten, denn der plötzliche und grausame Tod drohte ihm jeden Tag. Beten mußte man so: ‚Vor dem Muselmanntod bewahre uns, Herr', denn das war ein langsamer, langwieriger, qualvoller Tod, der ein vitales, geistvolles Menschenwesen in ein von eiternder Haut überzogenes Knochengerippe verwandelte, das sich nur noch reflexartig bewegte.

Und für den ‚Muselmanntod' ist juristisch niemand zur Rechenschaft zu ziehen; kein SS-Mann muß sich für den so getöteten Häftling verantworten, nicht einmal der Lagerarzt der SS, der daran die größte Schuld trug.«
(Maria Elżbieta Jezierska)

Nun einige Situationen aus dem Lager, in denen Muselmänner umkamen, ohne die geringste Abwehr zu versuchen. Diese Berichte bestätigen die Ansicht vieler Häftlinge, daß der Muselmann schon als Leichnam und nicht mehr als lebender Mensch behandelt wurde.

»Sie starben ruhig, man kann sagen, sie entschliefen in die Ewigkeit. Ich habe folgenden Fall erlebt: Sonntags schrieben wir in Block 8 Briefe an die Familie. Da ich Deutsch konnte, schrieb ich für meine Kameraden Briefe, u.a. auch für einen Häftling, der zum Muselmann geworden war. Der Stubenälteste sammelte die Briefe ein und sollte sie am anderen Tag zur *Schreibstube* bringen. Wir legten uns alle zum Schlafen auf den Boden. Nacht. Plötzlich der Schrei des Stubenältesten: *‚Aufstehen!'* Wir alle rissen uns von den Strohsäcken, nur ein Häftling, ganz unter der Decke verkrochen, steht nicht auf. Wir sind überzeugt, daß er schläft. Erzürnt über diesen Disziplinmangel, schlägt der Stubenälteste den liegenden Häftling mit dem Knüppel, wo er gerade trifft. Als der immer noch nicht aufsteht, zieht ihm der Stubenälteste die Decke vom Kopf und sieht, daß der Häftling tot ist. Es war einer von denen, an dessen Frau ich einen Brief geschrieben hatte.« (Józef Ludwig)

»In Melk, wo die Muselmänner nicht vergast wurden, trugen wir so einen immer zur Arbeit und zurück. Im *Krankenbau* oder im *Schonungsblock* hätten sie ihn nicht aufgenommen, weil dann das Kommando zu klein geworden wäre. Beim Ausmarsch zur Arbeit brach er nach wenigen Schritten zusammen und legte den Rest des Weges auf den Schultern der Kameraden zurück. Am Arbeitsplatz legte man ihn irgendwo hin und kümmerte sich nicht mehr um ihn. Einmal kam er mit einem Zigarettenstummel aus irgendeinem Schlupfwinkel und ging auf ein Feuer zu, auf dem Wasser für die Betonmischmaschine erhitzt wurde. Die Mithäftlinge tadelten ihn, aber er verstand nichts und tat, was er nicht lassen konnte. Die Kameraden verstanden ihn auch nicht. Ein anderes Mal fand er ein Loch in irgendeinem Stollen und schlief dort seelenruhig ein. Nach Schichtschluß wurde sein Fehlen festgestellt, und wir suchten ihn überall. Als wir ihn gefunden hatten, gab ihm der Kapo wütend mit einem Kabel einige Schläge auf das abgemagerte Gesäß; das machte ihn völlig fertig. Den Rückweg legte er auf den Schultern der Mithäftlinge zurück. Aber er rappelte sich wieder auf, er konnte irgendwie nicht sterben...! Und so war es jeden Tag.

Eines Tages hatte man ihn zur Arbeit getragen und an eine Wand gesetzt. Dort saß er halb liegend, den Kopf zur Seite gedreht, und die Welt existierte nicht mehr für ihn. Das Abendbrot kam, wir holten unsere jämmerliche Tagesration mit der Suppe ab, irgend jemand holte sie auch für ihn. Er saß so, wie man ihn hingesetzt hatte, und die Häftlinge gingen an ihm vorbei wie an einem Gegenstand, der sie nicht interessierte. Beim Abendappell, als der *Blockführer* den Blockbestand ermittelte, schielte er zu ihm hin und fragte den *Schreiber,* einen Polen aus Poznań, ob er noch lebe. Der Gefragte ging daraufhin zu ihm und tippte ihm mit der Fußspitze ans Gesicht. Das Gesicht war ausdruckslos und steinern, aber irgend etwas in ihm verriet noch Leben. Der ganze Block, aufgestellt in Reih und Glied, starrte auf das Gesicht des Muselmanns. Der erzitterte plötzlich, streckte die Beine ein bißchen und wurde steif.

Fertig! sagte daraufhin fachmännisch der *Blockführer* und schrieb den Leichnam in seine Meldung.

Ja! Fertig! bestätigte der Schreiber mit einem unbekümmerten Lächeln. Man trug den Muselmann weg wie ein Stück Holz, wie einen Eimer Müll, wie etwas, das seinen Gebrauchswert verloren hat.« (Józef Ciepły)

»Im Lager Flossenbürg schlief neben meiner Pritsche eine schöne Russin, die ein Muselmann war. Sie wollte sich nicht waschen und hatte Kopf und Kleider voller Läuse. Morgens stand sie ganz mechanisch auf und ging zur Arbeit im gleichen Gebäude. Nach der Arbeit kehrte sie auf ihre Pritsche zurück, sie wollte nicht essen und sprach mit niemandem. Angeblich hatte sie erfahren, daß ihr Mann, ein Fliegerhauptmann, umgekommen war, und das war wahrscheinlich der Grund für ihren Zusammenbruch. Ich versuchte, mit ihr zu sprechen, sie zu trösten. Auch ich hatte meinen Mann im Lager verloren. Aber sie schaute mich an, als sähe sie mich gar nicht, und sprach niemand an.« (Aniela Turecka-Wajd)

»Ungefähr fünfhundert Häftlinge warteten in der Sonnenglut, ohne Wasser und Lebensmittel, auf den Tod (. . .). Die Autos kommen und biegen dort ab, wo die Häftlinge auf den Tod warten. Diese Häftlinge werden von Blockältesten und Kapos bewacht, die ihre Nummern aufgeschrieben haben.

Ich trat aus der Küche und beobachtete, wie der Fahrer an den stehenden Häftlingen vorbeifuhr und in Richtung derer, die auf dem Boden lagen, zurücksetzte; aber niemand gab ihm ein Zeichen, daß er aufpassen sollte: Der große Lastwagen fuhr rückwärts über Köpfe und Brustkörbe der kaum noch lebenden Häftlinge (. . .) und hinterließ eine große Blutlache. Keiner der Häftlinge schrie, keiner stöhnte oder lief weg, sie hatten alle die Augen aufgerissen und schauten wie kleine Kinder, die nicht begriffen, was da geschah und was sie erwartete. Diese Häftlinge, die massakrierten wie die lebenden, warf man zusammen auf den Lastwagen.

Der Fahrer stieg aus, sah die blutüberströmten toten Häftlinge und lachte; er befahl, sich mit dem Aufladen der Menschengerippe zu beeilen. Das war der Fahrer, der immer zur Lagerküche fuhr, um Proviant zu holen. Er fuhr in Richtung der Küche von Birkenau davon. 500 junge Menschen unterschiedlicher Nationalität fuhren zu den Gaskammern von Birkenau. In Auschwitz war kein Platz für arbeitsunfähige Häftlinge, Muselmänner und Kranke. . .« (Lucjan Sobieraj, APMO)

»Es bleibt wohl den Psychologen überlassen, die Passivität und Apathie zu erklären, mit denen ganze Massen ohne das geringste Anzeichen von Widerstand in den Tod gingen. Ich wunderte mich nicht über jene, die nicht wußten, daß sie ins Gas gingen, aber ich kenne Fälle, daß alte Häftlinge im vollen Bewußtsein dessen, was sie erwartete, ohne jeden Widerstand zur Gaskammer gingen.

In unserem Kommando arbeitete ein polnischer Jude, Jankel. Weil er von Tag zu Tag mehr zum Muselmann wurde, sagten wir ihm voraus, daß er bei der nächsten Selektion in den Schornstein gehen würde. Und so geschah es auch. Jankel hatte immer damit gedroht, wenn er in die Gaskammer sollte, würde er sich auf den ersten SS-Mann stürzen und ihm mit den Zähnen die Kehle durchbeißen. Aber als die SS-Männer in die Baracke kamen, wo die zum Gas bestimmten Häftlinge versammelt waren, und ihnen befahlen, sich auszuziehen, herauszukommen und aufs Auto zu steigen, war Jankel der erste, der auf dem Auto saß.« (Władysław Szydłowski, APMO)

»Im Juli 1943 wurden wir gerufen, um selektierte Muselmänner wegzubringen. Sie lagen übereinander, zumeist waren es meine Griechinnen, d.h. die wenigen, die bis zu diesem Zeitpunkt überlebt hatten. Abgesehen davon, daß alle sehr entkräftet waren, lagen viele schon im Sterben. Sie lagen vor jedem Block. Wenn sie bei der Selektion herausgeholt worden waren, warteten sie darauf, auf den Hof von Block 25 getragen zu werden; dort sammelte man die Muselmänner, von dort fuhr man sie ins Krematorium. Obwohl sie noch lebten, reagierten sie auf nichts; nur manche, die irgendwelche eiternden Wunden hatten, stöhnten leise vor sich hin. Die anderen waren stumm. Wer noch bei Bewußtsein war, hielt eine Portion Lagerbrot, das nicht einmal angebissen war, in der krampfhaft geschlossenen Hand.

Nach dieser Arbeit war ich lange Zeit völlig aus dem Gleichgewicht. Diese Bilder verfolgten mich Tag und Nacht. Ich überlegte, ob sie eigentlich wußten, was sie erwartete? Ich glaube nicht. Was fühlten sie damals? Ich sollte es nie erfahren. Wir trugen sie so vorsichtig wie möglich weg, um ihnen keine zusätzlichen Schmerzen zu bereiten. Zum Glück hat man uns nur dieses eine Mal gerufen, um Muselmänner auf den Hof von Block 25 zu tragen.« (Maria Oyrzyńska)

Der Lebenswille und die Entschlossenheit zum Kampf entschieden überhaupt darüber, ob man das Lager überstand oder nicht. Das bestätigen alle, die lebend aus dem Lager herauskamen, selbst wenn sie das Stadium des „Muselmanentums" durchgemacht hatten. Gerade diese Faktoren wendeten das scheinbar unabwendbare Schicksal des Häftlings, der von sich sagen kann, daß er den eigenen Tod überlebt habe.

»Im Jahre 1942, im Juli, war ich so geschwächt und entkräftet, daß ich beim Appell vor Block 15a hinfiel. Ich wurde vor Block 28 geschleppt, ausgezogen und in der Baracke zwischen Block 28 und 27 untergebracht. Ich war noch bei Bewußtsein; man wies mir eine Pritsche von 80 cm Breite zu, auf der schon zwei Häftlinge lagen. Ich mußte mit dem Kopf an der Fußseite liegen. In dieser Baracke lag Sand anstelle eines Fußbodens. Wir alle waren nackt, die Haut wimmelte von Insekten. Wir bekamen irgendeine Spritze in die Brust. Ich und ein Kamerad sogen sie uns gegenseitig wieder aus. Das Bedürfnis zu liegen war so groß, daß ich mich nicht dadurch stören ließ, daß die beiden Häftlinge auf der Pritsche schon tot waren. Ich legte mich zwischen die Leichen und schlief ein oder verlor eher das Bewußtsein.

Dreimal kam ich für einen Augenblick wieder zu mir, und zwar als man meine Nummer verlas; doch mir fehlte die Kraft, mich darauf zu melden. Dann brachten mich Gedränge, Kälte und Wasser für den Bruchteil einer Sekunde wieder zu Bewußtsein. Ich merkte, daß ich auf einer Straße zwischen hohen Gebäuden war. Ich spürte eine Enge, dann wurde ich mit Wasser begossen; ich merkte irgendeinen Raum, von oben kam Wasser. Als ich wieder zu mir kam, war ich vollkommen verwirrt. Ich lag auf einer Pritsche, wohl allein. Der Raum war sauber, ich stellte fest, daß ich keine Flöhe auf der Haut hatte. Ich fragte den Häftling (den *Pfleger*) im weißen Kittel mit roten Streifen, wo ich sei. Im Lager in Block 20, bekam ich zur Antwort. Erst da begriff ich, daß ich etwas Schreckliches erlebt hatte.

Der Häftling, der an meiner Pritsche stand, erzählte mir, was ich durchgemacht hatte. Die Häftlinge, die in meinem Block lebten, wurden liquidiert. Wer sich auf die vorgelesene Nummer meldete, zeigte damit, daß er lebte, wurde zu den wartenden Autos getrieben und ins Gas transportiert. Die übrigen wurden als Leichen betrachtet. Die Häftlinge, die im Spital arbeiteten, bekamen die Weisung, sie vor der Baracke zu stapeln und auf die Wagen zu laden. Zu dieser Zeit fiel ein starker Regen. Ich gab auf dem Stapel Lebenszeichen und begann mich zu rühren. Das merkten die arbeitenden Häftlinge. Unter ihnen war auch der Stubenälteste (Häftling Nr. 555), Jan Pierzchała. Er hatte einen toten Häftling auf einer Stube in Block 20, also wurde ich ausgetauscht. Man stellte mich im Waschraum unter die Dusche, ich wurde mit dem Wasserstrahl gewaschen. Das brachte mich einen Augenblick wieder zu Bewußtsein. Ganz zu mir kam ich erst in der neuen *Stube*. So entging ich dank den Polen, die in diesem Krankenbau-Block arbeiteten, der bevorstehenden Selektion. Vor jeder Selektion versteckte mich der Stubenälteste in seinem Zimmer oder hinter den Schränken. Die einzige Kraft, die ich noch hatte, waren mein Lebenswille und die Entschlossenheit, mit dem Tod zu kämpfen. Körperlich war ich dagegen völlig entkräftet.

Als ich nach Block 18 zur Arbeit entlassen wurde, wog ich bei einer Größe von 175 cm ganze 39 kg. Ich war so geschwächt, daß ich nach wenigen Schritten hinfiel. Es fiel mir sehr schwer zu arbeiten, aber der weitere Aufenthalt im Spital wäre dem Tod gleichgekommen. Als ich wieder im Kommando zur Arbeit ging, durchschritt ich nur das Tor aus eigenen Kräften. Den restlichen Weg halfen mir Kollegen, die mich bis zu den DAW (Deutsche Ausrüstungswerke) führten und in der Tischlerei in irgendwelchen Schlupfwinkeln versteckten. Unter solchen Umständen lebte ich einige Wochen. Das erlaubte mir, wieder so weit zu Kräften zu kommen, daß ich arbeiten konnte. Dank der Hilfe und Aufopferung der Kollegen überlebte ich mit ein bißchen Glück das Stadium des Muselmanentums, für mich aber war das ganz einfach ein Wunder.« (Józef Majchrzak)

»Im Krankenbau war es üblich, einen toten Häftling vor der Verbrennung im Krematorium ganz zu waschen und zu rasieren. Erst da sah ich, wie schmutzig und verlaust die Leiber waren. Bei den meisten Kranken stellte ich Schuppenflechte fest. Einmal, als ich einen Toten wusch, erschrak ich richtig. An den behaarten Stellen war der Körper so sehr verlaust, daß die Läuse gleichsam einen Hügel bildeten, eine Schicht von mehreren Zentimetern Dicke, die wohl aus einigen Tausend Läusen bestand. Dabei hatte ich diesen Kranken vor seinem Tode beobachtet und niemals die geringste Schutzreaktion bei ihm gesehen, daß er sich etwa gekratzt oder die Läuse geknackt hätte.« (Julian Kiwała)

So unterschied sich also sogar der Leichnam der Muselmänner von dem Leichnam anderer Häftlinge; sogar ihr Tod, der doch als letzte Gerechtigkeit im Menschenleben betrachtet wird, war ungerecht und dem Tod normaler Häftlinge nicht gleichgestellt.

Zum Abschluß dieses Kapitels seien noch zwei tiefergehende Überlegungen von Häftlingen zitiert:

»Man sieht weder die Augen der anderen noch die eigenen, so furchtbar hilflosen und seltsamen Augen, denn fast in allen lauert ein ungeheurer, egoistischer Wille zu überleben, selbst wenn es auf Kosten anderer wäre, oder zumindest nicht in der ersten Reihe derer zu stehen, die in den Tod marschieren...

Hier stößt man den Kameraden, den Nachbarn und Freund – natürlich immer den schwächeren – in den Tod, um das eigene Leben zu retten. Das Wort ‚Muselmann' bezeichnet nicht nur den körperlich völlig zerstörten Kranken, es ist auch ein verächtliches Schimpfwort!

Furchtbar sind die Bestürzung und die entsetzliche Ohnmacht, wenn man das alles mit weit offenen Augen mit ansieht. Der Nachbar zieht dem Sterbenden die besseren Schuhe von den Füßen, um in ihnen einige Stunden länger als er zu überleben. Er stößt den Muselmann mit seltsamer Ruhe in eine Sumpfgrube im Lager, als müßte das alles genau so sein...« (Franciszek Jaźwiecki, APMO)

Über diesen „ungeheuren, egoistischen Überlebenswillen" schrieb Seweryna Szmaglewska eindrucksvoll:

»Wenn der Körper auf kindliche Maße geschrumpft und ausgetrocknet ist, wenn Arme und Beine wie Stäbchen sind und der Mund voll von der Trockenheit des Typhus ist, wenn jeder Bissen Nahrung wieder blutigen Durchfall zur Folge hat und schon der Geruch der Lagersuppe Übelkeit erregt, wenn es keine Hilfe, keinen ärztlichen Beistand gibt – woher kommt

dann dieser verhexte Lebenswille, in welchem Winkel des Organismus wächst er, blüht dieser Wille auf, der imstande ist, den vielgestaltigen Tod zu besiegen? Woher kommt diese unerschütterliche Willenskraft, wenn es um die Selbstverteidigung geht?" (Seweryna Szmaglewska, 1975)

Selbstmorde

Wir wissen aus früheren Publikationen, daß der Selbstmord im Lager keine Ausnahmeerscheinung war (Ryn und Kłodziński 1976). Meist waren es Häftlinge im Zustand äußerster Verzweiflung, die ihn begingen, manchmal diente er dazu, dem ohnehin sicheren Tod durch die Henker zuvorzukommen. Im allgemeinen aber war es eine Geste, eine Tat, wenn der Gang in den Drahtzaun zugleich aktiver, dramatischer Protest nicht nur gegen das Los des einzelnen Häftlings, sondern gegen das System war, das die Konzentrationslager hervorgebracht hatten.

Deshalb war der Muselmann, dem Abstumpfung und Ohnmacht alle Kraft genommen hatten, meist nicht zu einem Angriff auf sein eigenes Leben fähig, auch wenn er sich mit einer solchen Absicht tragen mochte oder wenn ihn Selbstmordgedanken plagten. Hinweise zu diesem Thema finden sich nur in wenigen Einsendungen:

»Charakteristisch für die Frauen, die am Muselmanentum litten, waren die abgrundtiefe Trauer und eine schwer zu beschreibende Hoffnungslosigkeit, wobei Erscheinungen der Selbsterhaltung, wie Suche nach Nahrung, Meiden gefährlicher Situationen und übermäßiger Anstrengung bestehen blieben; man ergab sich dem Dasein, ohne sich dem zu widersetzen. Ich weiß nicht, ob sich je ein Muselmann im vollen Sinne dieses Wortes in den Selbstmord geflüchtet hat; anders war es im Anfangsstadium dieser Krankheit, wo solche Fälle vorkamen. Ich erinnere mich, wie eine meiner Gefährtinnen im Block zu mir sagte: Die dort am Zaun, die ist ein halber Muselmann – und dennoch hat sie es fertiggebracht, hineinzulaufen (. . .). Nur das Streicheln der Gefährtin und bestimmte kleine gegenseitige Hilfeleistungen konnten diese Frauen länger am Leben erhalten.« (Mieczysława Chylinska)

»Ich war ein Muselmann, als ich nach dem Typhus aus dem Spital entlassen wurde. Abgemagert und mit einem Gewicht von 39 kg (bei einer Größe von 172 cm) war ich wie in Narkose, alles war mir egal, ich wollte mit mir Schluß machen und beschloß eines Nachts, ‚in den Zaun zu gehen'. Meine Kameraden retteten mich. Von diesen im Werkzeuglager versteckt, wandelte sich mein Zustand sogar allmählich zum Besseren.« (Czesław Kamiński)

Was rettete davor, zum Muselmann zu werden?

Es zeigte sich, daß ein Häftling, der unaufhaltsam zum Muselmann zu werden drohte, bis zu einem bestimmten Stadium die Möglichkeit aktiver Gegenwehr besaß. Solange jemand noch bei klarem Verstand war und seine Lage kritisch einschätzen konnte, war noch nicht alles verloren. Einige Beispiele überzeugen uns, daß eigene Aktivität und beharrliches Handeln einen Häftling davor bewahren konnten, zum Muselmann zu werden. Möglichkeiten waren z.B., das Kommando zu wechseln oder die Grundregeln der Hygiene im Lager einzuhalten.

»Was mich betrifft, so hatte ich bei der Arbeit (Flußregulierung an der Soła) im Außenkommando (*Soła-Durchstich*) die besten Bedingungen, schnell zum Muselmann zu werden, und nach zwei Monaten stand ich kurz vor dem Untergang. Vom völligen Muselmanndasein trennte mich damals nur das Bewußtsein, daß mein Leben in gewissem Umfang noch von meiner eigenen Einstellung abhing. Ich bemühte mich, meine Schwäche mit gesammelter Willenskraft zu bekämpfen, um auf den Beinen zu bleiben und mir nicht anmerken zu lassen, daß ich zum Arbeiten schon zu schwach war.

Eines Tages, als mir klar war, daß ich jeden Moment dem aggressiven *Vorarbeiter* zum Opfer fallen konnte, als ich mich mit Mühe von der Arbeit in das Lager schleppte, erbarmte sich das Schicksal meiner. Wegen meines Berufs wurde ich in ein technisches Kommando versetzt. Dort bekam ich eine leichte Arbeit im Trockenen, wurde freundlich behandelt und lebte langsam wieder auf.

Es war in großem Maße meine Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten, die mir geholfen hat (. . .), zwei Lager zu überleben. Ich bekam keine Infektionskrankheit und hatte nie eine Lungenentzündung. Eine Zeitlang litt ich an Krätze. Im KZ Leitmeritz, wo ich die ganze Zeit beim Bau einer unterirdischen Fabrik schwer arbeiten mußte, holte ich mir eine Fußentzündung. Bei Kriegsende lag ich als körperlicher Muselmann im Lagerspital.« (Anatol Adamczyk)

»Auch ich war im November und Dezember 1942 ein ‚Muselmann', aber ich rappelte mich recht schnell wieder auf, weil mir klar war, daß es den Tod bedeuten würde, noch länger Muselmann zu sein. Ich war damals jung und wollte das Lager überleben. Ich weiß noch, daß ich abends nach dem Appell immer zu einer der Klosettfrauen ging und ihr meine Schnitte Brot für Holzkohle gab, die sie im Ofen brannte. Ich aß sehr viel davon. Einige Tage lang war das meine einzige Nahrung. Als der Durchfall etwas nachließ, aß ich ein bißchen und setzte die Holzkohlendosis allmählich herab. Im Januar 1943 bekam ich ein erstes kleines Paket von zu Hause. Ich gab etwas davon zur Lagerration hinzu und wurde so zunehmend kräftiger; bald war ich kein Muselmann mehr.« (Ernestyna Bonarek)

»Ich selbst war eine Zeitlang nahe daran, zum Muselmann zu werden. Mich rettete, daß ich dem Hund eines SS-Mannes sein Futter stahl, das der ihm immer vor sein Quartier stellte. Einige Wochen lang schlich ich mich vor die Baracke, ging geduckt unter den Barackenfenstern vorbei und aß dem Hund die ‚Leckerbissen' aus der Schüssel. Dadurch überlebte ich meine kritischste Zeit und wurde nicht zum Muselmann.«
(Kazimierz Meinhart)

»Man brauchte eine eiserne Willenskraft, um nichts zu essen, was einem schaden konnte. Die Kartoffeln sorgfältig schälen. Den psychischen Hunger bekämpfen: keinen unerfüllbaren Träumen (. . .) von einem Nachschlag nachhängen. Keine Zigaretten rauchen, die angeblich den Hunger stillen. Und vor allen Dingen nicht mit der eigenen Ration handeln.«
(Włodzimierz Borkowski)

Die im folgenden gestellte Frage lohnt eine nähere Erörterung:

»Das waren Häftlinge, die eigentlich an der Grenze zwischen Leben und Tod standen, die von dem herrschenden Terror bis zur äußersten Verzweiflung getrieben waren. Und Verzweiflung überkommt Menschen, die den Grund des Bösen nicht verstehen, die keinen Ausweg aus ihrer Situation sehen und nicht in der Lage sind zu kämpfen. Was konnte der Häftling unter solchen Bedingungen tun, zu welchen Verteidigungsmitteln konnte er greifen?« (Tadeusz Opaliński)

»Auch die Flüsterpropaganda war ein großartiger Verbündeter der Häftlinge. Nach solcher Erregung über die Nachricht vom nahenden Kriegsende faßten die Häftlinge neuen Mut. Er teilte sich auf eine spezifische Weise auch den Muselmännern mit. Ihre Augen bekamen plötzlich Glanz. Die eingefallenen Wangen wurden voller und rosiger. Es gab Fälle, in denen ein völlig resignierter Muselmann gleichsam wieder zum Leben erwachte und neuen Mut schöpfte, wenn er solche erfreuliche Kunde gehört hatte. Er reckte sich und blickte sich um, bei der Arbeit hielt er die Schaufel oder ein anderes Werkzeug in den mageren Händen und tat so, als wäre er stärker, kräftiger und gewandter, als er in Wirklichkeit war. Er simulierte Arbeit so gut er konnte, um seine Kräfte zu schonen. Das war ein neues, stark wirksames Medikament gegen das Muselmanentum.«
(Wiktor Zasępa)

Manchmal handelte es sich dabei um verzweifelte Akte der Rebellion, manchmal hielten sich die Häftlinge mit Hilfe einer durchgeistigten Atmosphäre aufrecht.

»Nein, eine Muselmannfrau war ich nie, auch wenn ich in Bergen-Belsen, so wie meine Kameradinnen, stark an Gewicht verlor. Meine Moral wurde nie gebrochen. Ich stand kurz vor dem Zusammenbruch, als meine Kameradin eines Tages, wenige Wochen vor der Befreiung, zu mir sagte: ‚Du wirst sehen, sie werden uns der Reihe nach auf Schubkarren ins Krematorium bringen, weil wir zu Muselmännern geworden sind; wenn du erst auf dem Karren liegst, wirst du nicht mehr sagen, das sei nicht wahr.' Ich reagierte sehr heftig und erregt, ich fing an laut zu schreien und warf ihr vor, mir den letzten Hoffnungsfunken zu nehmen. Ich weinte und brüllte: ‚Der Krieg geht zu Ende, wir werden überleben und nach Hause kommen!' Damals wußte ich nicht, daß das eine Abwehrreaktion gegen die Entwicklung zum Muselmann war. Mir war die Hoffnung genommen worden, und das hatte eine Kameradin getan, die ich sehr mochte und die ganze 16 Jahre älter war als ich. Ich war ganz auf mich selbst angewiesen, mein Schrei war Kampf, er war Protest gegen das, was ich gehört hatte. Ich wollte das nicht glauben (. . .), ich wollte nicht, daß es so käme. Einem Muselmann wäre alles egal gewesen, Hauptsache, er hätte seine Ruhe gehabt und irgendwo liegen können.«
(Maria Oyrzyńska)

»Oft sah ich sie bei der Arbeit, wie sie träge, mit letzter Kraft, die Säge zogen, vielleicht mit der Sacharintablette im ausgetrockneten Mundwinkel. Es ist interessant, wieviele Akademiker darunter waren. Sehr oft hörte ich ‚Herr Professor', ‚Herr Rechtsanwalt' und ähnliche Anreden, wie sie in der Freiheit gebräuchlich sind. Sie waren irgendwie anders, abgehoben von der Realität des Lagerlebens, vergeistigt, so als bestätigten sie sich im Angesicht des Todes ihre Identität durch gegenseitige Ehrerbietung. Das war ihr Schutzschild in einer Atmosphäre von Schlägen, Gebrüll und allumfassendem Terror. Viele von ihnen sprachen von der Freiheit, vom Essen, was sie zu Hause gegessen, was sie getrunken hatten.« (Czesław Kamiński)

Öfters war es die Hilfe eines Mithäftlings, bisweilen eine unscheinbare Geste der Zuneigung und Unterstützung.

»Im Anfangsstadium des Muselmanentums war ich im Lager Groß-Rosen. In der Baracke standen wir stundenlang bis zu den Knöcheln im Dreck. Ich stumpfte so sehr ab, daß ich sterben wollte. Wir gingen nicht zur Arbeit. Das war wohl der Grund, daß wir verringerte Lebensmittelrationen bekamen. Ich befand mich in Gesellschaft einer Unzahl von meinesgleichen und hatte den Eindruck, daß jeder nur an sich dachte. Die einen waren apathisch, dazu gehörte auch ich; andere waren in gereizter Stimmung. Man konnte sich nicht auf sie verlassen, man konnte nichts ‚organisieren'.

Und dennoch hat sich etwas für die damalige Zeit Ungewöhnliches ereignet. Der neben mir stehende Häftling trug Schuhe mit dicken Holzsohlen. Er zog einen Schuh aus und setzte sich darauf. Er zog den anderen Schuh aus und bot mir mit einer einladenden Geste an, mich darauf zu setzen. Ich setzte mich, lehnte mich gegen die Koje und schlummerte ein. Das hatte mir wieder Mut zum Leben gemacht, es hatte mir den Glauben an die anderen zurückgegeben. Die Mühen der Evakuierung von Groß-Rosen nach Buchenwald überstand ich, obwohl ich körperlich ein Muselmann war – denn psychisch hatte ich mich wieder ‚gefunden' (. . .).

Es ist bezeichnend, daß ich mich überhaupt nicht erinnern kann, wie die Evakuierung aus Groß-Rosen aussah. Ich weiß nichts mehr, als hätte ich diese Strecke in einer Art Trance oder Halbschlaf zurückgelegt. An die späteren Ereignisse kann ich mich erinnern. Während ich in Buchenwald auf das Bad und die Registrierung wartete, fiel ich mehrmals in Ohnmacht. Jedesmal wachte ich voller Angst auf, man könnte meinen Schwächeanfall bemerkt haben und mich ins Gas schicken.«
(Tadeusz Szymański)

»Ich erinnere mich, daß ich kurz davor war, zum Muselmann zu werden, als ich Ende 1941 auf dem *Bauhof* beim Entladen von Waggons mit Zement und später im Kommando

‚Soła-Grube' [bei der Regulierung der Soła] arbeitete. Ich bekam die Blutruhr und war so gut wie ‚fertig'. Ich werde nie vergessen, wie ich während des Appells dreimals nach einer Gelegenheit suchen mußte, mein Bedürfnis zu verrichten und wie mir der Stubenälteste eins überzog, weil ich aus Reih und Glied getreten war. Danach bei der Arbeit zwei, drei Tage und zum nächsten Appell erschien ich dann schon mit Fäkalien in der Hose. Und gerade zu diesem Zeitpunkt fand sich ein Kollege, die mich einfach ‚anschnauzte', mich aufrüttelte und mir zeigte, was ich tun sollte, um da rauszukommen. Ich werde nie vergessen, wie er mir den Rat gab, das Brot zu trocknen und nur die Rinde zu essen, keine ‚Avo' zu trinken (eine Art Brühe aus Knochenmehl), sondern nur kleine Mengen Tee – und das war ein entscheidender Moment. Als ich feststellte, daß die Ratschläge halfen, hungerte ich noch ein oder zwei Tage und rettete mich allmählich aus einer Situation, in der ich über kurz oder lang zum Muselmann geworden wäre.«
(Tadeusz Sobolewski)

Noch auf eine andere Weise schützten magische Tätigkeiten davor, zum Muselmann zu werden.

»Wie lange es dauerte, daß ich zum Muselmann wurde, kann ich schwer sagen; damals lebte ich ohne Zeit. Abgeschnitten von der normalen Welt und aller natürlichen Eigenschaften des Menschen beraubt, wurde ich zum Muselmann (. . .).

Ich war dem Leben und seinen Idealen entrissen, ohne die geringste Hoffnung auf eine Wende meines Schicksals; meine Uhr war damals plötzlich stehengeblieben, ich kannte weder Tag noch Stunde. Eine gefühlslose Melancholie überkam mich, und ich war taub für alles, was um mich herum geschah (. . .). Ich dachte nicht, daß meine Lebensuhr noch tickte. Der Hunger quälte mich jeden Tag, er war unerträglich. Einmal hatte ich die Halluzination, ein Stück morsches Holz auf dem Boden sei eine Brotrinde (. . .).

Ich hatte einen schweren Kopf, mir war schwindlig, die Beine versagten mir den Dienst, ich schleppte mich dahin wie ein Gefangener in Ketten. Ich ging nicht, ich zog eher vorbei wie eine Nachtwandlerin an der Brüstung eines Hochhauses; immer häufiger spürte ich ein unerträgliches Druckgefühl im Magen und der Herzgegend. In diesem Stadium näherte sich der Muselmann dem Ende seines Weges.

Mancher wird es für Kinderei erklären, wenn ich von der magischen Kraft erzähle, die durch einen Steinwurf freigesetzt wurde, aber dennoch. . . Einmal schleppte ich mich zum Abort, stolperte über irgend etwas und schlug mir beim Fallen schmerzhaft das Knie auf. Eine Frau half mir auf und zeigte mir lachend einen kleinen Stein, die Ursache meines Unfalls. Und da nahm ich instinktiv diesen Stein und warf ihn wütend hinter mich. Der Erfolg war umwerfend – mir wurde sofort leichter. Den Rest besorgte bald die Vorsehung, an die ich glaube. Damals bekam ich den ersten Brief von zu Hause, von meinem Vater, und wurde in einen anderen Block verlegt. Dort hatte ich eine Koje mit Fenster und eine mir zugeneigte Person, die reichhaltige Pakete aus Warschau bekam (. . .).

Ich hatte schon in der Schulzeit immer gefundene Gegenstände hinter mich geworfen. Auf diese Weise prophezeiten wir uns allerlei Glücksfälle. . .« (Jadwiga Trembasiewicz)

Wenn alle anderen Mittel, wenn Gewitztheit, Kraft, Ausdauer und die Hilfe der Kameraden versagten, blieb noch immer die größte und letzte Kraft: die Kraft von Moral und Glauben.

Zum Muselmann gestempelt

„Wir stecken immer noch im Lager, obwohl das scheinbar niemand merkt" – in diesem einfachen Satz ist enthalten, daß die Krankheitsfolgen des Aufenthalts im KZ bis heute andauern. Man weiß nicht, ob diese Beschwerden stärker im körperlichen Bereich, in psychischen Erfahrungen oder in nachwirkenden Gewohnheiten empfunden werden. Weder die einen noch die anderen lassen einen frei. In diesen Spätfolgen hat sich auch das Bild des Muselmanns im Lager, hat sich auch die individuelle Erfahrung des „Muselmannseins" oder „Muselmannwerdens" erhalten; vor allem aber ist das Hunger- und Angsttrauma geblieben. Offensichtlich hat dieses Trauma den Häftlingen ein dauerhaftes Mal aufgedrückt und ihre Persönlichkeit geprägt.

Die Erfahrung des Hungers im Lager und die damit verbundene Angst vor dem Mangel an Nahrung war so tiefgreifend, daß sie die Psyche vieler Häftlinge für den Rest ihres Lebens verändert hat.

»Wie fest diese Angst im Gedächtnis eines Häftlings sitzt, stellte ich eines Tages, 20 Jahre nach dem Krieg, fest, als ich zur Akteneinsicht nach Oświęcim gekommen war und merkte, daß ich alle Stunde hungrig wurde und ständig essen konnte. Das lag daran, daß ich dort über den Hunger las. Noch heute braucht mir nur jemand von hungernden Menschen oder von drohender Hungersnot (in Indien etwa, gar nicht einmal in Polen) zu erzählen, und ich muß sofort etwas essen.«
(Maria Elżbieta Jezierska)

»Eine typische Hinterlassenschaft des Muselmanentums war die krankhafte Angst, zu wenig zu essen zu haben, und das damit zusammenhängende Brosthamstern, sogar noch viele Monate nach der Befreiung aus dem Lager, als man sich bereits wieder normal ernährte und von Hunger nicht mehr bedroht war.« (Stanisław Drewniak)

»Vom Lager ist mir die Achtung vor dem Brot geblieben. Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit im Umgang mit Lebensmitteln. Keine Panik bei zeitweiligem Essenmangel. Obwohl ich gern gut esse, kann ich mich vorübergehend auch sehr anspruchslos, unregelmäßig und spartanisch ernähren, ich kann sogar ganz fasten, ohne daß ich mich gefährdet fühle. Ich bin in der Lage, jede nur mögliche Diät einzuhalten. Das Rauchen habe ich mir an einem Wochenende abgewöhnt, ich habe es ein für allemal gelassen. Aus (. . .) der furchtbaren Lektion (im Lager) habe ich so manche Lehren für mich

gezogen. Ich bin nie unrasiert zur Arbeit erschienen, obwohl ich bei Rettungsaktionen manchmal mehrere Tage hintereinander pausenlos Dienst hatte. Dazu muß ich sagen, daß ich einen schwachen Bartwuchs habe und es eigentlich nur eine Frage des Selbstgefühls und weniger der Ästhetik ist, wenn ich mich einmal nicht rasiere. Ich lege Wert darauf, immer kurze Haare zu tragen. Meine Unterwäsche wechsle ich regelmäßig. Obwohl ich in der Industrie arbeite, trage ich keine dunklen Hemden. Meine Anzüge lasse ich beim Schneider bügeln. Das tue ich nicht so sehr deshalb, um jemandem zu gefallen oder weil ich wegen meiner doch recht exponierten Stellung Wert auf mein Äußeres legte, sondern einfach, um nicht zum Muselmann zu werden (. . .).

Leider blieben der lange Marsch, der Hunger und das ständige Schreckgespenst des Todes nicht ohne Wirkung: Ich war wieder ein Skelett von 45 Kilogramm geworden, das an Durchfall litt (. . .). Ich schlief tagelang, immer war mir kalt. Der ständige Hunger plagte mich derart, besonders nachts, daß ich mich trotz meines schlechten Gesundheitszustands vom Krankenbett weg zur Arbeit als Sanitäter meldete, dazu noch für die Nachtschicht, damit ich auch nachts etwas essen konnte. Die kritische Zeit war immer so gegen zwei Uhr nachts.

Die Symptome der Wadennervlähmung ließen erst nach meiner Rückkehr in die Heimat nach. Ich nahm Arbeit auf und begann gleichzeitig ein Studium, was mit ‚Spaziergängen' von einem Ende der Stadt zum anderen verbunden war; auf diese Weise trug ich aktiv zu meiner Genesung bei. Sehr lange blieb besonders auf der linken Seite die Schwerhörigkeit bestehen. Bei den Übungen in Innerer Medizin hatte ich Schwierigkeiten. Deshalb trat ich eine Assistenz in der Stomatologischen Klinik an, wo die akustischen Feinheiten nicht ganz so wichtig waren. Aber das Taubheitsgefühl in den Händen blieb. Mein linkes Bein ist dünner und schwächer, auf dem linken Ohr höre ich schlechter als auf dem rechten.« (Włodzimierz Borkowski)

Ist es ein Wunder, daß manchem die tragische Gestalt „Muselmann" bis heute in nächtlichen Albträumen erscheint? Manchmal ist ein Zufall, eine scheinbare äußere Ähnlichkeit, vielleicht ein anderer, neutraler Reiz, wie ein Geruch, der die alten Erinnerungen plötzlich wieder aufleben läßt und quälende Vorstellungen und Empfindungen weckt. So geschieht es noch heute, so erleben und berichten es die Häftlinge.

»Als ich 1969 in Warschau im Krankenhaus lag, fuhr man ein 25jähriges Mädchen im Rollstuhl in mein Zimmer. Ich wußte nicht, woran sie litt. Als ich ihr Gesicht und ihre Augen sah, als ich diesen spezifischen Gestank spürte, wurde ich fast wahnsinnig. Ich begann fürchterlich zu schluchzen. Die Ärzte liefen herbei und gaben mir eine Beruhigungsspritze. Erst dann konnten sie mich nach dem Grund fragen. Ich erzählte ihnen, daß mich die Kranke an einen Auschwitzer Muselmann erinnert habe. Ich konnte mich nicht beherrschen und hatte ständig diesen Geruch der Muselmänner aus dem Lager in der Nase. Die Ärzte mußten die Patientin in ein anderes Zimmer verlegen.« (Ernestyna Bonarek)

»Spiegel des Innenlebens (. . .) wurde das Gesicht und darin besonders die Augen. . . . In seiner blaßgelben Färbung nach dem Verschwinden der Ödeme bzw. dem flaumigen Grau lag eine so erbärmliche Ohnmacht und stumme Anklage, daß allein dieser Anblick für alle Zeiten genügt hätte. Bis auf den heutigen Tag verfolgen mich Traumbilder von Muselmännern in ihrer tragischsten Gestalt. Ich werde das Bild ihrer Augen nicht los – dieser aufgerissenen und tiefen Augen. Augen, die die ganze Gehenna ihres Lebens, die ganze Hölle der unheimlichen Lagererlebnisse ausdrückten (. . .). Auch das Bild ihrer blutleeren Lippen, die immer halbgeöffnet waren, verfolgt mich – vielleicht in Erwartung eines Löffels Lagertee, eines Brotkrümels? Oder womöglich, weil ihnen der Protestschrei im Halse stecken geblieben war? Weil ihnen das Reden schwerfiel? Muß man denn immer sprechen? Dem Schweigen des sterbenden Menschen genügten der verzweiflungsvolle Blick und die Worte, die im Inneren für immer erstorben waren (. . .).

Bis dann der Tag der Befreiung kam, der ein neues Kapitel im Leben jedes Polen, und mehr noch jedes Häftlings der Konzentrationslager eröffnete. Diesen Tag galt es zu erleben. Mit der irrsinnigen Freude kam auch die Zeit, da man merkte, daß es gar nicht so einfach war, man selbst zu sein. Daß der Organismus zu sehr von den Lagerscheußlichkeiten durchdrungen war, als daß man sie einfach hätte vertreiben können, um sich für immer von ihnen abzugrenzen. Ich wollte nicht nur leben, ich wollte so sehr wieder ein Mensch werden, der etwas leistet und gebraucht wird (. . .).

Auch die Gesundheit kam wieder, und mit ihr wurde die Lagerwirklichkeit gleichsam in Nebel gehüllt. Wenn diese furchtbaren und ekelhaften Erinnerungen an die Oberfläche meines Bewußtseins dringen wollten, erstickte ich sie mit aller inneren Kraft. Leider half das neue Leben nicht ganz, auch die retuschierende Patina der Zeit, wir nennen sie Vergessen, konnte nicht alles bedecken. Zwar sind jene Attacken seltener geworden, aber nicht so, daß ich sagen könnte: Ich habe mich endlich von Birkenau befreit. Und ich weiß nicht, ob es gut oder schlecht ist, daß nichts in der Lage war, mir meine Erlebnisse in Block 12 und 23 wieder ganz in Erinnerung zu bringen.« (Mieczysława Chylińska)

Das Lager hat nicht nur in der Erinnerung überlebt, es deformierte auch den weiteren Lebensweg, es verstümmelte, es wurde zu einer dicken Narbe.

Zusammenfassung

Es ist schwer, alles zu erfassen, was die ehemaligen Häftlinge von den Muselmännern und von sich selbst erzählt haben. Das läßt sich kaum verallgemeinern, eine Bewertung fällt noch schwerer. Erteilen wir in einem ausführlicheren Zitat noch einmal einem Häftling das Wort. Obwohl er vom „Muselmann" in der dritten Person spricht, ist doch deutlich, daß er vor allem von sich selbst erzählt. Wenn man diesen ganz eigenartigen und tiefsinnigen Bericht von Ryszard Kordek aufmerksam liest, ist unübersehbar, daß er auch von der

Zukunftswirkung spricht. Das Muselmanentum war ein Bruch jeglicher Bindungen an die Umgebung, es war vor allem der gesellschaftliche Tod, denn das biologische Leben glimmte weiter; Muselmann zu sein war ein Symptom des Todes, aber aller Hoffnungslosigkeit zum Trotz konnte es auch zum Lebenszeichen werden.

»Der Muselmann – da ist er mit dem kantigen, von schmutzigen Flecken bedeckten Schädel, dem tiefsitzenden, gläsernen Augenpaar, das hinter den vorstehenden Wangenknochen verborgen ist, mit seinem bläulichbraunen Gesicht, das vom schwarzen Strich des rissigen, halbgeöffneten Mundes durchzogen ist; zwischen den Lippen steht mit Holzkohle, vielleicht auch mit verbrannter Kartoffel oder Brot vermischter Schaum; dazu die Reste der Saccharintablette. Dem Saccharin wurde Heilwirkung zugeschrieben.

Der Kopf von schmutziggelber Haut überzogen, die dünn ist wie Pergamin, hier und dort von dem dicken schwarzen Schorf der Furunkel, Geschwüre oder Wunden bedeckt; und Läuse, große Läuse. Die Ohren von der gleichen Farbe, schon unempfindlich gegen die Kälte und heller als das Gesicht, wenn sie noch nicht abgefroren, noch nicht zerfranst sind.

Die Nase teilt das Gesicht unabhängig von Form und Größe in zwei Hälften, sie ist das leistungsfähigste Organ, sie reagiert auf Geruch und Temperatur und ist am widerstandsfähigsten. Sie erfüllt nur noch einen Teil ihrer Funktionen. Sie informierte ihren Besitzer mit Hilfe eines Geflechts von Geruchsnerven, während sie das Atmen dem zähnestarrend geöffneten Mund überlassen hat (. . .).

Der Kopf auf dünnem nackten Hals ragte aus dem Kragen des gestreiften Anzugs, aus dessen Ärmeln fünffingrige Hände hingen, die mit schmutzigen Verbänden oder Papierfetzen umwickelt oder einfach nackt waren, immer aber Frost- oder Krätzewunden aufwiesen. Am meisten Ärger hatte er mit den Fingernägeln, die bei jeder sonntäglichen Inspektion sauber sein mußten. Intellektuellen- oder Gepäckträgerhände. Die Finger kurz oder lang, in die Ärmel gezogen. Eingefallene Brust, die Gestalt nach vorn gebückt, in Schienbeinen und Füßen endend, die in *Holzpantoffeln* steckten. Papierfetzen, meist von Zementsäcken, unter den Strümpfen.

Seine schlimmsten Feinde waren der Dreck und die Krätze. Er hat sich an beides gewöhnt und wehrt sich eher unentschlossen. Dreck und Krätze verursachen Juckreiz und ein unangenehmes Brennen. Was für eine Wonne, sich kratzen zu können. Das tut er mit offenstehendem Mund und einem Blick, der in eine unsichtbare Ferne gerichtet ist. Es juckt und brennt, da ist es besser, es tut weh – das hält man leichter aus, es tut einfach nur weh. An den Schmerz haben sie sich gewöhnt. Kratzen kann man sich mit den Händen, man kann es auch durch Körperbewegungen. Dann hängt der Mantel, darunter die Jacke, die blaue Hose mit weißen Streifen, das Hemd, auch die Unterhose. Die Schienbeine erstarren reglos. Er hebt leicht die Hand, spreizt die Finger und beginnt, den Körper kreisend in der Horizontalen zu bewegen. Auf ganzer Fläche reibt sich der Körper an der Kleidung. Diese Hautreizung veranlaßt ihn, die Bewegung zu beschleunigen. Er wirft abwechselnd die linke, dann die rechte Schulter nach vorn. Er steckt gleichsam in einer losen, steifen Schale und reibt die Haut immer schneller an dieser Schale. Rumpf, Hände und Beine sind rührig. Dann hält er wieder inne, er muß ausruhen.

Und legt wieder wütend los, hartnäckig, als wollte er sich befreien und die beengende Schale verlassen. Die Bewegung wirkt wie ein Tanz, dann erstarrt er wieder für einen Augenblick, streckt den Hals, dann den Kopf nach links, nach rechts, hebt die Ellbogen der eingebogenen Arme in die Höhe und streckt sich in der Vertikalen. Nur die Füße verharren regungslos. Er schrumpft zusammen, er zieht den Kopf in den losen Mantelkragen, die Hände in die Ärmel, um sich gleich darauf wieder zu strecken, und so weiter, so lange die Kraft reicht und solange es unter den Kniegelenken nicht heiß und schwer wird. Mit den Fingern kann man sich nicht kratzen. Während dieser Beschäftigung knistert es manchmal verdächtig, oder Papier kommt aus dem Jackenkragen hervor. Das ist ein kräftiger, imprägnierter, ‚wärmender' Zementsack. Damit er nicht knistert, hat er ihn lange geknetet, er schläft sogar darauf. Er hat eine Öffnung für Kopf und Arme gemacht und trägt diesen Kaftan unter der Jacke.

Wehe, das sieht der *Blockführer* – du verrücktes Schwein, du dreckiges Tier, du klaust Papier! Das ist verboten! Meldung erstattet er nicht. Dafür gibt es Schläge und Fußtritte, und dann wird er vielleicht in der papierenen Weste an die Blockmauer getragen, an die Wand gelehnt oder beim Appell hingelegt. Wenn der Hieb ihn nicht zu Boden streckt und in die Erde stampft, wird er unbeholfen fliehen, verfolgt von höhnischem Gelächter. Der ‚gute SS-Mann' hat ihn nicht getötet, obwohl er es hätte tun können.

Ihm ist immer kalt, aber er zittert nicht, die Kälte durchdringt ihn ganz. Er würde sich gern in der Stube unter dem Strohsack verkriechen und einschlafen. Wenn nur niemand ihn schlagen, niemand ihn anschreien würde. Er spürt den Hunger nicht, er hat sogar ein Stück trockenes Brot in der Tasche. Vielleicht wird er es zu Kohle verbrennen und sich so vor dem *Durchfall* retten, oder er kann vielleicht für das Brot ein paar Holzkohletabletten bekommen. Er hat mit niemandem Mitleid, ihn kann nichts entsetzen, er sucht keine Freunde, erinnert sich nicht an seine Liebsten. Er stinkt.

Seine Beine sind von trockenem Kot bedeckt. Er ist nicht verzweifelt, er weint nicht. Alles ausgetrocknet. Er lebt gar nicht mehr. Nur noch einzelne Gewebe glimmen in ihm. In dem überlangen oder zu kurzen Mantel hat er Taschen, darin einen Löffel mit abgebrochenem Stiel, einen dreckigen Lappen, der als Verbandszeug, Taschentuch und Handtuch zugleich dient; manchmal auch einen Brief von zu Hause.

Früh morgens treibt ihn der Schrei: *Aufstehen! Alles raus!* aus dem Lager.

Er bewegt sich langsam, er kann das Hemd nicht zuknöpfen, zieht unbeholfen die Hose an, er schafft es nicht, er wird gestoßen. Er rafft all seine Habe zusammen, preßt die Schuhe an die Brust und schleppt sich vor den Block; dort wird er sich an die Mauer gelehnt anziehen. Er wickelt die Beine mit Papier ein und zieht die Schuhe an. Die Schuhe sind sehr wichtig. Ohne Schuhe kann man nicht leben. Niemand ist zu Lebzeiten

barfuß. Bloße Füße, das ist der Tod. Er hört Schreie: *Platz machen!*, sieht Gestalten, die ein dampfendes Faß, eine dampfende, heiße Flüssigkeit vorübertragen. Seine Nase sagt ihm, ob es Kaffee oder ein Blätteraufguß ist. Er überlegt noch nicht, wie er den Bodensatz aus dem Faß holen könnte. Bevor er ans Faß kommt, bevor jemand ihm aus Gefälligkeit die Schüssel leiht, wird der Aufguß schon kalt sein. Und wenn das Gedränge ihn ans Faß heranführt, schöpft vielleicht die kellenbewehrte Hand von ganz unten und gibt ihm den Bodensatz. Das ist ein großartiges Heilmittel.

Morgens gibt es kein Brot. Brot gibts abends. Morgens trinkt man ‚Tee' oder ‚Suppe'. Aber davor muß er sich erst einmal waschen. Er wird warten, bis jemand ein Salatfäßchen an der Mauer wegwirft, das als Waschschüssel dient, er wird es aufheben und sich zum einzigen Brunnen im Lager, bei Block 8, drängen. Das Schwungrad dreht er dort nicht. Er stellt sein Fäßchen darunter, vielleicht gießt ihm jemand ein bißchen Wasser hinein, dann befeuchtet er die Augen und reibt sie mit dem Lappen, und wenn nicht, dann sucht er sich ein Klümpchen Schnee, um sich das Gesicht und den bis zum Gürtel entblößten Körper damit einzureiben. ‚Wer nicht naß ist, kriegt kein Frühstück.'

(. . .) *Alles raus!* Er beendet das ‚Frühstück', zieht das Hemd an. Nicht so! Das ist doch falsch rum. Er zieht es wieder aus und versucht es noch einmal in der Ecke. An den Kleiderhaken hängen nur noch wenige Mäntel. Die von ihm und seinesgleichen und die von den Funktionshäftlingen der Stube. Er muß sich beeilen. Vielleicht bekommt er einen ‚Zug', und wenn nicht, dann wird er aufdringlich jeden rauchschluckenden Mund anstarren. Schüchtern wird er dann wohl einmal sagen: ‚Kollege, einmal Rauch', und die Rauchfahne inhalieren, die den Lungen des Wohltäters entströmt. Dann lebt er auf, er lauscht dem Gespräch und stimmt den Worten mit Kopf- und Mundbewegungen zu. Er wird ganz hinten stehen, denn er kann nicht auf deutsch zählen, und immer kommandiert irgendein Blockältester zu schnell, so daß er nicht rechtzeitig die Mütze ziehen kann. So könnte er eigentlich auch bis zum Mittag stehen.

Nach dem Appell schließt er sich der Gruppe der Muselmänner an, vielleicht wird man ihn in den *Schonungsblock* schicken, wo er ein Dach über dem Kopf hat und es wärmer und sicherer ist. Ins Spital zu kommen, das wäre das Paradies. Aber das Spital ist überfüllt, und er kann sich noch auf den Beinen halten – was also für ein absurder Wunsch! Es wird wohl so wie gestern damit enden, daß der Lagerkapo nach dem Appell alle, die in irgendwelchen Schlupfwinkeln Zuflucht suchen, zusammentreibt, in Fünferreihen formiert und auf den *Holzhof* schickt. Dort wird er Holz zu kleinen Stücken zersägen und stapeln.

Nein, er wird sie nicht stapeln. Das will gekonnt sein. Er wird diese Holzstücke tragen, daraus wird ein großer, schöner, gleichgeformter Stoß entstehen. Sie bauen viele solcher Kegel, die wie Negerhütten aussehen. Sicher wird er unter den Muselmännern einen Partner finden. Sie werden zusammen Holz sägen und sich unterhalten. Erst werden sie einander sagen, in welchem Block sie sind. Das ist sehr wichtig. Wenn man Bekanntschaft schließt, sagt man immer, wo man wohnt, woher man kommt, was man in der Freiheit gearbeitet hat. Die Zeit vergeht sehr langsam, also werden sie über Krankheiteeiten und Heilmittel sprechen.

Das Gespräch bricht ab, sie schweigen lange. Wenn ein Stück Holz auf den Bock zu legen ist, nützt der andere die Pause und schaut in den Himmel, zu den Wolken, die langsam am bleiernen Himmel vorüberziehen. Er hätte sich gern von ihnen mitnehmen lassen. In Gedanken eilt er nach Hause, aber vor der Tür, hinter der es warm und sicher ist, bleibt er stehen; er ist zu höheren Gefühlen nicht mehr fähig, seine Phantasie ist ebenso geschrumpft wie er selbst. Der Kollege stößt ihn an und ruft zur Arbeit – da flattert er mit den Armen, wie ein an den Flügeln verletzter Vogel, wischt sich mit dem Ärmel die tropfende Nase, tritt tief in Rinde und Sägemehl und greift nach der Säge, die langsam, wie von allein, in das weiche Holz einsinkt.

(. . .) Den Hunger spürt er eigentlich nicht, aber die schmarotzerhafte Krätze, die zwischen den Fingern, unter den Achseln und den Leisten sitzt, attackiert seinen Körper verbissen, zehrt ihn aus, schwächt ihn, frißt ihn. Er weiß noch, daß man die Krätze auf schnelle und sichere Weise beseitigen kann. Man braucht dazu Salbe, reine Bettwäsche und ein Bad. Salbe kann man kriegen, wenn man sich sehr anstrengt. Gleich nach dem Spätappell wird er sich in der Nähe des *Waschraums* hinter Block 16 aufstellen und warten. Vielleicht kommt gerade der Pfleger vom Spital und bringt einen Eimer voll Salbe und eine Holzschippe; wie mit der Kelle wird er Salbe auf die nackten Rücken der Kranken werfen, die in endloser Schlange warten.

Es kommt darauf an, sich in die Schlange zu drängeln, sich bis zum Gürtel freizumachen und sich krampfhaft am Vormann festzuhalten, damit dich niemand aus der Reihe drängt. Er versteht nicht, weshalb der *Pfleger* die Salbe auf die Schultern wirft, und nicht auf die Brust. Schon mehrmals hat ihm jemand außerhalb der Reihe dieses wertvolle Heilmittel von den Schultern weggeschnappt.

Er verabredet mit dem Vordermann, daß sie sich gegenseitig die Salbe von den Schultern nehmen werden. Wenn alles glücklich gelingt, wickelt er die Salbe in Papier und nimmt sie mit in den Block (. . .). Der Muselmann wird mit der stinkenden Salbe sehr sparsam haushalten. Sie ist soviel wert wie Brot. Man kann einen Zigarettenstummel, eine Briefmarke, ein Stück Brot dafür tauschen oder sich dem Kollegen erkenntlich zeigen, der einem den Brief nach Hause geschrieben hat. Dieser Brief beginnt so: *‚Liebe Eltern, ich fühle mich gut'.*

Das Stadium des Muselmanentums ist eigentlich ein Todeszeichen. Alle Fäden zur Umgebung reißen ab. Niemand toleriert ihn, alle stoßen ihn von sich. Er stinkt. Er drückt sich vor der Arbeit, rudert zum Aufwärmen mit den Armen und guckt verstohlen um die Ecke, ob keine Gefahr im Anzug ist. Das wäre vor allem der SS-Mann mit Hund. Er weiß noch, daß er zu Hause herzkrank war, er litt auch an Zwölffingerdarmgeschwüren. Beide Krankheiten sind nach wenigen Monaten im Lager verschwunden, bevor er zum Muselmann wurde. Das Lager tötet nicht nur, es heilt auch ganz ‚unbedacht'. Wenn er ein richtiges Bad nehmen, die Geschwüre und Wunden heilen

könnte und eine zweite Schüssel Suppe oder eine zweite Portion Brot bekäme, wäre er innerhalb von ein, zwei Wochen gerettet (. . .).

Über die ‚alte Nummer' dort drüben kann der Muselmann nur staunen. Wie hat er das gemacht? Gern würde er von ihm die Kunst erlernen, wie man das Lager überlebt. Ja sicher. Aber das kann man nicht lernen. Es gibt ein sehr gutes Heilmittel, das sicher wirkt: ein Freund.

Woher einen Freund nehmen, wenn man nicht mit ihm ins Lager gekommen ist? Im Lager können nur solche Leute Freundschaften anstreben, schließen und kräftigen, die das Stadium des Muselmannes übersprungen oder es schon hinter sich haben.

Im Lager genügt es nicht zu leben – man muß erobern. Um zu leben, muß man ständig erobern, und um zu erobern, muß man geschickt und schlau sein. . . und Glück haben.

Der Muselmann ist nicht geschickt; die Schläue ist bei ihm durch den Instinkt ersetzt, auf das Glück kann er nur warten. Der Muselmann hält sich an seine Herde, er sucht seinesgleichen, er bildet Gruppen. Solange er die Situation noch klar einschätzt, sucht er Sicherheit unter seinesgleichen. Wenn ihm die Kälte sehr zusetzt, steht er Rücken an Rücken mit einem wie er. Sie gehen abwechselnd in die Knie. Durch dieses gegenseitige Reiben wird ihnen wenigstens für kurze Zeit warm. Sein Leben entscheidet sich in einem Augenblick, vielleicht ist es gerade dieser Augenblick. Vor der Kälte kann man sich auch schützen, indem man mit dem Gesicht zueinander steht, sich umarmt und einander den Rücken reibt. Das braucht mehr Kraft, das ist schon Arbeit.

Das plötzliche, überraschende Auftauchen des *Lagerkapo* oder des *Blockführers* ruft Angst und Panik unter ihnen hervor. Sie stieben auseinander wie eine Schar verstümmelter Vögel, humpelnd, stolpernd, hüpfend wie Marionetten.

Sie geben keinen Ton von sich, wenn sie herausgefischt, am Kragen zur draußen aufgestellten Gruppe geschleppt oder zusammen herausgetrieben werden. Nur das Brüllen der Schergen hört man. Ohne Rücksicht auf die Konsequenzen nutzen sie jeden unbeobachteten Moment, um wieder zu entkommen und irgendwo an einer Gebäudeecke herumzustehen, bis das letzte Lebensfünkchen in ihren ausgemergelten Leibern erloschen ist. Sie erinnern sich an nichts, sie nehmen nur die Ereignisse des Augenblicks wahr (. . .).

Der Muselmann sondierte zuerst die Umgebung der Küche und die dortigen Mülleimer. Nachdem man ihn vertrieben hatte, kehrte er zu den leeren Kübeln zurück, kratzte die letzten Reste heraus und verschlang sie. Er verschmähte auch verdorbene und übelriechende Küchenabfälle nicht. Für solche Versuche gab es grundsätzlich Schläge, fast immer bekam er davon *Durchfall,* der sein Schicksal besiegelte. Selbst wenn er, meist nur für kurze Zeit, ins Spital kam und die Krankheit unter Kontrolle gebracht wurde, hatte er kaum Chancen, denn die tägliche Lebensmittelration reichte nicht aus, die Energieverluste des Organismus wieder auszugleichen.

Wer nach längerem Lageraufenthalt zum Muselmann wurde, war meist durch schwere Krankheiten geschwächt, wie Flecktyphus, Blutruhr, Skorbut und eitrige Entzündungen (Phlegmone). Ein Rekonvaleszent, der nach der Entlassung aus dem Spital nicht sofort Hilfe von Freunden und Bekannten erhielt oder einfach Glück hatte und z.B. in ein gutes Arbeitskommando kam, mußte zum Muselmann werden.

Häftlinge im Zustand des Muselmanentums wurden, solange die Plätze reichten, in den sog. *Schonungsblock* aufgenommen. Gleich nach dem Abendappell, nach dem Fassen des Abendbrots, wuchsen die Scharen von verelendeten, schwachen, hoffnungslosen Häftlingen vor dem Tor dieses Blocks 14. Über die Aufnahme entschied ein Häftlingsarzt. Wer aufgenommen war, wechselte automatisch den Block. Von nun an war er unter Dach und Fach und tat einige Hilfsarbeiten für das Spital bei unvermindert strenger Disziplin. Tagsüber hielt er sich angezogen in den Sälen auf. Die Fenster waren ungeachtet der Jahreszeit immer geöffnet. Als Nichtarbeiter erhielt er herabgesetzte Lebensmittelrationen (die Schwerarbeiter-Zulage wurde ihm abgezogen), seine einzige Errungenschaft war, daß er nicht mehr um Krätzesalbe, Holzkohle und Aspirintabletten kämpfen mußte.

Wer ins *Schonungskommando* aufgenommen wurde, kam allerdings in den Genuß einer gewissen Fürsorge; er durfte Unterwäsche, Kleider und Schuhe (meist gegen Holzpantoffeln) wechseln; der Mantel wurde, wenn der Patient vorher einen gehabt hatte, beschlagnahmt.

Nach einigen Tagen oder wenigen Wochen vollzog sich der umgekehrte Prozeß: Die ‚Erholten' wurden ins Lager geschickt, mußten sich wieder Kleidung und Schuhe zusammensuchen und an die neuen Bedingungen gewöhnen. Der durch den Aufenthalt im Schonungsblock ‚verweichlichte' Organismus war um so anfälliger für neue Erkrankungen, das führte zum Tode. Wem es gelang, seinen Aufenthalt in diesem Block hartnäckig immer weiter zu verlängern, der holte sich dort meist eine Infektionskrankheit oder starb durch eine Selektion, durch Vergasung oder ‚Spritzen'. Wer überflüssig war, mußte sterben. Wer nicht kräftig und ausdauernd genug war, um sich Nahrung zu besorgen, sich vor Kälte und Dreck zu schützen und Zuflucht im Schonungsblock zu suchen – der kam so gut wie sicher um (. . .).

Der allgemeine Gesundheitszustand der Muselmänner begünstigte die Ausbreitung von Epidemien. Sie waren lebende Bakterienherde, wandelnde Infektionsquellen. Neben den körperlichen Beschwerden setzten dem Muselmann auch psychische Störungen zu. Gedächtnisverlust, Teilnahmslosigkeit, Kontaktverlust mit der Umgebung – das waren die auffälligsten Veränderungen. Ich habe nie einen Muselmann weinen sehen. Er war ernsthaft, mißmutig und wortkarg. Nur die Augen sagten ab und zu etwas, sie reagierten noch. Das waren Menschen, die das Schicksal am meisten benachteiligt hatte, die Unglücklichsten aller Unglücklichen.

Wenn wir uns an die Lagererlebnisse erinnern, so denken wir meist an die Ermordeten, Erschossenen, Erhängten; in ihnen sehen wir die Helden, die unbeugsamen Menschen der Tat, und den Pöbel der Muselmänner behandelten wir nur als Hintergrund der Ereignisse, vor dem sich die Vorzüge der Schlauen, Gewitzten und Kräftigen um so deutlicher abzeichnen. Damit tun wir den Armen des Lagers unrecht.« (Ryszard Kordek)

Schlußbemerkung

Die in dieser Zeit zusammengetragenen und systematisch zusammengestellten Berichte ehemaliger Konzentrationslager-Häftlinge sowie die ergänzende Literatur–Übersicht sind der erste Versuch, die körperlichen und psychischen Züge eines Häftlings zu beschreiben, der zum tragischen Symbol des letzten Krieges geworden ist. Was der Muselmann war, wie er war und wie tief seine Störungen im Erleben und Funktionieren reichten – das alles ist zweifellos eine unmittelbare Auswirkung des Konzentrationslagers und seiner Funktionsweise. Der Muselmann war „Produkt" der Todesfabrik Konzentrationslager. Ein junger und gesunder Mensch, der im Lager nicht schon vorher unter anderen Umständen starb, war all diesen zerstörerischen Faktoren ausgesetzt, die ihn in wenigen Monaten zum Muselmann machten – einem Leichnam schon zu Lebzeiten. In dieser Bedeutung war er das Endprodukt des Lagers – man brauchte sich nicht weiter um ihn zu kümmern, man konnte ihn seinem Schicksal überlassen, denn dieses Schicksal war eindeutig festgelegt: Es war der Tod.

Diese Todesfabrik funktionierte fehlerfrei: Der „Rohstoff" Mensch kam in immer neuen Transporten an die Rampe, dort wurde selektiert – was minderwertig war, wurde sofort eliminiert, das bessere einer weiteren „Bearbeitung" unterzogen. Es wurde „enthärtet", formbar gemacht und nach ein und derselben „Stanze", die „Muselmann" hieß, geprägt... Die Todesfabrik produzierte Hunderttausende von „Muselmännern", sie produzierte Heerscharen von todkranken „menschlichen Wracks", „kriechenden Vierbeinern", „Stinkis", „Kamelen", „Gimpeln" und „Schmuckis"... Sie bewegten sich wie auf dem Fließband, an jeder Station erhielten sie ein neues Attribut, bis sie am Ende schließlich fertige „Muselmänner" waren, einer wie der andere, Nummer auf Nummer, Exemplar auf Exemplar. Wenn der „Muselmann" „erkaltete", wenn das Leben in ihm erloschen war, war er versandfertig und konnte die Todesfabrik durch den Krematoriumsschornstein verlassen.

Man sollte meinen, von diesen Millionen Menschenopfern sei nur Asche geblieben, nichts als Staub, der in Gruben geschüttet und vom Wind über die Felder von Auschwitz geweht wurde. Aber was geschah mit der psychischen Energie dieser Millionen Menschen, was ist aus ihren getöteten Gefühlen, Sehnsüchten und Gedanken geworden, mit anderen Worten: Welchen Sinn hatte und hat ihr Leiden, ihr Tod? Davon mußte doch eine Spur geblieben sein. Und es scheint, daß das Leiden und der Tod jedes Häftlings im Lager menschliche Gesten und Haltungen hervorgebracht haben, die über den Menschen hinauswuchsen. Solcher Gesten gab es viele, auch wenn wir nur von wenigen wissen. Die heroische Geste von Pater Maksymilian Maria Kolbe ist zu einem zeitlosen Symbol gewachsen. Sie hat das Leben der Menschen an einem so furchtbar unmenschlichen Ort, wie Auschwitz es war, menschlicher gemacht – sagte der Erzbischof von Krakau, Kardinal Karol Wojtyła. Diese Geste rührt den Menschen von heute, sie verändert ihn zum Besseren und zeigt ihm, wozu der Mensch selbst im Angesicht und im Augenblick des Todes noch fähig sein kann. Diese Geste wird weiter Früchte tragen, sie wird dauern, sie ist transzendent.

Also ist die Frage nach dem Sinn von Tod und Leiden auch eine Frage nach dem Sinn des Lebens. Das meinte Viktor E. Frankl, als er davon sprach, daß auch die Rechnung des leidenden Menschen erst in der Transzendenz abgeschlossen wird; in der Immanenz offen bleibt (Frankl 1971, S. 127).

Doch kehren wir noch einmal zum Muselmann im Lager zurück. Versuchen wir, ihn so zu verstehen, wie das Priester Konrad Szweda tat:

»Der Muselmann ist ein Opfer des Lagersystems. Dieser verelendete Mensch war eigentlich nicht mehr Herr seines Verstandes. Man schlug ihm ins Gesicht, er reagierte nicht; man gab ihm Fußtritte, es tat ihm nicht weh; man prügelte ihn mit einer Metallstange auf Kopf und Schultern – vergebens. An seiner Lebensweise, seinen verspäteten Reaktionen änderte das nichts.

Ich überlegte mir: Vielleicht protestierte dieser Mensch mit seiner geistigen Verkrüppelung, seinem körperlichen Verfall und seiner totalen Unempfindlichkeit gegen Unrecht und Verbrechen? In den Psychologievorlesungen an der Jagiellonen-Universität hörte ich von der Zweistufigkeit der menschlichen Gefühle: Den begehrenden und den kämpferischen. Diese letzteren überwinden die Schwierigkeiten, auf denen man im Leben stößt. Wenn Trauer und Verzweiflung die Seele erfüllen, kommt es zu psychischen und moralischen Anomalien. Es entsteht ein Minderwertigkeitsgefühl. Haß grenzt den einen Menschen vom anderen ab. Haß verengt das Herz, die Liebe öffnet es.

Dem Muselmann fehlte ein freundlicher Blick, ein klein wenig Güte von Seiten der Funktionshäftlinge, eine Geste aufrichtiger Freundschaft; deshalb verschloß er sich und wurde zum Sonderling. Er wurde von seiner Umgebung mißverstanden, verachtet, ausgelacht. Denn niemand konnte sein Innenleben entschlüsseln, das so schmerzlich und dem menschlichen Auge verborgen war. Man darf nicht vergessen, daß man ‚nur mit dem Herzen gut sieht, und das Wichtigste dem Auge verborgen ist'.

Priester Professor K. Michalski, ein ehemaliger Häftling, sagte uns immer: ‚Wer das Gebiet der Wahrheit betritt, wird geohrfeigt, verachtet und namenlos von dort zurückkommen, aber ihm ist es zu danken, daß die Welt sich erneuert und die Liebe siegen wird.' Der Muselmann im Lager, dieser ‚graue Lump', dies ‚menschliche Wrack', die ‚graue Gestalt' oder ‚kriechender Vierbeiner', denn so wurde sie genannt, ließ die Liebe über den Haß siegen. Er war reicher im Innern als der starke Funktionshäftling mit der Reitpeitsche in der Hand und den beschlagenen Stiefeln. Diese halbtoten Geschöpfe, die dort im Lager vegetierten, waren so etwas wie Lichtblicke in der düsteren Finsternis.«

Ganz ähnlich faßt Viktor Frankl, ebenfalls ehemaliger KZ-Häftling, dieses Problem; seine Überlegungen machen es vielleicht leichter, den Sinn des Todes im Konzentrationslager zu verstehen.

„Grau ist die Morgendämmerung um dich, grau ist der Himmel über dir, grau ist der Schnee im fahlen Dämmerlicht, grau sind die Lumpen, in die deine Kameraden gehüllt sind, grau sind ihre Gesichter. Wieder hebst du an mit deiner Zwiesprache mit dem geliebten Wesen, oder, zum tausendsten Mal, beginnst du dein Klagen und dein Fragen zum Himmel zu schicken. Zum tausendsten Mal ringst du um eine Antwort, ringst du um den Sinn deines Leidens, deines Opfers – um den Sinn deines langsamen Sterbens. In einem letzten Aufbäumen gegen die Trostlosigkeit eines Todes, der vor dir ist, fühlst du deinen Geist das Grau, das dich umgibt, durchstoßen, und in diesem letzten Aufbäumen fühlst du, wie dein Geist über diese ganze trostlose und sinnlose Welt hinausdringt und auf deine letzten Fragen um einen letzten Sinn zuletzt von irgendwo her dir ein sieghaftes ‚Ja!' entgegenjubelt. Und in diesem Augenblick – leuchtet ein Licht auf in einem fernen Fenster eines Bauerngehöfts, das wie eine Kulisse am Horizont steht, inmitten des trostlosen Grau eines dämmernden bayrischen Morgens, – ‚et lux in tenebris lucet', und das Licht leuchtet in der Finsternis..." (Frankl 1947, S. 57)

Frankls Theorie über die Muselmänner lautete:

„Wer an eine Zukunft, wer an seine Zukunft nicht mehr zu glauben vermag, ist hingegen im Lager verloren. Mit der Zukunft verliert er den geistigen Halt, läßt sich innerlich fallen und verfällt sowohl körperlich als auch seelisch. Dies geschieht zumeist sogar ziemlich plötzlich, in Form einer Art Krise, deren Erscheinungsweisen dem halbwegs erfahrenen Lagerinsassen geläufig sind. Jeder von uns fürchtete – nicht für sich, denn das wäre ja dann schon gegenstandslos gewesen, vielmehr für seine Freunde – den Zeitpunkt, an dem sich erstmalig diese Krise äußerte. Gewöhnlich sah das so aus, daß der betreffende Häftling eines Tages in der Baracke liegen blieb und nicht dazu zu bewegen war, sich anzukleiden, in den Waschraum zu gehen und auf den Appellplatz zu kommen. Nichts wirkt dann mehr, nichts schreckt ihn noch – keine Bitten, keine Drohung, keine Schläge – alles vergeblich: Er bleibt einfach liegen, rührt sich kaum, und wenn es Krankheit ist, welche diese Krise ausgelöst hat, dann weigert er sich auch, sich in die Ambulanz bringen zu lassen oder irgend etwas für sich zu unternehmen. Er gibt sich auf! Selbst in seinem eigenen Harn und Kot bleibt er dann liegen und nichts kümmert ihn mehr." (Frankl 1947, S. 104 f.)

Es ist höchst paradox, aber wer das Lager überlebt und die Freiheit wiedererlangt hat, trägt noch heute an der Lagerwirklichkeit und zahlt so gleichsam den Preis für sein Leben und seine Freiheit. Frankl schreibt weiter:

„Wir alle, die wir durch tausend und abertausend glückliche Zufälle oder Gotteswunder – wie immer man es nennen will – mit dem Leben davongekommen sind, wir wissen es und können es ruhig sagen: Die Besten sind nicht zurückgekommen. –" (S. 10)

„Anders liegen die Dinge beim Grunderlebnis der Enttäuschung. Hier ist es nicht der Mitmensch, über dessen Oberflächlichkeit oder Herzensträgheit man schließlich einfach so entsetzt ist, daß man sich am liebsten nur verkriechen möchte, um von der Mitwelt nichts mehr sehen und hören zu müssen... hier, im Erlebnis der Enttäuschung, ist es das Schicksal, dem gegenüber der Mensch sich ausgeliefert fühlt; der Mensch nämlich, der nun durch Jahre geglaubt hat, den Tiefpunkt möglichen Leidens erreicht zu haben, jetzt aber feststellen muß, daß das Leid irgendwie bodenlos ist, daß es anscheinend keinen absoluten Tiefpunkt gibt: daß es mit einem immer noch tiefer, noch immer bergab gehen kann..." (S. 128 f.)

Quellen und Materialien

Bei der Vorbereitung dieser Arbeit haben wir vor allem drei Arten von Quellen benutzt: Die schriftlichen Antworten von 90 ehemaligen KZ-Häftlingen, die wir aufgrund der verschickten Enquete erhalten haben, Auszüge aus den Archivmaterialien der Gedenkstätte Auschwitz sowie die Literatur zum Thema. Um die Orientierung in diesem Material zu erleichtern, haben wir es in drei Gruppen zusammengestellt. Die alphabetische Liste der befragten ehemaligen Häftlinge enthält in Klammern jeweils die Häftlingsnummer in Auschwitz; wenn ein Häftling noch in einem anderen Lager gefangen war, ist dieses genannt. Auszüge aus Erinnerungen ehemaliger Häftlinge im Archiv der Gedenkstätte Auschwitz werden mit dem Namen des Verfassers und der Abkürzung APMO (d.h. Archiwum Państwowego Muzeum Oświęcim – Archiv der Staatlichen Gedenkstätte Auschwitz) zitiert. Die Literatur zum Thema ist alphabetisch geordnet.

Verzeichnis der befragten ehemaligen Häftlinge

Anatol Adamczyk (23241), Zbigniew Bentkowski (383), Lech Bijałd (Groß-Rosen 8761, Buchenwald 11121), Honorata Bojda (Szebnie, Pustków, Krakau-Płaszów), Ernestyna Bonarek (22182), Włodzimierz Borkowski (360), Andrzej Bronikowski (Groß-Rosen 8099), Józef Brudz (45105), Mieczysława Chylińska (44658), Józef Ciepły (169400, Mauthausen 117631), Jan Czekaj (122980, Dora 106879), Stanisław Drewniak (121331, Reichenau 86738), Bolesław Dziamski (7723), Jerzy Dyrowicz (506), Edward Ferenc (281), Wacław Flakiewicz (62500), Adolf Gawalewicz (9225), Aleksander Giermański (716), Bronisław Gościński (403), Roman Grzyb (24545), Tadeusz Hanuszek (124777), Piotr Hiroń (4668), Władysław Hołówkiewicz (5586), Kazimiera Horowitz (Majdanek 1297, Ravensbrück 21791), Marta Jabłońska (Nr. 32261), Tadeusz Jarosławski (11750), Maria Elżbieta Jezierska (24449), Adam Jurkiewicz (476), Tadeusz Kahl (66707), Czesław Kamiński (9444), Marian Karczewski (Mauthausen-Gusen 11958), Czesław Kempisty (16686), Julian Kiwała (9143), Alojzy Kłapsia, Michał Kogut (102951), Zygmunt Kołodziejski (7321), Franciszek Konikowski (120181), Jan Konkołowicz (18966), Ryszard Kordek (10291, im Text ist ein Auszug seiner Erinnerungen „Blutende Narben" zitiert: APMO, Bd. 128, S. 79–88), Władysław Koszyk (25062), Tadeusz Krupiński (224), Artur Krzetuski (1003), Edwin Kuffel (2237), Adam Kupczyk (39493), Jan Kurek (9165), Genowefa Lempart (7555), Józef Ludwig (23791), Czesław Łyjak (95848), Józef

Majchrzak (33204), Andrzej Makowski (5654), Czesław Marcinko (39), Kazimierz Meinhart (6377), Andrzej Mieczkowski (Stutthof 92475), Jerzy Mostowski (17221), Helena Niwińska (64118), Maria Anna Nowakowska (6829), Aleksander Nowosielski (158283), Jan Olszowski (6157), Tadeusz Opaliński (698), Kazimierz Orlowski (123301) – auf der Grundlage seiner Erzählung schrieb seine Tochter Barbara Ałaska den Bericht, Maria Oyrzyńska (40275), Stanisława Piąty (7558), Feliksa Piekarska (31332), Zygmunt Podhalański (103185), Zofia Pracka-Raczyńska (35167), Tadeusz Ratajczyk (91431), Mirosława Rzepkiewicz (Ravensbrück 49266), Ignacy Sikora (5814), Alfred Skrabania (26645), Tadeusz Sobolewski (25053), Tadeusz Szymański (20034), Wincenty Styszko (96190), Józefa Szkodzińska (32293), Konrad Szweda (7669), Stefan Świszczowski (20033), Karol Talik (1226), Kamila Targosz (7590), Kazimierz Tokarz (282), Jadwiga Trębasiewicz (44133), Aniela Turecka-Wajd (23368), Włodzimierz Twardowski (13628), Genowefa Ułan (17528), Jan Wolny (15496, Dachau 8394, Mauthausen 11957), Bogdan Wróblewski (153808, Sachsenhausen 114390), Leokadia Wyszyńska (26777), Jadwiga Zasępa (37633), Wiktor Zasępa (112655), Maria Iwona Zawadzka (88333), Ludwik Żuk-Skarszewski (37939).

Archivalische Quellen

Das Verzeichnis bezieht sich auf den Bestand „Wspomnienia", Erinnerungen, in der Gedenkstätte Auschwitz; zitiert wird verkürzt mit „APMO" und Angabe von Band und Seite. In Klammern ist die Häftlingsnummer in Auschwitz angegeben.

Zofia Abramowicz (7943) – APMO Bd. 21, S. 44; Anatol Adamczyk (23241) – APMO Bd. 136, S. 132–134; Mieczysław Albin (116) – APMO Bd. 99, S. 159; Arnold Andrunik (66686) – APMO Bd. 114, S. 183–184; Jerzy Brandhuber (87112) – APMO Bd. 7, S. 24; Irena Bundzewicz – Bearbeitung des Berichts von Czeslawa Szczerbakowska (7581) und Kazimiera Brodzińska (29636) – APMO Bd. 69, S. 14; Edward Leopold Ciesielski (12969) – APMO Bd. 55, S. 59 und 71; Zofia Czerwińska-Kossakiewicz (49973) – APMO Bd. 16, S. 42; Józefa Drewniakowa (39894) – APMO Bd. 39, S. 4; Romana Duraczowa (43544) – APMO Bd. 87, S. 105–106; Kazimierz Dylski (62128) – APMO Bd. 3, S. 622; Władysław Dyrek (19509) – APMO Bd. 3, S. 611–612, Bd. 52, S. 83 und 91; Michał Dziadek (121235) – APMO Bd. 87, S. 122; Jan Dziopek (5636) – APMO Bd. 50, S. 25–26 und 67; Maria Gątkiewicz (8567) – APMO Bd. 110, S. 60; Stanisław Grabski (E 1132) – APMO Bd. 132, S. 221 und 224; Stefania Gruszka (29775) – APMO Bd. 4, S. 94–95; Kazimierz Gwizdka (120164) – APMO Bd. 110, S. 32; Zygmunt Idziak (121444) – APMO Bd. 7, S. 4; Franciszek Jaźwiecki (79042) – APMO Bd. 32, S. 11–14; Maria Elżbieta Jezierska (24449) – APMO Bd. 89, S. 23, Bd. 103, S. 123–124; Józef Jędrych (15025) – APMO Bd. 101, S. 11, 13 und 25; Adam Jurkiewicz (476) – APMO Bd. 98, S. 30; Kazimierz Kaca (150106) – APMO Bd. 54, S. 202); Wiesław Kielar (290) – APMO Bd. 8, S. 90; Edward Knysak (37754) – APMO Bd. 74, S. 7; Wanda Koprowska (37573) – APMO Bd. 13, S. 61; Ryszard Kordek (10291) – APMO Bd. 88, S. 82 und 181; Jan Kosiński (44373) – APMO Bd. 104, S. 71; Ryszard Krosnowski (119316) und Aleksander Miziewicz (25410) – APMO Bd. 19, S. 45–46; Władysław Książek (72200) – APMO Bd. 4, S. 28; Ryszard Kujawa (135673) – APMO Bd. 26, S. 74 und 77–78; Janina Lach-Kamińska (46223) – APMO Bd. 65, S. 81–84; Ernestyna Bonarek-Lasok (22182) – APMO Bd. 72, S. 57; Jerzy Mostowski (17221) – APMO Bd. 20, S. 37–38 und 66; Tadeusz Niedzielski (423) – APMO Bd. 76, S. 46–47; Zygmunt Nowacki (4617) – APMO Bd. 72, S. 97 und 158–159; Genowefa Nóżkowska – APMO Bd. 54, S. 219; Maria Slisz-Oyrzyńska (40275) – APMO Bd. 63, S. 70; Antonina Piątkowska (6805) – APMO Bd. 66, S. 116–118, Bd. 72, S. 338–339; Adam Piotrowski (15302) – APMO Bd. 118, S. 32 und 46–47; Jan Porębski (23812) – APMO Bd. 95, S. 224; Jerzy Pozimski (1099) – APMO Bd. 52, S. 165; Ignacy Radlicki (2212) – APMO Bd. 37, S. 59–60; Zenon Rojek (108868) – APMO Bd. 3, S. 504; Ryszard Różański (60088) – APMO Bd. 104, S. 111 und 117; Zygmunt Smużewski (670) – APMO Bd. 100, S. 60 und 76; Lucjan Sobieraj (1876) – APMO Bd. 58, S. 18, 41, 42 und 113; Edward Sokół (12982) – APMO Bd. 68, S. 160–161; Adam Stapf (3704) – APMO Bd. 110, S. 104 und 104a; Irena Szczypiorska (44779) – APMO Bd. 19, S. 151; Konrad Szweda (7669) – APMO Bd. 72, S. 315; Władysław Szydłowski (165638) – APMO Bd. 71, S. 54; Bazyli Świtkowski (2120) – APMO Bd. 18, S. 128; Wanda Tarasiewicz (6884) – APMO Bd. 1, S. 10; Roman Taul (1108) – APMO Bd. 62, S. 36; Unbekannter Häftling von Auschwitz, Tagebuch, am 18.II.1958 von J. Sehn dem APMO übergeben, S. 576; Jan Wawrosz (108613) – APMO Bd. 1, S. 57–58; Helena Włodarska (37625) – APMO Bd. 66, S. 75; Władysław Włodarski (189868) – APMO Bd. 56, S. 27 und 31.

Literaturverzeichnis

Apfelbaum-Kowalski, Emil. Badania kliniczne nad patologią układu krążenia w wynyszczeniu głodowym [Klinische Untersuchungen zur Pathologie des Kreislaufs bei Hungerauszehrung]. In: Choroba głodowa [Die Hungerkrankheit], Warschau 1946, S. 190–225.

Bober, S. [Rezension von:] G.B. Leyton, Effects of slow starvation, The Lancet, vol. CCLI.2, 1946, Nr. 6412, S. 73–79. In: Polski Tygodnik Lekarski 1. 1946, Nr. 37, S. 1137–1138.

Bober, S. [Rezension von:] P.L. Mollison, Beobachtungen an Fällen der Aushungerung in Belsen (engl.), British Medical Journal 1946, Nr. 4435, S. 4–8. In: Polski Tygodnik Lekarski 1. 1946, Nr. 13, S. 414–420.

Bogusz, Józef. O wspomnieniach „muzułmana" [Über die Erinnerungen eines „Muselmanns"]. In: Przegląd Lekarski 1970, H. 1, S. 274–277.

Braude-Heller, A. Obraz kliniczny głodu u dzieci [Das klinische Bild des Hungers bei Kindern]. In: Choroba głodowa [Die Hungerkrankheit], Warschau 1946, S. 173–189.

Brühl, W. Spostrzeżenia nad obrzękiem głodowym. Material zebrany w szpitalu niemieckim w Wilnie (Stalag 344) w roku 1942 i 1943 [Beobachtungen zum Hungerödem. 1942 und 1943 in einem deutschen Lazarett in Wilna (Stalag 344) gesammeltes Material]. In: Śląska Gazeta Lekarska 1947, Nr. 3–5, S. 241–255.

Choroba głodowa. Badania kliniczne nad głodem wykonane w getcie warszawskim z roku 1942 [Die Hungerkrankheit. Klinische Untersuchungen aus dem Warschauer Ghetto 1942 über den Hunger]. Redaktor Naczelny [Chefredakteur] Emil Apfelbaum. Warschau 1946 [franz.: Maladie de Famine. Recherches cliniques sur la famine éxécutées dans le Ghetto de Varsovie en 1942. Warschau 1946; engl.: Hunger desease. Studies by the Jewish physicians in the Warsaw ghetto. Ed. by Myron Winick. New York 1979].

Cieślawski, Marian. Glód w obozie wschodnim „stalagu" II B w Czarnem [Der Hunger im Ostlager des Kriegsgefangenen-Stammlagers II B Hammerstein]. In: Przegląd Lekarski 1972, H. 1, S. 51–56.

Dobosiewicz, Stanisław. Mauthausen Gusen. Obóz zagłady [Das Vernichtungslager Mauthausen-Gusen]. Warschau 1977.

Doroszewski, Witold. O wyrazie muzułman [Über den Ausdruck Muselmann]. In: Rozmowy o języku, Bd. 4, Warschau 1948, S. 85–92.

Falkiewicz, Antoni. Choroba głodowa (Klinika) [Die Hungerkrankheit (Klinik)]. In: Pamiętnik XIV zjazdu Towarzystwa Internistów Polskich we Wrocławiu w roku 1947. o.O., o.J. [Wrocław 1948], S. 263–265.

Fejkiel, Władysław. Choroba głodowa w obozach koncentracyjnych na podstawie własnych pięcioletnich spostrzeżen [Die Hungerkrankheit in den Konzentrationslagern auf der Grundlage eigener fünfjähriger Beobachtungen]. In: Pamiętnik XIV zjazdu Towarzystwa Internistów Polskich we Wrocławiu w roku 1947. o.O., o.J. [Wrocław 1948], S. 369–373.

Fejkiel, Władysław. Der Hunger in Auschwitz. In: Hefte von Auschwitz 8. Oświęcim 1964, S. 3–14.

Fliederbaum, Julian. Spostrzeżenia u chorych głodujących [Beobachtungen bei hungernden Kranken]. In: Choroba głodowa [Die Hungerkrankheit], Warschau 1946, S. 81–171.

Frankl, Viktor E. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. Wien 1947 [poln. 1962].

Frankl, Viktor E. Homo patiens. Warschau 1971, S. 127.

Frydman (Chlebowski), J. Charłactwo z niedożywienia [Siechtum infolge von Unterernährung]. In: Przegląd Lekarski 1946, H. 9–11, S. 235–251.

Gawalewicz, Adolf. Refleksje z poczekalni do gazu [Nachdenkliches aus dem Wartesaal zum Gas]. Krakau 1968, S. 26.

Gisges, Jan Maria. Die Station der flammenden Nacht. In: Erinnerungen Auschwitzer Häftlinge. Oświęcim o.J., S. 175–205.

Golant, R. Ja. Duševnye zabolevanija v period voennoj blokady v Leningrade [Psychische Krankheiten in Leningrad während der Blockade]. In: Nevropatologija i psichiatrija 14. 1945, vyp. 6, S. 9–13.

Handschrift eines Unbekannten Autors. In: „Inmitten des grauenvollen Verbrechens". Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos. Hefte von Auschwitz. Sonderheft I. Oświęcim 1972, S. 115–128.

Hirszfeldowa, H. Stany głodowe u dzieci i młodzieży podczas okupacji hitlerowskiej [Hungerzustände bei Kindern und Jugendlichen während der Nazi-Okkupation]. In: Polski Tygodnik Lekarski 1. 1946, Nr. 22, S. 684–697.

Jagielski, Stanisław. Psychiczne „galwanizowanie muzułmana" [Die psychische „Galvanisierung des Muselmanns"]. In: Przegląd Lekarski 1968, H. 1, S. 106–109.

Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. Osobliwości słownictwa w oświęcimskim szpitalu obozowym [Besonderheiten des Wortbestandes im Häftlingskrankenbau in Auschwitz]. In: Przegląd Lekarski 1972, H. 1, S. 34–45.

Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. Krematoriumsesperanto. In dieser Edition Bd. 2, S. 241–260.

Jaworski, Czesław Wincenty. Wspomnienia z Oświęcimia (Oświęcim, Brno, Monowice) [Erinnerungen an Auschwitz (Auschwitz, Brünn, Monowitz)]. Warschau 1962, S. 82.

Jodłowski, Jan. Badania anatomopatologiczne kilku przypadków zejść śmiertelnych w przebiegu choroby głodowej (wyniszczenia „lagrowego") [Anatomisch-pathologische Untersuchungen einiger Todesfälle im Verlauf der Hungerkrankheit („Lager"-Kachexie)]. In: Pamiętnik XIV zjazdu Towarzystwa Internistów Polskich we Wrocławiu w roku 1947. o.O., o.J. [Wrocław 1948], S. 361–365.

Jodłowski, Jan. Spostrzeżenia kliniczne w przebiegu choroby głodowej (wyniszczenia „lagrowego") [Klinische Beobachtungen zum Verlauf der Hungerkrankheit („Lager"-Kachexie)]. In: Pamiętnik XIV zjazdu Towarzystwa Internistów Polskich we Wrocławiu w roku 1947. o.O., o.J. [Wrocław 1948], S. 381–386.

Kajzer, Abram. Za drutami śmierci [Hinter dem Todeszaum]. Opracował [Bearbeitung:] Adam Ostoja. Łódź 1962, S. 128–129.

Kautsky, Benedikt. Teufel und Verdammte. Erfahrungen und Erkenntnisse aus sieben Jahren in deutschen Konzentrationslagern. Zürich 1946, S. 167–169.

Kępiński, Antoni. Homo homini lupus est. In: Przegląd Lekarski 1971, H. 1, S. 165–167.

Kępiński, Antoni, Stanisław Kłodziński. O dodatniej aktywności psychicznej więźniów [Von der positiven psychischen Aktivität der Häftlinge]. In: Przegląd Lekarski 1973, H. 1, S. 81-84.

Kielanowski, T. Rozmyślania o przemijaniu [Gedanken über das Vergehen]. Warschau 1980, S. 136.

Kielar, Wiesław. Anus Mundi. Fünf Jahre Auschwitz. Frankfurt am Main 1979 [poln. zuerst Krakau 1972].

Kossak, Zofia. Z otchłani [Aus dem Abgrund]. Warschau 1958, S. 247.

Kowalczykowa, Janina. Choroba głodowa. Anatomia patologiczna [Die Hungerkrankheit. Eine pathologische Anatomie]. In: Pamiętnik XIV zjazdu Towarzystwa Internistów Polskich we Wrocławiu w roku 1947. o.O., o.J. [Wrocław 1948], S. 243–261.

Kowalczykowa, Janina. Choroba głodowa w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu [Die Hungerkrankheit im Konzentrationslager Auschwitz]. In: Przegląd Lekarski 1961, H. 1a, S. 55–60 [vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 217].

Kowalczykowa, Janina, Protokół posiedzenia naukowego z dnia 21 listopada 1945 r. „Charłactwo z niedożywienia" [Protokoll der wissenschaftlichen Sitzung am 21. November 1945 „Siechtum durch Unterernährung"], in: Przegląd Lekarski 1946, H. 4–6, S. 117–120.

Kozaczka, A Cień antropoida [Der Schatten des Antropoiden]. Krakau 1977, S. 48.

Kret, Józef. Ostatni krąg [Der letzte Kreis]. Krakau 1973, S. 108–109.

Kulisiewicz, Aleksander. Dalsze przyczynki do zagadnień muzyki i pieśni w zakresie samoobrony psychicznej więźniów w obozach hitlerowskich [Weitere Beiträge zu Musik und Liedern als psychische Selbstverteidigung in den Nazi-Lagern]. In: Przegląd Lekarski 1979, H. 1, S. 38–50.

Kuraszkiewicz, Władysław. Język polski w obozie koncentracyjnym [Polnisch im Konzentrationslager]. Lublin 1947, S. 22–23.

Leroy, A. [Redaktion]. La déportation. Paris 1968.

Makowski, Antoni. Niedożywienie więźniów politycznych (według pracy Howard H. Inglinga) [Die Unterernährung politischer Häftlinge (nach Howard D. Ingling)]. In: Przegląd Lekarski 1968, H. 1, S. 47–53.

Münch, Hans. Głód i czas przeżycia w obozie oświęcimskim [Hunger und Lebenserwartung in Auschwitz]. In: Przegląd Lekarski 1967, H. 1, S. 79–88.

Niewiarowicz, Roman. Medycyna in articulo mortis w hitlerowskich więzieniach i obozach koncentracyjnych [Die Medizin in articulo mortis in den Nazi-Gefängnissen und -Konzentrationslagern]. In: Przegląd Lekarski 1973, H. 1, S. 179–188.

Numery mówią. Wspomnienia więźniów KL Auschwitz [Die Nummern sprechen. Erinnerungen von Häftlingen des KL Auschwitz]. Katowice 1980, S. 66–67.

Olbrycht, Jan. Sprawy zdrowotne w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu. Orzeczenie wygłoszone na rozprawie sądowej przed Najwyższym Trybunałem Narodowym w dniu 10 grudnia 1947 [Gesundheitsfragen im Konzentrationslager Auschwitz. Gutachten in der Verhandlung vor dem Obersten Volksgericht am 10. Dezember 1947]. Przegląd Lekarski 1948, H. 3, S. 5 [vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 240].

Ostańkowicz, Czesław. Ziemia parująca cyklonem [Zyklondampfende Erde]. Łódź 1969, S. 63–64.

Paluch, S. [Zusammenfassung von:] J.S. Alexander, Auszehrung und Avitaminose. Erfahrungen in einem Kriegsgefangenenlager in Italien (engl.), South African Medical Journal 18. 1944, S. 159–160. In: Polski Tygodnik Lekarski 1. 1946, Nr. 4, S. 133.

Piątkowska, Antonina. Wspomnienia oświecimskie [Auschwitzer Erinnerungen]. Krakau 1977, S. 78–79.

Pigoń, Stanisław. Wspominki z obozu w Sachsenhausen (1939–1940) [Erinnerungen aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen (1939–1940)]. In: Przegląd Lekarski 1966, H. 1, S. 157–171.

Rek, Tadeusz. Echa oświęcimskie [Auschwitzer Echos]. Warschau 1949, S. 167.

Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodzinski. Z problematyki samobójstw w hitlerowskich obozach koncentracijnych [Zur Frage der Selbstmorde in den Nazi-Konzentrationslagern]. In: Przegląd Lekarski 1976, H. 1, S. 25–46.

Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodzinski. Tod und Sterben im Konzentrationslager. In dieser Edition Bd. 1, S. 281–328.

Sehn, Jan. Obóz koncentracyjny Oświecim-Brzezinka [Das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau]. Warschau 1960, S. 60–62.

Sończyk, Wiesław. Język polski w niemieckich obozach koncentracyjnych w czasie II wojny światowej [Polnisch in den deutschen Konzentrationslagern während des Zweiten Weltkrieges]. In: Językoznawca 1973, Nr. 26/27, S. 3–19.

Sterkowicz, Stanisław. Obozowe sprawy życia i śmierci w retrospekcji lekarza [Fragen von Leben und Tod im Lager. Ein Arzt blickt zurück]. Przegląd Lekarski 1963, H. 1a, S. 97–101.

Sterkowicz, Stanisław. Przyczynek do zagadnienia moralności więźniów obozów hitlerowskich [Ein Beitrag zur Frage der Moral der Häftlinge der Nazi-Konzentrationslager]. In: Przegląd Lekarski 1969, H. 1, S. 47–52.

Sterkowicz, Stanisław. Uwagi o obozowym wyniszczeniu głodowym [Anmerkungen zur Auszehrung durch Hunger im Konzentrationslager]. In: Przegląd Lekarski 1971, H. 1, S. 17–22.

Szmaglewska, Seweryna. Dymy nad Birkenau [Rauch über Birkenau]. Warschau 1975, S. 61.

Tomaszewski, W. Następstwa przewlekłego głodzenia [Die Folgen chronischen Hungerns]. In: Lekarz wojskowy 36. 1945, Nr. 4, S. 242–249.

Urbański, Bolesław. Własne spostrzeżenia nad chorobą [głodową] więźniów oświęcimskich [Eigene Beobachtungen zur Hungerkrankheit der Auschwitz-Häftlinge]. In: Pamiętnik XIV zjazdu Towarzystwa Internistów Polskich we Wrocławiu w roku 1947. o.O., o.J. [Wrocław 1948], S. 375–379.

Ziemba, Adam. Pajda chleba [Eine Schnitte Brot]. Poznań 1957, S. 75–76.

Kazimierz Szczerbowski

Der erste Schreiber im „Revier" von Auschwitz. Erinnerungen*

Aus dem Tor des ehemaligen Lagerhauses des Tabakmonopols, dessen Gebäude das kurz zuvor gegründete Konzentrationslager Auschwitz übernommen hatte, glitt eine schlanke Gestalt im gestreiften Häftlingsanzug und mit einem dunkelblauen Barett auf dem Kopf. Der „Gestreifte" ging diskret auf den brüllenden SS-Mann zu und blieb in angemessener Entfernung, aber doch nah genug stehen, um noch verstanden zu werden. Mit vorschriftsmäßiger, geübter Bewegung nahm er das Barett ab und teilte dem Schergen mit leichtem Grinsen auf seinem blassen, länglichen Gesicht den Zweck seines Kommens mit. Daraufhin traten beide an die regungslos erstarrte Häftlingsgruppe in Zivilkleidung heran. *„Wer hat Schönschrift und kann maschineschreiben?"* Drei Häftlinge hoben die Hand. Kurz darauf verschwanden sie mit dem „Gestreiften" im Eingang des Gebäudes. Sie ließen den irrsinnigen Drill, Übungen, die bis zum Umfallen quälten und das Geschrei des SS-Mannes hinter sich.

Im Gebäude war es still und kühl. Die Häftlinge folgten dem makellos sauberen „Gestreiften" durch das breite Treppenhaus. Im ersten Stock wurden sie in ein großes, helles Zimmer geführt. Dem Eingang gegenüber saß ein weiterer „Gestreifter" an einem langen Tisch. Das war ein Mann mit zerfurchtem, strengem Gesicht und kaltem, teilnahmslosem Blick. Die Ankömmlinge nahmen Platz. Ohne weitere Erklärungen begann das Examen. In einer deutsch-lateinischen Mischung fielen in ziemlich schnellem Tempo medizinische Fachausdrücke. Dieses Examen, in dem es um das Leben ging, war schwer. Allen dreien war die Situation sehr wohl klar: Überleben sollte der, der die Prüfung bestand. Jeder wollte diese Möglichkeit nutzen. Doch nur einer konnte gewinnen. Schüchtern versuchten sie, eine gewisse Ungelenkheit beim Führen der Feder mit dem monatelangen Gefängnisaufenthalt zu erklären, aber der Prüfer war erbarmungslos. Schließlich verstummte er. Sie erhielten die Aufforderung, auf den Flur hinauszutreten. Warten! Dieses Warten machte noch nervöser. Die Schläfen hämmerten Alarm. Endlich ging die Tür auf, und der tadellos saubere „Gestreifte" rief einen von ihnen herein. Die übrigen zwei mußten gehen. Freude und Verzweiflung.

Ein Vierteljahrhundert lang habe ich dieses Ereignis so erzählt. Schriftlich berichte ich zum ersten Mal davon. Es ist eine kleine Episode aus der Geschichte des Spitals im Lager Auschwitz. Zu diesem Thema ist inzwischen eine ziemlich umfangreiche Literatur entstanden, besonders über die letzten Jahre jener „Reviere". Die skizzierte Begebenheit stammt aus der frühesten Zeit von Auschwitz I. Daß ich davon weiß, verdanke ich dem Umstand, daß ich am dritten Tag meines Aufenthalts im Lager der erste *Schreiber* des Häftlingsreviers wurde (die Bezeichnung *Häftlingskrankenbau* bzw. *HKB* stammt aus einer späteren Zeit). Der „Gestreifte", der damals die Funktion des *Revierkapos* erfüllte, führte mich nach der Prüfung in ein kleines Zimmer.

Das Zimmer, in dem ich mich befand, kam mir nach dem Albtraum des Drills geradezu unwirklich vor. Mir war verboten worden, ans Fenster zu gehen. So stand ich denn eine Zeitlang in der Ecke am anderen Ende und genoß das Bewußtsein, daß ich eine Arbeit mit derart idealen Bedingungen bekommen hatte. Schließlich überwand ich meine Furcht und trat trotz des Verbots ans Fenster. Vorsichtig schaute ich nach unten. Ich mußte einfach nachsehen, ob jene Welt doch noch existierte, und ob die, in der ich mich befand, real war. Dann setzte ich mich auf den Stuhl am leeren Tisch und dachte über meine neue Situation nach.

Nach einiger Zeit erschien der „Gestreifte" erneut und führte mich in einen Saal, wo ich die Mannschaft des *Reviers* kennenlernte. Es waren die ersten Sanitäter: Dr. Stefan Pizło (Häftlingsnummer 333), Józef Hordyński (347), Roman Sediwy (278), Henryk Sieniawski (191), Czesław Sowul (167) und Feliks Walentynowicz (46).

Die Ambulanz war ein heller und geräumiger Saal im zweiten Stock des riesigen Gebäudes, in dem der erste Häftlingstransport nach Auschwitz einquartiert worden war. Die Ausrüstung des Ambulatoriums war mehr als bescheiden; sie bestand aus Sepsotinktur, Ichthyolsalbe, Zinksalbe, Prontosil, Rivanol, Leukoplast, Hansaplast sowie Verbänden, einigen Salbenspachteln, Gläschen zur Augenwäsche und einer Schere. Nicht weniger bescheiden waren auch die Dienstleistungen. Zum Glück wurde die Arbeit der Sanitäter in den ersten Tagen dadurch erleichtert, daß nur wenige Kranke die Ambulanz aufsuchten. Es handelte sich vorwiegend um kleinere Verletzungen, Abschürfungen oder Verrenkungen, die durch die Drillübungen und die reichlich fallenden Schläge verursacht waren.

Bald jedoch kam zu den Krankheiten der *Sonnenstich* hinzu. In der Ambulanz erschienen Häftlinge mit entstellten Köpfen. Die kahlgeschorenen Köpfe, die den ganzen Tag den Strahlen der Junisonne ausgesetzt waren, schwollen auf erschreckende Weise an. Es meldeten sich auch Häftlinge ohne sichtbare Verletzungen, die herz- oder leberkrank waren und diese Leiden schon in der Freiheit bekommen hatten. Sie rechneten damit, ins Spital aufgenommen zu werden und dadurch dem

* Wspomnienia pierwszego pisarza „rewiru" oświęcimskiego (1970, H. 1, S. 198–201). Übersetzung: Olaf Kühl.

verfluchten Drill und den Schlägen zu entgehen. Leider ohne Erfolg. Der *Kapo* fertigte sie auf der Stelle ab, indem er erklärte, das sei hier kein Sanatorium. Denn der Himmler-Befehl von Ende April 1940 sah hier nicht die Einrichtung eines Sanatoriums vor; der Ort war als *Schutzhaftlager für Vorbeugungshäftlinge* bestimmt, aber auch dieses Schild wurde nach kurzer Zeit in *‚Konzentrationslager'* ausgewechselt.*

Es gab jedoch eine Periode, in der es fast nach Sanatoriums-Bedingungen aussah. Die Funktion des Lagerarztes und Standortarztes erfüllte in dieser Zeit *SS-Hauptsturmführer* Max Popiersch. Sein Stellvertreter war *SS-Obersturmführer* Dr. Mayer, Professor der Anthropologie. Die Funktion des SDG [Sanitätsdienstgrad] übte *SS-Rottenführer* Hans Theuer aus. Der *Herr Professor* begann sofort eine großangelegte wissenschaftliche Arbeit, die er geschickt mit seinen Verpflichtungen als Lagerarzt zu verbinden trachtete. Er beauftragte den *Revierkapo* Hans Bock, einige begabte Maler und Zeichner unter den Häftlingen ausfindig zu machen, die Zeichnungen von Individuen anfertigen sollten, die er aussuchen wollte. Außerdem ordnete er ungefähr zweihundert Messungen an, die bei jedem Häftling des Lagers durchzuführen waren.

Ich sah im Geiste schon den gesamten Stab vor mir, der bei dieser mühseligen Arbeit beschäftigt sein sollte. Mayer kündigte auch an, daß er persönlich beim Empfang jedes neuen Häftlings-Transports zugegen sein werde. Wir mußten nicht lange warten. Am 20. Juni 1940 traf vor dem Tor der *Quarantäne* ein Transport aus [dem Gefängnis] Wiśnicz ein. Der *Herr Professor* besah sich die 313 Häftlinge genau von allen Seiten. Er interessierte sich für jede Unregelmäßigkeit des Wuchses, für jede Narbe, jedes besondere Kennzeichen. Ich machte bei fast jedem Namen entsprechende Notizen. Eine wahre Augenweide mußte für ihn ein Jude, Dawid Wongczewski, gewesen sein. Von den Gefängniswärtern in Wiśnicz und den SS-Schergen unmenschlich malträtiert, bot er dem gierigen Wissenschaftler zudem das klassische Bild eines Mastdarmvorfalls mit beginnender Nekrose. Wongczewski wurde auf einem eigens hierfür herbeigeschafften Tisch gelagert und war 20 Minuten lang Gegenstand einer speziellen Untersuchung. Der Professor ließ den Kranken aufs *Revier* überweisen und gab Befehl, die ganze Gestalt farbig und mit Bleistift zu porträtieren.

Die an diesem Tag angefertigten Notizen waren ein erster Schritt bei der Arbeit, die erst noch beginnen sollte. Dazu kam es jedoch nicht. *Obersturmführer* Mayer sahen wir nie wieder. Seine wissenschaftlichen Pläne, die Häftlinge für anthropologische Forschungen zu nutzen, fanden nicht die Billigung der Lagerleitung. *Hauptsturmführer* Popiersch hatte als direkter Vorgesetzter für die Abberufung des Lagerarztes von seinem Posten nur eine ironische Bemerkung übrig. So verflog unsere Hoffnung auf diese Art von Sanatoriumsbedingungen, die wir zumindest für die Dauer der Untersuchungen des fanatischen Anthropologen erwartet hatten.

Nach einigen Tagen, an einem Juni-Nachmittag, ging der erste Häftling, der aus dem Lager Auschwitz entlassen wurde, in Richtung Stadt davon, natürlich in Begleitung eines SS-Mannes.** Es war der Kamerad [Franciszek] Śnieżek. Diese Tatsache machte uns allen Mut. Denn wir glaubten, bald würden auch wir entlassen. Wir gaben uns eine Zeitlang dieser illusorischen Hoffnung hin. Je länger aber der Aufenthalt im Lager dauerte, desto mehr verblaßte sie.

Der erste Transport hatte seine Quarantäne-Zeit hinter sich. Gruppenweise wurden die Häftlinge auf das Gelände des eigentlichen Lagers geführt. Das *Revier*-Personal zog Ende Juni mit einigen wenigen Kranken in den neuen Block. In dieser Zeit hatten wir auch Gelegenheit, den *Lagerführer* Karl Fritzsch, *Rapportführer* Gerhard Palitzsch sowie die *Unterscharführer* Schlage, [Franz] Wloka und [Ludwig] Plagge kennenzulernen. Sie hatten sich von den ersten Tagen des Lagers an einen Namen gemacht. Sie zeigten von Anfang an, wie die „richtige" Behandlung des Häftlings auszusehen habe und gaben ihren jüngeren Kollegen darin ein Vorbild. Der üble Ruf dieser SS-Leute, die zu den größten Henkern von Auschwitz zählten, wuchs von Tag zu Tag. Sie waren der Schrecken der Häftlinge und legten ihren Ehrgeiz darein, sich immer raffiniertere Methoden der Mißhandlung auszudenken. Unter den Verbrechern im gestreiften Häftlingsanzug, die sich aus deutschen Berufskriminellen rekrutierten, tat sich der Superbandit Leo Witschorek [auch: Wietschorek, Häftlingsnummer 30] mit einem geradezu wahnwitzigen Haß hervor. Dieser Sadist sollte bald seine Meister übertreffen.

Der *HKB*, d.h. der zum *Häftlingskrankenbau* bestimmte Block 16, [später Nummer 21] hatte mehrere große und kleine Säle. Die Ambulanz war nach dem Umzug im zweiten Saal rechts untergebracht. Im ersten Zimmer, vor der Ambulanz, quartierte sich der *Revierkapo*, der spätere Blockälteste des *HKB*, Hans Bock, ein. Die übrigen Säle waren als Personalräume und für die künftigen Kranken vorgesehen. Damals verfügte das Lager nur über einen Brunnen, an dem sich über tausend Häftlinge waschen mußten sowie eine Latrine, die sich zwischen Block 14 und 15 befand. Gleich nach dem Wecken trieben der *Kapo* und die Blockältesten die Häftlinge an den Brunnen und kontrollierten auf dem Rückweg, ob jeder sich gewaschen hatte. Bei diesem Gedränge konnte von einer normalen Morgenwäsche nicht die Rede sein. Die Häftlinge befeuchteten sich mit der Hand nur das Gesicht, um keine Schläge zu riskieren. Aber selbst das taten nicht alle. Einige Draufgänger versuchten, sich durch die Reihe der Schergen zu schmuggeln, was nicht immer gelang. Und wer Wäsche und Prügel vermeiden konnte, der erstickte allmählich im eigenen Dreck.

Da die Latrinen eine begrenzte Kapazität hatten, sammelten sich draußen immer größere Gruppen von Häftlingen, die dringend ihre Notdurft verrichten mußten. Die glücklichen Insassen aber erledigten zugleich eine Menge anderer Dinge,

* Schon bevor die ersten Häftlinge nach Auschwitz gebracht werden, ist die Bezeichnung in den Akten: *Konzentrationslager* Auschwitz. Vgl.: Alfred Konieczny. Bemerkungen über die Anfänge des KL Auschwitz. In: Hefte von Auschwitz 12, Oświęcim 1971, S. 5–44.

** Franciszek Śnieżek, Häftlingsnummer 841, wurde in ein anderes Lager überstellt. Vgl. Irena Strzelecka. Pierwszy Polacy w KL Auschwitz [Die ersten Polen im KL Auschwitz]. In: Zeszyty Oświęcimskie 18, Oświęcim 1983, S. 6–144, hier: S. 115.

den Informationsaustausch über die politische Weltlage eingeschlossen. Von Zeit zu Zeit kam ein aufgebrachter *Kapo* in diese Versammlung gestürzt und schlug blindlings um sich. Bald aber fand alles wieder zur „Norm". Die Latrine diente nun auch als Raucherraum. In den ersten Wochen herrschte im Lager Rauchverbot. Aus der Latrine aber drang der Rauch durch sämtliche Ritzen. Wie die Häftlinge den Tabak organisierten, und ob es wirklich Tabak war, ist eine andere Frage. Das Rauchen in der Latrine selbst wurde nicht bestraft. Nach einiger Zeit wurde dann das Rauchverbot im Lager aufgehoben.

Die primitiven Verhältnisse waren von Anfang an die Ursache für die schlimmer werdenden hygienischen Zustände im Lager. Die Zahl derer, die die Ambulanz aufsuchten, wuchs von Tag zu Tag. Läuse und Krätze tauchten auf. Die Schädlingsbekämpfung verringerte die Zahl der Verlausten nur geringfügig und nur für kurze Zeit. In den Desinfektionskammern starben zwar die Läuse ab, doch die Eier, die in der Wärme des menschlichen Körpers ungestört heranreiften, blieben. Für die erste Laus, die er nach der Desinfektion vorweisen konnte, erhielt der glückliche Finder einen Laib Brot als Belohnung – eine fast unvorstellbar wertvolle Prämie. Der nächste, der sich mit einer lebenden Laus meldete, kassierte dann 25 Schläge auf das nackte Gesäß.

Jeden Tag sammelte sich zu dieser Zeit neben dem *Revier* eine gewaltige Gruppe nackter Häftlinge, die sich mit der berühmten *Krätzesalbe* einrieb. Mitigal durften nur Privilegierte benutzen.

Bei den in der Stadt [Auschwitz] (*Abbruchkommando*) sowie von den Bautrupps im Lager begonnenen Arbeiten kam es immer häufiger zu Arbeitsunfällen. In der Ambulanz meldeten sich Häftlinge mit gebrochenen Gliedern. Einer der ersten war der ehrwürdig ergraute Stanisław Mróz, Redakteur aus Krakau. Die Verletzten verheimlichten die Ursache. Was sie angaben, war naiv und leicht als Ausrede zu durchschauen. Die Wahrheit erfuhren wir bald. Beim Transport von Ziegeln zum Lagerausbau gab es für den geringsten Fehltritt blindlings Schläge mit der Stange. Die Ziegel über die provisorische Treppe auf den Blockbau zu schleppen, war halsbrecherisch. Der Rückzug nach Anlieferung der Ziegel geschah durch das Fenster. Nicht jedem gelang der Sprung aus dem Erdgeschoß ohne Verletzung. In der Ambulanz fehlten die Voraussetzungen für die Behandlung von Brüchen; dort wurde nur provisorisch geschient und eine achtseitige Unfallmeldung ausgefüllt. Der *Lagerarzt* intervenierte. Wer sich etwas gebrochen hatte, wurde mit dem Krankenwagen, von SS-Leuten eskortiert, in das Krankenhaus Groß-Strehlitz gefahren. Ich muß zugeben, daß uns das ziemlich verblüffte. Niemand konnte sich erklären, weshalb man diesen Leute die Arme brach, um dann soviel Mühe und Anstrengung für ihre Behandlung aufzuwenden. Derartige Paradoxien gab es bei uns häufiger.

In ihrer entwickelten Form sah die Unfallmeldung regelmäßige Arztbesuche vor. So fuhren denn unsere „Bruchfälle" zur Untersuchung, zum Röntgen oder zur Gipsabnahme. Diese Ausflüge dauerten bis zur Flucht des *Kapo* der Schneiderei, [Richard] Meier [auch: Meyer, Häftlingsnummer 20], d.h. bis August 1940. Der gerissene *Kapo* war, mit zahlreichen privaten Aufträgen der SS versehen, dem *SDG* Bara entwischt, der ihn bewachen sollte. Bald darauf wies mich Popiersch an, die Dokumentation der Arbeitsunfälle einzustellen.

Die einander benachbarten Blöcke 14, 15 und 16 [später 19, 20 und 21] wurden mit Stacheldraht umzäunt und vom Lager abgegrenzt; sie sollten als Quarantäne-Bezirk für neu eintreffende Transporte dienen. Die Funktion des Quarantäne-Kapo hatte Leo Witschorek inne, ein Berufsverbrecher und Sadist aus Leidenschaft. Die nächsten Transporte wanderten durch die Quarantäne. Einige hundert Häftlinge gingen durch die harte Schule von Witschorek und *Unterscharführer* [Ludwig] Plagge. Bis zur Schließung der Quarantäne hatte Leo es geschafft, mehrere Häftlinge unter Vortäuschung von Selbstmord aufzuhängen. Sein Vorgesetzter Plagge, „Spezialist" in Lagergymnastik, machte seine Opfer auf andere Weise fertig. Immer heiter, immer lächelnd erteilte er mit gedämpfter Stimme seine Kommandos. Nie schlug er, er übte nur. Sein erstes Opfer war ein Häftling aus Krakau, Fischhab. Wenn jemand ohnmächtig wurde, brachte er ihn im Trog unter der Pumpe wieder zu sich, um ihn dann in der Mittagspause zum Trocknen in die Sonne zu stellen. Er tat diese „Arbeit" mit einem freundlichen Lächeln, so als machte er einen Scherz.

In der zweiten Augusthälfte wurde die Quarantäne aufgelöst. Die restlichen Häftlinge wurden auf die Nachbarblöcke verteilt. Alle drei Blöcke der ehemaligen Quarantäne blieben unter der Verwaltung des *Reviers,* das von nun an als *Häftlingskrankenbau* bezeichnet wurde. In dieser Zeit wurde das Personal verstärkt. Zu den Sanitätern kamen Dr. Edward Nowak, der Student der Stomatologie Tadeusz Wójcik, Mieczysław und Adam Dembowski, Marian Batkowski, Marian Dybus, Roman Klimczyk und Ryszard Kwoka hinzu.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1940, während des berüchtigten stundenlangen Appells, der durch die Flucht des Häftlings [Tadeusz] Wiejowski [Häftlingsnummer 220] veranlaßt war, registrierte das Spital den ersten Todesfall. Im Laufe dieser düsteren Nacht verlor Dawid Wongczewski das Bewußtsein. Der Blockälteste ließ den Kranken ins Klosett tragen. Die Agonie dauerte mehrere Stunden. Das Stöhnen des Sterbenden verstärkte das Grauen der ohnehin schon furchtbaren Situation. In den Vormittagsstunden diktierte mir Hauptsturmführer Popiersch persönlich den ersten *Kommandanturbericht* und die unvermeidliche *Todesbescheinigung.* Damals entstanden die Muster der Berichte, die sich in gleicher Form und ähnlichem Inhalt hunderttausendfach vermehren sollten.

Die nächsten Berichte ließ der *Lagerarzt* von dem Arzt Dr. Leon Głogowski [Häftlingsnummer 1281] anfertigen, der als Fachmann mit fließenden Deutschkenntnissen in der Schreibstube des Krankenbaus beschäftigt worden war. Von nun an wurde die Verwaltungsarbeit umfangreicher. Hatten wir bisher nur die Patienten der Ambulanz registriert, so gingen wir jetzt daran, eine typische Lagerspital-Schreibstube nach dem „besten" Vorbild des *Musterlagers* Sachsenhausen zu organisieren. Für die Einführung der entsprechenden Muster einer lückenlosen Dokumentation war im *Revier SS-Oberscharführer* Anton Wilhelmi verantwortlich. Er war es auch, der mich fast täglich in neue Aufgabenbereiche einführte.

Eine aktuelle Kartei aller Häftlinge wurde angelegt; sie basierte auf den im Spital eingehenden Personalbögen, die für jeden Häftling im Block unmittelbar nach seinem Eintreffen im Lager angelegt wurden. Die Tischlerei stellte spezielle Schränke und Tische für die Kartei her. Um die ständige Verbindung der SS mit dem *Revier* zu gewährleisten, wurde auf meinem Schreibtisch ein Telefon installiert, damals wohl der einzige Apparat im Lager. Natürlich brauchte man bei der wachsenden Arbeit der Krankenbau-Schreibstube auch mehr Fachkräfte. So waren neben Leon Głogowski, Wojciech Barcz, Jerzy Czubak, Jan Szary und in der Ambulanz Roman Gabryszewski, Zbigniew Rybka, Alfred Stössel und Adam Wysocki als Schreiber beschäftigt. In der Krankenbau-Schreibstube arbeiteten vorübergehend bis zur Entlassung aus dem Lager die Kollegen Grabiński, Rechtsanwalt aus Warschau, und Fischinger aus Krakau, später außerdem Tadeusz Paris (9585), Adam Zacharski (18239) und Stefan Frolik (684) aufgenommen.

Die einzelnen Todesfälle verursachten in der ersten Zeit keine Arbeitsanhäufung in der Krankenbau-Schreibstube. Auch die geringe Anzahl der Kranken belastete das Personal, das vorwiegend mit der Aufrechterhaltung von Ordnung und Sauberkeit beschäftigt war, kaum. Viele Säle in den zum Spitalbereich zählenden Blöcken waren gähnend leer. Diese Situation änderte sich erst im Herbst 1940 grundlegend. Inzwischen hatte man den bisherigen Ambulanz-Saal in Block 16 in einen sehr primitiv ausgerüsteten Operationssaal verwandelt. An den Operationstisch wurde ein neu aufgenommener Facharzt, der Häftling Dr. Tadeusz Gąsiorowski, gestellt. Die Ambulanz wurde in Block 15 verlegt, in den ersten Raum links. Die Sanitäter erhielten wiederum Verstärkung. Es waren Teofil Banasiuk, Ludwig Baś, Dr. Władysław Dering, Marian Dupont, Marian Kieliszek, Witold Kosztowny, Eugeniusz Obojski, Mieczysław Pańszczyk, Dr. Stanisław Suliborski, Marian Toliński, Józef Walczak, Nicet Włodarski und der erste Apotheker, Franciszek Lechowicz aus Zakopane.

Gegen Ende des Jahres übernahm das Spital zusätzlich den Block 28, in dem die Ambulanz und die Innere Abteilung untergebracht wurden; später richtete man dort auch ein Labor für analytische Untersuchungen, ein Röntgenkabinett und eine Diätküche ein. In der ersten Phase jedoch erinnerte das Spital an eine Krankenstube beim Militär, mit sehr beschränkten Mitteln und Behandlungsmethoden, dafür aber maximaler Disziplin und „Drill".

Für die ordnungsgemäße Arbeit im *HKB* war der Blockälteste Hans Bock verantwortlich, Häftling in den Nazi-Konzentrationslagern schon von von Anfang an, d.h. seit 1933, ein *Berufsverbrecher.* Dies gefährlich klingende Etikett war bei ihm nur Tünche, bzw. in der Begrifflichkeit des Lagers der *Winkel.* Bock hatte schon im Krankenbau des KZ Sachsenhausen gearbeitet. Er hielt sich also für einen Fachmann auf diesem Gebiet, zumindest aber für gut orientiert. Er war ganz sicher der menschlichste unter den dreißig *Kapos,* die nach Auschwitz gebracht worden waren, um dort für Schliff zu sorgen. Wie Kollegen aus späteren Zeiten schreiben, war er auch rauschgiftsüchtig und homosexuell. Wenn er das war, dann auf sehr diskrete Weise. Ich persönlich habe diese „Normabweichungen" nicht feststellen können. Vielleicht sind sie später aufgetreten. Im Lager sind ja auch viele andere Häftlinge, die längst nicht so lange dort waren, aus der Bahn geraten. Bei der gewöhnlichen täglichen Arbeit war Bock jedenfalls normal und vor allem wachsam und besorgt um die Kranken und das Personal. Er entschied persönlich über jede Aufnahme ins Spital. Er hatte die sog. *Aufnahme* zu unterschreiben. Er war für jeden Bereich des Krankenbaubetriebes verantwortlich und kümmerte sich um jeden Kranken. Mit der Zeit ließ er den polnischen Ärzten größere Freiheit. Vor überlegenem Fachwissen hatte er Respekt. Von da an intervenierte er nur noch in wenigen Fällen. Sicherlich war er eifrig bei der Sache, er wollte aufsteigen. Und tatsächlich bekam er bald einen hohen Rang in der Lagerhierarchie, er wurde *Lagerältester* des *HKB.*

Bocks Persönlichkeit war sicher von Einfluß auf die Entwicklung der Arbeitsbedingungen im Krankenbau. Unter den vielen Einrichtungen im Lager war das Spital gewiß eine Ausnahmeerscheinung. Vor allem wurde hier ungehindert polnisch gesprochen, während woanders nur deutsch gesprochen wurde. Dank einer nur scheinbar zufälligen Personalauswahl wurden hier meistens Bekannte versammelt, sogar Freunde aus der Zeit der Freiheit oder Schulkameraden. Am zahlreichsten vertreten waren Krakau, Zakopane und Nowy Sącz. Vom ersten Tag an herrschte eine kollegiale und freundschaftliche Atmosphäre.

Es waren in der Mehrzahl junge Leute. Senior dieser Gruppe war Dr. Stefan Pizło (Häftlingsnummer 333). Aufgrund seines Alters und seines Amtes behandelte er alle auf väterliche Weise. Er war der erste Revierarzt. Später wurde er von jüngeren Ärzten abgelöst. Pizło übernahm die Versorgung der Tuberkulosekranken, die er auch in der Nacht nicht verließ. Er ging ganz in seiner Arbeit auf und fragte seine Kollegen nur in unumgänglichen Fällen um Rat. Den Kranken wohl ebenso aufrichtig ergeben war der fast um die Hälfte jüngere Dr. Edward Nowak. Nicht minder still und arbeitsam war er so gut wie unsichtbar, deshalb können sich viele Kollegen kaum an ihn erinnern. Besonders fürsorglich behandelte er die recht zahlreiche Gruppe der Geschlechtskranken und die anderen, die ihm aufgrund der Arbeitsteilung zufielen.

Alle, die im *Revier* arbeiteten, waren praktisch vom Wecken in der Frühe bis zum Abendappell beschäftigt, abgesehen von einer kurzen Mittagspause. So blieb für Plaudereien oder Gespräche unter den Kollegen nicht viel Zeit. Uns verband ein Gemeinschaftsraum, der zur Erholung bestimmt war. Die Jüngeren ertrugen die Mühen des Alltags besser und gewöhnten sich allmählich an die neuen Bedingungen. Das Spital war durch das Verbot des Zugangs *für jedermann* vom übrigen Lager abgegrenzt und lebte sein eigenes Leben; so herrschte dort ein anderes Klima als in den offenen Blöcken. Unvergleichlich bessere Lebensbedingungen, ein eigenes Bett und eine Arbeit unter Dach, der Traum jedes Häftlings – das unterschied den Mitarbeiter des „Reviers" von normalen Lagerhäftlingen und machte ihn, wie es im Lagerjargon hieß, zum *Prominenten.*

Dieser Bericht wurde inhaltlich mit den ehemaligen Häftlings-Kollegen Mieczysław Dembowski, Józef Hordyński, Tadeusz Paris und Roman Sediwy beraten.

Tadeusz Paczuła

Organisation und Verwaltung des ersten Häftlingskrankenbaus in Auschwitz*

Die *Schreibstube Häftlingskrankenbau* im *K.L. Auschwitz I* befand sich in Block 21 und nahm anfangs einen, später zwei Räume gegenüber der *Ärztekammer* ein, wo der *SS-"Lagerarzt"* amtierte. In der Schreibstube, die im Jahre 1942 zu einem großen Büroapparat anwuchs, stand einer der zwei Telefonapparate innerhalb des Lagers (der zweite war im KA, d.h. im *Kommandantur-Arrest* in Block 11). Der HKB war über dieses Telefon mit der Schreibstube des *SS-Standortarztes* im *SS-Revier* verbunden. Die Einrichtung der Schreibstube HKB bestand im Jahre 1942 aus sieben Schreibmaschinen, großen Büroschränken für die Dokumentation, Schreibtischen und Regalen sowie Karteitischen, in denen die Karteiblätter aller männlichen Häftlinge des Lagers abgelegt waren, also der (politischen) *Schutzhäftlinge,* der *Erziehungshäftlinge,* der *Zigeuner-Häftlinge* und der *Russischen Kriegsgefangenen.*

Die Numerierung der männlichen *Schutzhäftlinge* im Lager wurde bis 200 000 fortgeführt, hinzu kamen in Serie A etwa 20 000 *Schutzhäftl*[inge], Serie B etwa 20 000 *Schutzhäftl*[inge], 10 000 *Erziehungshäftl*[inge], 10 000 *Zigeunerhäftl*[inge] und 13 600 *Russische Kriegsgefangene.* Insgesamt waren dies etwa 273 600 Häftlinge.

Für alle mit Nummern versehenen Häftlinge wurde im HKB ein Karteiblatt angelegt, das die Angaben zur Person und den sogenannten *Einlieferungsbefund* über den Gesundheitszustand des Häftlings bei seiner Einlieferung in das Lager enthielt. In den ersten Jahren lag in der *HKB-Schreibstube* über die Häftlinge dazu noch der sogenannte *Fragebogen* vor, ein vierseitiges Formblatt mit umfangreichen Angaben zur Person und zur Vergangenheit, besonders der gerichtlichen, des Häftlings.

Die *Fragebögen* wurden mit der Zeit auf die arischen Häftlinge beschränkt und später überhaupt nicht mehr ausgefüllt. Diese beiden Dokumente waren das Hauptarbeitsinstrument der Schreibstube, die weiteren hier ausgestellten Dokumente beruhten bereits auf dem Karteiblatt und dem *Fragebogen,* die nach den entsprechenden Eintragungen oder Abstempelungen die Grundlage für alle Bewegungen in der Evidenz darstellten.

Die Kartei war *„nummer[n]weise",* d.h. in numerischer Reihenfolge geordnet. Dies war das einzige praktikable System, mit dem das ganze Lager erfaßt werden konnte. Die alphabetischen Karteien wimmelten von Fehlern, und die an diesen Karteien eingesetzten Schreiber hatten riesige Schwierigkeiten, wenn sie einen Häftling identifizieren sollten, besonders nach seinem Tode.

Der Name Frydman konnte zum Beispiel Fridman oder Friedmann, mit einem oder mit zwei *n* geschrieben werden, so daß die Schreibvarianten zu einem großen Durcheinander in der Evidenz führen konnten, wie dies ja auch in den anderen Einrichtungen im Lager, die alphabetische Karteien führten, der Fall war.

Die Nummer haftete am Häftling wie das Brandmal am Galeerensträfling und war sein erstes und einziges Kennzeichen. Die Angaben zur Person waren dagegen zweitrangig und wurden herangezogen, wenn eventuelle Zweifel zu klären waren oder wenn die Lagerbehörden mit der Außenwelt korrespondierten.

Die *HKB Schreibstube* stellte die Sterbedokumente für alle männlichen mit Nummern versehenen Häftlinge und Kriegsgefangenen aus, die zum Konzentrationslager Auschwitz einschließlich aller Nebenlager gehörten.

Die Ausfertigung der Sterbedokumente ging folgendermaßen vor sich:

1. Ein Häftling mußte sterben, wenn ein SS-Arzt bereits seinen Tod beschlossen hatte und ihn zum Phenoltod oder zur Vergasung ausgesucht hatte. Sterben konnte ein Häftling im Arbeitskommando – einen „natürlichen" Tod oder einen plötzlichen „Unfalltod" oder bei einem Fluchtversuch, bei dem er erschossen wurde, wenn dies vorher so beschlossen war. Die SS-Leute bekamen für die Erschießung eines fliehenden Häftlings Urlaub und veranstalteten deshalb Jagden auf die Häftlinge, schickten sie über die Postenkette und schossen dabei auf sie.

Sterben konnte ein Häftling im Block oder auf dem Appellplatz, sterben konnte er im Bunker von Block 11, er konnte eines natürlichen Todes sterben oder durch Aufhängen oder Erschießung getötet werden. Sterben konnte er schließlich an einer Krankheit im HKB, durch eine Phenolinjektion ins Herz, oder er konnte in die Gaskammer geschickt werden. Die Todesursache wurde immer als „natürlich" diagnostiziert, mit Ausnahme von zwei Todesarten: a) Tod durch Selbstmord und b) Erschießung während der Flucht. Diese nicht natürlichen Todesfälle waren insoweit fiktiv, als der Selbstmord häufig erzwungen war und die Erschießungen auf der Flucht nichts anderes waren als gewöhnliche Jagden, um Urlaub zu bekommen.

2. Der Tod des Menschen war der Grund, um die sog. *Totenmeldung* auszustellen. Die *Totenmeldung* wurde von

* Organizacja i administracja szpitala obozowego K.L. Auschwitz 1 (1962, H. 1a, S. 61–68; leicht gekürzt). Übersetzung (unter Verwendung eines Manuskriptdrucks des Internationalen Auschwitz-Komitees): Jochen August.

dem Blockschreiber des Blocks, in dem der Häftling gewohnt hatte, ausgestellt und vom *Blockältesten* und vom *Blockführer* (einem SS-Angehörigen) unterschrieben. Im Krankenbau unterzeichnete sie von der SS ein SDG *(Sanitäts-Dienst-Grad).* Eine *Totenmeldung* mußte für jeden Todesfall ausgestellt werden. Bei Transporten ins Gas, bei Massenvernichtungen und Exekutionen wurden diese Meldungen nicht ausgestellt; die getöteten Häftlinge wurden in Sammellisten verzeichnet.

3. Wenn der Schreiber in der *HKB Schreibstube* die Totenmeldung erhalten hatte, suchte er das Karteiblatt des Häftlings und den Fragebogen heraus und drückte den Stempel *„Verstorben am ... um ... Uhr ... Todesursache: ...* " auf. Dann schrieb er das Todesdatum, die Todesstunde und die Todesursache ein. Der Todesfall wurde in das *„Totenbuch"* eingetragen. Die Totenbücher waren getrennt für RKG *(Russische Kriegsgefangene)* und für die Häftlinge. Ich habe das *Totenbuch* zwei Jahre lang geführt und in dieser Zeit 130 000 Eintragungen über den Tod von männlichen, mit Nummern versehenen Häftlingen gemacht. Vom *Totenbuch* gingen die *Totenmeldung* und das angeheftete Karteiblatt zu den Schreibmaschinen, wo wiederum die Sterbedokumente ausgestellt wurden.

4. Die Sterbedokumente bestanden aus folgenden Schriftstükken:

a) die *Todesmeldung* wurde in acht Exemplaren ausgefertigt und ging an *Rapportführer, Arbeitseinsatz, Politische Abteilung, Kommandantur, Effektenkammer, Bekleidungskammer, Postzensurstelle* und *A.a. HKB. (ad acta).*

b) Der *Kommandantur-Bericht* in drei oder vier Exemplaren enthielt alle Angaben zur Person des gestorbenen Häftlings.

c) Ein *Ärztlicher Bericht* in drei oder vier Exemplaren enthielt eine genaue Beschreibung der Krankheit, ihres Verlaufs und der Behandlung, Einzelheiten über den Tod des Häftlings und die Todesursache. Dieses Dokument war von Anfang bis Ende eine Fiktion und die Schreiber, die diese Dokumente ausfertigten, waren in den Beschreibungen so spezialisiert, daß sie bei dem Schreiber, der die Todesursache auf den Karteiblättern eintrug, eine gewisse Anzahl ähnlicher Fälle bestellten. Einer bat z.B. zur Arbeitserleichterung um 50 Herzfälle, der nächste um 50 Nierenfälle, der dritte um 50 Lungenfälle, der vierte um „Durchfälle", je nachdem, welche Beschreibungen er beherrschte. Die Wünsche wurden erfüllt, und die auf den Karteiblättern eingetragene *Todesursache* war völlig fiktiv. Zu ergänzen ist noch, daß auch Sterbetag und Todesstunde häufig nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmten. Starben nämlich viele Menschen zugleich, mußte die Ausfertigung der Sterbedokumente über mehrere Tage verteilt werden.

d) Die in einem Exemplar ausgefertigte *Todesbescheinigung für [das] Standesamt* enthielt die bürgerlichen Angaben über den Häftling ohne die Häftlingsnummer und war, ihrem Inhalt zufolge, nicht von den Lagerbehörden ausgestellt, sondern von einem Standesamt. Es handelte sich um ein Formblatt, in das die Angaben zur Person mit der Maschine eingetragen wurden. Der Standesbeamte war im Konzentrationslager Auschwitz die Politische Abteilung.

Bei plötzlichen und bei nicht natürlichen Todesfällen – Selbstmord oder Erschießung auf der Flucht – wurden darüber hinaus noch folgende Dokumente ausgefertigt:

e) Die *Leichenschau* über die ärztliche Beschauung der Leiche in sechs Exemplaren.

f) Der *Sektionsbericht* über die gerichtsmedizinische Sektion war selbstverständlich eine Fiktion, da keine Sektionen der Erschossenen oder der Gehenkten durchgeführt wurden. Jedes Dokument wurde vom *Lagerarzt* unterschrieben. Man stelle sich einen Tag vor, an dem es zum Beispiel 600 Todesfälle gab, was durchaus noch unterhalb der Kapazitätsgrenze der Schreibstube lag. Ich erinnere mich an Tage, an denen sogar für 1 100 Fälle die Sterbedokumente ausgefertigt werden konnten. Wenn für einen normal verstorbenen Häftling 21 Unterschriften, und für einen keines natürlichen Todes gestorbenen Häftling 33 Unterschriften zu leisten waren, hatte der *Lagerarzt* insgesamt ein paar tausend Unterschriften zu leisten, und die Herren Doktoren von der SS verschwanden hinter den Papierstößen, mit denen ihre Schreibtische im Ärztezimmer überhäuft waren.

1944 gab es zwar Tage, an denen das Konto der Todesfälle zwei Häftlingsnummern aufwies, da die Sterblichkeit damals gering war, die Jahre 1942 und 1943 waren jedoch für die Krankenbau-Schreibstube eine Zeit wahnsinniger Arbeit. Allein *Totenbücher* wurden zwischen zehn und zwanzig vollgeschrieben. Wären die *Totenbücher* erhalten, stellten sie wertvolles Material dar, um festzustellen, wer wann welchen Tod starb. Neben der Eintragung der natürlichen Todesursachen habe ich Kennzeichen in das Totenbuch eingetragen, aus denen herausgelesen werden könnte, ob ein Häftling erschossen, vergast oder „abgespritzt" wurde. Leider konnten die Totenbücher bisher nicht aufgefunden werden, die Lagerbehörden haben sie wahrscheinlich bei der Auflösung des Konzentrationslagers Auschwitz vernichtet.

Wenn ein Häftling in ein anderes Lager überstellt oder entlassen wurde, bekam das Karteiblatt einen entsprechenden Stempel, aus dem hervorging, daß der jeweilige Häftling an dem vermerkten Tag entlassen oder in ein anderes Lager bzw. Gefängnis verlegt worden war.

Die Ausstellung von normalen Sterbedokumenten mit der Angabe einer natürlichen Todesursache in vergaste, „abgespritzte" und erschossene Häftlinge war eindeutig Rechtsbruch und Urkundenfälschung. Die ersten Exekutionen wurden als Exekutionen klassifiziert, Sterbedokumente wurden nicht ausgefertigt, und das Karteiblatt des Erschossenen wurde auf Grund einer Erklärung der *Polit*[ischen] *Abteilung* bzw. der *Schutzhaftlagerführung* mit einem Stempel versehen. In der Rubrik *Todesursache* wurde *„Tod durch Exekution"* eingetragen. Diese Prozedur wurde aufgegeben, als die Zahl der Exekutionen zunahm; nach den Erschießungen kamen dann die *Rapportführer* oder die SS-Leute aus der *Polit*[ischen] *Abt*[eilung], die die Häftlinge erschossen hatten, zur Krankenbau-Schreibstube und gaben dort die Nummern der Erschossenen mit der Anweisung *„Vom Krankenbau absetzen"* ab, was bedeutete, daß die Häftlinge in den Stand des Krankenbaus aufzunehmen und für sie Sterbedokumente auszustellen waren, nach denen sie im Häftlingskrankenbau verstorben seien.

Das „*vom HKB absetzen*" galt selbstverständlich für alle Selektionen in die Gaskammern und für das „Abspritzen" mit Phenol und war ein krasser Beweis für Gewalt und Fälschung. Diese Urkundenfälschung beruhte nicht auf einer Verständigung zwischen dem SS-Arzt und den Lagerbehörden, sondern war weit höher angesiedelt. Mir wurde dies deutlich, als ich in Absprache mit dem Kameraden Jan Pilecki (Häftlingsnummer 808) dem Schreiber von Block 11, den damaligen *Lagerarzt* Dr. [Friedrich] Entress darauf hinwies, daß er gefälschte Urkunden unterzeichne. Entress war erstaunt und bemühte sich, den Ahnungslosen zu spielen. Als ich ihm aber sagte, daß der *Rapportführer* und die Angehörigen der *Polit*[ischen] *Abt*[eilung] laufend die Nummern von im Block 11 erschossenen Häftlingen brächten, darunter nicht selten „*reichsdeutschen*", und den Befehl „*vom HKB absetzen*" gaben und daß der ganze fiktive Vorgang, den der *Lagerarzt* unterschreibe, auffliegen könnte, wenn diese Häftlinge Versicherungsverträge hatten, wurde Entress nachdenklich und befahl, die Ausfertigung der gefälschten Dokumente einzustellen. Was aber sollte mit den anlaufenden Fällen geschehen? Für den Augenblick ordnete er an, sie im Stand des Krankenbaus zu behalten. Einige Tage lang kam keine Antwort. Schließlich gab Entress die Anweisung: „*die fraglichen vom HKB absetzen*" und fügte hinzu, das sei ein „*Befehl von oben*". Vermutlich stammte dieses System nicht einmal aus der *Polit*[ischen] *Abt*[eilung], aber unter diesem Deckmantel konnten die Lager jederzeit jeden Menschen liquidieren und der Welt beweisen, daß dieser eines natürlichen Todes gestorben war.

Die *HKB Schreibstube* führte neben der Abteilung „*Todesfälle*" die Abteilung „*Aufnahme*", wo eine Gruppe von Schreibern jeden neu eingelieferten Häftlingstransport aufnahm, die Angaben dieser Häftlinge in die Karteiblätter eintrug, die *Fragebogen* ausfüllte und aufpaßte, daß die Kartei der Schreibstube alle Karteiblätter der neu Eingelieferten richtig ausgefüllt und mit den erforderlichen Angaben bekam. Diese Arbeit war präzise und fehlerfrei.

Die Schreibstube führte auch die „*Entlassung*" der gesunden Häftlinge aus dem Krankenbau in die Lagerblöcke durch.

Außerdem wurden hier die Korrespondenz und die Berichterstattung des Häftlingskrankenbaus unter der Aufsicht des *Lagerarztes* geführt. Zu dieser Dokumentation, die als Korrespondenz des *SS-Standortarztes* galt, gehörten neben der laufenden Korrespondenz Monats-, Quartals- und Jahresberichte sowie statistische Ausarbeitungen mit Diagrammen und Schaubildern, die von Häftlingen des Lagers angefertigt wurden.

Die *HKB Schreibstube* fertigte die sog. „*Stärkemeldung*", den Bericht über den Bestand des Krankenbaus, an. Dies war zwar keine schwierige, aber eine unerhört verantwortungsvolle Aufgabe, denn für einen falschen Rapport drohte der Bunker im Block 11, aus dem es nicht immer eine Rückkehr gab.

Die „*Stärke*" wurde vom *Rapportschreiber HKB* aus den Meldungen der fünf Krankenbaublöcke aufgesetzt. Man brauchte dazu aber gute Kriterien, um bei einem falschen Blockstand eine gute Meldung aufzusetzen und noch den Fehler in der Meldung des Blockschreibers zu entdecken.

Der Rapport hatte vier Positionen:
- *Soll*
- *ist*
- *kommandiert*
- *Arrest* (d.h. im Bunker)

Die erste Rubrik war die Summe der übrigen. Die dritte Rubrik umfaßte die Häftlinge, die während des Appells außerhalb des Lagers waren (*SS-Revier*). Unterschrieben wurde der Rapport vom *Rapportschreiber* (die Häftlinge Nr. 364 [Jan] Szary, Nr. 684 [Stefan] Frolik, Nr. 7725 [Tadeusz] Paczuła, Nr. 18239 Dr. [Adam] Zacharski, Nr. 25392 Burakiewicz und Nr. 23478 [Paweł] Reinke sowie vom SDG, der die Meldung während des Appells dem *Rapportführer* überbrachte.

Der HKB legte, solange er bestand, keine falsche *Stärkemeldung* vor. Der Appell und die Nummer waren heilig und unantastbar. Die geprügelten und malträtierten, dahinsterbenden und kranken Häftlinge mußten nach der Rückkehr aus den Arbeitskommandos die Zeit des Appells hindurch stehen oder liegen, auch wenn dies zum Tode führte. Man konnte ihnen in dieser Zeit keine Hilfe leisten.

Als die exponierten Stellungen im Lager allmählich von polnischen Häftlingen besetzt wurden, ließen sich alle die Probleme, die einem seit Bestehen des Lagers als unüberwindlicher Albdruck erschienen, irgendwie leichter bewältigen.

Seinerzeit vereinbarte ich als *Rapportschreiber HKB* mit dem Kameraden Erwin Olszówka (Nr. 1141), dem Hauptschreiber des Lagers (nach Herman Diestl), und dem Kameraden Władek Mucha, dem Ambulanzschreiber in Block 28, daß wir alle malträtiert und krank von der Arbeit ins Lager zurückkehrenden Häftlinge sogleich in den Krankenbau aufnehmen, während des Appells im Ambulanzsaal festhalten und die Zunahme der Stärke des HKB mit einer zusätzlichen (blauen) Meldung anzeigen werden, während die Stammblöcke mit ebensolchen blauen Meldungen die Anzahl der fehlenden Häftlinge angeben. Dies brachte für die Krankenbau-Boten und die Schreiber der Stammblöcke Scherereien und zeigte den Großmut des Hauptschreibers (Erwin Olszówka), rettete aber gleichzeitig vielen Menschen das Leben. Das darf nicht vergessen werden, um so weniger, als diese Neuerung gegen erhebliche Widerstände der SS durchgesetzt wurde.

Block 28 – Schreibstube-Ambulanz

Die Schreibstube von Block 28 – Ambulanz – führte eine Kartei aller Häftlinge, die sich in den Krankenbau meldeten und verzeichnete auf den Karteiblättern, wie sie versorgt bzw. ob sie in den Krankenbau aufgenommen wurden. Geführt wurde die Schreibstube von Władysław Mucha, der dazu [Zbiegniew] Rybka, Stańko, Kowalczyk und Ślęzak als Helfer hatte. Hier kamen die *Arztvormelder* zusammen, hier wurden die Häftlinge ärztlich untersucht und in den Krankenstand aufgenommen, hier fanden die Selektionen für die Phenolinjektionen statt. Die Schreibstube war im Ambulanzsaal untergebracht und durch eine Trennwand vom Behandlungszimmer abgeteilt. Hier herrschte ununterbrochen lebhafter Verkehr, und nur die

straffe Organisation der Tätigkeit der Ärzte und Schreiber sorgte dafür, daß die Scharen der kranken Häftlinge schnell und im Rahmen des Möglichen fachgerecht versorgt werden konnten. Die Ambulanz-Schreibstube fertigte die Rapporte über die neu in den Krankenbau Aufgenommenen (die *Aufnahme*) an, stellte die Meldungen für den Appell über die vor oder während des Appells zum Krankenbau gebrachten Kranken aus (die *Ambulanz*) und stellte die Rapporte über den Stand des Blocks 28 zusammen. In den übrigen Krankenbau-Blöcken wurden die Stärkemeldungen von den Blockschreibern zusammengestellt.

Die Ambulanz-Schreibstube in Block 28 verfügte als Dispositionssaal und Durchgangssaal über die sog. *Stube* Nr. 7, wo die Kranken darauf warteten, dem SS-Arzt als „*Arztvormelder*" vorgestellt zu werden. Hier wurden auch die Kranken zusammengefaßt, die bei der Selektion für die Phenolinjektionen ausgesucht wurden.

Der Ambulanzsaal von Block 28 diente von der Entstehung des Lagers bis zu seinem Ende den Kranken, die sich aus dem Lager hier einfanden. Hier befanden sich die Apotheke, die die an inneren Krankheiten leidenden Kranken versorgte, und die Tische mit Salben, Verbandszeug und den Instrumenten für Verbände und kleinere Eingriffe. Mit Rücksicht auf den großen Krankenverkehr mußte die Schreibstube direkt erreichbar sein, so daß die Schreibstube von Block 28 und der Ambulanzsaal bis 1945 immer direkt miteinander verbunden waren.

Das Fachpersonal im HKB und die Hierarchie der Fachabteilungen

Ich war zwar nicht Zeuge der Gründung des Lagers und seiner Spitaleinrichtungen, täusche mich aber wohl nicht, wenn ich als ersten Arzt im Lager Dr. [Stefan] Pizło, den Arzt der sog. Quarantäne, nenne.

In seinen Anfängen sperrte sich der HKB gegen die Ärzte, obwohl die weiteren Häftlingstransporte, gerade die aus Warschau, Ärzte und Medizinstudenten nach Auschwitz brachten. Der zweite offiziell im HKB tätige Arzt war Dr. Leon Głogowski (Nr. 1281), später gehörten fünf Ärzte aus einem Warschauer Transport als Pfleger zum HKB, darunter Dr. [Marian] Dupont, [Władysław] Dering, [Tadeusz] Gąsiorowski und [Stanisław] Suliborski.

Der Zuwachs an Fachkräften schuf erst die Voraussetzungen dafür, im Lager einen Gesundheitsdienst im eigentlichen Sinne und mit den entsprechenden Aufgaben zu organisieren. Die Möglichkeiten waren jedoch weiterhin sehr kümmerlich. Gegen Ende 1940 war der HKB halbwegs eingerichtet. Es gab also den Block 20 (später Block 28) als „Omnibus" mit Ambulanz und Infektions- und Innerer Abteilung und Block 16 (später Block 21) als chirurgische Abteilung. Als weitere Häftlinge eingeliefert wurden, darunter auch Fachkräfte, die Ärzte im Krankenbau weiter aufopferungsvoll arbeiteten und gleichzeitig eine unter großen Schwierigkeiten durchgeführte gezielte Personalpolitik betrieben wurde, konnten die Einrichtungen mit der Zeit so ausgebaut werden, daß der HKB im Stammlager in fachlicher und personeller Hinsicht einer Poliklinik wenig nachstand. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß das K.L. Auschwitz 1 weiterhin ein Vernichtungslager voller Gegensätze blieb, wo gesunde Menschen vergast und erschossen wurden, während ganz in der Nähe glänzende Erfolge auf dem Gebiet der Chirurgie und der inneren Medizin erreicht wurden. Nicht vergessen werden darf auch, daß die Kranken extrem erschöpft und die Mittel eher primitiv waren. In den Jahren 1943–1944 wurde der HKB ausgebaut und polnische Ärzte übernahmen die Leitung, die den Krankenbau und sein Personal auf ein hohes Leistungsniveau brachten. Auch sie konnten weder der Vernichtung der Häftlinge Einhalt gebieten, noch die Arbeits- und Ernährungsbedingungen ändern oder die notwendigen Arzneimittelbestände auftreiben, wenn auch auf diesem Felde Wunder vollbracht wurden.

Der HKB verfügte über folgende diagnostische und therapeutische Abteilungen:

1. Im **Röntgenkabinett** in Block 28 amtierten der vorzügliche Diagnostiker und gute Arzt [Czesław] Gawarecki, der in Block 11 erschossen wurde, der slowakische Jude Dr. Fodor, der alle Tuberkulosefälle entdeckte und dem Nazi-Arzt vorstellte – er starb, als er auf Befehl eines SS-Arztes „abgespritzt" wurde, nachdem er an Fleckfieber erkrankt war – und der namhafte Röntgenologe und vortreffliche Kollege Dr. Jan Suchomel aus Lwów, der sich ganz ausgezeichnet in die Situation einfand und ein Gespür für jede Gefahr hatte. Hier arbeitete auch der Röntgenlaborant Stanisław Zelle (Nr. 1611), der die Geschichte dieses Kabinetts mit allen seinen Geheimnissen kannte. Die Arbeit im Röntgenkabinett war nicht allein wegen der Schädlichkeit der X-Strahlen schwierig. Auf den Röntgenologen lastete eine schwere Verantwortung. Einerseits mußten sie der Wahrheit dienen und die Erkrankungen aufdecken, andererseits mußten sie diese tarnen, wenn ihre Diagnosen zum Tod des Häftlings führen konnten.

2. Das **Analyselabor** befand sich in Block 28. Hier amtierten die Laboranten, die sog. „Gonokokken", deren ältester, der Kamerad Witold Kosztowny (Nr. 672) auch Analysen für das *SS-Revier* anfertigen mußte. Die „Gonokokken" machten Morphologie, Blut- und Harnuntersuchungen, Ausstriche und bakteriologische Untersuchungen. Kurz gesagt war das Labor in Anbetracht der Bedingungen im Lager ein großer fachlicher Fortschritt und ein Schatz des Krankenbaus.

3. Die **inneren Krankheiten** wurden in der Regel in Block 28 behandelt, sie wurden aber auch ambulant versorgt und auf die übrigen Blöcke des Krankenbaus verteilt.

Zu erwähnen sind von den Internisten neben den bereits eingangs genannten Ärzten noch Dr. Rudolf Diem (Nr. 10022), der lange Jahre hindurch Arzt in der Ambulanz und der inneren Abteilung und „Chef" der Internisten war, Dr. Franciszek Gralla, ein Pole aus Oberschlesien, der auf der „Cap Arcona" tragisch umkam, Dr. [Czesław] Gaca, Nowak, Stolarzewicz, [Jan] Zielina, Julian Kozeł (der in Block 11 erschossen wurde), [Jan] Rogacki (der einen Tag vor der Exekution Selbstmord beging), [Jan] Brzeski, Kozłowski und andere.

Die Internisten arbeiteten in der ersten Zeit unter erbärmlichen Bedingungen, mit bloßen Händen, ohne Spritzen und

Injektionen, ohne die einfachsten Arzneimittel und hatten dazu noch mit riesigen Schwierigkeiten von Seiten der SDG und der anderen Lagerbehörden zu kämpfen. Im Winter 1940–1941 hielt der Tod unter den an inneren Krankheiten leidenden Häftlingen schreckliche Ernte. Wer Rippenfell- oder Lungenentzündung bekam, starb in der Regel. Retten konnte sich unter Umständen noch ein Durchfallkranker, aber nur um den Preis absoluten Hungers. Antibiotika waren unbekannt, selbst die einfachsten Arzneimittel waren damals unerreichbar. Als die Sulfonamide auftauchten, Uliron, Eleudron, später Eubasin, Prontosil und Albucid, fühlten sich die Internisten allmächtig und dachten, mit diesen Waffen jedes Menschenleben aus der Gefahr retten zu können. Sie hatten aber leider zu geringe Mengen dieser vielversprechenden Präparate, wenn sie auch tausende Menschenleben damit retten konnten.

4. Die **Chirurgie** mit dem aseptischen Operationssaal befand sich in Block 21. Außerdem gab es mehrere den Anforderungen eines Operationssaales annähernd entsprechende Räume bzw. Stellen, wo kleinere chirurgische Eingriffe vorgenommen wurden, z.B. Eiterbeulen und Phlegmone geöffnet und Punktionen, Repositionen von Brüchen und Verrenkungen usw. vorgenommen wurden.

Diese kleinen Stellen für chirurgische Eingriffe, die es in allen Krankenbaublöcken gab, waren eigentlich Behandlungs- und Verbandsräume, obwohl hier hochqualifizierte Chirurgen arbeiteten. In Block 28 gab es darüber hinaus noch den sog. kleinen Operationssaal, der auch bei größeren Eingriffen genutzt wurde.

Der Operationssaal in Block 21 war in zwei Räumen untergebracht. Im ersten Raum befanden sich die Sterilisationsapparate (Autoklaven und Sterilisatoren), der Waschraum für das Operationsteam und die Instrumentenschränke. Im zweiten Raum stand der Operationstisch mit einer schattenlosen Lampe. Von den SS-Ärzten operierten hier Dr. [Friedrich] Entress, Dr. [Horst] Fischer, Dr. [Kurt] Uhlenbrock und Dr. [Werner] Rohde. Zum Personal des Operationssaales im Block 21 gehörten die Häftlinge Aleksander Górecki (Nr. 18406), [Henryk] Sieniawski (Nr. 191), Zenon Ławski und Józef Panasiewicz. Die Operateure in Block 21 waren Häftlinge. Die SS-Ärzte operierten seltener, die polnischen Ärzte bemühten sich, die schwierigen Fälle selbst zu operieren und so ein Herumexperimentieren zu verhindern. Zu nennen sind von den Chirurgen in Auschwitz Dr. Władysław Dering (Nr. 1723), Dr. Józef Grabczyński, Dr. Wilhelm Türschmied (Nr. 11461), Tadeusz Orzeska, Zbigniew Sobieszczański und Stefan Zabicki. Diese Ärzte haben dafür gesorgt, daß sich die Chirurgie im Konzentrationslager durch Leistungen auswies, die nicht selten besser waren als in Krankenhäusern in der Freiheit, wenn auch die operierten Menschen in einem miserablen Allgemeinzustand waren.

In der Chirurgie in Block 21 wurden alle Laparotomien durchgeführt, von Blinddarmentzündungen über Magenresektionen, Gallenblasenoperationen, Darmverschlüssen und -verschlingungen bis hin zu gynäkologischen Operationen, die an weiblichen Häftlingen und sogar an Zivilpersonen durchgeführt wurden, die von SS-Ärzten zugeführt wurden. In dem Saal in Block 21 wurden auch Schädelöffnungen, Strumektomien und große Wundoperationen, insbesondere von Schußverletzungen, durchgeführt. Der Operationssaal des chirurgischen Blocks nahm also im Grunde alles auf, was in den Bereich der Chirurgie gehörte.

Die chirurgische Abteilung war das Juwel jedes *Lagerarztes* und *Standortarztes*, die nicht umhinkamen, den Fähigkeiten der in der Chirurgie arbeitenden Häftlingsärzte ihre Anerkennung zu erweisen. Im Parterre von Block 21 gab es einen Saal für postoperative Fälle. Die Instrumentenausstattung war für die Lagerbedingungen vorzüglich, was schließlich auch im Interesse der SS-Ärzte lag. Die Möglichkeiten für Anästesie und Narkose waren ordentlich. Anästesiert wurde mit Chloräthyl, Äther und Evipan, narkotisiert mit Novocain. Schlimmer sah es hiermit bei den Schnitten in den bereits erwähnten Räumen für kleinere Eingriffe aus. Septisches Material gab es in großer Menge, Eiterbeulen und Phlegmone waren an der Tagesordnung, Narkose- und Betäubungsmittel wurden jedoch nur in verschwindenden Mengen zugeteilt. Die meisten Schnitte wurden also ohne Betäubung durchgeführt, um die zugeteilten „Schätze" sparsam zu verwenden.

5. **Infektionskrankheiten.** Der Gedanke an eine Station für Infektionskrankheiten kam erst auf, als sich die Gefährdung, die von einer Fleckfieberepidemie ausging, bereits ausgebreitet hatte.

1940 und im ersten Halbjahr 1941 nahm Block 28 alle Infektionsfälle auf, erst in der zweiten Jahreshälfte 1941 wurde im früheren Block 15 eine Station für Infektionskrankheiten eingerichtet. Der Block erhielt damals die Nummer 20. Hier fanden sich Räume für die Infektionsstation. Der Block ging geradezu aus den Fugen, 1942 hielt er der Welle der neu eingelieferten Kranken nicht mehr stand. An Block 20 wurde eine Holzbaracke für die Fleckfieberkranken angeschlossen. Diese Baracke wurde im August 1942 während der sogenannten Typhusliquidierung aufgelöst, als fast die gesamte Infektionsstation, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in die Gaskammern geschickt wurde. Die Station für Infektionskrankheiten behandelte Fälle von Fleckfieber, Bauch- und Paratyphus, Ruhr, Malaria, Tuberkulose, Rosen usw. Hier arbeiteten die Kameraden Dr. [Jan] Pakowski, Dr. Władysław Fejkiel, Dr. Władysław Tondos, Dr. Stanisław Kłodziński, [Józef] Mężyk, [Teomir] Gajewski und [Janus] Młynarski, die riesige Schwierigkeiten zu überwinden hatten, da auf der Infektionsstation häufiger Selektionen stattfanden und diese Kollegen ihre diagnostische und therapeutische Arbeit fast unter konspirativen Bedingungen durchführen mußten, sollte sie den Kranken Nutzen bringen. Der Infektionsblock zog Nutzen aus seiner Infektiösität: Hier arbeitete, im Schatten der Ansteckungsgefahr, der Stab der konspirativen Gruppe im Lager.

In der Infektionsstation befand sich auch das sogenannte „*Behandlungszimmer*", wo Häftlinge durch Phenolinjektionen getötet wurden.*

* Vgl. Bd. 1, S. 277–280.

6. **Laryngologie.** In Block 28 bestand eine laryngologische Station, die von Dr. Leon Wasilewski, Nr. 13503, geleitet wurde. Er operierte im kleinen Operationssaal in Block 28. Dort lagen auch seine Patienten. Die laryngologische Station leistete überdies auch ambulante Hilfe.

7. Die **Dermatologie** hatte zwar keinen eigenen Platz, als jedoch Dozent Dr. Stanisław Kapuściński in das Lager eingeliefert worden war, wurden ihm die Dermatologie und die Venerologie übertragen. Er praktizierte in Block 28. Als die Lagerbehörden in Block 24 ein Bordell eröffneten, hatte Dr. Kapuściński auch diese Einrichtung ärztlich zu betreuen.

8. **Zahnstation.** In Block 21 gab es einen Raum, in dem anfangs den Häftlingen Zähne gezogen wurden und der sich im Laufe der Zeit zu einer leistungsfähigen und hochqualifizierten Zahnstation entwickelte, die fast alle stomatologischen Arbeiten ausführte. Hier arbeiteten die Kameraden Kuczbara (der aus Auschwitz floh und später tragisch umkam), Dr. Janusz Krzywicki und Dr. Roman Szuszkiewicz, die eigentlichen Organisatoren der Station, Czesław Duzel und Jabłonowski.

Im *SS-Revier* gab es noch eine zweite Zahnstation, die für SS-Angehörige arbeitete, in der aber Häftlinge eingesetzt waren. Hier befand sich auch das Zahnlabor für beide Einrichtungen.

9. Block 19 und 9 waren die jüngsten Blöcke des HKB. Diese Blöcke nahmen die Durchfallkranken, die an eitrigen Infektionen und inneren Krankheiten Leidenden, die Rekonvaleszenten aus den anderen Blöcken und die Geisteskranken (Block 9) auf.

Zum HKB gehörten außerdem noch folgende Hilfseinrichtungen:

1. **Apotheke.** Die erste Apotheke war im Ambulanzsaal von Block 28 untergebracht und wurde von Mgr. Marian Toliński, Nr. 49, geführt. Der Apotheker versorgte die ambulant behandelten Kranken mit den bescheidenen Arzneimitteln, die dem Krankenbau zugeteilt wurden. Diese Apotheke verteilte die Arzneimittel auch auf die Krankenbau-Blöcke. 1941 spürte Dr. Nicet Włodarski (Nr. 1982), der den chirurgischen Saal im ersten Stock von Block 21 leitete, unter den kranken Häftlingen den Pharmazeuten Mgr. Jan Sikorski (Nr. 19086) auf und behielt ihn im Block. Kamerad Sikorski wurde als Fachmann für Kräuter berühmt. Dr. Włodarski „organisierte" auf ihm allein bekannte Weise Kräuter, aus denen Mgr. Sikorski infusa, species und tincturae herstellte. Als dann Professor Jan Olbrycht in das Lager eingeliefert wurde, wurde ihm die Apotheke in Block 28 übertragen. Mgr. Tolinski führte weiter die Ambulanz-Apotheke, während Professor Jan Olbrycht als Chef der Krankenbau-Apotheke alles Mögliche und Unmögliche unternahm, um aus den von den vergasten Transporten hinterlassenen Sachen [an Medikamenten] herauszuholen, was nur möglich war. Die Arzneimittelversorgung verbesserte sich so weitgehend, daß Professor Olbrycht damals sogar unabhängig von den Zuteilungen aus dem SS-Revier die Lager in Birkenau mit Arzneimitteln versorgen konnte. Das reichte für den Bedarf der kranken Häftlinge nicht aus, war jedoch im Vergleich mit der Machtlosigkeit der Jahre 1940–1941 ein gewaltiger Schritt vorwärts.

2. Das **Magazin** war in einem Raum auf dem Dachboden von Block 28 untergebracht und versorgte den Krankenbau mit hygienischen und sanitären Mitteln, Decken, Bettzeug, Wäsche usw. Das Lager wurde von Kamerad Czesław Sowul (Nr. 167) geführt und kam ebenfalls „richtig in die Gänge", als die großen Transporte in die Gaskammern anfingen und der HKB aus dem Effektenlager „Kanada", also aus den Habseligkeiten der Vergasten, alles klaute, was für den Krankenbau nur von Nutzen sein konnte.

3. Die **Diätküche** befand sich ebenfalls in Block 28. Ihre Möglichkeiten waren bescheiden.

Hier wurden zwei Suppen zubereitet, die sog. *Schleimkost* (eine Schleimsuppe) und die *salzlose Kost* (für Durchfallkranke, Häftlinge mit anderen Erkrankungen des Verdauungstrakts und Nierenkranke). Die Diätküche verteilte auch die für den Krankenbau bestimmten Lebensmittel. Hier arbeiteten Alfred Szymański (Nr. 7730), Marian Mikołajczyk (Nr. 3725), Julian Kiwała (Nr. 9143) und Feliks Włodarski.

4. Der **Leichenkeller** befand sich im Kellergeschoß von Block 28. Er bestand aus zwei Räumen, einem Vorraum, in dem die *Leichenträger* zusammenkamen, und einem zweiten Kellerraum, in dem die Leichen aufgeschichtet wurden. Die *Leichenträger* hatten mit Blech beschlagene Tragbahren, von denen sich das Blut und die Exkremente leichter abwaschen ließen, Tragen auf einem Wagen, den sie benutzten, wenn sie außerhalb des Lagers Leichen abholen mußten, ein paar Dutzend Särge, mit Blech ausgeschlagene Holztröge, und einen Flachwagen, den sog. Rollwagen, mit dem die Leichen zum Krematorium befördert wurden. Als die Sterblichkeit anstieg, wurden die Häftlingsleichen mit Lastkraftwagen zum Krematorium transportiert. Im Vorraum des Leichenkellers wurden von Zeit zu Zeit auch Häftlinge (von einem SDG) durch „Abspritzen" mit Phenol getötet, gewöhnlich Gruppen aus dem *Sonderkommando* in Birkenau, das bei den Gaskammern und den Krematorien arbeitete. Diese Menschen gingen, obwohl sie genau wußten, was sie erwartete, völlig gleichgültig in den Tod. Der Leichenkeller war nicht groß genug, um die Leichen von den Massenmorden aufzunehmen. Die Leichen der in Block 20 mit Phenol „abgespritzten" und der in Block 11 erschossenen Häftlinge wurden direkt an der Tötungsstätte auf Lastkraftwagen geladen und gingen nicht durch den Leichenkeller. Die Leichen der einzeln exekutierten wurden ebenso wie die Leichen von Zivilpersonen, die während der Verhöre in der *Polit*[ischen] *Abt*[eilung] ermordet wurden, in den Leichenkeller gebracht. Ich erinnere mich an die Leiche eines etwa fünfzehnjährigen Mädchens, die aus der *Polit*[ischen] *Abt*[eilung] eingeliefert wurde. Das Mädchen hatte gebrochene Rippen und an mehreren Stellen gebrochene Glieder, war von Kopf bis Fuß mit blauen Flecken übersät, und war nach den Spuren, die die Leiche aufwies, durch einen Revolverschuß ins Herz getötet worden. Die Leichen, die aus der *Polit*[ischen] *Abt*[eilung] gebracht wurden, waren sehr übel zugerichtet. Das Verladen der Leichen auf die Wagen ging brutal vor sich. Man konnte fürwahr keine Begräbnisstimmung schaffen. Die Leichen wurden einfach auf den Wagen geworfen. Eine Ausnahme waren dabei die Leichen besonders geliebter und geachteter

Kameraden, die beim Aufladen langsam, gesammelt und majestätisch getragen und vorsichtig auf den Wagen gelegt wurden. So brachten die *Leichenträger* von Auschwitz den Helden des Lagers und den ihnen besonders nahestehenden Kameraden ihre Huldigung dar. Als es in den Jahren 1942–1943 viele Erschießungen in den Arbeitskommandos gab, warben die *Leichenträger* unter den neu eingelieferten Häftlingen, gerade erst in Streifenanzüge eingekleidet, Hilfskräfte an. Als diese Menschen die Leichen der ermordeten Häftlinge sahen, gerieten sie in starke Erregung, schrien wie Wahnsinnige, fielen in Ohnmacht, übergaben sich usw. Das war wirklich schrecklich anzusehen und ein großer Schock für die kaum erst im Lager eingetroffenen Häftlinge. Es war geradezu unmöglich, den *Leichenträgern* zuzusehen, wie sie die Leichen auf den Wagen verluden. Gewöhnlich faßten vier den Verstorbenen an den Gliedern und gaben der Leiche durch Schaukeln Schwung und einen kräftigen Stoß. Der Verstorbene segelte durch die Luft und fiel dann auf den Lastwagen herab. Die Leichen der erschossenen oder plötzlich verstorbenen Häftlinge ließen dabei durch die Stimmbänder oder durch den After noch irgendwelche, nota bene gespenstische, gänzlich nichtmenschliche Töne von sich. Das Aufladen fand gewöhnlich abends statt und war für den Beobachter ein grauenhaftes, erschütterndes Erlebnis. Die Leichen der mit Phenolinjektionen getöteten Häftlinge zeigten eine charakteristische Veränderung. Die Haut war rötlich-bläulich, das Gesicht violett, und bei allen trat schnell ein Kaumuskelkrampf auf. Das *„Kommando Leichenträger"* hat eine umfangreiche Geschichte, für deren umfassende Beschreibung der hier zur Verfügung stehende Platz leider nicht ausreicht.

Der Chef der *karawaniarzy* führte das *„Leichenhalle"*-Buch und trug dort die Nummern der im Leichenkeller liegenden Leichen ein. Vor dem Appell wurden diese Eintragungen mit dem Haupt-*Totenbuch*, dem *Totenbuch* in der *HKB-Schreibstube,* verglichen.

Die ersten *Leichenträger* waren Gienek Obojski und Teofil Banasiuk. Obojski wurde erschossen, Banasiuk starb an Fleckfieber. Von den Leichenträgern erinnere ich mich bis heute an Stanisław Ryszler, den Chef des Leichenkellers nach Teofil Banasiuk, an Stanisław Ratajczyk, Czesław Głowacki, Ignacy Molke, Bronisław Malina und an zwei Gajdeks, wohl Vater und Sohn. Diese Menschen haben sehr viel gesehen, sie sind Augenzeugen der Exekutionen und der „Abspritzungen", bei denen sie zugegen sein mußten, um die Ermordeten wegzuräumen und Platz für neue Opfer zu machen.

Schließlich müssen noch zwei Arbeitskommandos erwähnt werden, die im Krankenbau untergebracht waren und mit dem Gesundheitsdienst im Lager zu tun hatten.

1. Zum Kommando *„SS-Revier"* gehörten die Häftlinge, die im SS-Krankenrevier als Dentisten, Zahntechniker, Apotheker, Schreiber der Schreibstube des [SS-] *Standortarztes* usw. eingesetzt waren.

2. *Hyg*[ienisch]-*bakt*[eriologische] *Untersuchungsstelle der Waffen SS* war ein Kommando, in dem Ärzte, Bakteriologen und Hilfskräfte eingesetzt waren. Dieses Institut bestand in Auschwitz seit 1943 und die hier beschäftigten Kameraden arbeiteten unter Aufsicht des SS-Sanitätsdienstes.*

Kurz zu erwähnen ist schließlich noch das sogenannte *Behandlungszimmer* in Block 20. Dieses hatte mit dem Block, in dem es sich befand, nichts zu tun. Hier wurden kranke, zuweilen auch gesunde Häftlinge vernichtet. Hier wurden die Phenolspritzen verabreicht.** Das Zimmer lag gleich hinter dem Haupteingang, gegenüber war der sog. *„Waschraum"*, der dieser Einrichtung als Leichenhalle diente. Diese beiden Räume waren durch den Korridor getrennt, der von dem übrigen Block durch einen groben, grünen, quer über den Gang gehängten Vorhang so abgeteilt war, daß das, was hinter dem Vorhang vor sich ging, vom Block 20 nicht gesehen werden konnte. Die auf die Tötung wartenden Häftlinge standen in einer Schlange im Korridor und gingen durch den Vorhang in das „Reich des Phenols und des Todes". Nachdem die Häftlinge in das *Behandlungszimmer* geführt worden waren, setzten sie sich auf einen Hocker, und der SDG tötete sie mit einer Phenolinjektion in das Herz. Die Agonie trat sofort ein, die bewußtlosen „abgespritzten" Häftlinge wurden in den gegenüberliegenden *Waschraum* geführt oder getragen und dort auf einen Haufen geworfen. Abends wurden die Leichen auf Lastwagen geladen und zum Krematorium gefahren. Von der SS beteiligten sich an den „Abspritzungen" unter anderem Josef Klehr, Herbert Scherpe und Hans Nierzwicki. Daneben halfen auch mehrere Häftlinge eifrig bei dieser Arbeit und nahmen auch Phenolinjektionen vor, darunter 1) Mieczysław Pańszczyk (Nr. 667***), der sich damit brüstete, eigenhändig 13 000 Menschen „abgespritzt" zu haben und häufig unterstrich, er stehe zur ausschließlichen Verfügung von Herrn Obersturmführer Dr. Entress; 2) Alfred Stössel (Nr. 435) hat beträchtlich weniger Opfer auf dem Gewissen, übte das Verbrechen jedoch mit großer Vorliebe aus; 3) Mieczysław Szymkowiak („Perelka-Perle") war ein stiller und bösartiger Sadist, der die Injektionen vornahm, nachdem Pańszczyk gestorben war; 4) Feliks Walentynowicz (Nr. 46) war der erste Pole, der sich bereiterklärte, Kameraden zu töten und diese Tötungen selbst vornahm, wenn auch in geringerem Umfang.

Die SS-Ärzte Dr. [Siegfried] Schwela und Dr. [Franz] von Bodmann bemühten sich, für diese Tätigkeit polnische Ärzte anzuwerben, doch keiner der Häftlingsärzte gab sich für diese schändliche Prozedur her. Pańszczyk wurde von Häftlingen ermordet, als er mit einem Transport in ein anderes Lager verlegt wurde, Stössel wurde nach einer langen, von [Gerhard] Lachmann geführten quälenden Untersuchung in Block 11 erschossen. Szymkowiak starb unter nicht näher geklärten Umständen, aber auch keines natürlichen Todes, und auch Walentynowicz lebt nicht mehr.

* Vgl. Bd.1, S. 213–217.
** Vgl. Bd. 1, S. 277–280.
*** Nach anderen Angaben Nr. 607.

Kazimierz Hałgas

Die Arbeit im „Revier" für sowjetische Kriegsgefangene in Auschwitz. Ein Bericht*

Ich war seit Oktober 1940 im Konzentrationslager Auschwitz (Häftlingsnummer 5670). Vom 7. Oktober 1941 bis zum 8. November 1941 arbeitete ich – gemeinsam mit Dr. Józef Żegleń aus Maków Podhalański (Häftlingsnummer 5921) – im sog. Spital (Revier) im Lager der sowjetischen Kriegsgefangenen. Später schickte man uns nach Einhaltung einer Quarantänefrist zur Arbeit im Revier für sowjetische Kriegsgefangene in Groß-Rosen.

Heute sind die Vernichtungsziele und die entsprechenden Anordnungen der Nazis zur Liquidierung der sowjetischen Kriegsgefangenen sowie deren Schicksal aus der wissenschaftlichen und Erinnerungsliteratur wohlbekannt.** Wir, die wir im Lager gefangen waren, wußten weder von irgendwelchen Anordnungen noch von Hungerrationen bei der Verpflegung der Kriegsgefangenen. Man hielt uns in dem Glauben, daß sie im Einklang mit den internationalen Konventionen behandelt werden würden.

Aber die Wahrheit sah anders aus. Mehrere Monate direkten Augenscheins in diesen Lagern überzeugten uns, daß die Kriegsgefangenen dort allein zu dem Zweck untergebracht wurden, sie möglichst schnell zu liquidieren. Dieses Ziel wurde eifrig und beflissen realisiert, mit kleinen lokalen Abweichungen, etwa was die Vorliebe für bestimmte Arten der Ermordung betraf, aber doch immer nach dem von oben festgelegten Muster.

Angewandt wurden vor allem mörderische Zwangsarbeit bei Hungerrationen sowie physische Gewalt, besonders brutale Schikanen und Schläge. Außerdem wurden Selektionen vorgenommen, die Ausgewählten erschossen oder durch Gift getötet, bzw. auf andere Weise umgebracht. Zur Ausführung dieser schändlichen Mordtaten setzte man die deutschen Lagerärzte sowie Sanitätsoffiziere und -Unteroffiziere ein, die sich diesen Tätigkeiten keineswegs zu entziehen suchten, ihnen im Gegenteil bereitwillig nachgingen.

Der Angriff Hitlerdeutschlands auf die UdSSR am 22. Juni 1941 machte sich im Konzentrationslager durch starke Zunahme der Morde und Verschärfung des Lagerregimes bemerkbar. Bereits am folgenden Tag wurden auf Befehl des Kommandanten Höß alle 176 Juden ermordet, die damals noch im Lager lebten und in der Strafkompanie arbeiteten. Das geschah vor aller Augen in der sog. *Kiesgrube,* gleich hinter der Lagerumzäunung. Dann übten sich die Henker einige Tage in Block 16 (später Nr. 21) auf der Abteilung für die sog. septische Chirurgie darin, Kranke durch die Injektion von Phenol und anderen Giften umzubringen; dort wurde die Auschwitzer Methode der Tötung durch Phenolinjektion in den Herzmuskel entwickelt. Am 3. Juli fand, gleichfalls in der *Kiesgrube,* eine große Exekution von etwa 70 Häftlingen, überwiegend aus Krakau, statt, die letzte unter Einsatz eines Exekutionskommandos.

Zu dieser Zeit gab es noch keine sowjetischen Kriegsgefangenen im Lager Auschwitz. Berichte von Transporten sowjetischer Kriegsgefangener im Juli 1941, die angeblich der SK (*Strafkompanie*) eingegliedert und dann ohne Nummerierung getötet worden sein sollen, sind im Lichte der Auschwitzer Ereignisse nicht zu beweisen; es handelt sich hierbei wohl um Verwechslungen mit den eben genannten Tatsachen.

Die erste große Gruppe sowjetischer Kriegsgefangener, die im Lager Auschwitz ermordet wurde, bestand aus ungefähr 600 Menschen, die in einer der ersten Septembernächte 1941 in den Bunkern und Kellern von Block 11 vergast wurden. Die fehlerhafte Ausführung des Verbrechens mit unzureichenden Mitteln hatte zur Folge, daß sich die Unglücklichen in einem langen Todeskampf quälen mußten.***

Ende September 1941 wurde das Lager Auschwitz mit Hilfe eines Stacheldrahtzaunes in zwei Teile geteilt. Die neun Blöcke an der linken Seite der *Lagerstraße* wurden damals abgetrennt und die Häftlinge in die neu errichteten vier Etagenblöcke am alten Appellplatz verlegt. Abgegrenzt wurden die folgenden Blöcke: 1, 2, 3 und 3a, 12, 13, 14 sowie 21 und 21a (ehemals Block 7), 22, 23 und 23a (ehemals Block 8) und 24. Höchst seltsam war die Nummerierung des ehemaligen Blocks 8. An der Zaunseite belegte Nr. 22 eine Hälfte, auf der anderen Seite war Nr. 23, und den gesamten, aufgebauten ersten Stock belegte Block 23a. Eine Bestätigung dieser Tatsache findet sich im sog. *Totenbuch* des sowjetischen Kriegsgefangenenlagers. Die Blökke 1, 2, 12, 13 und 14 hatten noch kein Obergeschoß. Die Nummerierung der Blöcke 21 und 22 wurde erst Ende November 1941 so geändert, wie man es heute auf dem Gelände der Gedenkstätte in Auschwitz vor Augen hat.

Als diese Teilung des Lagers vorgenommen wurde, wurden im Lager verschiedene Offiziere von SS und *Wehrmacht*

* Z pracy w tzw. rewirach dla jeńców radzieckich w Oświęcimiu i w Gross-Rosen. [Zur Arbeit in den sog. Revieren für sowjetische Kriegsgefangene in Auschwitz und Groß-Rosen] (1980, H. 1, S. 162–171, gekürzt). Übersetzung: Olaf Kühl.

** Vgl. Christian Streit. Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945. Stuttgart 1978; Alfred Streim. Die Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen im „Fall Barbarossa". Eine Dokumentation. Heidelberg 1981.

*** Vgl. Bd. 1, S. 261–275

gesehen: Die Vermutung kam auf, daß ein Teil des Lagers als Kriegsgefangenenlager an die Wehrmacht übergeben werde. Dieser abgetrennte Teil wurde *Russen-Kriegsgefangenenlager-Auschwitz* genannt.

In diesem „Lager im Lager" wurde wiederum ein Teil von Block 1 als Lagerspital für die Kriegsgefangenen abgegrenzt und als *Russen-Kriegsgefangenen-Krankenbau,* abgekürzt *R. Kg. KB.,* bezeichnet. Zur Arbeit in diesem Spital wurden wir beide, d.h. ich und der erwähnte Dr. Józef Żegleń, ein 50jähriger Eisenbahnarzt aus Maków Podhalański, abkommandiert.[1] Wir wurden im Prinzip als Freiwillige rekrutiert, aber nicht so, daß wir uns selbst gemeldet hätten, sondern diese Arbeit wurde uns vom Kapo des Spitals, von Hans Bock (*Berufsverbrecher,* Häftling Nr. 5) vorgeschlagen. So einen Vorschlag konnte man nicht ablehnen.

Nach der Erfahrung mit der Vergasung der Kriegsgefangenen am 3. September stand nichts Gutes zu erwarten. Zwar erzählte man uns allerlei Märchen von fünf Mahlzeiten pro Tag, von großartiger medizinischer und pharmazeutischer Versorgung, aber die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Es gab ganz einfach nichts. Im letzten Augenblick lieh man uns einige gebrauchte Geräte aus dem Häftlingsspital und schenkte uns ein paar Medikamente und Verbandsmaterial.

In Block 1, in dem uns Platz für das Spital abgeteilt worden war, hatten bei dreistöckigem Aufbau etwa 200 Holzbetten in fünf Krankensälen Platz: Nr. 4, 7, 8, 9 und 10. Der Rest, d.h. der Südteil des Blocks, in dem früher die alte Wäscherei untergebracht war, blieb ungenutzt; dort standen irgendwelche Kübel und Waschgeräte herum. Auf unserer Seite befand sich noch ein Waschraum nebst Abort, ein Zimmer als Aufnahmeraum, ein Behandlungszimmer und der ehemalige Raum des Blockältesten und Schreibers, den wir uns als Wohnraum nahmen. Hilfspersonal sollten wir uns unter den Kriegsgefangenen suchen. Nach der Ausbildung einiger Kriegsgefangener zu Sanitätern sollten wir ins Häftlingsspital zurückkehren. Die Ausrüstung dieses kleinen Spitals war mehr als bescheiden: ein hölzernes Sofa, einige Schemel, ein Skalpell, eine Schere, eine Knochen-Klemme, zwei Pinzetten, ein Thermometer, eine kleine Sanduhr zur Pulsmessung, Holzspachtel, ein wenig Zellstoffwatte, einige Mullverbände sowie ein paar Papierverbände und einige Rollen Toilettenpapier zum gleichen Zweck. An Medikamenten bekamen wir jeweils 20 bis 30 Schmerztabletten, Aspirin, Tannalbin, Kohle, ein Fläschchen Herztropfen, ein bißchen Wasserstoffsuperoxyd, Rivanol und Lisol. Wir erhielten weder Spritzen noch Medikamente für Injektionen. Doch gelang es uns, einen elektrischen Kocher zu borgen, mit dessen Hilfe wir Wasser oder Kräuteraufgüsse zubereiten konnten.

Außerdem wurden im Lager Häftlinge mit guten Russischkenntnissen für Kanzleiarbeiten geworben; einige Dutzend wurden ausgesucht, darunter auch Polen, und in Block 24 provisorischen Sprachprüfungen und irgendeiner Schulung unterzogen. Zum Ältesten des Kriegsgefangenenlagers wurde Leo Wietschorek *(Berufsverbrecher,* Häftlingsnummer 30) ernannt, bisher zweiter Lagerältester, der für seinen Sadismus und seine verbrecherischen Taten bekannt war. Auch zu den Blockältesten aller Blocks und Schreibern machte man deutsche Häftlinge, und zwar mit Absicht die brutalsten.

Um die notwendigen Aufzeichnungen im Spital führen zu können, erhielt ich drei gleichartige, dicke, zweihundertvierzigseitige Hefte, die als *Krankenbuch, Ambulanzbuch* und *Totenbuch* bestimmt waren. Eins dieser Bücher ist erhalten geblieben, das *Totenbuch R. Kg. Lager;* es ist ein erstrangiges Dokument jener Zeit. Ich machte in diesem Buch vom 7. bis zum 28. Oktober 1941 persönlich Eintragungen und leitete die Eintragungen bis zum 8. November 1941, bis zur laufenden Nummer 2790 der Todesfälle. Dieses Buch hat Jerzy Brandhuber, [damals] Kustos der Gedenkstätte Auschwitz, in Nr. 4 der „Hefte von Auschwitz" ausgezeichnet kommentiert.[2]

In den Nachkriegsjahren leistete ich 1947–1948, als die Auschwitz-Prozesse vor dem Obersten Volksgericht stattfanden, Wehrdienst in der Polnischen Volksarmee und bekam nicht viel davon mit. Erst kürzlich fand ich in der Gedenkstätte Auschwitz eine Fotokopie des *Totenbuchs* und erkannte meine Handschrift. Mir fiel ein, daß ich in diesem Buch auch Zeichen eingetragen hatte, die nur mir verständlich waren, und ich suchte im Archiv nach ihnen. Was ich aufgrund dieser Durchsicht rekonstruieren konnte, habe ich in dem dort aufbewahrten Bericht dargelegt. Ich hatte meine Handschrift und die Tinte erkannt, die ich nach Gefängnisart aus Kopierstift hergestellt hatte.

In den ersten Oktobertagen 1941 räumten wir unser „Spital" auf, brachten es in Ordnung, legten die Bücher an und bezogen die Betten. Aus unserer Spitalschreibstube bekamen wir eine Liste der Todesursachen, die man dort benutzte, und wir fertigten uns zum eigenen Gebrauch eine Abschrift der ca. 80 am häufigsten verwendeten Todesursachen an. Wir wurden angewiesen, keine andere Dokumentation, etwa Krankengeschichten usw., zu führen.

Die ersten sowjetischen Kriegsgefangenen trafen am 7. Oktober 1941 morgens ein. Es war ein sehr kalter, regnerischer Tag. Auf dem *Holzplatz* wurden sie aus den Eisenbahnwaggons getrieben, nackt ausgezogen, man nahm ihnen bis auf die Stiefel alles weg, angeblich zur Desinfizierung. Dort wurden sie nach dem Haarescheren in einem großen Metallbottich in kaltem Wasser mit Lisol gebadet. Daraufhin wurden sie mit Gebrüll in Gruppen zu einigen Dutzend wie eine Herde Vieh in die Blöcke getrieben, mit Peitschen, Ochsenziemern, Knüppeln und allem, was gerade zur Hand war, geschlagen. Sie hatten nur die Stiefel an den bloßen Füßen, in den Händen trugen sie Holzlöffel und kleine Töpfe nach russischer Art oder ganz normale leere Konservendosen, einige auch Kochgeschirr, wie es in Polen üblich ist. Um den Hals trugen sie an Schnüren die Erkennungsmarken aus dem *Stalag* [Kriegsgefangenen-Mannschaftsstammlager]. Alle diese Kriegsgefangenen waren entsetzlich abgemagert und unterkühlt. Am Ende jeder Gruppe gingen

1 Vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 698.

2 Jerzy Brandhuber. Die sowjetischen Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz. Hefte von Auschwitz 4, Oświęcim 1961, S. 6–62.

die Kranken und Geschwächten, die von den SS-Männern am meisten geschlagen wurden.

Es waren überwiegend junge Männer im Alter zwischen 19 und 35 Jahren, also im typischen Soldatenalter. Alle paar Minuten wurde eine neue Gruppe herangetrieben, und die Blöcke wurden der Reihenfolge nach, angefangen mit Nr. 2, aufgefüllt. Aus den Blöcken durften sie dann nicht mehr heraus. Das ging fast drei Tage so, d.h. den 7., 8. und 9. Oktober. Es kamen damals über 3 000 Kriegsgefangene. Die nächsten Transporte trafen am 14., 19., 20. und 25. Oktober ein. Insgesamt kamen in dieser Zeit mehr als 7 500 von insgesamt 12 000 Kriegsgefangenen, die kommen sollten, an. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß es weniger waren. Im Laufe des Oktober und Anfang November 1941 wurden nämlich im Krematorium neben dem Lager alle paar Tage Gruppen von etwa 1000 sowjetischer Kriegsgefangener vergast. Das weiß ich vom Kapo des Reviers, Hans Bock, und aus dem, was ich an Gesprächen des *Lagerarztes* Siegfried Schwela mit Kommissionsmitgliedern mithörte, die häufig wegen der Leichname unserer Kriegsgefangenen kamen. Weil das Krematorium mit den Leichen der Vergasten ohnehin ständig überladen war, wurden aus dem Kriegsgefangenenlager gar keine Leichen angenommen. Diese Leichname mußten einen Monat lang auf dem Lagergelände gesammelt werden. Das war eigentlich nicht geplant gewesen; man hatte keinen Raum für die Leichen vorgesehen und mußte ständig nach neuen, provisorischen Unterbringungsmöglichkeiten suchen.

Geht man somit davon aus, daß das kleine Krematorium, damals das einzige in Auschwitz, eine Kapazität von 300 bis 350 Leichen täglich besaß und den ganzen Oktober 1941 hindurch voll ausgelastet war, berücksichtigt man zudem die bekannte Sterblichkeit von damals täglich bis zu 100 Personen im Lager, so läßt sich annehmen, daß in diesem Zeitraum die Leichen von mindestens 5 000 fortgesetzt vergasten sowjetischen Kriegsgefangenen im Krematorium zusätzlich verbrannt wurden. Auf diese Weise wäre die Zahl von 12 000 sowjetischen Kriegsgefangenen, die aus dem *Stalag* in Lamsdorf nach Auschwitz kommen sollten – eine Zahl, von der im Lager alle und insbesondere die *Lagerärzte* sprachen – angesichts der nur 7 500, die dann tatsächlich das Kriegsgefangenenlager erreichten, erklärbar.

In den ersten Tagen konnte das Kriegsgefangenen-Spital nicht mit seiner Tätigkeit beginnen, denn wir durften keine Kranken aus den Blöcken aufnehmen, bevor nicht sämtliche Kriegsgefangenen registriert worden waren. Wir bekamen nur die Leichen derjenigen, die in den einzelnen Blöcken oder auf dem Transport ins Lager gestorben waren.

In den Blöcken herrschte ein unglaubliches Durcheinander. Das Wetter war immer noch schlecht, es war sehr kalt, und die Menschen waren völlig nackt. Man hatte aus den Blöcken sogar die Decken der Häftlinge, die vorher dort gewesen waren, zwecks Desinfektion entfernt. Die Kriegsgefangenen waren alle stark unterkühlt. Sie drängten sich auf den Fluren und in den Waschräumen wie große Bienenschwärme zusammen, um sich gegenseitig zu wärmen. Den Kranken war es verboten, sich auf die Betten zu legen. Die Geschwächten saßen oder lagen nackt an der Wand, auf dem bloßen Betonboden. Die Blockältesten und ihre Hilfskräfte vertrieben diejenigen mit Gebrüll und Schlägen, die sich an die Wand lehnten, damit diese nicht schmutzig würde.

Überall wurden Blocklisten angefertigt. Das ging jedoch sehr mühsam vonstatten, denn die Blockältesten und ihre Hilfskräfte, deutsche Kriminelle, die sog. *BVer*, hatte man unter dem Gesichtspunkt der Schlagkräftigkeit ausgewählt. Diese Leute konnten kaum schreiben und verstanden kein Wort Russisch, während die Kriegsgefangenen nicht Deutsch konnten. Durch Schläge wollte man sie zwingen, eine ihnen unbekannte Sprache zu verstehen, die zudem mit heiserer, rauher Fistelstimme herausgeschrien wurde.

Gegen Mittag des ersten Tages bekamen die Gefangenen eine erste Mahlzeit, ein Stück Brot – ein Laib von 1400 g für 10 Leute – und eine Kelle sehr wässriger Rübensuppe. Diese Verpflegung war viel schlechter als unsere Häftlingsnahrung. Wir, alle zur Arbeit im Kriegsgefangenenlager abkommandierten Häftlinge, erhielten unsere Verpflegungsrationen gesondert in Block 24.

Am 7. Oktober 1941 nachmittags begann in Block 24 in den Räumen der Schreibstube im Parterre die Registrierung der Kriegsgefangenen. Sie wurde von speziell geschulten Häftlingen vorgenommen, ungefähr 30 an der Zahl. Darunter waren auch polnische Häftlinge, die gut russisch sprachen. Die Kriegsgefangenen wurden blockweise in Gruppen zu vierzig, fünfzig Personen nach Block 24 gebracht. Dort wurden sie notiert und registriert und bekamen neue Auschwitzer Nummern, von 1 aufwärts. Da sie völlig nackt waren, sah man von der ursprünglichen Absicht, ihnen aufgenähte Nummern auszugeben, ab. Man fürchtete, die Stoffetiketten mit den Nummern könnten verlorengehen oder vertauscht werden. Man schrieb ihnen daher die neuen Nummern mit Kopierstift auf die angefeuchtete Haut des Brustkorbs. Weil diese Nummern nicht lange hielten, wurden sie später bei einer täglichen Nummerninspektion erneuert. Dabei sind viele Fehler unterlaufen, die erst später bemerkt wurden.

Zunächst wurden auch die Erkennungsmarken aus den *Stalags* nicht einbehalten. Das führte innerhalb weniger Tage zu einem unerhörten Chaos. Schon in den ersten Tagen wurden Tote eingeliefert, die eine verwischte, unleserliche Nummer auf der Haut hatten und zudem mehrere Nummernplättchen aus dem *Stalag* trugen. Deshalb wurden nach einigen Tagen alle diese Marken weggenommen. Später wurden diese Kriegsgefangenen mit Hilfe einer besonderen Tätowiervorrichtung auf dem Brustkorb nummeriert. Diese Methode war schon früher angekündigt worden, wurde aber erst Ende November 1941 eingeführt. Jedenfalls war die Tätowierung bis zu meinem Fortgang aus diesem Lager, d.h. bis zum 8. November 1941, nicht üblich, und ich habe auch nie einen tätowierten Häftling gesehen.

Bei der Registrierung wurden im wesentlichen zwei Dokumente ausgefüllt. Das erste war der sog. *Aufnahmebefund*, ein etwa postkartengroßes, cremegraues Blatt, wie es auch die Häftlinge bekamen, das zweite ein besonderes großformatiges militärisches Spezialformular, bläulich-grün, von der Größe

eines Bogens Kanzleipapier. Hier mußten auf vier Seiten zahlreiche Rubriken ausgefüllt werden. Am Ende dieser Formulare, gleichfalls aus dünnem Karton, war ein Stück von Postkartengröße perforiert, das als Postkarte vorgesehen war. Dort gab es fertige Rubriken in deutsch und russisch, mit denen die Familie über Gesundheit und Zustand des Kriegsgefangenen informiert wurde. Unten mußte jeder Gefangene unterschreiben. Auf den übrigen Seiten dieses Dokuments wurden sehr ausführliche Angaben zur Person und zur Familie jedes Kriegsgefangenen verlangt, Angaben zur Ausbildung mit vollständiger Bezeichnung der Schule und Adresse, des erlernten und des ausgeübten Berufs, vollständiger Anschrift der Fabrik sowie Angaben, die sich auf die Zugehörigkeit zu Berufs- und Jugend-Organisationen bezogen.

Diese Dokumente waren von großer Bedeutung bei den wiederholt durchgeführten Selektionsverhören. Mit ihrer Hilfe suchte man aus der ganzen Masse der Kriegsgefangenen die große Gruppe von Intellektuellen und besonders ausgebildeten Personen heraus, die man der ideologisch-politischen Führerschaft verdächtigte, und verhörte sie noch einmal. Bei diesen Verhören waren speziell geschulte SS-Männer als Leiter oder Beobachter zugegen, die fließend Russisch sprachen und nicht in ihrer eigenen Uniform, sondern in den Tuchuniformen von sowjetischen Offizieren ohne Rangabzeichen auftraten. Ich sah sie in Block 24 und weiß, daß es verkleidete SS-Männer waren. Die Kriegsgefangenen dagegen hielten sie für russische Verräter und nahmen an, daß sie alles wüßten. Dabei bedienten sich diese Leute beim Verhör einfach der zuvor ausgefüllten Formulare und waren deshalb ausgezeichnet über die jeweils Verhörten informiert. Ein Kriegsgefangener brauchte nur der Zugehörigkeit zum Komsomol verdächtig zu sein, schon wurde er in den Keller von Block 24 oder in Block 22 gebracht. Die aus den Kellern trieb man dann nackt zu Block 11, wo sie erschossen wurden.

Alle Kriegsgefangenen, die damals in Auschwitz eintrafen, kamen aus dem *Stalag VIII B Nr. 318* in Lamsdorf. Dort waren sie ausschließlich unter freiem Himmel untergebracht gewesen. Einige hatten sich Wohnhöhlen in die Erde gegraben, aber wegen des sumpfigen Geländes füllten sich diese Höhlen bei dem herbstlichen Regenwetter mit Wasser. Sie waren in den ersten Tagen der Verteidigungskämpfe an der Westgrenze der UdSSR gefangengenommen worden und hatten daher so gut wie keine Nachrichten von der Front. In Lamsdorf bekamen sie überwiegend Trockenverpflegung in Form von Rübenschnitzeln und Kartoffeln, die sie meist roh verzehrten. Sie waren also ziemlich entkräftet, und ihr Gesundheitszustand war erschreckend. Alle waren stark unterernährt und beinahe schon zu Muselmännern geworden. Es gab viel Krätze, die Haut war mit alten Verletzungen, mit Furunkeln und Geschwüren bedeckt. Wir stellten sehr viel Durchfall, darunter auch Blutruhr und Bronchialerkrankungen fest.

Es war schwierig, aufrichtigen Kontakt mit ihnen zu finden. Sie hatten viel durchgemacht und vertrauten niemandem. Ihnen war klar, daß man sie hierher gebracht hatte, um ihnen den Rest zu geben. Sie hielten es ganz zu Recht für reine Schikane, daß man ihnen alle persönlichen Gegenstände, Kleidung, Decken usw. weggenommen hatte. Wegen der nächtlichen Kälte schliefen sie zu mehreren im Bett und krochen meist in die Strohsäcke hinein, obwohl ihnen dafür fürchterliche Schläge von den Blockältesten drohten.

Erst nach fünf Tagen, d.h. am 12. Oktober, wurden ihnen Kleidung und Decken ausgehändigt. Natürlich fehlte es auch dabei nicht an weiteren Schikanen. Die Kleidung wurde auf einem Pferdewagen gebracht und vor jedem Block einfach in den Dreck geworfen. Sie bekamen also die Decken und Kleidungsstücke schon in verschmutztem und zerrissenem Zustand. Unterwäsche, Fußlappen, Mäntel und Gürtel wurden nicht ausgegeben, nur Drillichhosen, Jacken und Kopfbedekkungen, meistens leichte Sommermützen. Nur in Einzelfällen, für Personen, die im Block beschäftigt waren, z.B. für den Dolmetscher, konnte der Blockälteste eventuell Unterwäsche oder einen Mantel besorgen. Dieser Zustand hielt bis Mitte Dezember 1941 an, dann erhielten alle Mäntel.

Im Laufe der ersten sechs Tage, d.h. vom 7. bis zum 12. Oktober, starben in den Blöcken insgesamt 17 Kriegsgefangene. Bezeichnend für das im Lager herrschende Chaos ist die Tatsache, daß es bei nicht weniger als 12 von ihnen unmöglich war, ihre Identität zu ermitteln, so daß sie als *unbekannt* ins Totenbuch eingetragen wurden, obwohl manche von ihnen schon die neue Nummerierung hatten. Nur zwei von ihnen kamen noch zu Lebzeiten ins Spital. Es galt nach wie vor das Verbot, Kriegsgefangene ohne ausdrückliche Genehmigung von *Rapportführer* [Fritz] Seidler ins Spital aufzunehmen.

Die Lagerung der Leichen war von Anfang an ein Problem. Es gab dafür keinen geeigneten Raum. Eine Sonderkommission mit dem *Lagerführer,* dem *Lagerarzt* und einem Vertreter der Politischen Abteilung erschien. Sie musterten das Lager, suchten auch das Krematorium auf. [Hans] Bock, der Kapo des Spitals, der mit ihnen ging, erzählte mir, das Krematorium sei überfüllt, weil dort gerade ungefähr 1000 Kriegsgefangene vergast worden waren. Der Lagerkommandant wollte die Leichen vergraben lassen, dem aber widersetzte sich der Leiter der Politischen Abteilung, [Maximilian] Grabner. Es wurde befohlen, die Leichen provisorisch in den Waschräumen und Kellern unter Block 3 zu lagern. Bis zum 28. Oktober waren diese Keller voll. Dort wurden die 650 Leichen abgelegt. Im Krematorium wurde weiter vergast, und es gab keinen Platz mehr. Es wurde befohlen, die Betten aus den Krankensälen in Block 1, der zum Spital gehörte, zu entfernen und dort Leichen zu lagern. Nachdem alle Säle auf diese Weise gefüllt worden waren, wurden die Leichen vom 1. November 1941 an auf dem Hof zwischen Block 1 und 2 unter freiem Himmel aufgeschichtet. Erst am 4. November, als es schon über 2000 Leichname waren, begann man, sie mit Fahrzeugen nach Birkenau zu transportieren und dort in Gruben zu vergraben.

Am Montag, dem 13. Oktober, wurden erstmals Kriegsgefangene zur Arbeit geschickt. Ein Teil kam zum *Abbruchkommando* in der Nähe des Lagers, die meisten nach *Birkenau.* Damals hörte ich den Namen *Birkenau* zum ersten Mal. Gleich am Nachmittag wurden mit einem Lastwagen ungefähr 60 Leichname von Kriegsgefangenen gebracht. Fast alle waren erschossen, manche hatten riesige Wunden, wie von Axthieben.

Die Kapos erzählten, die Kriegsgefangenen hätten in Birkenau einen Wald ausholzen sollen und dafür Äxte bekommen. Sie hätten sich auf die SS-Männer gestürzt und seien erschossen worden, das gesamte Kommando. Andere Kriegsgefangene, die in der Nähe gearbeitet hatten, hatten eine andere Version. In der Mittagspause hätten die SS-Männer „Sport" mit den Kriegsgefangenen getrieben. Sie hätten sie in Richtung der Postenkette laufen lassen, wo schon Maschinengewehre bereitstanden. Diejenigen, die lediglich angeschossen zurückkamen, seien von unseren *Blockführern* erschossen oder von den Kapos mit Äxten erledigt worden. Ein derartiges provoziertes, kollektives Massaker habe ich später nie mehr erlebt.

An den folgenden Tagen sank die Sterblichkeit auf zehn, zwanzig oder sogar noch weniger Personen täglich. Aber an diesen Tagen kamen neue Kriegsgefangenen-Transporte, die SS-Männer waren also dort beschäftigt, besonders am 14., 19. und 20. Oktober. Vom 21. Oktober an stieg die Sterblichkeit erneut stark an und lag bald höher als 100, 150, 200 und sogar 300 Personen pro Tag. Am höchsten war sie am 4. November 1941. An diesem Tag starben 352 Kriegsgefangene, d.h. sie wurden bei der Arbeit umgebracht.

Zu dieser Zeit teilte ich mir die Arbeit mit dem Kollegen Żegleń folgendermaßen: Er als Älterer kümmerte sich um die Lebenden, d.h. die Kranken, während ich für die Leichname der Ermordeten und Verstorbenen zuständig war. Kranke gab es sehr wenige. Wir durften niemanden ins Spital aufnehmen. Nur Sterbende oder Leute, die derart geschwächt waren, daß sie nicht mehr zum Appell antreten konnten, brachte man zu uns, oder man warf uns Verstorbene vor den Block auf die Straße. Wir mußten ihre Identität und Blockzugehörigkeit ermitteln und den zahlenmäßigen Bestand aktualisieren, damit beim Appell alles stimmte.

Kurz vor dem Appell wurden immer mehr Verstorbene und Ermordete aus den Kommandos gebracht und vor dem Spital abgeladen. Sie wurden gezählt und beim Abendappell zum Spitalbestand gezählt, damit die Gesamtzahl stimmte. Es war keine Zeit mehr, die Todesfälle zu melden. Damit war der Bestand des Spitals überhöht, man mußte ihn sofort danach durch die Meldung der Todesfälle herabsetzen. Auf diese Weise mußten wir, ohne daß wir überhaupt Patienten gehabt hätten, täglich einige Dutzend oder einige Hundert Todesfälle melden.

Das wollte ich im *Totenbuch,* das ich führte, unbedingt auf irgendeine Weise zum Ausdruck bringen. So begann ich ab dem 21. Oktober jeden Todesfall im sog. *Totenbuch* so zu kennzeichnen: Die, die tatsächlich im Spital gestorben waren, vermerkte ich in einer Rubrik für den Todesort unter der Bezeichnung *KB* (*Krankenbau*) und fügte die Nummer des Saals hinzu, in dem sie lagen, z.B. KB4, KB7, KB8, KB9 und KB10 oder KB11 ([Rubrik:]Blöcke). Solche Blocknummern gab es im Kriegsgefangenen-Lager nicht. Die übrigen Getöteten und Verstorbenen kennzeichnete ich durch KB mit dem Zusatz der Blocknummer oder, wenn diese nicht zu ermitteln war, mit einem kleinen Kreuz, zum Zeichen, daß der Betreffende schon als Toter im Spital aufgenommen worden war. Diese Kennzeichnungen führte ich nur bis zum 28. Oktober, denn danach wurden die Krankensäle für die Lagerung der Leichen in Anspruch genommen, und das Spital hörte eigentlich auf zu existieren. Aufgrund der Angaben im *Totenbuch,* d.h. anhand der Daten, die für diese 8 Tage eingetragen sind, kann ich mit absoluter Sicherheit sagen, daß in dieser kurzen Zeit im Kriegsgefangenenlager 580 Gefangene gestorben sind. Von diesen starben nur 88 tatsächlich im Spital, im Bett, und davon mußten 34 als *unbekannt* eingetragen werden, ein Zeichen dafür, daß diese Kranken bei der Aufnahme schon besinnungslos waren und nicht einmal ihren Namen nennen konnten. Der Rest starb bei der Arbeit oder wurde dort umgebracht.

Ich kam bei meinen Überlegungen, wie ich das Totenbuch führen sollte, auf die Idee, daß man dort etwas hineinbringen müßte, das jedem, der sich später damit beschäftigen sollte, auffallen würde. Ich glaubte damals nicht daran, daß ich das Lager überleben und dieses Buch jemals wieder in Händen halten würde. Also führte ich unter der Rubrik ‚Todesstunde' etwas ein, das stutzig machen mußte. Ich trug die Todeszeiten in regelmäßigen Abständen von drei bis fünf Minuten ein. Im gleichen Zeitabschnitt starb immer genau die gleiche Anzahl von Kriegsgefangenen. Außerdem notierte ich nur Uhrzeiten aus der Arbeitszeit, vom Frühappell bis zum Abendappell. Nur in einigen wenigen Fällen trug ich die tatsächliche Todesstunde ein, nämlich bei den Gefangenen, die nachts im Spital gestorben waren. Diese seltsame Methode sollte die Aufmerksamkeit eines zukünftigen Lesers darauf lenken, daß sich entweder jemand einfach einen Spaß gemacht hatte, was bei einer so bedeutsamen, amtlichen Tätigkeit eher unwahrscheinlich ist oder bezeugen sollte, daß nichts an diesem Totenbuch stimmte. Es hat mich gefreut, daß der Kommentator, Jerzy Brandhuber, seine Beobachtungen mehr oder weniger in diesem Sinne interpretiert hat.

Die bei der Arbeit Gestorbenen oder Ermordeten wurden anfangs mit Pferdewagen, später mit Lastwagen, ja sogar Kippfahrzeugen ins Lager transportiert. Die Kriegsgefangenen waren in einem so erbärmlichen körperlichen Zustand, daß sie die Leichname ihrer Kameraden nicht, wie unsere Häftlinge es taten, auf den Schultern tragen konnten. Außerdem war der Weg von ihrem Arbeitsplatz, Birkenau, zu weit, und es waren zu viele Tote. Nur ein einziges Mal, um den 15. Oktober, gelang es mir, in einem Stapel von Leichnamen einen Kriegsgefangenen zu finden, der noch lebte; ich konnte ihn sogar aufpäppeln und retten. Es war ein junger, vielleicht 22jähriger Bursche, der aus Mittelrußland stammte. Seinen Namen merkte ich mir als „Nikolaj Nikitin". Anhand des Totenbuches fand ich dann, daß er in Wirklichkeit Nikolaj Nikišzanin hieß. Als er nach zwei, drei Tagen wieder bei Kräften war, half er uns bei der Arbeit. Dank seiner Vermittlung brach allmählich das Eis zwischen uns und den Kriegsgefangenen. Nikolaj war ein gebildeter und sehr intelligenter Mensch. Er gab sich als einfacher Soldat und Sanitäter, wir fragten ihn angesichts der Verhältnisse auch nicht weiter aus. Sein Freund Andrej, der ihn jeden Abend besuchen kam, war Putzer beim *Lagerältesten* Wietschorek und hatte von dort immer viele Informationen darüber, was in Block 24 geschah.

Dort saß schon seit dem 21. Oktober eine Sonderkommission der Gestapo, die Verhöre und Selektionen unter den Häftlingen

durchführte. Bereits am ersten Amtstag wurde eine Gruppe von 11 Kriegsgefangenen selektiert. Sie wurden nachmittags nackt zu Block 11 getrieben, wo man sie erschoß. Daran nahmen die gesamte Kommission und zahlreiche hiesige Lageroffiziere der SS teil. Ich bekam nur ein Blatt mit den Nummern der Erschossenen, damit ich sie ins Totenbuch eintragen konnte. Die Leichname erhielten wir nicht. Die wanderten direkt ins Krematorium. Um mit den Leichenabrechnungen nicht durcheinander zu kommen, notierte ich die Todesfälle dieser Menschen im Buch als *überstellt,* und zwar zu Block 11. Die nächste Gruppe, die ich im Totenbuch fand, sind 22 Kriegsgefangene am 28. Oktober 1941. Leider befand sich in dieser Gruppe auch Andrej, der Kamerad unseres Nikolaj. Nikolaj war darüber sehr traurig und ahnte, daß ihn das gleiche Schicksal ereilen würde. Weiter fand ich im Totenbuch noch zwei derartige Einträge, und zwar wurden am 14. November 1941 43 Kriegsgefangene und am 15. November 1941 7 Kriegsgefangene erschossen, insgesamt 83 Menschen. Ich weiß nicht weshalb, aber ich ich hatte immer den Eindruck, daß diese Erschießungen häufiger stattfanden, nahezu täglich. Schon seit dem 28. Oktober führte ich das Totenbuch nicht mehr selbst, ich beaufsichtigte diese Arbeit nur noch, die immer mehr anwuchs.

Vor meiner Abfahrt aus Auschwitz ging ich am 16. Dezember an den Zaun des Kriegsgefangenen-Lagers, um mich von Nikolaj zu verabschieden, und bat darum, ihn herbeizurufen. Der Revierbote teilte mir leider mit, daß er vor einem Monat erschossen worden sei. Als ich das Totenbuch in der Gedenkstätte Auschwitz durchsah, fand ich den Eintrag der Erschossenen vom 14. und 15. November 1941. Dort sind alle mit Nummern und Namen aufgelistet. Unter Nr. 3700 fand ich am 14. November: „Nikolaj Nikischanin". Das war unser Nikolaj aus dem Spital.

Am 28. Oktober begannen wir damit, die Leichname in den Krankensälen zu lagern, nachdem wir die Betten hinausgeworfen hatten, aber schon am 1. November war kein Platz mehr. Im Revier herrschte ein unbeschreiblicher Gestank; dort wohnten nur wir drei, wie im Grab. Es wurde befohlen, die Leichen unter freiem Himmel zwischen Block 1 und 2 zu lagern. Am selben Tag fiel auch die Entscheidung, die Leichen zu vergraben. Alle Kriegsgefangenen-Kommandos wurden nach Birkenau geschickt, wo in unerhörter Eile monströse Gruben von 50 m x 4 m x 3 m ausgehoben wurden. Beim Ausheben dieser Gruben starben sehr viele Kriegsgefangene, ganz gewiß mehr als 1000. Die größte Zahl von Ermordeten aus dem Arbeitskommando in Birkenau, nämlich 352, wurde am 4. November, in der Endphase der Grubenaushebung, angeliefert.

Am 4. November 1941 begann auch der Abtransport der Leichen aus dem Lager zu diesen Gruben. Begonnen wurde hierbei mit den Toten in den Kellern von Block 3, denn von hier aus drang bereits Leichengeruch ins ganze Lager. Die Leichname waren schon weitgehend in Verwesung übergegangen, daher löste sich die Haut von den Gliedmaßen oder ganze Gliedmaßen rissen ab, wenn sie auf die Lastwagen geladen wurden. Ich mußte das Aufladen, das von einem Kommando Kriegsgefangener durchgeführt wurde, von früh bis spät beaufsichtigen. Eines Tages wurden Dr. Żegleń und ich von einem der *Blockführer* selbst zu dieser Arbeit getrieben. Wir konnten uns nachher weder richtig waschen noch desinfizieren und wurden den Leichengeruch nicht mehr los. Am 8. November war der Abtransport der Leichen aus den Kellern von Block 3 beendet. Am nächsten Tag sollten sie aus dem Spital, aus den Krankensälen entfernt werden. Gleichzeitig sollte das Spital in den nunmehr geräumigen Block 13 verlegt werden, in dem fast alle Kriegsgefangenen ermordet worden waren.

Am selben Tag wurden wir während des Abendappells zusammen mit einer großen Gruppe anderer Häftlinge herausgerufen und auf den Hof von Block 11 geführt. Dort standen wir ziemlich lange. Es war Sonnabend, niemand hatte es eilig. Wir befürchteten das Schlimmste. Dr. Żegleń und ich sahen voraus, daß man sich unserer als unbequemer Zeugen entledigen würde; die anderen, und es handelte sich überwiegend um Offiziere, ahnten, daß sie wegen des bevorstehenden polnischen Unabhängigkeitstages (11. November) erschossen werden sollten. Schließlich kam einer der SS-Männer; er rief zunächst mich und Dr. Żegleń heraus und überwies uns in den ersten Stock, in die Quarantäne. Dort erfuhren wir, daß wir als Ärzte nach Groß-Rosen fahren sollten. Die restliche Gruppe, ungefähr 50 Mann, wurde zur Strafkompanie oder in die Bunker [von Block 11] geführt. Was mit ihnen geschehen ist, weiß ich nicht. Jedoch wurde am Montag, den 10. November 1941, nachmittags eine große Gruppe von Häftlingen auf dem Hof erschossen. Es hieß damals, das seien ausschließlich Offiziere gewesen. Ob das dieselben Häftlinge waren, weiß ich auch nicht, denn wir waren damals im Spital bei Bock. Einige in der Quarantäne haben diese Exekution heimlich im Spiegelbild der geöffneten Toilettenfenster beobachtet. Damals waren die Fenster der Quarantäneräume noch nicht so zugemauert, wie man es heute sieht.

In Auschwitz waren wir noch etwa sechs Wochen in der Quarantäne und arbeiteten die meiste Zeit weiter im Lagerspital. Erst am 17. Dezember 1941 fuhren wir mit einem Gefangenenwaggon weg.*

Quellen

Bei der Abfassung dieses Berichts habe ich folgende Quellen zu Hilfe genommen: das *Totenbuch* des *Russen-Kriegsgefangenen-Lagers* (aufbewahrt in der Gedenkstätte Auschwitz); einen maschinenschriftlichen Bericht von Roman Olszyna über Groß-Rosen; ferner die Publikationen von Jerzy Brandhuber, Die sowjetischen Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz. Hefte von Auschwitz 4, Oświęcim 1961, S. 6–62 [poln. zuerst 1960], sowie Stanisław Kłodziński, Die erste Vergasung von Häftlingen und Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz [in dieser Edition Bd. 1, S. 261–275].

* Im polnischen Text folgt hier, S. 167–171, noch der Bericht über den Transport in das KZ Groß-Rosen und die Verhältnisse im dortigen Revier für die sowjetischen Kriegsgefangenen.

Irena Białówna

Aus der Geschichte des Reviers im Frauenlager in Birkenau*

Das Krankenrevier im Frauenlager in Birkenau befand sich im Lagerabschnitt B I a. Ich begann dort Ende 1943 als Ärztin im Block 24, dem sog. *Durchfallblock,* zu arbeiten, kenne also die Anfänge dieses Reviers lediglich aus den Berichten von Häftlingen, die bereits länger im Lager waren. Mein erster Eindruck nach der Konfrontation mit dem Revier war – obwohl ich schon 14 Monate Gefängnishaft hinter mir hatte – so abstoßend, daß ich nicht glauben konnte, daß die Verhältnisse im Revier in der letzten Zeit beträchtlich besser geworden waren. Erst später lernte ich diese Verbesserung zu schätzen.

Das Revier wurde Ende April 1943 in verwaltungsmäßiger Hinsicht verselbständigt; die Kranken waren jetzt nicht mehr dem häufig unmenschlichen Vorgehen der Aufseherinnen ausgesetzt, brauchten nicht mehr bei den Appellen stehen und mußten nicht mehr körperlich arbeiten. Die Schwerkranken wurden seitdem nicht mehr „abgespritzt"; Schwerkranke arischer Herkunft wurden nicht mehr selektiert, neugeborene Kinder arischer Herkunft wurden nicht mehr ertränkt – diese Gefahren drohten also einem gewissen Teil der Kranken nicht mehr.

Ende April 1943 wurden Fleckfieberkranke offiziell zur Behandlung in den Krankenabteilungen des Lagers Auschwitz zugelassen, die Tötung von schwerkranken Häftlingen mit Phenolinjektionen wurde eingestellt, und nichtjüdische kranke Häftlinge wurden nicht mehr in die Gaskammern selektiert. Diese Selektion bei jüdischen Häftlingen ging aber weiter.

Heute ist bekannt, wie es zu diesen Veränderungen kam. Am 27. April 1943 wurden die Kommandanten der Konzentrationslager vom Leiter der Amtsgruppe D im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt über die Entscheidung des *Reichsführers SS* unterrichtet, daß in Zukunft ausschließlich geisteskranke Häftlinge von den hierfür bestimmten Ärztekommissionen „ausgemustert" werden dürften; die übrigen arbeitsunfähigen Kranken (Tuberkulosekranke, bettlägerige Krüppel usw.) sollten grundsätzlich nicht von dieser Aktion erfaßt werden; Bettlägrige sollten so beschäftigt werden, daß sie noch im Bett arbeiten konnten (!). Das betraf nur die sog. arischen Häftlinge.

Das Revier wurde von einem SS-Arzt geleitet, der einen oder zwei SS-Unterscharführer als Hilfskräfte hatte. Sie hatten meines Erachtens neben den Verwaltungstätigkeiten noch zwei weitere Funktionen zu erfüllen: Sie sollten die Häftlinge ausspionieren und die Arbeit der SS-Ärzte kontrollieren (ihr möglicherweise zu nachsichtiges Verhältnis zu den weiblichen Häftlingen). Die Verwaltungen von Lager und Revier standen sich feindselig gegenüber, das Verwaltungspersonal des Lagers durfte das Revier nicht betreten, ausgenommen die Aufseherinnen, die die bei Aufräumungsarbeiten eingesetzten Kommandos aus dem Lager beaufsichtigten. Aber auch sie durften die Revierblöcke selbst nicht betreten. Der Gegensatz zwischen den Behörden des Lagers und des Reviers steigerte sich allmählich und war sowohl für die Kranken, als auch für die im Revier arbeitenden Häftlinge eher vorteilhaft.

Neben der SS-Leitung bestand im Revier auch eine Häftlingsverwaltung und zwar die *Revierälteste,* die Chefärztin sowie die Blockältesten und Schreiberinnen. Die unmittelbare Betreuung der Kranken übernahmen Häftlingsärztinnen, Pflegerinnen und die Stubenältesten. Das Hilfspersonal bestand aus Nachtwachen, Torwachen und Läuferinnen (für Botendienste).

Die SS-Ärzte waren der Reihe nach: Werner Rohde, Fritz Klein, Hans Wilhelm König, Josef Mengele und aushilfsweise Heinz Thilo, von Zeit zu Zeit tauchte auch der Arzt Horst Schumann auf. Abgesehen von den Verwaltungsaufgaben und der Revieraufnahme der Kranken im Ambulatorium führten sie täglich – in Mützen und Mänteln – eine Visite der Blöcke durch, dabei untersuchten sie jedoch die Kranken nicht und achteten ausschließlich auf die scheinbare äußere Ordnung. Alle Ärzte führten Selektionen in den Revier- und Lagerblökken durch, sie waren auch an der Bahnrampe bei der Selektion und den Transporten anwesend. Alle Beanstandungen hinsichtlich fehlender Medikamente oder Wünsche zur Verbesserung der Krankennahrung wurden mit der einen Antwort abgetan: „Keine Dummheiten reden", obwohl jede Visite mit der sakramentalen Frage endete: „Gibt es irgendwelche Wünsche?" Die SS-Ärzte waren zumeist auch bei der Entlassung der Kranken anwesend und interessierten sich immer für deren Verweildauer im Revier.

Die Häftlinge wurden nur unwillig zur Arbeit im Revier abgestellt, da die Abteilung Arbeitseinsatz der Ansicht war, daß sie gesunde Frauen vorrangig in die *Außenkommandos* schikken müsse. Die Beschäftigten des Reviers wurden abfällig *Revierdamen* genannt. Die meisten von ihnen wurden als Kranke aufgenommen und anschließend legal oder insgeheim zur Arbeit versetzt. Die meisten Pflegerinnen hatten keine fachliche Ausbildung und verdankten ihre Aufnahme der Unterstützung durch Bekannte, einer Bestechung und dem Willen, nicht in einem Außenkommando arbeiten zu müssen.

Als ich dort ankam, arbeiteten dort sehr wenige Ärztinnen. Zu ihnen gehörten Janina Węgierska, als Chefärztin des Reviers die slowakische jüdische Studentin Ena Weiss, in Block 23 die

* Z historii rewiru w Brzezince (1979, H. 1, S. 164–175; gekürzt). Übersetzung: Burkhard Roepke.

slowakische jüdische Studentin Ela Klein, in Block 29 die Tschechin Zdena Nedvedová und in Block 24 die Polin Janina Kowalczykowa, die Ende April 1943 in die Ausgangsquarantäne entlassen wurde – danach wurde ich Block 19 zugeteilt, um dort zu arbeiten.

1943 kamen folgende Ärztinnen: die Polinnen Władysława Jasińska, Jadwiga Havelka, Jadwiga Kobierska (sie starb wenige Tage nach ihrer Einlieferung), Jadwiga Jasielska und Celina Choynacka, die Wienerin Ella Lingens (sie wurde aus dem Nebenlager Rajsko überstellt), die Französin Adelajda Hautval (ein Nacht- und Nebel-Häftling), die Polinnen Ernestyna Michalik (gestorben im Herbst 1943), Zofia Kączkowska (gestorben im Januar 1944), Irena Konieczna und die slowakische Jüdin Mancy Schwalbe (sie wurde am 26. März 1942 mit einem Transport aus Poprad eingeliefert und arbeitete zuerst im Revier in Auschwitz). Ende 1943 kam eine größere Gruppe polnischer Ärztinnen aus dem Warschauer Pawiak-Gefängnis: Katarzyna Łaniewska, Maria Wiktoria Werkenthin (sie wurde am 5.10.1943 eingeliefert und am 3.2.1944 bei einem Fluchtversuch erschossen, den sie in einer Psychose nach durchstandenem Typhus unternommen hatte) und Alina Tetmajer. 1944 kamen die Polinnen Janina Moszyńska und Janina Kościuszko hinzu, nach dem Warschauer Aufstand noch Alina Piotrowska-Przeorska und die russischen Ärztinnen (an deren Familiennamen ich mich nicht mehr erinnere) Ljubov, Zina, Ženja und Olga Nikitišna. Nach und nach wurden sie in andere Lager verlegt. 1944 kam die Ärztin Halina Szaynok in das Revier, die jedoch nicht als Ärztin arbeitete, weil sie in Kiew unter dem Decknamen Halina Sobolewska festgenommen worden war. Später arbeiteten in den jüdischen Revierblöcken einige wenige jüdische Ärztinnen unterschiedlicher Staatsangehörigkeit. Im Mai 1944 kamen Dr. Stefania Perzanowska und Dr. Aglajda Brudkowska aus Majdanek.

Zum Revier gehörten anfangs sechs Blöcke, die rechts von der *Lagerstraße* zwischen dieser und der Bahnrampe lagen und mit Stacheldraht vom Rest des Lagers abgetrennt waren. Am Tor zum Lager befand sich ständig eine Torwache. Die Nummern der Blocks waren 22, 23, 24, 29 und 30, außerhalb der Umzäunung lag Block 17, der sog. Schonungsblock. Die Blöcke 22 und 30 hatten einen Holzfußboden, Fenster, Türen und durch Holztrennwände abgeteilte, mit kleinen Eisenöfen beheizte Zimmerchen. Block 22 war für die Aufnahme, das allgemeine und das Zahnambulatorium sowie das Behandlungszimmer des SS-Arztes und seine Schreibstube bestimmt.

In Block 30 lagen die Wohnräume der *Revierältesten,* der Chefärztin und der Zahnärztinnen, vorübergehend auch der Ärztinnen. In diesem Block waren auch der zahnärztliche Behandlungsraum, das Labor sowie die Versuchsstation untergebracht, in der der SS-Arzt Horst Schumann seine bekannten Röntgen-Experimente durchführte, deren Ziel es war, eine kostengünstige und schnell praktizierbare Methode zur Massensterilisierung von Männern und Frauen zu entwickeln und zu erproben.

Die Häftlinge, an denen diese Experimente durchgeführt wurden, starben infolge der Entkräftung, dem psychischen Zusammenbruch und der erlittenen Verbrennungen. Überlebende, nicht mehr arbeitsfähige Häftlinge wurden nach Prüfung der Versuchsergebnisse vergast.

Die übrigen vier aus fensterlosen Pferdestallbaracken gebauten Krankenblöcke hatten statt der Fenster nur kleine Fensterdurchbrüche unter dem Dachfirst. Diese Blöcke konnten durch die an den beiden Enden angebrachten Torflügel betreten und gelüftet werden. Die zahllosen Ritzen im Dach und an den Holzwänden ließen Regen und Schnee hindurchdringen, der Fußboden bestand aus gestampfter Erde. Wenn der Boden aufgeweicht war, gab es tiefe Pfützen. An einer Stirnseite des Blocks war durch eine Holzwand ein Vorraum abgetrennt, der als Warte- und Auskleideraum für neu aufgenommene Kranke diente. Außerdem befanden sich dort zwei kleine Zimmer. In dem einen wohnte die Blockälteste, das zweite diente zu von Block zu Block unterschiedlichen Zwecken, wurde jedoch nicht als Raum für Kranke genutzt. Die Revierblöcke verfügten weder über fließendes Wasser noch hatten sie Kanalisation. Das Blockpersonal transportierte das Wasser mit einem Handwagen in Fässern aus der Sauna; auf die gleiche Weise wurde auch der flüssige Unrat aus dem Lager gebracht. Die festen Abfälle wurden auf Anhängern, die zwischen den Blocks standen, gesammelt, wodurch sich ganze Rattennester bildeten, und später mit Traktoren aus dem Lager gebracht.

Jeder Block war entlang den Holzverstrebungen in acht Stuben unterteilt, in denen sich je 12 dreistöckige Holzbetten mit Strohsäcken befanden. Darüber lag eine schmutzige Decke, Bettwäsche gab es nicht. Die Blöcke waren voller Flöhe, Läuse und Wanzen, es wimmelte von Mäusen und Ratten, die nachts mit den Kranken einen Kampf um die Lebensmittel aus den Paketen führten. Es kam häufig vor, daß schwächere Kranke nachts von Ratten angefressen wurden. Die Blöcke wurden durch zwei Feuerstellen beheizt, die mit Rauchabzügen aus Ziegeln verbunden waren, die durch den ganzen Block liefen. Es hing von den Beziehungen der Blockältesten und ihren Bestechungskünsten ab, ob genügend Heizkohle vorhanden war, obwohl es theoretisch eine offizielle Zuteilung gab. Da Waschbecken und Abtritte fehlten, hatte jede Stube mehrere Waschschüsseln und gut ein Dutzend Nachttöpfe, Schieber gab es nicht einmal für Schwerkranke. Quer zu den Rauchabzügen standen einige Tische und an jedem Tisch einige Schemel. Die elektrische Beleuchtung war spärlich.

Die freie Fläche zwischen den Blöcken war ungepflastert, und die Frauen versanken mit den Füßen im Morast. Der einzige für das Auge erfreulichere Winkel war ein kleines Gärtchen hinter Block 30, in dem es ein paar Büsche gab und von wo aus man ein ausgesätes grünes Haferfeld sehen konnte. Diesen Garten konnte das Personal des Reviers nach Beendigung des Appells nutzen. Leider wurden sowohl das grüne Feld als auch der Garten beseitigt, als die Röntgenstation für Schumanns Versuche eingerichtet wurde.

Angesichts der wachsenden Zahl der Kranken wurde das Revier im Lauf des Jahres 1943 um weitere Blöcke in Richtung Sauna erweitert. Die Bedingungen außerhalb der Blöcke verbesserten sich etwas, das Gelände wurde planiert, zwischen den Blöcken wurden Gehwege angelegt; 1944 wurden die Blocks allmählich an das Wasser angeschlossen und große

Gräben zur Ableitung des Schmutzwassers ausgehoben. Alle diese Arbeiten führten Frauen- und Männer-Arbeitskommandos aus, die in das Revier gebracht wurden. Das Personal des Reviers legte gleichzeitig in den Blöcken einen Fußboden aus Ziegelsteinen. Auch die Innenräume wurden renoviert. Die wiederholt durchgeführten Entlausungen, Entwanzungen und die Rattenbekämpfung brachten den erwünschten Erfolg; leider wurden sie ohne Rücksicht auf die Kräfte der Kranken durchgeführt, so daß diese Aktionen jedesmal zwischen zehn und zwanzig Menschen das Leben kostete. Die Reparaturen und Verbesserungen zogen sich bis Ende 1944 hin, also bis zu der Zeit, in der das Frauenlager auf den Abschnitten B I a und B I b aufgelöst und in die Abschnitte B II b, c und e verlegt wurde. Das Revier kam in den Abschnitt B II e, wo sich bis zum 2. August 1944, also bis zur Vernichtung der Zigeuner, das für sie bestimmte Familienlager befunden hatte.

Die Aufnahme der Kranken in die Blöcke begann nach dem Morgenappell in der Aufnahmestube und dauerte so lange, daß die Kranken erst gegen Mittag in die einzelnen Krankenblöcke geführt wurden. In dringenden Fällen oder wenn wir die offizielle Krankenaufnahme umgehen wollten, wurden sie dank der Hilfsbereitschaft der „Schreiberinnen" Monika Galica und Helena Matheisel nachmittags aufgenommen, in Ausnahmefällen holte das Revierpersonal die Kranken auch mit Tragen aus dem betreffenden Lagerblock.

Nach der Gesundung und nach Genehmigung durch den deutschen SS-Arzt wurden die Rekonvaleszenten durch die Sauna aus dem Revier entlassen. Die Sterblichkeit betrug im Revier zu Anfang mehrere Dutzend Personen täglich. Im Jahre 1944 sank sie beträchtlich ab. Der Schrecken des Reviers und des Lagers waren die Selektionen, die zu unterschiedlichen Tageszeiten durchgeführt wurden. Dann wurde Lagersperre und Reviersperre verhängt, die Türen sämtlicher Blocks wurden versperrt und streng bewacht. Der selektierende deutsche Arzt hatte kein Interesse am Gesundheitszustand der Kranken, sondern orientierte sich ausschließlich an ihrem Aussehen. Der den Arzt begleitende SS-Mann notierte die Nummern der selektierten Frauen und nahm der Blockältesten ihre Aufnahmeblätter ab. Er kontrollierte auch die Betten und schrieb alle Kranken, die nicht aufstehen konnten, auf die Selektionsliste.

Nun ein paar Bemerkungen zu den Unterbringungsbedingungen des medizinischen und des Hilfspersonals, das im Revier arbeitete. Anfangs war das Personal in einem abgetrennten Teil von Block 22 untergebracht, ausgenommen die Blockältesten, die Schreiberinnen und das Hilfspersonal, das in dem entsprechenden Block wohnte. Ich wohnte anfänglich zusammen mit den Kranken in Block 23, wobei ich übrigens kein eigenes Bett hatte. Nachdem Dr. Janina Kowalczykowa 1943 entlassen worden war, bekam ich ihr Bett und ihre Decke in Block 29. Als im Mai die nächsten polnischen Ärztinnen ankamen, wurden wir zusammen in einem kleinen Zimmer in Block 30 untergebracht. Ich erinnere mich an ein Gefühl unbeschreiblicher Ruhe, als ich in tiefen Schlaf fiel.

In Block 30 waren wir mehrere Wochen, dann wurden wir mit den neu angekommenen Ärztinnen in einem Raum in Block 23 untergebracht, der bis zur Verlegung des Reviers auf den Abschnitt des Zigeunerlagers für uns und viele weibliche Häftlinge in den Abendstunden einen Hort der Ruhe bildete. Die Obhut über unseren „Haushalt" hatte nach Dr. Michalikowa Antonina Kwaśna. Nacheinander wohnten in dem kleinen Raum außer mir Dr. Ernestyna Michalikowa, Dr. Zofia Kączkowska, Jadwiga Havelka, Ela Klein, Ella Lingens, Jadwiga Jasielska und Celina Choynacka. Trotz der Unterschiede in der Nationalität, dem Glauben, dem Alter und wahrscheinlich auch der Bedingungen, unter denen wir früher gelebt hatten, kam es zwischen uns nicht zu Streitigkeiten. Die Neuankömmlinge vom November 1943 wurden in einem kleinen Raum in Block 17 untergebracht. Die später hinzugekommenen Ärztinnen wohnten in den Blöcken, in denen sie arbeiteten. Die Pflegerinnen und das Hilfspersonal wohnten in den renovierten Blocks zusammen mit den Kranken.

Zur Arbeit ins Revier wurde ich direkt aus der Sauna geschickt, nachdem ich erklärt hatte, daß ich Ärztin sei. Ich wurde angewiesen, mich am Nachmittag in der Aufnahme zu melden. Nach der rohen Behandlung im Quarantäneblock und der Sauna war ich angenehm überrascht vom freundlichen Empfang durch die dort arbeitenden Schreiberinnen Monika Galica und Helena Matheisel, mit denen ich bis heute herzlich befreundet bin. Ich sollte mich am nächsten Morgen im Block 23 als Kranke melden. Die zwei Tage, die ich in diesem Block war, blieben mir als eines der schwersten Erlebnisse im Lager in Erinnerung. Glücklicherweise erklärte mir die Chefärztin am zweiten Tag bei der Visite, ich habe mich am Nachmittag in Block 24 zu melden und dort die Funktion der Ärztin Dr. Janina Kowalczykowa zu übernehmen, die in die Ausgangsquarantäne ging.

Block 24 war hinsichtlich des Gebäudes und der Versorgung ein ganz elender Block, aber nachdem ich einen Teil des Personals kennengelernt hatte, gefiel es mir dort besser als im Block 23, obwohl die Blockälteste mir, als sie mich sah (ich hatte gerade einen schweren Flecktyphus überstanden), mitfühlend erklärte: „Hier waren schon kräftigere als du nach ein paar Wochen fertig." Blockälteste war damals die berüchtigte *Schwester* Klara, sie war von Beruf Hebamme und trug den grünen Winkel, eine ganz primitive und habgierige Person ohne geringstes Interesse für die Kranken, an deren Brotrationen und Paketen sie sich ohne Gnade bereicherte. Der Block war in schlechterem Zustand als die anderen Revierblöcke, die Strohsäcke in den Betten wurden nicht gewechselt und waren schmutzig, zum Zudecken gab es nur eine Decke, obwohl oft zwei bis drei Kranke in den Betten lagen. Der Block war sehr stark verlaust, aber die Kranken litten vor allem unter den unwahrscheinlich vielen Flöhen, die jede freie Körperstelle mit dunklen Flecken bedeckten. Ich entsinne mich, daß ich, als ich zur Vornahme einer Behandlung auf ein dreistöckiges Bett stieg, mehrmals hinuntersteigen mußte, um die Flöhe zu verscheuchen, die meine Beine bedeckten.

Am nächsten Morgen begann ich die Visite der Kranken. Außer der in Stube 8 arbeitenden Anna Nawrocka wußten die Pflegerinnen nichts über den Zustand der Kranken, ein Teil der

Pflegerinnen war bereits nach der Ausgabe des Mittagessens nicht mehr bei der Arbeit. Die sehr nette *Schreiberin* Halina Skonieczna erklärte mir, sie kenne sich ausschließlich im Krankenstand aus. Der Zustand der Kranken war dagegen zum Verzweifeln. Die Frauen waren meist schwerkrank, ausgetrocknet, ihre Haut trug zahlreiche Kratzspuren nach Floh- oder Wanzenbissen oder infolge der Krätze. Außer in Stube 8 waren die Kranken unglaublich schmutzig und hatten angetrocknete Kotspuren. Das Verhältnis der Pflegerinnen zu den Kranken erschien mir trotzdem in den meisten Fällen ziemlich sorgsam; darin bestärkten mich auch mehrere Kranke, die ich in den ersten Tagen kennenlernen konnte. Da man kaum etwas unternehmen konnte, um die Lebensbedingungen, die Versorgung mit Arzneimitteln oder die Ernährung der Kranken zu verbessern, kam ich zu der Überzeugung, daß man vor allem den psychischen Zustand der Kranken positiv beeinflussen konnte, wenn man zumindest mehr auf die sanitären und hygienischen Verhältnisse achtete und sich intensiver um die Kranken kümmerte. Da die Arbeit des Personals in einem Block ohne fließendes Wasser äußerst schwere körperliche Arbeit war, beschloß ich, in keinem Fall Anweisungen zu geben, sondern das Personal darum zu bitten, die Probleme auf die eine oder andere Weise zu lösen.

Die pflegerische Betreuung lag anfangs in den Händen folgender Pflegerinnen: Die Stube Nr. 1, dort waren vorwiegend Genesende und Hilfspersonal untergebracht, hatte keine Pflegerin, sondern eine Stubenälteste, Maria Nowaczek, die später Blockälteste wurde. In den Stuben 3 und 4 arbeiteten Frieda und Fanny, zwei deutsche Prostituierte mit schwarzem Winkel, die sich überhaupt nicht um die Kranken kümmerten und dieser Arbeit bald überdrüssig wurden. Stube 2 hatte Anna Górska in Obhut, die sich genauso verhielt. Stube Nr. 5 wurde von Anna Jachnina betreut, einer ruhigen Polin, die sich um die kranken Frauen kümmerte. In Stube Nr. 6 arbeitete die bereits verstorbene Lehrerin Zofia Paliszewska, die nicht sehr praktisch war, sich jedoch sehr um die Kranken kümmerte. Ich persönlich verdanke ihr viel, denn in den ersten Tagen, als ich noch von den im Revier herrschenden Verhältnissen völlig benommen war, hörte ich von ihr die ersten freundlichen Worte: „Schätzchen, wenn du dich waschen willst, borge ich dir meine Waschschüssel." Stube 7 stand unter der Obhut von Irena Pachnia und der Stubenältesten Kazimiera Opacińska, deren Arbeit ich, was ihre Sorge um die Kranken betrifft, ziemlich negativ beurteilte, obwohl ich zugeben muß, daß sie beide recht findig waren. Stube Nr. 8 betreute Hanka Nawrocka mit der Stubenältesten Stenia. Beide haben sich meines Erachtens sehr um die Kranken gekümmert, obwohl sie sich ziemlich schroff verhielten. Die Kranken in dieser Stube waren im Gegensatz zu den anderen sauber gewaschen, die Betten waren sorgfältig gemacht, und wenn ich eine Patientin hatte, die besonders sorgfältiger Pflege bedurfte, vertraute ich sie ohne zu überlegen eben dieser Pflegerin an. Mit der Zeit, nachdem einige Pflegerinnen nicht mehr da waren, traten neue an ihre Stelle: Zofia Matusiak und Helena Niesiołowska, eine examinierte Krankenschwester aus dem Lazarett in Grodno und meine unschätzbare Hilfe, sowie Kollegin Chomicz.

Stube Nr. 2 war außer für die Durchfallkranken für Gebärende und Wöchnerinnen bestimmt. Die Geburten fanden auf dem Rauchabzug mit Hilfe der Hebamme Stanisława Leszczyńska statt, die die Bedingungen und die Ergebnisse ihrer Arbeit genau geschildert hat.* Ich möchte nur hinzufügen, daß ich mich mit der größten Achtung und Rührung sowohl an ihre Gestalt erinnere, wie sie stundenlang am Ofen neben der Kreißenden saß, als auch an ihre Sorgfalt bei der Suche nach einem Stück Leinen, Perkal, einer Binde, Windel oder von Zellstoff, an ihre tröstenden Worte zu der Mutter, der ihr neugeborenes Kind genommen worden war. Neugeborene jüdischer Abstammung wurden sofort von Klara weggeschafft und in einem Wassereimer in ihrem Zimmer ertränkt. Ein paar Stunden später brachte eine der im Block arbeitenden deutschen Pflegerinnen die Leichen der Neugeborenen zum Block 26. Ich muß zugeben, daß Fanny dabei meistens weinte. Das erste dort geborene arische Kind, das nicht ertränkt wurde, kam mit zahlreichen Entwicklungsstörungen auf die Welt und starb sehr bald.

Kurz nachdem ich mit der Arbeit begonnen hatte, knüpfte ich näheren Kontakt mit einigen Kranken, die ich im Krankenstand behielt und die sich als sehr tüchtige Helferinnen erwiesen. Das waren Janina Komenda, eine Arztwitwe aus Kielce, die im Block ehrenvoll „Mütterchen" genannt wurde, Maria Kaczorowska, eine Bautechnikerin aus Katowice, die stellvertretend als Schreiberin arbeitete, sowie Zofia Zybert, eine Pharmazeutin aus Pabianice, die sich um die Medikamente kümmerte. Von den Nachtwachen erinnere ich mich an Helena Włodarska, Zofia Pahlowa und die Kollegin Janikowa, die später im Lager an einem Lungentumor starb. An jede dieser Kameradinnen konnte ich mich ohne enttäuscht zu werden wenden, wenn es nötig war, eine Kranke nachts zu betreuen, mich oder Kollegin Komenda zu rufen, wenn sich der Zustand einer Kranken verschlechterte, oder um jemandem eine Wärmflasche oder heißes Wasser zu bringen.

Blockälteste waren nacheinander die bereits erwähnte Klara, dann Magda Hermes, eine junge Polin und zu jung, um ihre Funktion entsprechend auszufüllen, sowie Maria (eine Jugoslawin), gewöhnlich Mimica genannt und von Beruf Lehrerin, die in ihrem Umgang mit dem Personal und den Kranken eine hohe Kultur zeigte, sich um die Bedürfnisse der Kranken kümmerte und sich großer Autorität erfreute. Die letzte Blockälteste war die Polin Maria Nowaczek, ehemalige Agentin des polnischen Nachrichtendienstes in Deutschland. Ihr Mann war nach der Verhaftung erschossen und sie in Fordon, [Frauenzuchthaus und Sicherungsanstalt in Bromberg (Bydgoszcz)] festgesetzt worden. Sie war eine primitive und habgierige Frau, wahrscheinlich wollte sie im Lager zu Reichtum kommen, andererseits war sie ausgesprochen findig, sorgte für ihren Block und da besonders für die Alten. Sie machte sich um ihre alleingebliebenen Kinder Sorgen. Wenn es mit ihr zum Streit kam, war das stärkste Argument gegen sie, daß ihre Kinder von ihrem Verhalten erfahren könnten.

Schreiberin war Halina Skonieczna, eine ruhige Person, die sich in den Lauf des Lebens im Block nicht einmischte.

* Vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 225.

Die jüngste, die in unserem Block beschäftigt war, war die sechsjährige Haneczka Wróblewska. Daß sie als Mitarbeiterin aufgenommen wurde, kam folgendermaßen: Eines Tages bemerkte ich nach dem Eintreffen eines Transports von Frauen aus dem Warschauer Aufstand ein kleines Mädchen, das der Reihe nach auf jedes Etagenbett kletterte. Ich war entsetzt, ein Kind im Block zu sehen, in dem oftmals Dysenterie-, Flecktyphus- und Paratyphuskranke lagen. Das Kind war sehr resolut und erzählte, es suche die Frau, mit der sie ins Lager gekommen war, denn auf dem Bahnsteig in Pruszków habe man sie in den Waggon gesetzt und die Tür vor ihrer Oma und Tante zugeschlagen. Der Reihe nach erfuhr ich, daß ihre Mutter gestorben und der Vater aus dem Krieg nicht zurückgekehrt war. Das Mädchen wohnte im Kinderblock, es war häufig hungrig, schlief nachts im Mantel und legte die Schuhe unter den Kopf, da es befürchtete, bestohlen zu werden.

Nach einer Beratung mit der Blockältesten beschlossen wir, das Kind bei uns zu lassen. Durch einen in der Abteilung Arbeit beschäftigten weiblichen Häftling gelang es uns, eine Arbeitszuteilung für Haneczka als Läuferin zu besorgen, wobei ihr Alter etwas geändert wurde. Um das Kind kümmerte sich vor allem die Blockälteste, deren Kinder ohne Betreuung zu Hause zurückgeblieben waren. Das Kind wohnte in ihrem Zimmer und es gab mit Sicherheit im Lager kein besser ernährtes, gekleidetes und verhätscheltes Kind. Es hatte sogar Spielzeug und es war unsere größte Sorge, es vor den Augen der SS-Leute zu verstecken. Dazu wurde in einem dunklen Winkel des Blocks die dritte Etage eines Bettes reserviert, der Kleinen wurde beigebracht, daß sie sich nach dem Ruf der Torwache *„Achtung!"* dort unverzüglich verstecken sollte, sie mußte sich flach hinlegen und samt dem Kopf unter der Decke verschwinden. Ich muß zugeben, das Kind machte das fehlerlos und so geschickt wie ein kleiner Affe. Als das Frauenrevier vom Abschnitt B I a in den Abschnitt B II e (das ehemalige Familienlager für Zigeuner) verlegt wurde, kam Haneczka in einem Faß dorthin, sie war dabei mit einer Decke zugedeckt und mit Bolus-alba-Pulver bedeckt. Bei der Evakuierung des Lagers wurde Haneczka in einem Rucksack auf einem Schlitten mit anderen Rucksäcken transportiert, im ersten Nachtlager blieb sie bei Familie Kowalik in Poreba bei Pszczyna, die sich um sie kümmerte. Nachdem die Front vorüber war, benachrichtigte der Ortspfarrer die Familie durch eine Rundfunknachricht, und das Kind wurde von der Tante abgeholt.

Wie ich bereits erwähnt habe, wurden die Kranken im Ambulatorium aufgenommen und nach Art und Schwere der Krankheit eingeteilt und anschließend gruppenweise den einzelnen Blöcken zugewiesen, in denen sie gegen Mittag eintrafen. Bereits früher, in den Morgenstunden wurden aus den anderen Blöcken Kranke gebracht, in deren Krankheitsverlauf Durchfall auftrat. Dieses Vorgehen bedeutete für die anderen Kranken in dem jeweiligen Stammblock eine Entlastung und Verbesserung der dortigen Verhältnisse, war aber gleichzeitig die häufigste Todesursache in dem für die Durchfallkranken bestimmten Block. Nach der Ankunft im Block wurden die Kranken im kalten Vorraum nackt ausgezogen und mußten auf dem durch den Block verlaufenden und je nachdem, ob Heizmaterial vorhanden war, kalten oder beheiztem Rauchabzug sitzend auf die Aufnahme warten. Als ich mit der Arbeit begann, ließ ich mir von der Blockältesten versprechen, Decken für die wartenden Kranken zu besorgen. Am nächsten Tag sah ich, daß ein Teil der Kranken wieder nackt dasaß. Ich beschwerte mich daraufhin bei der stellvertretenden Blockältesten, der slowakischen Jüdin Maniusza, die mir verächtlich entgegnete: „Aber Frau Doktor, das sind doch Jüdinnen!"

In einem Bett mußten, je nach der Anzahl der Kranken, zwei bis vier Frauen untergebracht werden. Die Strohsäcke in den Betten waren restlos verschmutzt, es gab weder Bettwäsche noch Wachstuch oder eine Unterlage. Pro Bett gab es eine Decke, wenn mehrere Kranke darauf lagen, zwei. Die Kranken erhielten nach der Aufnahme Nachthemden, die in der Wäscherei zumeist ungenügend gewaschen und abgerissen waren und nicht genug wärmten.

Eine gewisse Verbesserung trat ein, als die Jugoslawin Mimica den Block übernahm. Eines Abends schlug sie mir vor, „die Hemden auszuwaschen". Ich muß anmerken, daß Mimica schlecht polnisch sprach und ich ihren Vorschlag als Aufforderung verstand, meine eigene Wäsche zu waschen. Die Blockälteste brachte aber einen großen Stapel aus der Wäscherei gelieferter schmutziger Nachthemden für die Kranken und erklärte mir leise, das würde vielleicht das Personal dazu anregen, die Wäsche der Kranken selbst zu waschen. Wir machten uns zu zweit an die Arbeit, wobei sich eine große Gruppe aus dem Personal und den Kranken um uns versammelte. Die auf dem Rauchabzug getrocknete und anschließend mit einem Bügeleisen, das die Blockälteste organisiert hatte, gebügelte Wäsche sah im Vergleich zu der Wäsche aus der Wäscherei ermutigend aus.

Als wir am nächsten Tag weitermachen wollten, wurden wir vom Personal beiseite geschoben, und seit dieser Zeit prahlte jede Pflegerin stolz mit Menge und Aussehen ihrer Wäsche für die Kranken. Mit der Zeit gelang es uns, die Betten mit Laken zu versehen. Dabei waren uns Wanda Mysłakowska und ihre Helferin Wanda Marossanyi aus der Effektenkammer behilflich, in der die den vergasten Juden geraubten Sachen lagen. Damit hatten wir aber keinen Erfolg, denn der SS-Arzt entdeckte die Laken und schimpfte uns aus, die Verwundeten an der Front hätten keine Wäsche, während wir eine Bande von Verbrechern damit ausstatteten. Er befahl der Blockältesten, alle Laken einzusammeln. Zweimal hatten wir dieses Pech, trotzdem wurde unser Lakenvorrat geduldig vervollständigt, so daß gegen Ende 1944 jede neu aufgenommene Kranke ein sauberes Hemd und ein Laken erhielt.

Der Alltag im Block verlief folgendermaßen: Am Morgen wurden die Betten gemacht, die Kranken gewaschen, der Unrat weggetragen und die Blöcke zu einem möglichst anständigen Aussehen gebracht, bevor der SS-Arzt kam. Bei all diesen Tätigkeiten wurden die Kranken gestoßen, es wurde geflucht, und es herrschte großer Lärm. Am schwierigsten war es, die Kranken zu waschen, da das Personal häufig nur eine Schüssel Wasser für mehrere Betten lieferte. Nachdem einige weniger bereitwillige Pflegerinnen nicht mehr bei uns arbeiteten, verliefen diese Aufräumungsarbeiten gewandter und ruhiger.

Ein Teil des Personals brachte den Kräutertee, die Blockälteste inspizierte noch einmal den Block und achtete darauf, daß die Kranken in Habacht-Stellung in den Betten lagen, daß die Decken glattgezogen, die Kübel mit Seidentüchern abgedeckt und die Rauchabzüge mit einem Stück Ziegel rot gescheuert waren. Die anderen Blockältesten, die auf Klara folgten, waren vernünftiger.

Als ich die Blöcke nach einigen Tagen kennengelernt hatte, wurden mir die wichtigsten negativen Seiten klar: 1. Das Pflegepersonal hatte keine Orientierung über den Zustand der Kranken. 2. Die hygienischen und pflegerischen Bedingungen waren schlecht. 3. Die Kost war ungeeignet, wozu noch kam, daß manche Blockälteste und ein Teil des Personals die Kranken bestahlen. 4. Die Möglichkeit für eine richtige pharmakologische Behandlung fehlte. Das Personal war dagegen in der Mehrheit sorgfältig und arbeitswillig, bei gutem Willen war zumindest eine teilweise Verbesserung der Lebensbedingungen der Kranken und ihres psychischen Zustands möglich – und damit eine Senkung der Sterblichkeit im Block.

Gegen 10–11 Uhr war die Visite des SS-Arztes, der in Mütze und Mantel durch den Block ging und dabei auf die kleinsten Verstöße gegen die Ordnung achtete. Aus diesem Grund hielt ich es für notwendig, das Aussehen des Blockinneren zu verbessern, was uns auch dank der opferbereiten Arbeit der Pflegerinnen teilweise gelang. Der deutsche Arzt interessierte sich grundsätzlich nicht für den Zustand der Kranken, dafür hörte er sehr genau auf den Rapport über die Anzahl der Entlassenen und drohte mit Konsequenzen, wenn Kranke länger im Revier behalten wurden.

Die einzelnen SS-Ärzte verhielten sich unterschiedlich: Dr. Rohde schritt arrogant durch den Block, nur in Ausnahmefällen fragte er einmal nach Kranken oder ihren Bedürfnissen; Dr. Klein, ein älterer Mensch, machte in den ersten Tagen den Eindruck, selbst nicht genau zu wissen, wo er sich befand. Als er in den Block kam, stellte er sich mir mit Handschlag vor und erklärte, der Zustand des Blocks sei furchtbar, und er wolle sich zumindest für die älteren Kranken um einen Platz unter menschlicheren Bedingungen kümmern. Der zuhörende SS-Unterführer war sichtlich überrascht, von der dritten Etage des Bettes sprang unsere „Oma" Bańkowska herunter und erklärte, sie fühle sich sehr wohl bei uns und möchte sich vor allem nicht von mir trennen. Durch das Verhalten des Arztes veranlaßt, hat der Unterführer wahrscheinlich über ihn Meldung gemacht, denn schon am nächsten Tag verhielt sich der Arzt im SS-Sinne richtig und nahm dann auch an den Selektionen teil.

Dr. König war groß, sehr hager und nervös, trotzdem beobachtete ich gerade bei ihm gewisse menschliche Regungen. Er verhielt sich recht ruhig und sagte, er wisse, daß er betrogen werde, aber man solle ihn nicht allzusehr betrügen. Oft kam er, wahrscheinlich nachdem er eine unangenehme Nachricht erhalten hatte, betrunken in den Block. Eines Tages kehrte er plötzlich zurück, nachdem er schon den Block verlassen hatte und fragte mich, ob ich ihm auch helfen würde, sollten sich die Verhältnisse ändern. Die Frage kam so überraschend, daß ich nur antwortete, ich habe darüber noch nicht nachgedacht. Der letzte SS-Arzt war Dr. Mengele, dessen Eintreten in den Block unter den Kranken und dem Personal Entsetzen hervorrief. Dazu trug sein Aussehen bei – das blutunterlaufene Gesicht und die stieren Augen. Körperlich mißhandelt hat er die Kranken nicht, dafür führte er die Selektion erbarmungslos durch.

Nach der amtlichen Visite machte ich mich an die Untersuchung der neuaufgenommenen Kranken, die bereits liegenden Kranken konnte ich erst nach dem Mittagessen untersuchen und verbinden. Mittags wurde die Suppe gebracht, dann hatte eine Stunde Ruhe zu herrschen – die sog. *Lagerruhe*. Die Ernährung der Kranken war sehr bescheiden. Die ersten zwei Tage nach der Aufnahme erhielten sie zwei bis drei Löffel roher, geriebener Kartoffeln und abends Zwiebäcke aus Schwarzbrot, das sog. *Röstbrot*. Nach zwei Tagen wurden die Kartoffeln und das Röstbrot durch das Mittagessen ersetzt, das aus einer mehr oder weniger dicken Kartoffelsuppe bestand, abends erhielten die Kranken Brot und zweimal die Woche eine *Zulage* in Form eines Stückchens Wurst oder Käse. Morgens und abends gab es Kräutertee zum Trinken, der so ekelhaft schmeckte, daß die meisten Kranken sich damit Gesicht oder Haare wuschen. Zu Hilfe kam uns hier Monika Galica aus dem Ambulatorium, die schwarzen Malzkaffee kochte und täglich nachmittags mit zwei großen, jeweils gut zehn Liter fassenden Kannen im Block erschien. Bei ihrem Erscheinen reckten sich ihr aus allen Betten die abgemagerten Hände entgegen. Die Blockälteste Klara hatte streng verboten, auf den Feuerstellen Wasser oder Suppe zu kochen, deshalb wurde das vorwiegend nachts gemacht; andere Blockälteste tolerierten das.

Ein Teil der Kranken erhielt von zu Hause Pakete, die Klara unbarmherzig ausraubte. Die Pakete wurden gesammelt von der *Paketkammer* zum Block gebracht, die Blockälteste quittierte den Empfang, sichtete sie und nahm die attraktiveren Sachen heraus. Nachdem ich dies erfuhr, wandte ich mich an eine Frau, die in der *Paketkammer* arbeitete und bat sie, die Pakete den Häftlingen, an die sie adressiert waren, persönlich auszuhändigen. Klara war wütend und unsere relativ guten Beziehungen gingen dabei zu Bruch, aber die Kranken waren sehr zufrieden. Es kam aber doch vor, daß die Blockältesten oder weniger ehrliches Personal den Kranken einen Teil der Pakete abverlangte.

Tragisch war anfangs die Versorgung mit Medikamenten, die der deutsche Häftling „Tonny" unter sich hatte. Zuerst holte die Blockälteste Klara sie bei ihr ab und verteilte sie nach Gutdünken an die Pflegerinnen, die die Arzneien wiederum an die Kranken ausgeben sollten. Als die Pflegerin Anna Górska einmal nicht da war und ich ihre Kiste für die Krankenblätter kontrollierte, fand ich am Boden achtlos hingeworfene Tabletten und Ampullen.

Als größte Hilfe erwies sich mir eine bereits genesende Kameradin, Janina Komenda, die es übernahm, die Medikamente aufzubewahren und auszugeben. Angesichts des chronischen Arzneimangels tat sie das überaus freundlich und einnehmend. Janina Komenda hatte die seltene Gabe, Menschen in ihre Freundschaft einzuschließen. Wenn man ihren Worten glauben konnte, war sie mindestens mit halb Polen verwandt und befreundet, was sich dann auf die Kranken übertrug. Durch diese Haltung gewann sie unter den Kranken,

die sich nicht mehr so einsam fühlten, großes Vertrauen. Auch sie ging zu „Tonny", um unsere Medikamentenzuteilung abzuholen, deren Umfang ausschließlich von „Tonnys" Laune abhing. Vorher nahm sie aus ihren oder unseren Paketen ein paar attraktive Eßwaren und bekam dann eine reichhaltigere Zuteilung.

Zugeteilt wurden uns nur die einfachsten Arzneien: bolus alba (eine Art Tonerde gegen Durchfall), Aspirin, Schmerztabletten, Tannalbin, Salol, sehr wenig Sulfonamide und Herzmittel, außerdem Bakteriaphagen; aber keine Präparate zur Infusion bei entwässerten Kranken. Nach und nach halfen uns aber unsere bekannten oder unbekannten Freunde. In der ersten Zeit meiner Haft tauchte morgens im Block ein Häftling aus einem Männerkommando auf, das zum Revier gebracht wurde, lief rasch durch den Block (es war für Fremde streng verboten, den Block zu betreten) und verstreute aus allen Winkeln seiner Kleidung Tabletten und Ampullen, die wir dann sorgfältig auflasen. Ich habe nie den Namen dieses Menschen erfahren, der uns in der schwierigsten Zeit geholfen hatte; es soll sich um einen Priester aus der Gegend von Katowice gehandelt haben.

Dann erhielten wir allmählich durch die Hilfe mancher Blockältesten, unserer *Schreiberin* und uns bekannter Kameradinnen aus den „Effekten" mehr Medikamente, so daß wir wirklich an eine Therapie der Kranken denken konnten. Wir hatten zwei flache Koffer, in denen wir unsere Schätze verbargen, und die auf „Oma" Bańkowskas Bett flach unter der Decke versteckt waren. Ende 1943 wurde der Revierapotheke anstelle von „Tonny" die polnische Pharmazeutin Irena Przybusz zugeteilt, die den Blöcken die Medikamente ohne Bestechung zu nehmen zuteilte und auch beim „Organisieren" nicht offizieller Medikamente half. Ich erinnere mich, daß ich nach dem Warschauer Aufstand von ihr ein unschätzbares Geschenk in Form von zwei Großpackungen Prontalbin erhielt, dadurch konnten wir Dutzende von Frauen von der Ruhr heilen.

Nach dem Ende der *Lagerruhe* kam nachmittags der feierliche Augenblick, da Janina Komenda die Arzneimittel austeilte. Bis heute sehe ich ihre hohe Gestalt vor mir, ihre mit Schnur zusammengebundene Brille auf der Nasenspitze und ihren großen, schwarzen Kittel mit einem riesigen Flicken. Sie hatte die Medikamente bereits vorbereitet, in der Hand hielt sie die von mir angefertigten Anordnungen, auf einem besonderen Tablett hatte sie gewöhnlich einen Löffel und zwei große Flaschen vorbereitet, eine mit Wasser, die andere mit Salzlösung. Die vorhandenen Medikamente konnten nicht für alle Kranken reichen, Janina Komenda hielt also alle paar Betten die gleiche Rede: „Schreiben diese Ärzte undeutlich, ich kann gar nicht lesen, was sie da verschrieben hat, ich gebe Ihnen aber ein Mittel, das ausgezeichnet hilft", danach maß sie sehr genau ein paar Tropfen Salzlösung ab und verdünnte sie mit Wasser. Dabei unterhielt sie sich freundschaftlich mit den Kranken, so daß sich keine der Kranken vernachlässigt fühlte. Hier konnte ich besser als an anderen Arbeitsstellen den Einfluß des psychischen Zustands auf den günstigen oder ungünstigen Verlauf der Krankheit beobachten. Währenddessen wurden die Verbände gewechselt, was wegen der bei einem Teil der Kranken um sich greifenden Bläschenflechte ungemein schwierig war.

Janina Komenda erwies uns zusammen mit ihrer Freundin Marylka Kaczorowska manch unschätzbaren Dienst. Ein Beispiel: Im Block wurden keine Krankengeschichten oder Fieberkurven geführt. Ganz abgesehen vom Papiermangel war es mir unmöglich, alle Kranken zu beschreiben, andererseits war es schwer, alle Daten der Kranken im Gedächtnis zu behalten. Ich hielt es auch für richtig, den SS-Arzt von seinen spitzen Bemerkungen über mangelnde Ordnung abzulenken und die dazu gehörenden Wutausbrüche zu dämpfen. Nachdem ich ein Heft ergattert hatte, schlug ich meinen Freundinnen vor, anhand eines von mir gefertigten Musters dutzende von Fieberkurven auf je einer halben Heftseite anzufertigen, was sie auch mit bemerkenswerter Geduld taten. Die von den Pflegerinnen geführten farbigen Fieber-, Puls- und Atemkurven und die anderen Aufzeichnungen begeisterten Dr. Rohde so, daß er die Anweisung gab, uns gedruckte Fieberbögen bereitzustellen. Das half uns, die erwünschte Verbesserung oder Verschlechterung des Zustands der Kranken zu dokumentieren, und die Pflegerinnen konnten aufhören, gedankenlos die Betten mit bolus alba zu bemalen oder den Rauchabzug mit Ziegeln zu scheuern und sich statt dessen den Kranken widmen, zumindest den Puls oder die Temperatur zu messen, wodurch wenigstens der Anschein einer wirklichen Betreuung der Kranken geschaffen wurde. Wir hatten allerdings keine Uhren zum Pulsmessen und ersetzten sie durch Sanduhren. Die Einführung der Fieberbögen wurde von manchen Ärzten und Pflegerinnen anderer Blöcke mißbilligt, die den eigentlichen Zweck nicht verstehen wollten und uns vorwarfen, uns bei der Lagerleitung beliebt machen zu wollen.

Der Block war eigentlich für Durchfallkranke bestimmt, diese Bezeichnung verwendete das Ambulatorium aber für jede Krankheit, bei der dünnflüssiger Stuhl auftrat. Deswegen hatten wir neben einer relativ kleinen Anzahl von Fällen, in denen der Durchfall durch mangelnde Anpassung des Organismus an die Lagersuppe aus Rüben ausgelöst wurde, unter den Patientinnen auch infektiöse Krankheiten, wie Ruhr, Bauchtyphus und Paratyphus, Hungerdurchfall im Verlauf akuter Infektionskrankheiten, wie z.B. Flecktyphus, Tuberkulose und anderen Krankheiten. Diese Form des Durchfalls – mit seiner schwersten Form, der mangelnden Eiweißversorgung – trat fast ausschließlich bei jungen und ausgezehrten Personen auf und nahm die klassische Form der Diarrhoe an, wie sie bei afrikanischen Kindern beschrieben wurde. Bei den Kranken traten neben den häufigen fließenden Stuhlgängen kleine Bläschen mit serösem Inhalt auf, die sich rasch in ausgedehnte Blasen mit eitrigserösem Inhalt verwandelten und nach dem Aufplatzen große oberhautfreie, feuchte Flächen hinterließen. In der Umgangssprache wurde diese Krankheit Bläschenflechte genannt, als Ursache galt eine infektiöse Vorgeschichte oder eine Avitaminose. Wir hatten nicht die geringste Möglichkeit, parenteral Eiweiß oder Blut zuzuführen, bei Auftreten der Bläschenflechte war das Schicksal der Kranken besiegelt.

Die Haut der meisten Kranken war von Schorf bzw. zahlreichen Kratzspuren bedeckt, die Ursachen dafür waren in den zahllosen Flöhen und Läusen sowie in der im Lager allgemein verbreiteten Krätze zu suchen. Die Deutschen versuchten, sowohl die Läuse als auch die Krätze zu bekämpfen. Besondere Kommandos hatten im Lager systematisch die Krätze und die Verlausung zu kontrollieren, da es jedoch nicht genug Wasser und keine Möglichkeit gab, saubere Kleidung zu erhalten, mußten diese Bemühungen fruchtlos bleiben. Im Revierblock erlebte ich mehr als zehn Entlausungen und Aktionen gegen die Krätze, die anfänglich kaum Erfolg hatten, aber immer den Tod von Menschen forderten.

Ich erinnere mich an die erste von oben angeordnete Entlausung des Blocks, die an einem heißen Junitag durchgeführt wurde. Alle Kranken wurden vor den Block gebracht, die Bettlägerigen wurden auf die Erde gelegt. Trotz der Hitze gab man den Kranken nichts zu trinken, und weil das Wasser zweifelhafte Qualität hatte, benutzten wir es ausschließlich zu kalten Umschlägen auf den Kopf und holten gleichzeitig aus dem Ambulatorium einige Liter destilliertes Wasser. Die Schwächeren fielen in Ohnmacht, eine große hübsche Tschechin fiel zu meinen Füßen nieder und kam nicht mehr zu Bewußtsein. Das Personal war in dieser Zeit mit dem Großreinemachen der Blöcke beschäftigt, wusch die Betten ab und wechselte die Strohsäcke, anschließend wurden die Kranken im Freien gewaschen. In der Nacht hatten wir mehrere Todesfälle; die Kranken hatten die Entlausung nicht verkraftet, deren Erfolg höchst zweifelhaft war. Wir bemerkten, daß mit zunehmender Verlausung die Flöhe bei den Kranken abnahmen.

Die in den nächsten Monaten wiederholten, ebenso unzulänglich durchgeführten Entlausungen brachten keine deutliche Verbesserung. Diese trat erst ein, als der Block auch entwanzt wurde. Alle Kranken wurden dabei in den leeren Block Nr. 17 gebracht. Es wurde verboten, irgendwelche Kleidungsstücke mitzunehmen. Am Morgen des nächsten Tages verriegelte eine Gruppe Häftlinge unter Aufsicht eines SS-Mannes sorgfältig die Tore und Oberlichter und warf durch einige offengelassene Fenster Büchsen mit einem uns damals völlig unbekannten Gas hinein (heute wissen wir, daß es zur Desinfektion dienendes Zyklon B war). Der Block blieb für 24 Stunden fest verschlossen, danach wurde das Personal angewiesen, den Block gründlich zu lüften. Ich weiß nicht, welches Gas tatsächlich zur Vernichtung der Wanzen eingesetzt worden war, auf jeden Fall waren die meisten Insekten, auch die Läuse, vertilgt worden. Die Frauen, die als erste in den Block traten, um die Fenster und die gegenüberliegenden Tore zu öffnen, fielen in Ohnmacht.

Eine Aktion gegen die Krätze wurde Anfang 1944 durchgeführt, der Erfolg war durchschlagend, kam aber auf Kosten der Kranken zustande: Die Kranken wurden nacheinander in Block Nr. 12 gebracht, in dem zwei große Bottiche, jeder mit einer anderen Flüssigkeit, vorbereitet worden war, in die die Kranken nacheinander getaucht wurden. Sie beklagten sich über brennende Schmerzen an den Kratzstellen. Nach dem Bad gingen sie ohne Wäsche in die Betten, die Decken und Nachthemden aus dem Block wurden desinfiziert. Die schwächeren Kranken bezahlten diese Behandlung mit einer schweren Erkrankung der Atemwege oder mit dem Leben, es muß aber anerkannt werden, daß die Krätze restlos verschwand.

Etwas früher fand eine Rattenbekämpfungsaktion statt. Ein besonderes Kommando grub auf der Wiese zwischen den Blöcken ein gutes Dutzend lange, etwa einen Meter tiefe Gräben. An den Grabenwänden waren die Eingänge der Rattentunnel zu sehen, in die lange scharfe Spitzen gesteckt wurden, auf die sich die unter der Erde lebenden Ratten aufspießten. Die Häftlinge belegten ihre Arbeit mit der Zahl der abgeschnittenen Rattenschwänze. Man muß anerkennen, daß diese Rattenvertilgung das Gebiet des Reviers vollständig von Ratten befreite; ich weiß nicht, ob alle getötet wurden oder ob manche in ruhigere Gebiete wanderten.

Die kranken Frauen im Block 24 kamen ihrer Nationalität nach aus ganz unterschiedlichen Ländern. Der Block war arisch, als jedoch immer mehr Häftlinge krank wurden, kamen ab Herbst 1943 auch Jüdinnen hierher. Anfang 1943 waren die Polinnen noch in der Überzahl, es gab auch viele Französinnen, nicht so häufig waren Tschechinnen, Jugoslawinnen und Russinnen. Ab Herbst 1943 kamen in großer Zahl griechische Jüdinnen. Unmittelbar nach ihrer Ankunft verbrachte ich mit ihnen eine Nacht im Durchgangsblock, wir warteten auf die Überweisung zur Sauna (d.h. zum Bad). Sie machten damals den Eindruck einer großen Gruppe hübsch und bunt angezogener aber verschreckter Schülerinnen mit glänzenden, schwarzen Augen. Schon nach einem Monat sah ich sie im Lager abgemagert und in alte Militärsachen gekleidet, ab Ende des Sommers kamen täglich zwischen zehn und zwanzig von ihnen in den Durchfallblock, zumeist mit Symptomen der Hungerkrankheit und mit einer ausgedehnten Bläschenflechte. Sie lebten dann nicht länger mehr als ein paar Tage. Der Kontrast zwischen den Mädchen, die ich gleich nach ihrer Ankunft gesehen hatte, und ihrem Anblick nach einigen Monaten im Lager war erschreckend, zumal ihre einzige „Schuld" nicht der Kampf gegen den Besatzer, sondern ihre jüdische Abstammung war. Gewöhnt an ein warmes Klima, andere Nahrungsmittel und die Betreuung durch die Eltern brachen sie bei der Kälte, den Hungerrationen und der äußerst schlechten Behandlung durch die Lagerbehörden schnell zusammen.

Auch die niederländischen Jüdinnen vertrugen den Durchfall schlecht. Es waren zumeist große, stämmige Frauen, die nach einigen Tagen im Lager mit einem schweren Durchfall ins Revier kamen, der jeder Behandlung widerstand. Als ich dort arbeitete, gab es bereits nicht mehr viele Französinnen; nach den Berichten der dort arbeitenden Pflegerinnen vertrugen sie die Verhältnisse im Lager im allgemeinen schlecht. Die Russinnen und Jugoslawinnen, von denen ein großer Teil durch die Front gegangen war, waren besser abgehärtet und vertrugen die schlechten Bedingungen im Lager besser. Ein schwerer Verlauf der Diarrhoe – eben der KZ-Diarrhoe – trat bei ihnen erst Ende 1943 auf, als Frauen mit Kindern aus der Umgebung von Minsk und Witebsk in das Lager kamen. Wahrscheinlich kamen sie aus schwierigen Verhältnissen und die Angst um die kleinen Kinder wirkte auf sie deprimierend, was den Krankheitsverlauf noch zusätzlich belastete.

Höchst negativ wirkte sich auf sie aus, daß vielen dieser Frauen mitleidlos ihre Kinder weggenommen und in ein Lager für Kinder bei Łódź [Litzmannstadt] weggeschafft wurden. Mehrere Monate irrten sie halb von Sinnen zwischen den Blöcken umher und fragten jede, die sie trafen, ob sie nicht ihre Kinder gesehen habe. Unter allen Frauen der verschiedenen Nationen war der Anblick von Mütter am schmerzlichsten, die mit ihren minderjährigen Töchtern im Block lebten. Die polnischen Häftlinge schafften es meist, ihre Kinder zu schützen. Zu ihnen gehörten die Hebamme Stanisława Leszczyńska sowie die Kolleginnen Polańska, Książkiewicz, Kuźmińska (wie schwer es doch fällt, sich nach so vielen Jahren an die Vornamen zu erinnern). Ratlos waren die jüdischen Mütter, die sich berieten, ob es sicherer sei, im Revier zu bleiben und die ständige Angst vor der Selektion auszustehen, oder zu der schweren, auszehrenden Arbeit im Lager zurückzukehren. Kinder bis 14 mit Durchfall kamen nicht in unseren Block.

Sehr junge Frauen, die entgegen unseren Erwartungen wieder gesund wurden, waren für uns eine Quelle großer Freude und Tröstung. Dazu gehörten Anna Porczyńska, Barbara Suszczewska, Aleksandra Walewska und Janina Grzybowska (der Name von Janina Kolendo im Lager). Unvergeßliche Leidensgefährtinnen waren unsere älteren Kameradinnen Nosalowa, Bańkowska, Bolarska, Paszkiewiczowa, Klimkiewiczowa, Getlichowa und Praussowa (die an dem Tag starb, als die Deutschen das Lager verließen). Tragisch war die Gestalt des Häftlings Rudzka, die nur einige Tage bei uns verbrachte. Sie war in Schlesien zusammen mit ihrem Mann verhaftet worden, der sofort in die Politische Abteilung kam. Sie war einige Tage bei uns, saß mit unserer Katze auf dem Schoß in ein geborgtes Tuch gehüllt auf dem Bett. Am zweiten Tag machte ich ihr den Vorschlag, etwas Milch zu spritzen, weil ich befürchtete, daß sie zum Verhör abgeholt werden würde. Ich hatte immer ein paar Ampullen Milch, um bei Bedarf Fieber hervorzurufen. Sie stimmte bereitwillig zu. Am nächsten Tag stellten wir eine Rötung an der Injektionsstelle fest, daraufhin bemalte ich das Bein mit Methylenblau und legte einen dicken Verband an. Nach einigen Stunden erschien tatsächlich ein Unterführer, um Frau Rudzka zum Hauptlager zu führen. Ich wies ihn darauf hin, daß sich an ihrem Fuß ein Eitergeschwür entwickelte und sie sich nicht bewegen könne. Das nahm der SS-Mann ruhig zur Kenntnis. Am nächsten Tag kam ein Krankenwagen, um Frau Rudzka zu holen; sie kam nie wieder zu uns zurück.

Am Anfang war die Sterblichkeit im Block sehr hoch und lag zwischen 20 und 30 Todesfällen am Tag. Mit der Verbesserung der hygienischen und pflegerischen Verhältnisse nahm die Zahl der Todesfälle beträchtlich ab, wenn es auch selten einen Tag ohne Todesfälle gab. Die Leichen der Frauen wurden vor den Block getragen, nachts fraßen dort Ratten sie an, und am nächsten Morgen wurden sie von einem besonderen Kommando in das Krematorium gebracht. Die Zahl der Todesfälle entsetzte die SS-Leute nicht, es gab nur Ärger, wenn die Ratten unvernünftigerweise die Nummern angefressen hatten.

Selektionen wurden ab März 1943 ausschließlich unter den Jüdinnen im Revier, in den Blöcken im Lager und bei der Ankunft der neuen Transporte unmittelbar an der Bahnrampe durchgeführt. Die Selektionen fanden zu den unterschiedlichsten Zeiten statt, meistens jedoch nach der Entlassung von Kranken aus dem Revier. Dann wurde eine Block- oder Reviersperre verkündet. Der SS-Arzt, der die Selektion durchführte, interessierte sich nicht für den Krankheitsverlauf oder den Gesundheitszustand der Kranken, sondern ließ sich ausschließlich von ihrem Äußeren leiten. Man hatte den Eindruck, daß er den Auftrag hatte, eine bestimmte Zahl von Frauen auszuwählen.

Der Arzt nahm an einem der Tische Platz, die zumeist nackten Frauen wurden auf einer Seite des Rauchabzugs aufgestellt, die den Arzt begleitenden SS-Leute notierten die Nummern der Frauen, auf die er zeigte und kontrollierten, ob sich jemand in einem Bett versteckte. Die Nummern von bettlägrigen Frauen schrieb der SS-Mann ohne Kontrolle des Arztes in sein Register. Die entsetzten Frauen weinten häufig, doch das machte auf die, die die Selektion durchführten, nicht den geringsten Eindruck. Nach Beendigung der Selektion forderte der SS-Mann von der Blockältesten die Herausgabe der Kontrollblätter der selektierten Frauen, anschließend wurde der Block fest verschlossen, bis die Frauen in Block 25, den sogenannten „Todesblock" abgeführt wurden.

Ich kenne keinen Fall, in dem die Entscheidung über das Schicksal einer der selektierten Frauen rückgängig gemacht worden wäre; sollte das vorgekommen sein, wäre es streng geheim gehalten worden. Mir persönlich gelang es nur dreimal, jemanden zu reklamieren. Im ersten Fall ging es um die fehlerhaft notierte Nummer einer Frau, die überhaupt nicht bei uns im Revier war, sondern an diesem Tag in einem weit entfernten *Außenkommando* arbeitete. Es kostete die Blockälteste und mich viel Anstrengung, um zu erklären, daß hier ein Versehen des SS-Mannes bei der Eintragung der Nummer vorlag. Ich muß hinzufügen, daß die Deutschen sich die Mühe machten, dies in der Lagerregistratur zu überprüfen. Im zweiten Fall ging es um eine ältere jüdische Zahnärztin, die im Lager selektiert worden war. Auf ihre Bitte hin wandte ich mich, nachdem die Selektion beendet war, an Dr. Rohde und erklärte ihm, eine Person aus dem ärztlichen Personal sei ohne sein Wissen selektiert worden, was er sich selbst vorbehalten haben sollte. Der betrunkene Herrscher saß schon auf seinem Motorrad vor dem Ambulatorium, mit Hilfe von Monika Galica und Helena Matheisel gelang es uns, ihn zu überzeugen, daß die SS-Leute seine Anordnungen mißachteten. Wir waren Zeugen eines heftigen Streits zwischen Dr. Rohde und den die Listen führenden SS-Leuten, aus dem Dr. Rohde als Sieger hervorging. Er gab mir ein Schreiben an die Blockälteste von Block Nr. 25 mit dem Befehl, die Dentistin Mazo freizugeben und die freigelassene Delinquentin zu ihm zu bringen.

Nie vergesse ich die geheime Angst, die ich fühlte, als ich zwischen den verriegelten Blöcken entlangging und das Gebiet des Reviers verließ, und wie der Hof von Block 25 aussah, mit einem Leichenhaufen im einen Teil und dem Tisch mit einer brennenden Laterne an dem anderen Ende, an dem die Blockälteste Dienst hatte. Als sie gerufen wurde, wollte die Zahnärztin den Block überhaupt nicht verlassen, sie tat es erst

auf meine Versicherung hin, daß ich sie abzuholen habe. Ich befürchtete, daß in jedem Moment die Lastwagen kommen würden, um die selektierten Frauen abzutransportieren, darum atmete ich erleichtert auf, als ich die Zahnärztin zu Dr. Rohde gebracht hatte, der auf den Anblick der älteren Frau mit geschwollenen Beinen und einem von Tränen- und Staubspuren beschmutzten Gesicht in Lachen ausbrach und sagte: „Da hast du dir aber einen Schatz ausgesucht." Zum Schluß mußte ich noch einen Kampf mit der Blockältesten Klara bestehen, die erklärte, sie arbeite in einem anständigen arischen Block und lasse dort keine Jüdin hinein.

Der dritte Fall betraf eine vom SS-Arzt Dr. Mengele selektierte sehr junge Jüdin, die er in den Morgenstunden als gesund ins Lager entlassen hatte, wobei er mich und die Blockälteste verwarnt hatte, weil wir arbeitsfähige Frauen im Revier behielten. Ich wandte mich hilfesuchend an die Chefärztin Ena und die *Lagerälteste,* Orli [Reichert], beide verweigerten jedoch irgendeine Intervention. Ich suchte dann Mengele selbst auf und erklärte ihm, ich wisse nicht, wie ich verfahren solle, da ein und dieselbe Person auf zwei verschiedene Listen eingetragen worden war. Mengele befahl mir barsch, mich in seine Angelegenheiten nicht einzumischen, aber nach einigen Minuten schickte er einen Unterführer in unseren Block, der nach Prüfung der notierten Nummern die Kranke von der Selektionsliste strich.

Die letzte Selektion fand im zweiten Halbjahr 1944 statt, selektiert wurden fast alle im Block anwesenden Jüdinnen, darüber hinaus arische Frauen, zehn bis zwanzig ältere, darunter Zofia Praussowa, Irena Pannenkowa, Jadwiga Klimkiewicz, Eleonora Bańkowska und andere ältere Kranke, die längere Zeit bei uns gewesen waren. Wir waren davon vollständig überrascht und erschüttert, die Kranken ertrugen das Urteil jedoch ruhig. Die Krankenblätter wurden von einem Unterführer eingesammelt, die Kranken selbst sollten am nächsten Morgen in Block 25 geführt werden. In dieser Nacht schlief niemand im Block; zu unserem Erstaunen meldete sich am nächsten Morgen niemand, um die Kranken abzuholen, und am dritten Tag kamen alle Krankenblätter zurück. Es ging das Gerücht um, Mengele sei an dem kritischen Abend telefonisch nach Berlin beordert worden, worauf die Durchführung der Selektion zurückgenommen worden sei.

Im Durchfallblock waren seit Anfang 1944 Geisteskranke untergebracht. Sie wurden auf Bitten von Dr. [Ella] Lingens aus Block 23, in dem wir vorübergehend gewesen waren, verlegt. Es ging uns darum, sie vor dem deutschen Arzt zu verbergen, um sie vor der Vergasung zu retten, außerdem wollten wir ihnen eine menschenwürdigere Behandlung sichern. Das geschah unter dem Vorwand, den Verlauf der Geisteskrankheit unter Lagerbedingungen zu beobachten. Dr. König war damit einverstanden und es schien mir, daß er sie vollständig vergessen hatte. An einem regnerischen Sonntagnachmittag im Sommer 1944 suchte uns Dr. König auf und befahl, unsere Beobachtungen, die wir selbstredend nicht gemacht hatten, vorzutragen. In dem für diese Feierlichkeit geräumten Zimmer der Schreiberin begann Dr. Lingens den Zustand jedes Kranken zu referieren, als auf einmal unsere Katze fürchterlich miaute. Eine der Kranken, die eilig die verbotenen Sachen wegräumten, war ihr versehentlich auf die Pfote getreten. Die Katze hatte ein Häftling zurückgelassen, sie lebte seit dem Herbst bei uns und wurde von den SS-Ärzten geduldet. Die entsetzte Torwache stürzte in den Block und meldete, vor dem Block stehe die Aufseherin Drechsler – im Lager hieß sie „Drekslerka" – und verlangte nach dem für den Block verantwortlichen Arzt. Als ich hinausging, fiel die Drechsler wütend über mich her. Man habe ihr Katzenmusik bereitet. Meine Erklärung, es habe tatsächlich eine Katze geschrien, nahm sie nicht an, denn eine Katze hatte ihrer Ansicht nach im Lager nichts zu suchen. Sie forderte, ihr sofort den Delinquenten zu zeigen und ihn anschließend unverzüglich zu ertränken. Halina Sobolewska fand und zeigte das unglückliche Kätzchen. In dem Moment erschien, angelockt von den erhobenen Stimmen, Dr. König im Tor des Blocks und erkundigte sich nach dem Grund der Aufregung und fragte, warum sich die Aufseherin Drechsler ohne seine Erlaubnis im Revier aufhielte. Er bestätigte, daß die Katze mit seinem Wissen im Revier lebe und wies Halina an, gut für sie zu sorgen. Der Anblick war unvergeßlich: Zwei Lagermachthaber standen in langen, schwarzen Pelerinen im Regen und herrschten sich an, schließlich zog sich die Drechsler aus dem Revier zurück. König kam wieder auf die Geisteskranken zu sprechen und fluchte noch etwas vor sich hin. Das gelindeste war: *verfluchte alte Hexe!*

Später wurden auf Anordnung von Dr. Mengele im gleichen Block Zwerge und kranke Zwillinge untergebracht mit dem strengen Auftrag, sie besonders sorgsam zu pflegen.

Wenn ich auf meinen fast zweijährigen Aufenthalt im Durchfallblock zurückschaue, muß ich sagen, daß zwischen 1943 und 1945 trotz der verschiedenen Wanderungen durch Block 24, 23, 12 und 18 und anschließend in das Zigeunerlager ein großer Unterschied hinsichtlich des Aussehens der Kranken, ihrer Betreuung und ihres Allgemeinzustandes zu verzeichnen war. Diese Besserung war hauptsächlich das Ergebnis der großen Anstrengungen des Pflege- und Hilfspersonals und seines Wunsches, den Kranken zu helfen. Die Arbeit dieser Frauen war ungemein schwer, denn neben der Krankenpflege forderte man gleichzeitig ihre körperliche Arbeit bei der Renovierung der Blocks. Die Fähigkeit, unter so schweren Bedingungen zu arbeiten, und die Hilfe seitens der Blockältesten Maria (einer Jugoslawin) und Maria Nowaczek, die ihre wirklichen Pflichten verstanden – im Gegensatz zu ihren Obliegenheiten im Lager – ermöglichten es den Kranken und uns, das Gefühl der Menschlichkeit unter den schweren und demoralisierenden Bedingungen des Lagers nicht zu verlieren.

Das *Kräuterkommando* bestand in Birkenau nur einige Monate. Es verdient Erwähnung wegen der spezifischen Arbeitsbedingungen, die es den dort arbeitenden Frauen ermöglichten, an der frischen Luft, unter erträglicheren Bedingungen und einer nicht so strengen Kontrolle zu arbeiten. Das *Revierkräuterkommando* (wie es offiziell bezeichnet wurde), unterstand der Aufseherin Grese. Die Funktion des Kommandoführers hatte der SS-Mann Mazur inne, der etwas polnisch sprach. Das Kommando unterstand der unmittelbaren Auf-

sicht Dr. Rohdes. Es entstand im Sommer (höchstwahrscheinlich im Juli) 1943 und wurde im Herbst aufgelöst (wohl nachdem Dr. Rohde von dort versetzt worden war.)

Angeregt wurde das Kräuterkommando von dem weiblichen Häftling Właczkowska. Möglicherweise benutzte sie den Arzneimangel als Argument und unterbreitete diese Frage sehr gekonnt, da sie jahrelang Spezialistin für den Anbau von Heilpflanzen gewesen war. Der SS-Arzt beauftragte sie, das Personal auszusuchen, ihm Hinweise zu geben und die Kräuter auszuwählen und zu trocknen. Das Kommando verließ das Lager zusammen mit den anderen, wurde aber nach den Hinweisen von Kollegin Właczkowska zu den von ihr bestimmten Plätzen geführt. Die Frauen kehrten abends braungebrannt, lachend und mit Körben voller gesammelter Kräuter ins Lager zurück, in denen sie wahrscheinlich Gemüse und Beeren hereinschmuggeln konnten.

Das Kommando bestand einige Monate, aber Kollegin Właczkowska blieb weiterhin im Revier, zusammen mit ihrer Tochter, der Anweiserin Rysia (Maria), einer jungen Frau, die am Tage ihrer Hochzeit mit Mann und Eltern verhaftet worden war. Das wohlwollende Verhältnis des SS-Arztes zu diesem Kommando war Rohdes einzige menschliche Regung. Rysia war ein ausnehmend schönes Mädchen und unaufhörlich hungrig, ich sehe sie im Geiste immer, wie sie eine Brotrinde, eine rote Rübe oder ein Stück Zuckerrübe knabberte. Kurz nachdem sie nicht mehr im Außenkommando arbeitete, wurde sie krank, sie lehnte ärztliche Hilfe ab, ihre Krankheit verlief also etwas geheimnisvoll. Rysia erlaubte wohl nur mir, sie abzuhören, wollte sich aber nicht in den Hals schauen lassen. Sie starb nach einigen Tagen, am 5. Dezember 1943.

Die Mutter ließ sie nicht zusammen mit den anderen Leichen ins Krematorium schaffen, die Tote lag also auf dem Tisch vor dem Block, gefroren und mit Schnee bedeckt. Dr. Rohde tolerierte das einige Tage, dann versprach er der Mutter, daß Rysias Asche vom Krematorium in einer Urne der Familie geschickt würde. Ein paar Monate später traf ich Kollegin Właczkowska im Konzentrationslager Ravensbrück, sie war scheinbar beherrscht und sorgte sich ausschließlich darum, ob die Urne tatsächlich ihrer Familie geschickt worden war.

Der Kinderblock Nr. 16 im Revier entstand im November 1943, als eine große Zahl von Frauen mit Kindern aus Belorußland im Lager eintraf. Ein Teil der Kinder wurde im Herbst nach Łódź [Litzmannstadt] verlegt, die anderen waren häufig krank, sowohl die größeren, die einen Sonderblock hatten, als auch die kleineren, die bei ihren Müttern gelassen wurden. Die Revierblöcke hatten bis dahin keine Kinder aufgenommen, deshalb wurde ein Teil des Blocks Nr. 16 renoviert und als Kinderblock vorbereitet. Dazu wurden ein Ziegelfußboden verlegt, die zweistöckigen Betten weiß angestrichen und die Wände mit wirklich schönen Bildern aus Kindermärchen von dazu bestimmten Häftlingen bemalt. Die Kinderbetten hatten Laken und saubere, warme Decken, der Block verfügte über Nachttöpfe und Schieber, ein Teil der Betten hatte Wachstuchauflagen.

Die Kinder hatten etwas bessere Bedingungen als im Lager, erhielten auch etwas andere Nahrung, leider fast kein Eiweiß und Vitamine. Zusätzlich zur Lagersuppe aus Rüben bekamen sie Pudding, Gelee und einen Becher Milch. Die Kinder kamen in einem gesundheitlich schwer angegriffenen Zustand in das Revier. Weil ein Teil der Kinder vorher nach Łódź abtransportiert worden war, befürchteten die entsetzten Mütter, daß die Kinder unter dem Vorwand, sie im Krankenhaus unterzubringen, in ein anderes Lager gebracht würden. Sie versteckten also die kranken Kinder, die in vielen Fällen erst wenige Stunden vor ihrem Tod in das Revier kamen. Außerdem vertrugen die Kinder, die nur ihre Muttersprache konnten, die Trennung von der Mutter schlecht.

Die älteren Kinden fühlten sich im Revier besser, darum brachten wir in manchen Fällen jüngere weibliche Häftlinge in den Block, die so abgemagert wie sie waren, noch als Kinder gelten konnten. Ich erinnere mich an die Tochter des Regimentskommandeurs aus meiner Stadt, Haneczka Porczyńska, die ich vor dem Krieg noch als kleines Kind gekannt hatte und die in Block 24 gebracht wurde. Sie war im Endstadium eines schweren Durchfalls mit extremer Entwässerung des Organismus, bewußtlos und kalt. Ich vertraute sie der Pflegerin von Stube 8, Hanka Nawrocka, an, die ich bat, der Kranken auch nachts heiße Wärmflaschen und heiße Getränke zu geben. Am nächsten Morgen wurde die Kranke in den Kinderblock verlegt, durch die Wärme und die Getränke kam sie nach einigen Tagen zu sich und es gelang uns, sie dank freundlich eingestellter Häftlinge aus der Abteilung Arbeit in der Näherei unterzubringen, wo sie unter der Obhut der Kolleginnen Mikołajczyk und Wojciechowska blieb.

Die Sterblichkeit im Block war enorm – was zum beträchtlichen Teil auch daran lag, daß die Mütter die Krankheit ihrer Kinder verheimlichten. Das wirkte auf das im Block beschäftigte Personal um so deprimierender, als Tag für Tag eine Prozession von Müttern durch den Block zog, die die Hoffnung nicht aufgeben wollten, daß ihre Kinder nicht nach Łódź gebracht worden waren, sondern sich im Revier befanden. Manche Mütter erweckten den Eindruck, nicht mehr ganz bei Sinnen zu sein. Blockälteste im Kinderblock wurde eine junge österreichische Jüdin, die von ihren Kameradinnen verächtlich *„Schmuckstück"* genannt wurde und die nicht die geringste Lust zeigte, sich um die Kinder zu kümmern. Vorgesetzte der Pflegerinnen wurde auf meine Bitte hin eine polnische Jüdin, die ich als langjährige Leiterin eines jüdischen Kinderhorts in Białystok gekannt und geschätzt hatte.

Als wahrer Schatz für die Kinder erwies sich, wie bereits erwähnt, die unter dem Namen Halina Sobolewska tätige Dr. Halina Szaynok, die ausgezeichnet russisch sprach. Nach der Einrichtung des Kinderblocks wurde ich als Kinderärztin dorthin versetzt, war jedoch angesichts der dort herrschenden Atmosphäre der Überzeugung, in meinem alten Block 24 mehr Nutzen bringen zu können. Darum bemühte ich mich über die Chefärztin, in diesen Block zurückzukehren, was mir auch gelang, als die Kinderärztin Olga Nikitišna aus Kiew eingeliefert wurde.

Der Kinderblock bestand noch mehrere Monate. Als die Kinder aus dem Warschauer Aufstand eintrafen, wurden sie im

deutschen Block Nr. 22 bei Kollegin Janina Kościuszko untergebracht.

Bevor sie aufgenommen wurden, führte Lagerkommandant Höß eine Kommission (wahrscheinlich vom Deutschen Roten Kreuz) in den Block, um sich zu rühmen, wie das Lager um seine minderjährigen Häftlinge besorgt sei.

Diese abschließenden Bemerkungen widme ich den Kindern von Birkenau. Damit beende ich meinen Bericht, den ich aus dem Gedächtnis und anhand von Aufzeichnungen aus den ersten Nachkriegsjahren diktiert habe. Selbstverständlich ging es mir nicht darum, eine ausführliche Monographie des „Reviers" zu verfassen, sondern um die Schilderung einer Reihe meiner Ansicht nach in ärztlicher Sicht charakteristischen Episoden, wie sie eine Häftlingsärztin gesehen oder erlebt hat.

Janina Komenda

Frauen im Revier von Birkenau*

Vorbemerkung der Redaktion des Przegląd Lekarski – Oświęcim

Janina Komenda, geb. Glińska, wurde am 23. Juni 1898 in Kasan geboren. Vor dem Ersten Weltkrieg war sie Lehrerin in Warschau. Nachdem sie Wacław Komenda, einen Internisten aus Kielce, geheiratet hatte, lebte sie mit ihm in dieser Stadt. Nach dem Tod ihres Mannes 1928 war sie bis zu ihrer Verhaftung Krankenschwester in einem Spital in Kielce, wo sie die Kost für die Patienten zusammenstellte.

Wie aus einem Schreiben der Gedenkstätte Auschwitz vom 9. Juli 1979 (1.IV–8520–56/2447/79) an die Redaktion sowie aus Informationen ihres Sohnes, Mgr. Ing. Janusz Komenda, die uns in einem Brief Dr. Jan Sikorskis aus Warschau vom 12. April 1981 übermittelt wurden, hervorgeht, wurde sie am 30. November 1942 zusammen mit einem ihrer drei Söhne in Kielce gefangengenommen. „Sie wurde verhaftet wegen ihrer Zugehörigkeit zur Untergrundorganisation ZWZ (Verband für Bewaffneten Kampf). 1942 wurde sie nach Auschwitz überführt. Sie arbeitete als Krankenpflegerin im ‚Revier'. Unter den Häftlingen, die den Kranken jegliche Hilfe leisteten, war sie eine der hervorragensten. Sie bewahrte Kranke vor der Selektion zum Gas und vor den ‚Untersuchungen' der SS-Ärzte. Als Mitglied der Widerstandsbewegung im ‚Revier' wachte sie über die Ruhe und die Sicherheit der Kranken. Sie übermittelte den Mitgliedern der Widerstandsbewegung im Lager Nachrichten über die Bewegung im ‚Revier'". So zu lesen in einem Antrag zur Verleihung einer Auszeichnung an die 71jährige Janina Komenda (Archiv der Gedenkstätte Auschwitz, Signatur Mat. 239, Bd. 68b, S. 92–93).

Nach Auschwitz gelangte sie mit einem Häftlingstransport aus Rodom. Sie war dort vom 16. Dezember 1942 bis zum 18. Januar 1945 inhaftiert. In den Lagerdokumenten ist sie am 11. August 1944 als Häftling des KL Birkenau, Abschnitt B I a, Block 21 a verzeichnet. Sie wurde u.a. auch in den Blöcken 17, 24, 23 und 18 gefangengehalten. Ihr Lagerfoto ist nicht erhalten geblieben. Das Museum in Auschwitz verwahrt den Text ihrer Erinnerungen.

Janina Komenda überlebte das Lager und kehrte nach Kielce zurück. Nach dem Krieg arbeitete sie bis zu ihrer Pensionierung in der Verwaltung einer Apotheke. Nachdem sie dann ihr kleines Haus verkauft hatte, zog sie nach Warschau, wo sie 1968 starb. Beigesetzt wurde sie in Kielce.

In einer nur schwer lesbaren Handschrift verfaßte sie nach der Befreiung ihren Lagerbericht. Die erste Fassung umfaßte 40 Seiten im A 4-Format mit zahlreichen Korrekturen, Ergänzungen und Anmerkungen am Rand. Die zweite ist 80 Seiten lang. Der Text wurde von Dr. Irena Białówna durchgesehen. Von diesem wertvollen Dokument fertigte Janusz Komenda eine Abschrift von 149 Seiten an, die außerdem zwei Lagerpläne von Birkenau sowie eine Übersicht über die Verteilung der Reviere enthält.

Zur Veröffentlichung haben wir vor allem die Passagen des umfangreichen Textes ausgewählt – Auslassungen im Text sind durch runde Klammern kenntlich gemacht –, in denen Janina Komenda sich an ihre Haft im Lager Birkenau erinnert und über die medizinischen und sanitären Verhältnisse dort berichtet.

Janina Komenda:

(...) Mein Blickfeld, das sich im wesentlichen auf den Block und in einem weiteren Kreis auf den Lagerbereich, in dem ich war, beschränkte, erweiterte sich dadurch ein wenig, daß ich den größten Teil der Lagerhaft im Krankenblock, dem sogenannten Revier, verbrachte, in das eine breite Flut von Nachrichten aus den anderen Bereichen des Lagers gelangten. (...)

[Noch vor der Überführung nach Birkenau, in der Gefängniszelle in Kielce] besuchte uns am späten Abend des 15. Dezember 1942 [der deutsche Aufseher] „Perełka" (d.h. kleine Perle – Anm. d. Ü.) und informierte uns im geheimen, daß tags darauf ein Transport stattfinden solle. An mich gewandt sagte er: „Du wirst nicht fahren." Ich machte mir große Sorgen, denn das bedeutete für mich den weiteren Verbleib im Gefängnis mit der Aussicht, von der Gestapo verhört zu werden. Trotzdem war ich am folgenden Tage reisefertig (...). Gegen Mittag stürzte ein Gestapomann in die Zelle und gab schreiend die Liste der für den Transport bestimmten Personen bekannt. Ich stand an erster Stelle. Vor Erleichterung atmete ich tief auf. Man befahl uns, auf den Gang herauszutreten und in das Arztzimmer zu gehen (...).

Ich freute mich, als ich den rechtschaffenen Arzthelfer Fetela sah, da ich wußte, daß meine noch in der Stadt lebenden Angehörigen und Bekannten von ihm sofort darüber benachrichtigt würden, daß ich abtransportiert worden sei. Auf dem Gang traf ich meinen Sohn Jerzy, den man ebenfalls für den

* W rewirze Brzezinki (1982, H. 1–3, S. 194–205; gekürzt). Übersetzung: Veronika Körner.

Transport vorbereitete. Ein Gespräch mit ihm war natürlich nicht möglich. Man erlaubte uns, für die Fahrt Brot mitzunehmen, und führte uns über Nebenstraßen zum Bahnhof [von Kielce]. Vor dem Ausgang wurden den Männern die Hände auf dem Rücken gefesselt. Ich bemerkte, daß mein Sohn die Hände bereits vorher zusammenlegte, so als ob sie bereits gefesselt seien. Das entging der Aufmerksamkeit der Deutschen. Auf dem Bahnhof stellte man uns mit dem Gesicht zu den Toilettenhäuschen, so sollten wir auf den Zug warten, der bald darauf einfuhr. Unsere Gruppe wurde in einen Güterwagen gepfercht, in dem wir Männer sahen, die auf dem Boden knieten. Im Zug waren schon etwa hundert Gefangene aus Radom und Ostrowiec. (. . .)

Unser Frauentransport aus Ostrowiec, Radom und Kielce erreichte Auschwitz am 16. Dezember 1942 gegen 20 Uhr. Die Güterwagen, mit denen wir transportiert wurden, wurden auf einem Seitengleis ohne Rampe abgestellt, so daß wir aus beträchtlicher Höhe auf die vom Herbstregen aufgeweichte Erde springen mußten. Ich stürzte wie die Mehrzahl meiner Gefährtinnen. Der kalte, matschige, zertretene Dreck klebte fast überall am Körper. Hilflos dastehend, befreite ich mich von ihm zur Befriedigung und Belustigung der daneben stehenden Deutschen, von denen uns niemand zu helfen versuchte. Diese Begrüßung machte uns schlagartig unseren Status und unsere Rolle als Häftlinge bewußt. Einige von uns empfanden diese Brutalität und Rohheit besonders stark, denn allzu tief steckte in uns noch die Achtung vor den Formen der Ritterlichkeit, die man allgemein unter Polen antraf. (. . .)

An beiden Seiten des Weges zeichneten sich in der Dunkelheit schwache Konturen von Baracken ab, und da und dort schimmerten schwache Lichter durch die Fensterchen, die den Weg nicht beleuchteten, sondern ihn im Gegenteil mit Grauen und Furcht erfüllten. Mit den Befehlen *Los!* und *Schnell!* trieb man uns im Laufschritt durch das Tor. In weiter Ferne waren noch mehr dieser schwach erleuchteten Fensterchen zu sehen. Wie sich später zeigen sollte, waren das in der Hauptsache die Fensterchen der Krankenbaracken, die in der Sprache des Lagers Revierblöcke genannt wurden.

Schließlich trieb man uns in eine große, schlecht beleuchtete Baracke mit einem dreckigen Zementfußboden, in die sog. „Sauna". Dort gab es mehrere große Räume. Der erste, durch den man uns jagte, war leer. Im zweiten war der Boden mit kaltem Wasser überschwemmt, das von den Duschbädern übriggeblieben war. Von dort trieb man uns in einen dritten Raum, in dem Bänke standen, die wie in einem Amphitheater angeordnet waren. Zur Abwechslung war es sehr heiß, es herrschte dichtes Gedränge, und die Luft war unerhört stickig. Man befahl uns, dort zu bleiben. Uns war nicht bekannt, ob für eine Minute, für eine Nacht oder für die Ewigkeit. Wir waren uns bewußt, daß wir uns ebensogut auch in einer Gaskammer befinden konnten.

Das Kommando machte für uns ein wenig Platz und nach der langen, bis zum äußersten an den Kräften zehrenden Reise und dem anstrengenden Lauf durften wir uns endlich hinsetzen. Es war nicht gestattet, sich zu unterhalten, aber wir konnten uns unauffällig untereinander verständigen. Außer uns waren hier noch ein Frauentransport aus dem Krakauer Monteluppi-Gefängnis und einige hundert Frauen mit ihren Kindern, die mit ihren Familien aus der Gegend von Zamość ausgesiedelt und in Auschwitz von ihren Männern getrennt worden waren (. . .).

Ohne zu schlafen saßen wir die ganze Nacht in diesem Raum. Uns quälten die unerträgliche Hitze, ein ungeheurer Durst, das andauernde, terrorisierende Gebrüll der uns beaufsichtigenden Deutschen sowie die Schreie und Schimpfwörter der anderen Mitgefangenen, die am häufigsten durch gegenseitiges Stehlen der Lebensmittelreste ausgelöst wurden. (. . .)

Am folgenden Tag trieb man uns um die Mittagszeit in einen anderen Raum. Wir mußten uns nackt ausziehen und absolut alles, was wir bei uns hatten, sowohl Kleidung als auch Eßwaren, abgeben. In dem kleinen Raum, in den man uns in Gruppen geführt hatte, verrichteten Häftlinge aus früheren Transporten, die sich bereits eingelebt hatten, ihren Dienst, vorwiegend Jüdinnen, die das Entkleiden beaufsichtigten, unsere Sachen in Empfang nahmen und die, während sie sie in Säcke packten, vor unseren Augen alles stahlen, was irgendeinen Wert besaß. Daraufhin versuchten einige geistesgegenwärtigere und gewitztere Mithäftlinge, einen Teil der wertvolleren Sachen zu verbergen oder in Verwahrung zu geben. Manchen gelang das, ich hatte dieses Glück nicht. (. . .)

Brutal schnitt das Kommando den Nackten die Haare, so daß sie fast glatzköpfig waren. Es fielen herrliche Zöpfe, die oftmals bis übers Knie reichten, wobei man manchen wie zum Spott da und dort Haarbüschel stehen ließ. Man braucht wohl nicht zu erklären, was sowohl junge als auch alte Frauen dabei durchmachten. So erniedrigt, jagte man uns vor den Eingang des Duschraumes, aus dem schreckliches Gejammer drang. Keine der aufsichtführenden Deutschen und Jüdinnen wollte erklären, was dort geschah, wodurch sich das Grauen der Situation noch steigerte. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, daß ein Deutscher, der Rottenführer, eine Gefangene beim verbotenen Rauchen einer Zigarette, die sie irgendwo ergattert hatte, ertappt hatte und sie bestrafte, indem er ihr dafür 25 Peitschenhiebe auf den nackten Körper versetzte. Die entsetzlichen Klagerufe der Unglücklichen, die auf einen „Bock" gelegt worden war, und die Schreie nach jedem Schlag ließen einem das Blut in den Adern gefrieren. Das Bewußtsein völliger Hilflosigkeit bedrückte uns und erfüllte uns mit Furcht vor dem unbekannten Morgen.

Schließlich zwängte man uns in den Duschraum. Nur für kurze Zeit floß das eiskalte Wasser auf uns herab. Das Ganze kam der Parodie eines Duschbades gleich. Danach stieß man uns in einen ebenso kalten Nebenraum, in dem unter großem Geschrei und Antreiberei Kleidung ausgegeben wurde, natürlich ohne auf Größe und Farbe zu achten. (. . .)

Der Eindruck, den der Wohnblock auf die völlig erschöpften Frauen hervorrief, war mehr als deprimierend. Dieser Ort, an den sie nach zwei Tagen und zwei Nächten Fahrt ohne Schlaf und Essen gebracht worden waren, dieser Ort, der das Ziel ihrer Reise sein sollte, an dem sie ein Minimum an Ruhe und Existenzbedingungen zu finden hofften, paßte verglichen mit der Wirklichkeit nicht in die Vorstellungswelt von vielen von

uns. Er glich buchstäblich einem Pferde- oder Viehstall mit mehrstöckigen Boxen. (...)

Nach einer grauenhaften Nacht konnten sich die geschwächten, durchgefrorenen Frauen nur mit Mühe bewegen, aber da wir uns nicht ausgezogen hatten, waren wir im Grunde sofort zum Hinausgehen bereit. Ich weiß nicht, wie ich imstande gewesen bin, mit meiner Platzangst im Dunkeln vom oberen Bett hinabzusteigen. Es gab weder Stufen noch Leitern. Vor dem Block war es dunkel und sehr kalt. Kaum war der Tag angebrochen, wurden wir in Zehnerreihen auf die Straße gestellt, auf der wir in die Baracke gekommen waren. Danach wurde diese Formation in Fünferreihen umgewandelt, als plötzlich der *Rottenführer* erschien und mit einer langandauernden Kontrolle und Zählung begann. (...)

Nach dem ersten Appell, genauer nach Abschluß der Zählung und Aufstellung, wurden die jungen Häftlinge von unserem Block 13 zu Block 21 geführt und zur Arbeit in das ungefähr sechs Kilometer entfernte Auschwitz getrieben. Ein ungeschriebenes Gesetz, das das Lagerleben beherrschte, gebot, daß die Abwesenheit der einen bessere Bedingungen für die Zurückgebliebenen schuf. Dieses Gesetz lernten wir gleich am ersten Tag kennen, als es uns nach dem Abmarsch der jüngeren Frauen zum Arbeitseinsatz gelang, die jeweils niedriger gelegene, ungefähr ein Meter über dem Boden liegende Koje, die sog. „erste Etage", einzunehmen, auf der schmutzige, mit Spänen ausgestopfte Strohsäcke und widerwärtige Nesseldecken lagen, die nicht vor Kälte schützten. (...)

Nachts hatte jede von uns ihre persönlichen Sachen und, was das Allerwichtigste war, die Schuhe unter den Kopf gelegt. Der Grund war nicht nur der Mangel an Platz, sondern hauptsächlich die Angst, daß das Ablegen dieser Dinge an einem anderen Ort, zum Beispiel bei den Füßen, die Ursache dafür sein könnte, sie morgens nicht mehr zu finden. Abends legten wir uns nebeneinander auf die Seite und deckten uns zusammen zu. Es war so eng, daß, wenn eine sich wenden wollte, es alle tun mußten. Wir wurden morgens geweckt, wenn es draußen noch völlig dunkel war. Von Waschen konnte keine Rede sein. Die meisten Frauen zogen sofort ihre an den Rändern eisbedeckten Blusen unterm Kopf hervor und waren, nachdem sie diese angezogen hatten, im Prinzip fertig zum Appell. Ich dagegen konnte den Tag nicht auf diese Weise beginnen. Das ganze Leben lang legte ich Wert auf Hygiene und Abhärtung des Körpers, die dieser auch unter diesen Bedingungen so vehement forderte. Folglich sprang ich als eine der ersten auf und lief vor den Block, wo ich mich, wenn auch nur sehr behelfsmäßig, mit dem Wasser der Dachtraufe waschen und frische Luft einatmen konnte. Zwei Wochen nach unserer Ankunft im Lager fiel Schnee, das war für mich ein wahrer Segen, täglich konnte ich den Körper mit Schnee abreiben, das gab einem wenigstens das zeitweilige Gefühl richtigen Waschens. Vielleicht machten mich diese Maßnahmen widerstandsfähiger gegen viele Krankheiten, besonders gegen Erkältung und Angina. (...)

Anfänglich waren wir in Block 21 untergebracht. Nach einigen Tagen jedoch wurden wir in den Block 13 verlegt, in dem wir ein paar Wochen in Quarantäne gehalten wurden, was bedeutete, nicht zu arbeiten. So war es nämlich für die nach Auschwitz gebrachten Häftlingstransporte üblich. Die jüngeren Frauen wurden sofort dem sog. „Effektenlager" zum Sortieren von Wäsche und Kleidung zugeteilt. (...) Die restlichen Frauen aus unserem Block wurden zum Aufräumen rund um die Blöcke genötigt, was vor allem darin bestand, Töpfe und Schüsseln voller Unrat aus dem Dreck zu ziehen, die dann in kaltem Wasser gewaschen werden mußten, damit sie später wieder zum Essen verwendet werden konnten. Mehrere Male teilte man mich einer Gruppe von Frauen zu, die zur Arbeit außerhalb des Lagers gingen. Die Arbeitsstelle war ungefähr 7 Kilometer entfernt, und die Arbeit bestand darin, unweit von Oświęcim Abbruchhäuser mit Spitzhacken zu zertrümmern. (...)

Nach einigen Märschen zum Arbeitseinsatz außerhalb des Lagers stellte ich fest, daß ich die Arbeit mit der Spitzhacke nicht verkraftete, zumal ich zu dieser Zeit krank war und sogar eine ärztliche Arbeitsbefreiung besaß, die der uns beaufsichtigende *Rottenführer* allerdings nicht berücksichtigte. Im Gegenteil, er zog mich gezielt zu schwerster Arbeit heran. Mit einem Becher gezuckerten Kaffees, den mir in dieser Zeit Jadwiga Królówna täglich opferte, gelang es mir, die Gunst des Kapos Stefania Kacperek zu erkaufen, die mich in eine Gruppe von Frauen aufnahm, die Schuhe sortierte. (...)

Ich saß auf einem Berg gefrorener Schuhe und befreite diese mit einer silbernen Gabel, die mir in die Hände gefallen war, vom Schmutz. Ich blieb jedoch weiterhin krank, konnte nichts essen, so daß meine Kräfte erlahmten. Als meine Gefährtinnen das bemerkten, setzten sie sich für einen Arbeitsplatz ein, der für mich besser war, weil er näher am Ofen lag. Aber angesichts der feindseligen Haltung der Häftlinge von Block 7 konnte ich nicht lange davon profitieren. Erst nach einigen Tagen erwarb ich mir wahrscheinlich dadurch bestimmte Rechte, daß ich überhaupt nicht auf die boshaften Sticheleien reagierte, die langsam abklangen, aber sogar unter diesen „besseren" Bedingungen war die Arbeit nicht so angenehm wie es schien. Oft reichte die Trockenreinigung der Schuhe nicht aus, sie wurden dann vor dem Block in einer gräßlichen, kalten und schmutzigen Pfütze naß gemacht. Später, während der Essenspause, nahmen wir, weil kein sauberes Wasser vorhanden war, (...) das Brot mit den verdreckten, stinkenden Händen. Manchmal hoben wir den teeähnlichen Kräuteraufguß vom Frühstück auf, um vor dem Essen die schmutzigen Fingerkuppen darin einzutauchen. (...)

Zu unseren Pflichten gehörte außer dem Schuheputzen noch, die Körbe mit der schmutzigen Wäsche des Krankenblocks zum Begasen zu bringen oder begaste Kleidung vor den Block zu tragen, zu zählen, auszusortieren und an einen bestimmten Ort im Innern des Blocks zu legen. Diese Kleidung, in der Lagersprache „Lumpen" genannt, war sehr schwer. Oft waren es statt der Kleidung nasse, sehr schwere und unbequem zu tragende Decken, die wir durch den Dreck und über das Glatteis von der entlegenen Baracke schleppten. Die Arbeit außerhalb des Blocks hatte auch ihre gute Seite, da es unterwegs manchmal gelang, ein wenig Wasser aufzutreiben, wenn die beaufsichtigende Deutsche guter Laune war, was hauptsächlich von der Gewitztheit unserer Vorarbeiterin und von der Lage

abhing. Dann konnten wir dieses Wasser abkochen, was für uns sehr viel bedeutete. (...)

Fast täglich, gewöhnlich nach dem Morgenappell, führten die Blockältesten der Arbeitsblöcke die Schwerkranken in Gruppen zum Ambulatorium. Im Auftrag oder in Vertretung der Blockältesten übernahmen das manchmal auch andere Funktionshäftlinge und sogar gewöhnliche Häftlinge. Eine Zeitlang wurde auch mir diese Funktion übertragen. Im Ambulatorium wurde über die Aufnahme der Kranken ins Spital entschieden. Prinzipiell wurden nur Schwerkranke mit hohem Fieber aufgenommen, die leichter Erkrankten dagegen in der Regel zurückgeschickt, ohne sie zu versorgen. Selbstverständlich gab es Ausnahmen, denn man wurde natürlich auch durch Protektion oder durch geschickte Zahlungen unter der Hand aufgenommen, aber ebenso kam es vor, daß Kranke mit hohem Fieber in den Arbeitsblock zurückgeschickt wurden. Zu jener Zeit war das auch abhängig von der Laune der Oberärztin oder einer Deutschen (...), die von Beruf Journalistin war und im Lager in den Rang einer Pflegerin und Apothekerin aufgestiegen war, die ohne Untersuchung „nach Augenmaß" über die Aufnahme ins Spital entschieden. Die Erledigung der Formalitäten dauerte oftmals sehr lange, so daß die Kranken zuweilen stundenlang draußen vor dem Ambulatorium ausharren mußten, weil es dort lange Zeit keinen Warteraum gab. Die fiebernden, oft an *Durchfall* leidenden Kranken bezahlten dieses Warten bei jeder Witterung, bei Frost, Wind, Schnee oder Regen manchmal mit einer zusätzlichen schweren Krankheit und sogar mit dem Tod.

Während meiner mehrfachen Aufenthalte im Ambulatorium erweckte, als ich meine Formalitäten erledigte, eine zierliche, blonde Pflegerin mit blauen Augen meine Aufmerksamkeit. Da ihr Äußeres auf mich vertrauenerweckend wirkte, wandte ich mich wegen verschiedener Dinge unauffällig und leise an sie. So gut sie konnte, bemühte sie sich, mir zu helfen, ohne Verdacht bei den Ärztinnen und der Leitung des Ambulatoriums zu erwecken. Immer völlig unbemerkt gab sie mir einige dringend benötigte Arzneimittel, die für die Frauen in einem Arbeitsblock eigentlich unerreichbar waren. Sie hieß Monika Galica. So entstand unsere Freundschaft, die die Lagerzeit überdauern sollte.

Schließlich fühlte auch ich mich selbst sehr schlecht, hatte hohes Fieber und war so geschwächt, daß ich mich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Das war, wie ich mich erinnere, am 22. Februar 1943. Trotz des strengen Frostes führte die Blockälteste mich, die ich nur leicht gekleidet war, zum Ambulatorium. Nachdem ich über zwei Stunden gewartet hatte, wurde meine Aufnahme ins Krankenrevier jedoch abgelehnt, und ich verdanke es nur dem Einsatz und den Bemühungen der Blockältesten, daß man mich zu Block 17 führte, der hauptsächlich für Rekonvaleszenten und für Kranke ohne Fieber bestimmt war. (...) Die ganze Zeit über hatte ich Fieber, und die Läuse und Flöhe piesackten mich fürchterlich. Wir wuschen uns alle zwei, drei Tage in einer Schüssel, die einen halben Liter Wasser für zwei Personen enthielt. Der Hunger war nicht so quälend wie der Mangel an Wasser. Wer in seinem Leben nicht längere Zeit an Wassermangel gelitten hat, kann die ganze Qual und die Sehnsucht nach Wasser nicht verstehen. Der fiebrige, vom Ungeziefer zerbissene Körper ekelte mich an. (...) Nach ein paar Tagen im Block 17 bat ich um Entlassung, die die Ärztin, ohne mich zu untersuchen, bereitwillig genehmigte. (...) Ich wurde in den Block 24, den Durchfallblock, geschickt. (...) Ich war so erschöpft, daß ich davon träumte, aus dem Leben zu scheiden, ich sehnte mich geradezu danach, in eine andere Welt zu entfliehen. Als ich mich in diesem Zustand befand, kümmerte sich die damalige Ärztin im Block, Dr. Janina Kowalczykowa, sehr herzlich um mich. (...) Halb besinnungslos vor Fieber versuchte ich dennoch, mich für das, was um mich herum im Block geschah, zu interessieren. Es fügte sich, daß ich am ersten oder zweiten Tag im Krankenblock von draußen fünf Päckchen mit jeweils 250 Gramm Lebensmitteln erhielt. Ich weiß nicht, ob es an diesen Päckchen lag oder ob es auch meinem Alter oder der Tatsache, daß ich ruhig war, nicht herumnörgelte und nicht viel forderte zu verdanken war, daß ich relativ gut behandelt wurde. Eine russische Pflegerin gab mir Wasser zum Waschen, das nur für mich bestimmt war, und klopfte meine Decke aus. Manchmal erbat ich gegen einen Aufpreis ein wenig heißes Wasser zum Trinken oder ein Nachtgeschirr fürs Bett. Das waren Dinge von ungeheurer Bedeutung, über deren Realisierung man Stunden nachsann und wofür man die ganze Gewitztheit und Intelligenz des schmerzenden Kopfes aufbot. Ebenso wichtig war es, daß man mich mit den entsetzlichen, allgemein üblichen Schimpfwörtern und dem Geschrei von frühmorgens an verschonte, was ungeheuer selten vorkam.

Drei Wochen lag ich allein. Dann wurde eine Nonne aus dem Orden der Kinder Marias, Schwester Cecylia Faron, neben mich gelegt, die vom Typhus befallen, benommen und sehr geschwächt war. Wie sich herausstellen sollte, hatte ich Typhus und eine Lungenentzündung, und obwohl wir uns beide so ins Bett legten, daß zwischen uns noch Platz war, steckte mich Schwester Faron mit Krätze an, zu der noch eitrige Druckgeschwüre an der Vorder- und Rückseite des Körpers sowie eine schreckliche Geschwulst am Steißbein kamen, so daß ich nicht auf der rauhen Decke liegen konnte. Mich plagte hohes Fieber und ein wahnsinniger Durst, was bei nur sehr geringer Flüssigkeitsaufnahme eine unbeschreibliche, entsetzliche Qual verursachte, zumal wir noch von einer ungeheuren Menge Flöhe und Läuse auf so schreckliche Art heimgesucht wurden. (...)

Wie alles im Lager so ging auch (...) die morgendliche „Toilette" in rasender Geschwindigkeit unter gnadenlosem Antreiben durch die Blockälteste vor sich. Gegen fünf Uhr morgens wurde uns ein sog. Tee gebracht, der in Wirklichkeit aus aufgebrühten Kräutern bestand und meistens schon kalt war. Sehr selten gab es an Stelle des Kräuteraufgusses eine Brühe, die Malzkaffee sein sollte. Den Kräuteraufguß brachten eigens dafür bestimmte Häftlinge, die sog. Putzerinnen, die außerdem Revierdienst zu erfüllen hatten. Die vollen Kessel mit Kräuteraufguß waren sehr schwer, sie wogen 50–60 Kilo. Bis zur Küche war es ziemlich weit, die Putzerinnen mußten mit dieser Last fertig werden. Der Aufguß wurde nachts gekocht und in Kessel gefüllt, die dann vor die Küche gestellt wurden

und abkühlten, bis sie von den Putzerinnen übernommen wurden. Dieses tägliche Kesseltragen über einen holprigen, gewöhnlich matschigen Weg lief nicht ohne Stürze der Trägerinnen ab, die mit schmerzvollen Verletzungen verbunden waren, wobei auch ein Teil des Inhalts verschüttet wurde, der dann in der Regel nicht mehr für alle reichte.

Während meiner Erkrankung war ich so apathisch, daß ich besonders frühmorgens nichts essen konnte. Der Hunger meldete sich wenig später. Nur der Verstand befahl mir, irgendetwas zu so früher Zeit zu essen. Zuweilen stopften meine Betreuerinnen unter Zwang ein paar Löffel Brei, angeblich Grießbrei, in mich hinein, der in kleinen Mengen von einer anderen Küche als Diät für Schwerkranke gebracht wurde. Ich konnte nicht essen, aber ich hatte stets starken Durst. Einmal flehte ich den ganzen Tag um eine Flasche Wasser aus der Kantine. Ich selbst besaß keine Gutscheine, die uns anstelle von Geld, das die Familie überwies, ausgehändigt wurden. Ich war entmutigt. Spät abends flehte ich zu Gott um Linderung meines rasenden Durstes, der schließlich sogar alle anderen Schmerzen betäubte, als unverhofft eine Pflegerin herbeieilte und eine Flasche Wasser brachte. Vor Glück brach ich in Tränen aus. Als ich ein wenig Milch erhielt, fing ich ein zweites Mal zu weinen an. Ich konnte die mich umgebene Realität – die Steckrüben, den Aufguß, das lehmige Brot und sogar den Grießbrei – nicht mit jener anderen Welt vereinen, in der es Milch gab; das erschütterte mich tief. (. . .)

Ich kann mir nicht erklären, warum mir in unserem engsten Kreise die Aufgabe zufiel, verschiedene Dinge zu organisieren, die das Leben im Lager erträglicher machten. Ich entrüstete mich stets darüber, indem ich den jüngeren Frauen erklärte, daß das ihre Aufgabe sei und ich doch wirklich zu alt und durch Krankheiten zu erschöpft sei und der Ruhe bedürfe. Doch wiederholt konnte ich mich davon überzeugen, daß das Hilfspersonal im Block am ehesten auf mein Bitten hin irgendeinen Wunsch erfüllte. Das geschah vielleicht aus Rücksicht auf mein Alter und weil ich imstande war, mit dem Inhalt der von meiner Familie an mich gesandten, zwar häufig zum Teil ausgeraubten, aber dennoch ausgehändigten Pakete zu zahlen. Das dauernde nächtliche Wachliegen, das mich quälte und erschöpfte, wirkte sich sicherlich nicht positiv auf meinen Gesundheitszustand aus und verlängerte die Rekonvaleszenz, mit der es jedoch auch keine Eile hatte. (. . .)

Die Arzneimittel und das Verbandsmaterial wurden bei der Blockältesten aufbewahrt. Im Block 24 war das damals eine Deutsche, die Klara hieß und von Beruf Hebamme war (sie wurde Mörderin der Neugeborenen genannt). Klara bewohnte eine kleine Stube am Blockeingang, die für Lagerverhältnisse ein Höchstmaß an Luxus darstellte. Unter anderem standen darin zwei normale, schöne hölzerne nebeneinander stehende Betten, auf denen wundervolle Tagesdecken ausgebreitet waren, die mit einem Berg bunter Kopfkissen sowie verschiedenen Puppen bedeckt waren. Auf dem Boden lag ein schöner flauschiger Teppich. Darüber hinaus hatte Klara einen hübschen Tisch und ein Schränkchen für Geschirr. In diesem Schränkchen waren Arzneimittel, Salben, Verbandsmaterial, Watte, Gaze und Zellstoff in einem Fach mit Küchengeschirr, schmutzigen Bürsten und Schuhcreme untergebracht. Eigentlich sollten sich die Arzneimittel in einem quadratischen, 30x30 cm großen Blechkasten befinden. Die gebräuchlichsten Medikamente waren Ichthyol- und Zinksalbe, Vaseline (. . .) sowie Porzellanerde mit der Bezeichnung *bolus alba*, die von den deutschen Ärzten bei Beschwerden aller Art verabreicht wurde. Das gesamte Verbandsmaterial wurde in zwei Taschen aufbewahrt, die wie Einkaufstaschen aussahen. Die Medikamente reichten bei weitem nicht, um mehrere hundert Kranke zu behandeln.

Täglich legte die Ärztin die Medikamente in diesen Kasten, packte das durcheinandergeworfene Verbandsmaterial in die Taschen, trug alles aus der Stube der Blockältesten und stellte es zur Behandlung der Kranken auf den Ofen. Wiederholt nahm Klara einfach Medikamente und Verbandszeug an sich und verschwand damit aus dem Block. Wie ich später hörte, verkaufte sie diese Dinge an Häftlinge anderer Blöcke für eine Portion Brot oder Margarine. Davon erfuhr ich erst, als man die Medikamente und das Verbandszeug schon meiner Obhut anvertraut hatte und ich mich oftmals dagegen wehren mußte, daß man mir zu Handelszwecken etwas davon stahl. Ich möchte nicht falsch verstanden oder eines engstirnigen Egoismus und der Mißgunst gegenüber den Kranken verdächtigt werden, woran es in den Blöcken nicht fehlte, die aus verschiedenen Gründen nicht bis in den Häftlingskrankenbau vorgedrungen waren, aber ebenso Arzneien und Salben benötigten. Wir bemühten uns, ihnen selbstlos zu helfen. Ich kämpfte gegen den nicht zu rechtfertigenden Handel mit Medikamenten und gegen den Diebstahl. Das Entwenden von Bandagen und Zellstoffwatte war ebenso spürbar, denn das für schwere Fälle unerläßliche Verbandsmaterial war in der Regel so knapp, daß die Ärztin damit sehr sparsam umgehen mußte. Oft kam es vor, daß die Salbe auf eine provisorische, aus einem Stück Papier gefertigte Bandage aufgetragen werden mußte. Als ich die scheußlichen eitrigen Druckgeschwüre hatte, bekam ich selbst ein Stückchen Papier oder Gaze mit Ichthyolsalbe, von einem Verband konnte keine Rede sein. Das war äußerst beschwerlich, da man die ganze Zeit liegen mußte, ohne sich zu bewegen, damit der Verband nicht verrutschte.

In dieser Zeit gab es sehr viele Kranke, die verbunden werden mußten. Täglich wurden mehr als hundert Verbände gemacht. Die furchtbaren Geschwürbildungen, die Erfrierungen und die Phlegmone, die wegen der Auszehrung des Organismus schwer oder überhaupt nicht heilten, waren die Folge von Avitaminose. Besonders im Sommer 1943 befanden sich im Häftlingskrankenbau viele junge, an *Durchfall* erkrankte Jüdinnen aus Griechenland, bei denen diese schreckliche Krankheit auftrat. Ich sah ganze Rücken, Hände und Füße ohne Haut. Die an die südliche Sonne gewöhnten und mit Obst großgewordenen jungen Organismen konnten die Ernährung im Lager nicht vertragen. Die Frauen gingen unter diesen Bedingungen massenweise zugrunde. Leider kamen später durch die Selektionen alle ums Leben, selbst die wenigen, die es geschafft hatten, nicht krank zu werden. (. . .)

Während meiner Krankheit, als ich noch nicht imstande war, das Bett zu verlassen, bat ich mehrfach verschiedene Personen

flehentlich darum, mir mein Hemd zu waschen. Manchmal ließ sich jemand vom Pflegepersonal oder eine Kranke in besserem Gesundheitszustand erweichen. Dann mußte ich für die Zeit des Waschens und Trocknens nackt liegen. Das in kaltem Aufguß gewaschene Hemd war bereits nach zwei Tagen ebenso voll von Läusen wie vorher. Daher waren meine Hände während der ganzen Zeit der Krankheit ständig in Bewegung. Das Fangen der Läuse und das Kratzen währte ohne Unterbrechung Tag und Nacht. Es schien, daß ich niemals mehr im Leben meine Hände würde stillhalten können. Der entnervende Juckreiz zwang dazu, die Hände ständig zu bewegen. Niemand, der nicht jemals so extrem verlaust gewesen war, kann diese scheußliche Plage verstehen. (. . .)

Ich lag in der dritten Stube. Nebenan, in der zweiten, befand sich der Entbindungsraum, in den die schwangeren Frauen gebracht wurden, die auf dem Ofen liegend gebaren. Die Blockälteste Klara war eine geschickte Hebamme, weswegen die Geburten bei denen sie half, nicht länger als 15–20 Minuten dauerten. Für die Neugeborenen gab es keinerlei Einrichtungen. Zuerst fühlten sich die Mütter sehr glücklich, daß sie nur kurz zu leiden brauchten, später empfanden sie die Trennung von ihren Kindern oft als sehr schmerzhaft. Bis zum 12. Mai 1943 wurden alle Neugeborenen, die arischen wie die jüdischen, in einem Wassereimer ertränkt oder durch eine Spritze ins Herz umgebracht. Nach dem 12. Mai wurden allein die jüdischen Kinder ermordet. Das geschah auf die Weise, daß Klara das Neugeborene in irgendeinen Lappen einwickelte und es von einer Pflegerin in ihr Zimmer bringen ließ. Nach einer gewissen Zeit wurde von dort ein Eimer, angeblich mit Abfall gefüllt, herausgetragen. Trotz aller Fertigkeit war Klara brutal und widerwärtig zu den Kranken. Das Gegenteil von ihr war die Hebamme Stanisława Leszczyńska, die sich hingebungsvoll den Kranken widmete, großes Können bewies und viel Geduld und Geschicklichkeit besaß. So konnte sie unter den sehr schweren Lagerbedingungen nicht nur erfolgreich Geburtshilfe leisten, sondern auch den Kranken und Wöchnerinnen wahre Linderung verschaffen. Für ihre aufopfernde Arbeit wurde sie sowohl von den Ärzten als auch von den Kranken hochgeschätzt. (. . .)

Ich bin nicht imstande (. . .) die schreckliche Stimmung und das Chaos, das im Block meist herrschte, wiederzugeben. Alle Wörter, die ich dafür zu verwenden suche, scheinen mir farblos und schwach, um so mehr, als neben den Entbindenden für bestimmte Zeit auch die armen Geisteskranken mit uns im Block lebten und ihr Schreien sich mit dem der Gebärenden vermischte.

Manchmal veranstalteten die Blockälteste und ihre Freundinnen, zum größten Teil deutsche Prostituierte, an den Abenden im Block verschiedene Spiele, die leider die Kranken in ihrer Lage nicht belustigten, sondern im Gegenteil noch reizten und aufregten. Ein Spiel bestand darin, daß zum Beispiel zwei Frauen, von denen die eine als junges Fräulein und die andere als junger Herr verkleidet waren, vom Zimmer der Blockältesten mit lautem Lachen in den Block gelaufen kamen und dadurch die gerade eingeschlafenen Kranken aufweckten, ein weiteres darin, daß man, begleitet vom Stöhnen der Gebärenden und Sterbenden, schwungvolle Tänze und Wettrennen über den Ofen durchführte, ohne auf die pausenlosen Rufe der Kranken wegen des Nachtgeschirrs zu reagieren, was bei dem unaufhörlichen Geschrei der Geisteskranken mindestens einen makaberen Eindruck hinterließ, ganz zu Schweigen von dem, was die Kranken dabei fühlten.

Außer an Läusen und Flöhen litten wir 1943 unter einer Rattenplage. Die Ratten hatten den Untergrund, auf dem die Betten im Krankenbau standen, unterhöhlt, wodurch die dreistöckigen Betten des öfteren mit einem Bein in den Boden einbrachen, was große Probleme hervorrief, da ihre notdürftige Wiederaufstellung letzte Anstrengung erforderte, zumal die Kranken nicht immer aus dem Bett steigen konnten. Meist betrachteten die Kranken die Ratten von oben aus den Betten. Die Toten oder sogar die Sterbenden oder diejenigen Kranken, die sich kaum bewegen konnten, wurden von den Ratten die ganze Nacht über attackiert. Es kam sogar vor, daß die Ratten am hellichten Tag dem Personal in die Beine, ja sogar ins Gesicht bissen.

Ich erinnere mich daran, wie ich eines Tages, wohl Anfang Juni, als ich nach der Krankheit bereits wieder zu laufen anfing, am Bett von Schwester Faron stand. Ich hatte gerade ein Paket von zu Hause ausgepackt, als plötzlich das Licht ausging. Sofort hatte ich eine Ratte am Arm, die ich nicht verjagen konnte, und eine der in dem Bett nebenan liegenden Kranken begann zu schreien, daß eine Ratte sie beiße. Später gelang es Schwester Faron, die bereits nicht mehr mit mir zusammen in einem Bett lag, einen Stock oder ein Seil aufzutreiben, womit sie in der Nacht die Ratten verjagte. Trotzdem richteten sie großen Schaden besonders unter unseren Lebensmittelreserven in den Paketen an. Zur Vermehrung der Ratten trug zweifellos bei, daß man die Toten an die Außenwand des Blocks legte, wo sie gewöhnlich von abends bis morgens liegenblieben. Bis man sie ins Krematorium brachte, bildeten sie ein ausgezeichnetes Fressen für die gesamte Rattenmeute.

Im Herbst 1943 wurde eine große Gruppe von Männern zu unserem Block geschickt mit der Weisung, die Ratten auszurotten. Sie töteten in der Tat einige hundert, ebenso half das im Block ausgestreute Gift, so daß die Plage deutlich zurückging, obwohl die Ratten nicht völlig verschwanden.

Auf ihre Art versuchten die Deutschen auch, gegen die Läuseplage, die uns heimsuchte, vorzugehen. (. . .) In Wirklichkeit war die Entlausung eine schreckliche Komödie, die viele Menschenleben kostete und die beabsichtigten Resultate nicht brachte, da die Decken danach... mit lebenden Läusen zurückkamen. (. . .)

Während meines Aufenthaltes im Krankenblock wurden mehrere Entlausungen durchgeführt, und obwohl alle im Prinzip ähnlich waren, unterschieden sie sich jedoch durch Besonderheiten in der Durchführung. Bei den ersten Entlausungen überwachte der deutsche SS-Arzt Werner Rohde persönlich sehr sorgfältig die peinlich genaue Ausführung aller Anordnungen, wobei es ihm zweifellos darauf ankam, die kranken Frauen sehr brutal zu behandeln und möglichst viele von ihnen in den Tod zu schicken. Die Demonstration von Brutalität befriedigte

offenkundig seine Machtinstinkte und gab ihm ein Gefühl der Stärke, was ihm sichtlich Vergnügen bereitete. (. . .)

Ein allgemeiner Grundsatz im Lager lautete: Weil nichts erlaubt ist, so ist folglich alles erlaubt, wenn man nur schlau genug ist. Ich glaube, daß diese Regel von vielen bereits zu einer Zeit, als sie noch frei waren, befolgt wurde. (. . .)

Das Krankenbett hatte eine Breite von 90 cm und war ungefähr zwei Meter lang. Es war mit einem Strohsack ausgelegt, der mit Spänen ausgestopft und in der Regel mit Papier abgedeckt war. Die Kranken, die sich bereits eingerichtet hatten, besaßen zwei, manchmal drei Woll- oder Baumwolldecken, die sie sich selbst organisieren mußten. Einige, aber das war sehr selten, hatten Kopfkissen. Anfangs waren Bettlaken Luxus. Den Bettlakenbesitzerinnen brachten das untere Personal sowie die übrigen Kranken gewisse Achtung entgegen, da man ein Laken gegen beträchtliche Zahlungsmittel, gewöhnlich den Inhalt der Pakete von zu Hause, oder durch Beziehungen zu den Priviligierten erwerben konnte. Ende 1943 und später gab es dann hauptsächlich dank der Bemühungen der Ärztinnen zunehmend mehr Laken auf den Betten. Sogar die Kranken, die nicht aufstehen konnten, mußten selbst ihr Bett in Ordnung halten. In der Regel klopften die Putzerinnen die Decken aus und reichten frühmorgens den Kranken ein wenig Wasser zum Waschen. Oft mußte dieses Wasser für zwei Personen ausreichen.

Ihre gesamte Habe, alles, was die Kranken für sich organisieren konnten, sei es ein Hemd zum Wechseln, ein Handtuch, ein Paar Schuhe oder irgendwelche Nahrungsmittel, also eine Kartoffel, eine Rübe oder ein Kohlkopf oder ein Kochtopf, mußten sie vor den Augen des deutschen Arztes verstecken. Von Zeit zu Zeit fand eine Revision statt, bei der meistens ganz bestimmte Dinge gesucht wurden. Wenn z.B. bei einer Revision die Decken eingezogen wurden, wurde auf andere Dinge nicht geachtet, und wenn man Töpfe suchte, kümmerte sich keiner um die Decken. Wenn die Revision begann, mußte man sich schnell orientieren, um was es ging, da es manchmal gelang, das Gesuchte schnell jemandem vom Personal zur Aufbewahrung zu geben. Aber das war nicht immer möglich, da zuweilen ebenso die Räume der Blockältesten und der Ärztin genau kontrolliert wurden und dann alle dort versteckten Dinge verschwanden. Die Nachricht über eine Kontrolle verbreitete sich blitzschnell über den ganzen Block und schleunigst wurden die verbotenen Gegenstände versteckt.

Als ich schwer an Typhus erkrankt war, befand sich in meinem Bett wiederholt ein Lager von Zigaretten, Spielkarten, schönen Aquarellen sowie Medikamenten, vor allem Spritzen. Ich hielt sogar elektrische Maschinen und kleine Lampen versteckt. Immer glückte es mir irgendwie.

Oftmals wurden während unerwarteter Visiten des deutschen Arztes bei den Schwerkranken eiligst die gerade kochenden Töpfe, manchmal sogar mit dem Essen für die Blockälteste, mit Aufguß oder Kaffee in einem der Betten verstaut. Über das Ganze wurde eine Decke gebreitet, und die Kranken lagen bewegungslos daneben. Wieviel Nerven und welche Unruhe kostete das ständige Aufpassen und Zittern, ob der Arzt an dem betreffenden Bett, ohne Verdacht zu schöpfen, vorbeigeht, welches Geschick forderte die Tarnung der versteckten Gegenstände uns ab, damit sie der Arzt und die ihn begleitenden Personen nicht entdeckten. Und erst die Tatsache, daß trotz aller strengen Verbote der Ofen zum Kochen benutzt wurde. Welche Schlauheit und Gerissenheit erforderte dieser Alltag. Oft beschimpfte uns die Blockälteste ordinär und laut und verbot das Kochen auf dem Ofen, und obwohl sie für die Ordnung im Block verantwortlich war und bei den leitenden Deutschen kein Mißfallen erregen durfte, gab sie uns leise zu verstehen, daß wir kochen könnten, wovon sie selbst profitierte, aber so, daß die deutsche Leitung davon nichts merkte.

Obwohl meine Genesung bereits einige Monate währte, war ich im Mai 1943 noch so entkräftet und psychisch geschwächt, daß ich keinen klaren Gedanken fassen konnte. Die Ärztin ermunterte mich immer wieder aufzustehen und zu arbeiten. Ich grübelte stundenlang darüber nach, welche Funktion ich wohl im Block ausüben könnte, da wegen meiner Schwäche an eine Arbeit außerhalb des Blocks nicht zu denken war. Ich stellte mir vor, daß ich höchstens Putzfrau im Block sein könnte und dachte lange Zeit über deren Pflichten nach. Bis ins einzelne malte ich mir aus, wie ich die Nachtgeschirre auswusch, ohne daran zu denken, daß diese Tätigkeit natürlich geübt sein muß. Entsetzen erfüllte mich und das um so mehr, als mir bewußt wurde, daß meine Krankheit bereits drei Monate dauerte und ich völlig unfähig zur Arbeit und zum Leben war.

Noch lange, nachdem ich halbwegs zu Kräften gekommen war, mußte ich meine Gedächtnisschwäche und die Insuffizienz des Orientierungssinnes verbergen und mit großer Selbstbeherrschung gegen sie ankämpfen. Es ist ein schreckliches Gefühl, sich nicht mehr daran erinnern zu können, was vor einer Weile, vor einer Stunde oder gestern geschehen war, ständig auf eine Leere im Gehirn zu stoßen. Leider hat mich das sehr lange gequält, bevor mein Gedächtnis wieder vollkommen zurückkehrte. (. . .)

Im Mai 1943, nach der ersten Entlausung, wurde unserem Block Dr. Irena Białówna, eine Ärztin aus Białystok, zugeteilt. Sie bekam guten Kontakt zu den Kranken, besaß ein angenehmes Äußeres und war immer fröhlich und ausgeglichen. Den Kranken konnte sie ein herzliches, liebes und freundschaftliches Lächeln entgegenbringen. Rasch gewann sie nicht nur unter den Kranken Achtung und Liebe, sondern auch Ansehen unter den Funktionshäftlingen, die sich gewöhnlich ablehnend verhielten.

Im Juni 1943 bat mich Dr. Białówna um Hilfe. Ich war tief beeindruckt von dieser Auszeichnung und der Bedeutung der mir anvertrauten Aufgabe: Ich sollte Papier linieren, um auf diese Weise Fieberkurven anzufertigen, die es nicht gab. Ich war noch sehr schwach und glaubte, daß diese Aufgabe meine Kräfte übersteigen würde, aber da ich Dr. Białówna zufriedenstellen wollte, konzentrierte ich mich, so gut ich konnte, und es gelang mir unter großer Anstrengung, einige Karten zur Zufriedenheit der Ärztin und sogar der Blockältesten zu zeichnen, die es für angebracht hielt, meine Arbeit ebenfalls zu bewerten. Die Karten hatten normale Größe und wurden nach Vorlage gezeichnet. Doch bald stellte sich heraus, daß das

Papier nicht reichte und es daher notwendig wurde, die Karten um die Hälfte zu verkleinern. Ich hatte weder ein Lineal noch einen Arbeitsplatz und trotz getrübter Augen meisterte ich glücklich die mir gestellte Aufgabe. Ich fertigte einige Dutzend verkleinerter Karten an, die dem deutschen Arzt Dr. Rohde vorgelegt und dann von ihm genehmigt wurden. Damit erhielt ich als Rekonvaleszentin das Recht, im Block zu arbeiten, und bekam zur Bekräftigung dessen von der Blockältesten zu kleine Unterwäsche, ein auffällig geblümtes rotes Kleid, eine amarantrote, mit farbigen Dreiecken verzierte Schürze und ein weißes, dreieckiges Tuch für den geschorenen Kopf. (...)

Die Arbeit unter Aufsicht von Dr. Białówna empfand ich als sehr angenehm, zumal ich durch die neue Tätigkeit, die dennoch für mich sehr belastend war, spürte, wie meine Kräfte zurückkehrten. Ich mußte die Etagenbetten hinaufsteigen, um Medikamente zu verabreichen, oftmals über den für mich allzu hohen Ofen klettern, um zu den Schwerkranken zu gelangen, die sich nicht selbst erheben konnten. Manchmal verlängerte sich die Arbeit über den Abendappell hinaus bis zehn oder elf Uhr, und oft mußten nachts Beruhigungs- oder andere Mittel gegeben werden, aber das Bewußtsein, daß ich den armen Kranken ein wenig Erleichterung verschaffen und ihnen helfen konnte, ließ mich sehr schnell wieder gesund werden und zu Kräften kommen. Mir blieb jedoch keine Zeit für private, vertrauliche Gespräche mit Frauen, die mir nahestanden, denn alle brauchten mich, so daß dieser Kreis leider immer kleiner wurde.

Obwohl mich die Arbeit im Spitalblock physisch äußerst belastete, befriedigte sie mich sehr. Ich spürte, daß ich dort gebraucht wurde, und oft dachte ich darüber nach, daß man offenbar alles Leid im Gefängnis und im Lager sowie Krankheiten habe erdulden müssen, um an diesen Ort zu gelangen. Durch meine grauen Haare fühlten sich die Kranken ständig an ihre Mütter, Tanten oder Großmütter erinnert. Man schenkte mir also volles Vertrauen. Die Möglichkeit, sich auszusprechen, brachte ihnen Erleichterung, das Auflegen der Hand auf den schmerzenden Kopf einer Kranken verschaffte ihr Linderung. Ich hatte die Erlaubnis, in der Stube der Blockältesten medizinische Instrumente und Injektionsspritzen abzukochen, mehr ließ die Blockälteste nicht zu, obwohl viel heißes Wasser für die Wärmflaschen und zum Auflösen der Maggiwürfel aus der Kantine, die für die Ernährung einiger Kranken unentbehrlich waren, benötigt wurde. Also kochte ich die Pinzetten mehrere Male ab und erhielt auf diese Weise mit ein wenig List das dringend benötigte Wasser.

Im Juli 1943 wurde ich dank Wanda Mende und der Schreiberin Halina Skonieczna, ohne vom deutschen Arzt beschaut und untersucht worden zu sein, dem Krankenpflegepersonal zugewiesen. Das war für mich ein großer Erfolg, da alle Kandidatinnen üblicherweise eine beschwerliche und unangenehme Untersuchung über sich ergehen lassen mußten. Gewöhnlich standen sie einige Stunden nackt und warteten auf die Besichtigung. Ich bin überzeugt, daß man mich, die ich alt und abgemagert war, zweifellos abgewiesen hätte, was für mich die Entlassung aus dem Krankenbau und die Überstellung in einen Arbeitsblock, wo erheblich schlimmere Bedingungen herrschten, bedeutet hätte. Hier im Krankenbau war ich in gewissem Sinne bereits heimisch geworden und fühlte, daß ich nützlich war. Ich war also glücklich, daß es mir gelungen war, um die Untersuchung herumzukommen, denn nun konnte ich mich endlich freier auf dem Gelände des Krankenbaus bewegen, in den freien Stunden, besonders abends nach der Arbeit ein wenig vor den Block gehen und mich in dem Pseudogärtchen erholen, das auf Anordnung der Blockältesten sorgfältig gepflegt wurde. (...)

Die Ärztinnen des Spitals hatten sich im Nachbarblock 23 ein kleines Zimmer reserviert, in dem zwei dreistöckige Betten standen. Es war belegt von Dr. Ernestyna Michalikowa aus Krakau, Dr. Zofia Kączkowska aus Gdynia (beide kamen später im Lager um), Dr. Irena Białówna, Dr. Ella Lingens aus Wien – die Wienerin war gegenüber den Mithäftlingen sehr positiv eingestellt –, Dr. Ela Klein, einer slowakischen Jüdin, sowie Dr. Celina Choynacka aus Poznań.

Der abendliche Gang von unserem Block 24 zum Block 23 ins Zimmer der Ärztinnen und vor allem die nächtliche Rückkehr waren oft grauenvoll. Die beiden Krematorien im Lager waren ununterbrochen in Betrieb, sie spieen Tag und Nacht Feuersäulen aus ihren Kaminen, und der stickige Rauch des Verbrannten breitete sich rundum aus. Besonders unerträglich war er, wenn der Wind von den Krematorien in Richtung der Blöcke wehte. Obwohl die Krematorien ungefähr zwei Kilometer von unseren Blöcken entfernt waren, erweckte der Feuerschein vor allem abends und nachts den Eindruck, als ob sie sehr nah lägen. Hinter dem zweiten Feld [d.h. dem Abschnitt B II], ebenfalls nicht weit von uns entfernt, befanden sich die Krematorien Nr. IV und V, die, obwohl sie auch nicht sehr weit weg lagen, diesen Eindruck unmittelbarer Nähe nicht erweckten. An den Abenden war ein roter Feuerschein zu sehen, der sich ein dutzend Meter hoch über die Gruben erhob, in denen die noch verbliebenen Überreste der Leichen aus den Öfen der Krematorien verbrannt wurden.* Besonders nachts hinterließen dieser Feuerschein und die aufflammenden Feuersäulen vor dem Hintergrund des dunklen Himmels und bei der herrschenden Ruhe einen erschütternden Eindruck. Häufig dachte ich darüber nach, welche Meere an Leid, Schmerz, Liebe und Haß in diesem schrecklichen Feuer verbrannten und ob die menschlichen Seelen durch dieses fürchterliche Brandopfer gereinigt würden. (...)

Das Austeilen der Medikamente an die kranken Jüdinnen [im Block Nr. 12] war schwierig und manchmal unerquicklich, da es viel Arbeit erforderte und man unter Zeitdruck geriet, wenn jede von ihnen zuerst ihr Leid klagen mußte und mehrfach nach der Wirkung einer Arznei fragte, bevor sie sie einnahm. Die armen, verwahrlosten französischen, italienischen, holländischen und ungarischen Jüdinnen (...) waren nur sehr wenig widerstandsfähig und von einer völlig anderen Mentalität als Frauen anderer Nationalität, so daß es oft sehr schwerfiel, sie zu überzeugen.

* Wenn die Verbrennungskapazität der Krematoriumsöfen nicht ausreichte, wurden die Leichen in Gruben bei den Krematorien verbrannt.

Die Gleichgültigkeit der anderen Ärztinnen und der Blockältesten hatte zur Folge, daß Dr. Białówna sehr viel Arbeit hatte. Ihre Bemühungen, eine gewisse Ordnung und Strenge zu schaffen sowie den Kranken wirkliche Hilfe zu leisten, zerschlugen sich jedoch in vielen Fällen an den schwierigen, geradezu primitiven räumlichen Bedingungen. Zur Untersuchung und zum Verbinden konnten die Kranken nicht auf den Ofen gelegt werden. Die trägen Putzerinnen und die übrigen Pflegerinnen waren zu keiner Hilfe, noch viel weniger zur Zusammenarbeit mit der Ärztin bereit. Die Arbeit wurde erschwert durch den unbeschreiblichen Lärm, den die Kranken verursachten, die sich nicht zur Ruhe bringen ließen und sich nicht fügen wollten. Ich mußte sehr darauf achtgeben, bei der Ausgabe der Arzneimittel keine Fehler zu begehen. Die zwei Wochen in Block 12 hatten uns enorm entkräftet. (...)

Um den 20. Juni 1944 erfolgte der Umzug in den renovierten Block 18. Die gewaschenen und sauberen Kranken wurden auf saubere Strohsäcke und Decken gebettet, deren Beschaffung erhebliche Mühe gekostet hatte. Im Block war ein Holzfußboden, und außerdem wurde Wasser gelegt, was man vorher nicht für notwendig erachtet hatte. Verglichen mit den früheren Verhältnissen fühlten wir uns nun, als ob wir ins Paradies kämen. Obwohl unser Block die ganze Zeit über mit an Durchfall und Typhus erkrankten Patientinnen belegt und dadurch natürlich sehr schmutzig und nur schwer zu reinigen und in Ordnung zu halten war, gab sich die Blockälteste alle Mühe, den Block sauberzuhalten, so gut es ging, und die Kranken mit möglichst großer Fürsorge zu umgeben. Wir alle hielten es für Ehrensache, den Deutschen zu zeigen, daß sich Polinnen unter solch schwierigen Lagerbedingungen würdig verhalten und vor allem Ordnung und Sauberkeit wahren können. (...)

Im Block befand sich ein winziges Zimmer, das als kleine Apotheke diente. Endlich konnte man den Vorrat an Medikamenten und Verbandsmaterial ordnen, der aus verschiedenen „Schenkungen" stammte oder auf andere Art und Weise beschafft werden konnte. Damals waren wir schon so organisiert, daß wir zahlreiche unterschiedliche Medikamente hatten, und darüber hinaus bekamen wir noch unerwartet viele Medikamente aus der Hauptapotheke des Lagers. Die mit den Transporten ins Lager gebrachten Menschen führten verhältnismäßig große Mengen an Arzneimittel mit sich, die wie auch die anderen Gegenstände an der Rampe aussortiert wurden. Die Arzneimittel, die oft sehr verschmutzt waren, warf man in Koffer und Körbe und schickte sie zur Hauptapotheke. Dort war sehr wenig Personal vorhanden, das immer überarbeitet war. Da sie sich Arbeit sparen wollten, gaben die in der Apotheke Beschäftigten oftmals ganze Koffer mit Medikamenten heraus. Das geschah besonders dann, wenn sie wußten, daß sie in die Hände von Personen gelangten, die sie sortieren, beurteilen und anwenden konnten, was dadurch erschwert wurde, daß diese Medikamente aus verschiedenen Ländern stammten, die gleichen Mittel oft unterschiedliche Namen hatten und wir ja keine Hand- oder Arzneibücher besaßen.

Die Apotheke, die ich forthin verwaltete, war aufgeräumt und sah sehr gut, sogar hübsch aus. Eines Tages erhielt ich, ich kann mich nicht erinnern von wem, viele schöne Blumen, Wicken, sogar einige Rosen und andere, die ich in verschiedenen Gefäßen in der Apotheke auf den Schrank, das Regal und den Tisch stellte. Die Blumen, die im Lager verboten waren, waren von Freundinnen eingeschmuggelt worden, die in der Pflanzenzucht in Rajsko beschäftigt waren. Am nächsten Tag frühmorgens machte die beunruhigende Nachricht blitzartig die Runde, daß „*hoher Besuch*" angesagt sei. Sofort begann man fieberhaft aufzuräumen, Ordnung zu schaffen und die Kranken zuzudecken, wobei ich helfen mußte und mich daher nicht um die Apotheke kümmern konnte. Die Blockälteste nahm einen Teil meiner Blumen und stellte sie dem Eingang gegenüber auf den Ofen, der mit einer geblümten Tischdecke geschmückt war. Nach kurzer Zeit sah der Block sauber und ordentlich aus, die verbotenen Blumen schufen eine freundliche Atmosphäre.

Der „*hohe Besuch*" trat ein, d.h. er stürzte in den Block herein. Es waren vier Personen, unter ihnen der uns „betreuende" deutsche Arzt Dr. Josef Mengele. Die Blumen, die saubere Tischdecke und die Ordnung im Block setzten sie in Erstaunen. Sie blieben stehen, wurden still und schauten verblüfft. Stolz wies Dr. Mengele auf die mit Blumen geschmückte Apotheke hin, indem er sagte: „Das hier ist unsere Apotheke." Sie blieben eine Weile stehen und gerieten in Entzücken, eilten schnell durch den ganzen Block und riefen dabei immer wieder laut: „*Wie schön, wie sauber, Musterblock!*" Sehr zufrieden gingen sie hinaus. Die Besichtigung war für uns glücklich verlaufen. Das Wichtigste aber war der Ruf, den wir erworben hatten.

Das verhinderte nicht, daß derselbe Dr. Mengele zwei Wochen später die Anweisung erließ, alle Arzneien aus unserer kleinen Apotheke zu entfernen und nur den Besitz einer Tagesration der Grundmedikamente gestattete. Aus unserer Sicht war das eine absurde Verfügung, da in der Hauptapotheke für uns nur einmal täglich frühmorgens Arzneimittelausgabe war, so daß man die fehlenden Mittel im Laufe des Tages nicht mehr auffüllen konnte. Trotz aller Versuche, Mengele zu überreden, hielt er starrsinnig an seiner Entscheidung fest und behelligte uns ständig damit. Darüber hinaus hielt er Verbandsmaterial im Durchfallblock für völlig überflüssig, da dieser seiner Meinung nach „keine chirurgische Abteilung" sei. Er berücksichtigte nicht die Notwendigkeit zahlreicher Verbände, da er das Wundliegen, die Geschwüre und andere Leiden dieser Art einfach nicht zur Kenntnis nahm. Wir gaben natürlich nur die weniger notwendigen Arzneimittel ab, der Rest wurde in den Krankenbetten versteckt, wo er völlig sicher war, da Mengele wegen einer möglichen Ansteckung mit Typhus wie auch wegen des *Durchfalls* vor einer Revision der Krankenbetten Angst hatte. Alle Deutschen hatten eine panische Angst, sich mit einer Infektionskrankheit anzustecken und mieden daher die Kranken. So konnten wir den größeren Teil der Medikamente retten, unsere Apotheke aber hörte fast auf zu existieren, was für mich eine Erschwernis bedeutete, mit der ich mich abfinden mußte. (...)

Während des Warschauer Aufstandes herrschte bei uns im Block große Aufregung. Im Lager kursierten verschiedene nicht

nachprüfbare Nachrichten, daß Warschau frei sei, daß dort bereits ein Dankgottesdienst stattgefunden habe und daß die Befreiung ganz Polens nahe bevorstünde. Leider erfuhren wir ebenso schnell die tragische Wahrheit, als 6000 Warschauer und Warschauerinnen ins Lager eingeliefert wurden. Das war der erste Transport aus Warschau, auf den fast täglich neue folgten. Es herrschte eine gedrückte Stimmung, Entsetzen und Schmerz ergriff uns alle. Wir schlichen uns immer wieder fort, um diesen Armen bei der Eingewöhnung im Lager zu helfen, wir opferten guten Herzens die besten Dinge, die wir besaßen, vor allem Kleidung und Lebensmittel. (...)

Schon seit Mitte Juli lebten wir in ständiger Erwartung und Unruhe. Morgens konnte man nie wissen, ob man abends noch im Lager sein würde. Wir hörten von schlimmen Transportverhältnissen und von Überbelegung der anderen Lager. Der Wunsch aller war daher, in Birkenau zu bleiben, wo jede von uns sich irgendwie eingerichtet hatte und die Opfer- und Hilfsbereitschaft der Mithäftlinge, die sogar den neuangekommenen, uns abgeneigten Warschauerinnen zuteil wurde, vieles erleichterten. (...)

Nachdem ich einen Rückfalltyphus überstanden hatte, wurde ich offiziell nicht wieder dem Blockpersonal zugeteilt, und da zu diesem Zeitpunkt allgemein Personal verringert wurde, hatte ich weder Aussicht, weiter zum Personal zu gehören, noch im Block zu verbleiben. Dessen ungeachtet arbeitete und half ich als Kranke im Block, obwohl das verboten war und man, wenn das entdeckt wurde, der Ärztin großen Ärger bereiten konnte. Um die Erlaubnis für eine erneute Übernahme ins Personal zu erhalten, mußte man sich persönlich bei Dr. Mengele vorstellen, was ich lieber vermeiden wollte, da das unabsehbare Folgen nachsichziehen konnte, sowohl auf Grund meines Alters als auch meines Äußeren. (...)

Als Mengele in Begleitung des Lagerältesten [Heinrich] Schuster unseren Block besuchte, traf er mich an der Seite Dr. Białównas bei der Arbeit an. Es war unmöglich, sich zurückzuziehen, und ich war bereits sicher, daß ich spätestens am nächsten Tag den Block verlassen müsse, als Dr. Białówna mit dem Finger auf mich zeigte und ihm völlig beherrscht und ruhig erklärte, daß diese Kranke eine ehemalige Pflegerin sei, aber seit einigen Tagen aufstehen könne, arbeite und ihr helfen würde. Danach fragte sie gelassen, was mit mir geschehen solle. Mengele hatte mich bereits einige Male in meinem Apothekerzimmerchen gesehen und mich offenbar im Gedächtnis behalten, da er laut ausrief: *„Pflegerin-Apothekerin!"* Das wiederholte er einige Male, dabei angestrengt nachdenkend. Nach einer Weile fragte er Dr. Białówna unverhofft, ob ich eine Verwandte von ihr oder eine nähere Bekannte sei.

Man wußte nie, welche Antwort in so einem Fall vorteilhaft sein würde, aber offenbar besaß Dr. Białówna in dieser Situation großes Fingerspitzengefühl, da sie wahrheitsgetreu antwortete, daß ich keine Verwandte, sondern nur eine ehemalige Pflegerin aus dem Block sei, und sie fragte erneut, was sie in dieser Angelegenheit tun solle. Darauf antwortete Mengele mit lauter Stimme: „Wieso? *Junge raus, Alte in Pflegerstand!"* Ich konnte dem keinen Glauben schenken. Überrascht von dieser Anordnung stand ich betroffen daneben. Ich wußte nicht, was ich machen sollte, bis der Lagerälteste Schuster das bemerkte (...) und mir hinter dem Rücken Mengeles mit der Hand ein Zeichen gab, daß ich mich so schnell wie möglich zurückziehen solle, bevor es Mengele sich überlege und seinen Entschluß ändere. Ich dankte also kurz und ging fort. Nachher ergab sich, daß zum Glück keine Junge ausscheiden mußte. Ich konnte bis zum Ende der Lagerzeit offiziell in meiner Stellung bleiben. (...)

Ende Oktober 1944 begann man, die Möglichkeit der Liquidierung oder einer Verlegung des Lagers auf einen anderen Lagerabschnitt in Erwägung zu ziehen. (...) Nur einigen Blöcken im Lager gelang es, alle Sachen mitzunehmen. Im November 1944 blieb vom ganzen Frauenlager diesseits des Gleises nur das Spital zurück. So ist es nicht verwunderlich, daß wir insgeheim, ohne Verdacht bei den Deutschen zu wecken, damit begannen, den Umzug vorzubereiten. (...)

Die Aussicht auf viel schlechtere Bedingungen, auf den Kampf mit dem Dreck und auf das Wasserschleppen aus einem Becken reizte uns überhaupt nicht. So nutzten wir die Verwirrung aus und suchten uns so gut es irgend ging unsichtbar zu machen, um möglichst lange im Block bleiben zu können. Aber schließlich kam der Befehl zur Verlegung, die wie alles im Lager chaotisch, mit ungeheurer, aber unbegründeter Eile begann. Es wurde uns nicht gesagt, wie wir die bettlägerigen Kranken und einige für den neuen Standort unerläßliche Einrichtungen transportieren sollten. Wir, die wir pausenlos von den uns beaufsichtigenden Deutschen zur Eile gedrängt wurden, erleichterten uns den Transport dadurch, daß wir mehrere Kranke in einem Bett zusammenlegten, die so freigewordenen Betten trugen die Pflegerinnen dann zu dem für uns bestimmten Block, der ungefähr vier Kilometer entfernt war.

Nach einiger Zeit jedoch erkannten die Deutschen, daß die Anweisung zur Verlegung in dieser Form nicht durchdacht war, da der Transport so vieler Betten und Schwerkranker unsere Möglichkeiten übersteigen würde. Überraschend stoppten sie die Arbeiten und befahlen, die Kranken von der einen Hälfte des Blocks in die andere zu verlegen, was bedeutete, die Kranken in einer Blockhälfte bis an die Grenzen des Erträglichen zusammenzupferchen. Daraufhin schickte man russische Kriegsgefangene, die die freigewordenen Betten hinübertrugen. Kaum hatten wir in jedem Bett drei oder vier Kranke untergebracht, als gegen Abend befohlen wurde, alle Kranken auf Strohsäcke auf den Zementboden zu legen und die restlichen Betten für den Transport bereitzustellen. Zu dieser Zeit befanden sich über dreihundert bettlägerige Kranke im Block. Es entstand ein unbeschreibliches Chaos, begleitet von Stöhnen und Schreien. Ehe wir es geschafft hatten, die Kranken einigermaßen auf den Fußboden zu betten und den Durstigen ein wenig zu trinken zu geben, war es bereits spät nachts. Auf dem Boden wurde es so eng, daß man sich kaum rühren konnte.

Der folgende Morgen war schrecklich, man konnte die Notfälle nicht versorgen, viele Kranke waren sehr erschöpft, viele waren in der Nacht gestorben. Von den Medikamenten besaßen wir nur noch einige Herzmittel, das Verbandszeug war ausgegangen, es war auch kein Platz zum Verbinden der Kranken vorhanden. Wir warteten auf irgendein Transportmit-

tel, schließlich kam gegen Mittag ein Lastwagen vorgefahren, mit dem wir vorrangig 45 leichter Erkrankte stehend abtransportieren ließen. An dem neuen Standort wurden sie von der stellvertretenden Blockältesten und einigen Pflegerinnen, die bereits einen Tag früher dort angekommen waren, um im Block ein wenig Ordnung zu schaffen und ihn möglichst gut auf die Ankunft der Kranken vorzubereiten, erwartet.

Der Lastwagen fuhr einige Male hin und zurück und brachte die leichter Erkrankten fort. Es blieben ungefähr 70 Schwerkranke übrig, die man vorsichtig liegend transportieren mußte, als plötzlich Mengele hereinstürmte und wiederum geistesabwesend fragte, was das denn für ein Block sei. Als er erfahren hatte, daß es der Durchfallblock sei, geriet er buchstäblich in Wut und schrie, daß es sehr schlecht sei, daß wir noch nicht verlegt seien. Er begann, die Pflegerinnen mit der Peitsche anzutreiben, wobei er jedesmal eine große Szene machte, wenn er einen heruntergerutschten oder unkorrekt angelegten Verband entdeckte. Schließlich begann er, die Kranken bei den Füßen zu packen und eine nach der anderen auf den Lastwagen zu werfen. Als er alle aufgeladen hatte, ging er zufrieden über diese vollbrachte Tat fort. Er hatte es nicht gestattet, etwas aus dem Block mitzunehmen, so daß mein Apothekenschrank, viele für uns nützliche Gefäße sowie unsere persönlichen Sachen zurückbleiben mußten.

Es kam vor, daß Pflegerinnen während einer solchen Aktion Mengeles wahnsinnig werden konnten. Daher erlaubte man mir nicht zuzuschauen und daran teilzunehmen, so daß ich bis zuletzt ausschließlich die Kranken im Block versorgen konnte. Wir konnten nicht begreifen, daß so ein Sadist Arzt sein konnte. Auf den Lastwagen, auf dem stehend 45 Personen Platz fanden, warf er über 70, die eigentlich liegend transportiert werden sollten. Das war eine völlig unnötige Mißhandlung der Kranken. Jetzt war ich auch überzeugt, daß die berüchtigte deutsche Organisation sehr unzuverlässig war, wenn man auf die jeweilig neue Situation mit sofortigen Änderungen reagieren mußte.

Die Blockälteste, die sich gewöhnlich zu helfen wußte und sehr erfinderisch und tatkräftig war, besorgte sich angesichts des Verbots, den Rest der persönlichen Habe mit dem Lastwagen hinüberzufahren, von irgendwoher eine kleine zweirädrige Karre, die sie mit den nötigsten Sachen belud. Obwohl Mengele es verboten hatte, nahm jede von uns darüber hinaus so viel vom Blockinventar mit sich, wie sie tragen konnte. Das alles, sowie das Laufen mit der Karre, mußte sehr schnell geschehen, damit uns Mengele nicht antreffen oder uns das Signal zum Abendappell überraschen konnte, nach dem es nicht mehr gestattet war, sich fortzubewegen. Wir schafften es noch zur rechten Zeit und fielen vor Erschöpfung um, aber nach der Verlegung mußten wir noch den „neuen" Block in Ordnung bringen.

Am nächsten Tag wurde in aller Frühe ein mehrere Stunden währender Appell abgehalten. Uns Pflegerinnen sperrte man für einige Stunden in einen leeren Block, in den restlichen Blöcken begann die Zählung der Kranken. Unsere Schreiberin Marylka Kaczorowska hatte sich niemals verrechnet und besaß immer den aktuellen Krankenstand, wir aber hatten einige Stunden für Ungenauigkeiten in den anderen Blöcken büßen müssen, währenddessen die Kranken ohne Betreuung waren. Nach dem Schlußappell stürzte Mengele unerwartet in unseren Block und fragte nach der Zahl der bei der Verlegung und in der letzten Nacht gestorbenen Kranken. Als er erfuhr, daß nach seiner Heldentat, dem Beladen des Lastwagens, nur zwei Frauen gestorben seien, mußte er sich vor Lachen geradezu hinsetzen. Uns war nicht zum Lachen zumute, da er den Kranken großes Leid zugefügt hatte, wodurch viele von ihnen dem Tode nahe gekommen waren, aber es hatte keinen Sinn, ihm das zu erklären. Es waren die letzten, immer seltener werdenden Visiten Mengeles, danach erschien ein junger, uns unbekannter Arzt. (. . .)

Ständig wurden Häftlinge in kleinen Gruppen aus dem Lager abtransportiert, und oft befanden sich unter diesen auch Ärztinnen. (. . .) Ebenso einzeln wurden auch die Pflegerinnen weggefahren. Wenn man zum Appell antrat, wußte man nie, ob man in den Block zurückkehren würde und mit welchem Auftrag. Ich muß sagen, daß meine Gefährtinnen sehr besorgt um mich waren und sich ständig überlegten, wie ich dem entgehen könne, um mein Verbleiben im Lager sicherzustellen. (. . .)

Ich versorgte die Kranken in den Stuben und erfüllte weiterhin die Funktion der Blockapothekerin mit dem Unterschied, daß mir opferbereite und vertrauenswürdige Pflegerinnen in den einzelnen Stuben bei der Verteilung und Verabreichung der Medikamente halfen. Ich mußte sehr achtgeben, denn leider blühte weiterhin der Handel mit Arzneien unter der Hand, den ich dadurch einzudämmen suchte, daß ich die jeweils nötigen Medikamente besorgte und unentgeltlich an die Kranken, die sie brauchten, verteilte. (. . .)

Weihnachten 1944 kam näher. Zwischen den Medikamenten hatte ich Oblaten versteckt, die im Lager verboten waren. (. . .)

Im Januar 1945 erkrankte ich an einer leichten Grippe, die mit einem Stirnhöhlenkatarrh verbunden war. Ich fühlte mich unwohl und stand daher nicht auf. Zu dieser Zeit erkrankte unsere Gefährtin Zofia Praussowa, (. . .) eine ausgesprochen intelligente, gebildete und warmherzige Polin an Lungenentzündung. Immerfort entwarf sie Projekte zum Aufbau eines neuen Polen. Ungewöhnlich schnell hatte die Krankheit sie überwältigt, die sich allerdings bereits seit einigen Wochen angekündigt hatte und dadurch ausgelöst worden war, daß Mengele ihr die Spielkarten weggenommen hatte, was für sie ein heftiger Schock war. Seitdem hatten wir ein Nachlassen ihrer Widerstandskraft bemerkt. Sie war eine leidenschaftliche Raucherin. Im Block war es bekannt, daß sie für das Anzünden einer Zigarette mit ihrem Feuerzeug einen Zug forderte. Stets pflegte sie das Feuerzeug, und sie fürchtete sich davor, nicht genug Benzin zu haben. Ich gab ihr zum Zigarettendrehen diverse alte Tees unbestimmter Herkunft, die ich für die Kranken nicht verwenden konnte. Ohne Zigarette wurde sie wahnsinnig nervös. Sie hatte außerdem einen tiefen Glauben und war sehr religiös.

Ich konnte nicht in meinem Bett liegenbleiben, da ich wußte, daß sie schwer krank war, also stand ich auf und pflegte sie noch zwei Tage. Sie starb in meinen Armen am 16. Januar 1945 um zwei Uhr nachts. Ihr Tod fand großen Widerhall im Lager. Zwei

Tage später führten wir nach dem Appell ein schlichtes Begräbnis durch. Am Ofen, dort wo am meisten Platz war, bahrten wir ihren Leichnam auf. Wir besorgten etwas Grün und Kerzen, wir wollten uns von ihr feierlich verabschieden. Eine große Trauergemeinde versammelte sich, es folgten gemeinsame Gebete und schöne Trauergesänge, danach trugen wir sie in einen leeren Raum, von dem aus der Leichnam tags darauf ins Krematorium geschafft wurde.

Obwohl wir in völliger Abgeschiedenheit von der Außenwelt lebten und glaubhafte Nachrichten fehlten, erreichte die Kunde von der siegreichen Offensive der Sowjetarmee durch den Stacheldraht hindurch auch die bis zuletzt barbarisch gequälten, hungernden und dahingemordeten Häftlinge hinter dem Stacheldraht. Von Zeit zu Zeit lasen wir Zeitungen, die den Deutschen entwendet worden waren, und Mithäftlinge, die in deutschen Wohnungen dienten, hörten manchmal Radiosendungen mit. Die Nachrichten über die näherkommende Front gingen von Mund zu Mund. (...)

Eines Tages, Anfang Januar [1945], kam Dr. Mengele aufgeregt in unseren Block gelaufen und ließ hastig einige Kisten mit dem Material seiner anthropologischen Forschungen an Zigeunern, die er danach ins Gas geschickt hatte und die im Krematorium verbrannt worden waren, wegfahren. Zur selben Zeit erreichten uns Nachrichten über den Abtransport der Hauptapotheke aus dem Lager, was bereits deutlich auf bevorstehende Veränderungen hinwies, obwohl keine von uns vorhersehen konnte, was auf uns zukommen und welches Los uns ereilen würde. Denn die Gaskammern arbeiteten weiterhin ohne Pause, und die ständig rauchenden Kamine waren das sichtbare Zeichen der Ermordung unzählbarer wehrloser, gepeinigter und zu Tode gequälter Menschen.* Die Henker von Auschwitz arbeiteten bis zuletzt mit doppelter Energie, mit noch größerer Verbissenheit und Anstrengung als gewöhnlich, um, ohne sich vor der auf sie wartenden Verantwortung zu fürchten, möglichst viele Häftlinge, Zeugen ihrer Mordtaten, umzubringen und die Spuren zu verwischen. (...)

Da wir die Möglichkeit bedeutender Veränderungen unserer Situation oder auch einer Evakuierung ahnten, bemühten wir uns bereits frühzeitig, nach Möglichkeit alle Kranken auf alle Eventualitäten vorzubereiten und vor allem die Kranken, die fähig waren, zu Fuß das Lager zu verlassen, mit Kleidung, Schuhen und anderen unentbehrlichen Dingen zu versorgen. Auf die Nachricht von einer baldigen Räumung des Lagers trafen wir die letzten Vorbereitungen. Obwohl uns niemand anleitete, teilten wir einträchtig die ganze Arbeit unter uns auf. Ein Teil der gesünderen Mithäftlinge machte sich daran, aus Handtüchern und Bettlaken Beutel zu nähen, die man über die Schultern werfen konnte, andere nähten Kleider aus Decken oder reparierten nicht nur die eigenen Schuhe, sondern auch die der anderen. Wir waren so in Spannung, daß wir nicht schlafen oder auch nur ausruhen konnten. Die Vorbereitungen dauerten die ganze Nacht, so daß gegen Morgen alle Kranken einigermaßen versorgt waren.

Beim verspäteten Frühappell [des 18. Januar 1945] um 7 Uhr waren wir bereits abmarschbereit, so daß uns der Befehl, sich zum Abmarsch aus dem Lager binnen einer halben Stunde fertigzumachen, nicht überraschte. Alle Gehfähigen sollten unabhängig vom Gesundheitsstand, vom Alter oder der ausgeübten Funktion das Lager verlassen. Auch die Ärztinnen unterlagen diesem Befehl. Zwar war der Befehl zum Abmarsch keine Überraschung für uns, aber in dieser Form löste er Verwirrung, Tumult und ein unbeschreibliches Chaos aus, weswegen man den Abmarsch stoppen mußte. Vielleicht auch aus anderen Gründen wurde er auf 10 Uhr und später auf 13 Uhr verschoben.

Wir wußten nicht, was für uns und die zurückbleibenden Kranken vorteilhafter sein würde. Wir berieten uns mit den Ärztinnen, was in dieser Situation zu tun sei, da wir vor etwas völlig Unbekanntem standen, vor das uns das Schicksal gestellt hatte. Wir angeblich Gesunden sollten das Lager an einem Januartag bei Eis und Schnee zu Fuß verlassen, während unsere kranken Gefährtinnen ohne irgendeine Betreuung im Lager zurückblieben, was besonders gefährlich werden konnte, da bereits an jenem Tag die Disziplin in Auflösung begriffen war, was böse Instinkte entfesselte. Man hatte begonnen, sich gegenseitig zu bestehlen, und besonders bitter war es, daß für den Marsch vorbereitete Bündel oder die den Schwerkranken von uns überlassenen Vorräte gestohlen wurden.

Das Band, das das Blockpersonal über die ganze Lagerzeit miteinander verbunden hatte, gebot uns auch jetzt, die Situation zu meistern und uns um die im Lager zurückbleibenden Kranken zu kümmern, die nicht imstande waren, mit uns zu gehen und in vielen Fällen noch ans Bett gefesselt waren. Die Ärztinnen und das Krankenpersonal baten daher darum, daß man wenigstens einem Teil des Personals gestatte, bei den Kranken zu bleiben. Als dies auf kategorische Ablehnung stieß, übertrugen sie den leichter Erkrankten, die im Lager blieben, die Betreuung der Schwerkranken.

An diesem Tag wiederholten sich die Appelle mehrmals, jedesmal wurde ein neuer Abmarschtermin festgesetzt, der dann kurze Zeit später wieder verschoben wurde. Am Ende waren wir so müde von den nächtlichen Vorbereitungen und der Anspannung, daß wir fast überhaupt nicht mehr auf das alles reagierten, was um uns herum geschah, zumal wir hungrig waren. Denn bei dem herrschenden Durcheinander konnte man den ganzen Tag nicht an Essen denken.

Schließlich erfolgte am Abend des 18. Januar um 17 Uhr der letzte Appell und der unverzügliche Befehl zum Abmarsch. Da ich keine Kraftreserven mehr besaß und sehr erschöpft war, beschloß ich trotz des Verbots, bei den Schwerkranken zu bleiben. Dr. Jadwiga Hewelke, die meinen Zustand bemerkte und sich vor den Folgen meines Entschlusses fürchtete, zog mir ihren Mantel an und zwang mich zu gehen. Am Tor schaute mir irgendein Deutscher ins Gesicht und befand, daß ich zu alt sei. Er wollte mich aus der Reihe nehmen, aber Dr. Hewelke, die den Deutschen als Ärztin des Ambulatoriums bekannt war, faßte mich bei der Hand, zog mich in die Reihe zurück und

* Zu diesem Zeitpunkt war noch das Krematorium V vollständig funktionsfähig, das am 26. Januar 1945 gesprengt wurde. Die Massenvergasungen in Auschwitz waren im November 1944 eingestellt worden.

sagte: „Das ist meine Mutter." Daraufhin gab der Deutsche nach. So passierte ich das Lagertor und schritt der Freiheit entgegen. Später stellte sich heraus, daß Dr. Katarzyna Łaniewska die Dunkelheit dazu benutzt hatte, trotz der Befehle der Deutschen bei den Kranken zurückzubleiben. Das war damals zweifellos ein heroischer Entschluß, den man mit dem Tode hätte bezahlen können, aber den seinerzeit jede von uns zu treffen bereit war. (. . .)

Ich glaube nicht, daß sich irgend jemand findet, bei dem selbst eine kurze Zeit im Lager nicht ein unauslöschliches Mal hinterlassen hätte. Dort hatten wir oft, wenn nicht ständig, dem Tod in die Augen geschaut, der uns näher stand als denen, die nicht im Lager waren. Wir wurden sensibler und empfänglicher für die verschiedensten menschlichen Regungen, für die Einstellung der Umwelt und sogar der nächsten Angehörigen zu uns sowie für das uns nach der Rückkehr von allen Seiten entgegengebrachte starke Mitleid. Doch spürten wir dahinter meist, daß selbst Menschen, die zu größten Opfern für uns bereit waren, Enttäuschung darüber empfanden, daß wir in „guter Verfassung" zurückgekehrt waren. Vielleicht war es eine im Lager erworbene Gewohnheit, daß wir nach der Rückkehr selbst den nächsten Angehörigen unsere Schwächen und Leiden nicht zu zeigen versuchten. Wir mußten immer „gut aussehen" und uns forsch bewegen – selbst kleinste Nachlässigkeiten waren nicht drin. (. . .)

Tadeusz Szymański, Danuta Szymańska, Tadeusz Śnieszko

Das „Spital" im Zigeuner-Familienlager in Auschwitz-Birkenau*

In seiner Autobiographie schreibt der ehemalige Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau Rudolf Höß: „Schon lange vor dem Krieg waren bei den Asozialen-Aktionen auch Zigeuner in die KL gewandert. [. . .] In den Zigeunerlagern wurde laufend nach zugewanderten nichtzigeunerischen Personen gefahndet und diese in die KL als Arbeitsscheue bzw. als Asoziale eingeliefert. Weiter wurden die Zigeunerlager laufend biologisch überprüft. [. . .] Sie [die Zigeuner] sollten nun zu Forschungszwecken alle erfaßt, genau registriert und unter Denkmalschutz gestellt werden. Sie sollten später in ganz Europa gesammelt und ihnen begrenzte Wohngebiete zugewiesen werden. – 1937/38 wurden alle [in Deutschland] umherziehenden Zigeuner in sogenannten Wohnlagern bei größeren Städten zusammengezogen, um sie besser überwachen zu können. – 1942 kam nun der Befehl, daß alle zigeunerischen Personen, auch die Zigeunermischlinge im Reichsgebiet verhaftet und nach Auschwitz transportiert werden sollten, gleich welchen Alters und Geschlechts. Ausgenommen waren davon nur die reinen, anerkannten Zigeuner der beiden Hauptstämme, diese sollten im Ödenburger Bezirk am Neusiedler See seßhaft gemacht werden. Die nach Auschwitz Transportierten sollten für die Dauer des Krieges in einem Familienlager untergebracht bleiben."[1]

Wie dieser Erlaß der Nazi-Behörden** dann ausgeführt wurde, ist bisher*** im Rahmen der Geschichte des KZ Auschwitz nicht gesondert rekonstruiert worden. Dies liegt vor allem daran, daß die Zigeuner selbst im Lager keine Beweise zusammengetragen oder Aufzeichnungen über die Vorgänge angefertigt haben und daß, soweit uns bekannt ist, auch die wenigen Überlebenden nach dem Krieg ihre Erlebnisse nicht aufgezeichnet haben. Häftlinge anderer Nationalität, die im Zigeunerlager in Verwaltungsfunktionen eingesetzt waren (Deutsche, Polen, Tschechen, Holländer usw.), wurden häufig ausgetauscht, so daß sie nicht in der Lage waren, die Vorgänge im Zigeunerlager umfassend kennenzulernen. Allein dem polnischen Häftling Tadeusz Joachimowski (Häftlingsnummer 3720), im Zigeunerlager von seiner Gründung bis zu seiner Liquidierung Hauptschreiber in der Lagerschreibstube, gelang es, einen Teil der Dokumentation zu verbergen und nach dem Krieg wieder aufzufinden.[2]

Damit nicht noch ein weiterer Beweis der Ausrottungspolitik des Dritten Reiches, denn das war die Deportation und Isolierung der Zigeuner in einem Lager und ihre Liquidierung, dem Gedächtnis der Menschen ganz entschwindet, haben wir als Augenzeugen beschlossen, im Rahmen unserer Möglichkeiten eine kurze Geschichte des Häftlingskrankenbaus für Zigeuner in Auschwitz vorzulegen.

Im Februar 1943 errichtete die SS im Abschnitt B II e des Lagers Birkenau ein Lager für die aus Deutschland und den eroberten bzw. abhängigen Staaten (Polen, Tschechoslowakei, Österreich, Rumänien, Ungarn) eingewiesenen Zigeuner. Der offizielle Name dieses Lagers war „*Zigeunerlager*".

Die ersten Transporte trafen im Februar 1943 in Auschwitz ein. Insgesamt wurden 22 696 Personen in das Zigeunerlager deportiert, wobei ein Transport mit 1 700 Zigeunern aus der Region Białystok im März 1943 in den Gaskammern vernichtet wurde, ohne vorher registriert worden zu sein. Ein deutscher Arzt soll in diesem Transport Fleckfieberkranke festgestellt haben. Die übrigen Zigeuner, also 20 996 Personen, wurden registriert und auf dem linken Unterarm mit der Lagernummer, der ein „Z" vorangestellt wurde, tätowiert.

Die Deutschen erzählten den in das Lager eingelieferten Zigeunern, sie führen zu einer dreimonatigen beruflichen Umschulung. Die Zigeuner kamen also mit ihren Familien und ihrer ganzen beweglichen Habe, ja manchmal sogar mit ihren Wohnwagen in das Lager. Nichts wurde ihnen weggenommen.

* O „szpitalu" w obozie rodzinnym dla cyganów w Oświęcimiu-Brzezince (1965, H. 1, S. 90–99; leicht gekürzt). Übersetzung (unter Verwendung eines Manuskriptdrucks des Internationalen Auschwitz-Komitees): Jochen August.

** Schnellbrief RSHA – V A Nr. 59/43 g – vom 29.1.1943: „1. Auf Befehl des Reichsführers SS vom 16.12.1942 [. . .] sind Zigeunermischlinge, Rom-Zigeuner und nicht deutschblütige Angehörige zigeunerischer Sippen balkanischer Herkunft nach bestimmten Richtlinien auszuwählen und in einer Aktion von wenigen Wochen in ein Konzentrationslager einzuweisen. [. . .] Die Einweisung erfolgt ohne Rücksicht auf den Mischlingsgrad familienweise in das Konzentrationslager (Zigeunerlager) Auschwitz. [. . .]" Text in: Selma Steinmetz. Österreichs Zigeuner im NS-Staat. Wien 1966, S. 53–55.

*** D.h. 1965. Auch 1987 liegen lediglich knappe Überblicke vor: Jerzy Ficowski. Cyganie na polskich drogach [Zigeuner auf Polens Straßen]. Krakau 1986, 3., verb. u. erg. Aufl., S. 138–151 (zuerst 1965) – im wesentlichen identisch mit einer bereits 1953 erschienen Fassung, die in Tilman Zülch (Hrsg.). In Auschwitz vergast, bis heute verfolgt. Reinbek bei Hamburg 1979, S. 103–112, deutsch vorliegt; Donald Kenrick, Grattan Puxon. The Destiny of Europe's Gypsies. Sussex, London 1972, S. 151–167.

1 Kommandant in Auschwitz. Stuttgart 1958, S. 104 f.

2 Kamerad Tadeusz Joachimowski hat uns auch die Angaben über das Zigeunerlager als Ganzes sowie das Zahlenmaterial zur Verfügung gestellt. Die unserer Arbeit zugrundeliegenden Dokumente befinden sich in der Gedenkstätte Auschwitz.

Sie trugen ihre eigene Kleidung. Die Haare wurden ihnen nicht abgeschnitten. Die deutschen Behörden behandelten sie ganz anders, als die Häftlinge anderer Nationalität. Strafen, wie die Prügelstrafe, Strafappelle oder Einsperren im Bunker usw. wurden gegen sie nicht verhängt. Die Zigeuner mußten nicht wie die anderen Häftlinge Zwangsarbeit leisten. Wenn sie arbeiteten, handelte es sich um Aufräumungsarbeiten im Zigeunerlager, um Kräutersammeln für die Lagersuppe oder um Verwaltungsfunktionen.

Unter den eingewiesenen Zigeunern befand sich eine Gruppe von etwa 100 deutschen Staatsbürgern, die wegen ihrer Herkunft aus Fronteinheiten der Wehrmacht herausgezogen und im Lager interniert worden waren. Viele von ihnen besaßen Kriegsauszeichnungen für die Kämpfe auf der Krim, auf Kreta, bei Sewastopol usw. Josef Weiss, der Kapo des Bekleidungsmagazins, hatte z.B. acht Auszeichnungen noch aus dem ersten Weltkrieg. Überdies gab es hier zahlreiche mit „reinrassigen" Deutschen verheiratete Zigeunerinnen und ihre Kinder, deren Männer häufig aktiven Dienst in der Wehrmacht leisteten.

Wie bereits erwähnt, traf der erste Zigeunertransport im Februar 1943 ein; bis Ende März stieg die Zahl der Eingelieferten auf etwa 10 000 Personen an.

Sehr bald traten unter den Kindern Krankheiten auf, und die schwangeren Frauen brachten Kinder zur Welt. Deshalb, wie sich später zeigte aber auch, um den tatsächlichen Charakter des Lagers vor den Zigeunern zu tarnen, hielten es die deutschen Behörden für zweckmäßig, für die Zigeuner ein „Spital" zu errichten.

Der Krankenbau im Zigeunerlager entstand Ende März 1943. Anfangs war er in zwei Baracken untergebracht, Nummer 32 für Männer und Jungen, Nummer 30 für Frauen und Kinder. In der Anfangszeit waren diese Baracken mit je 200 Kranken belegt. In dieser Phase bestand das Personal des Krankenbaus vorwiegend aus polnischen Häftlingen, die aus dem Stammlager hierher verlegt worden waren, fünf Ärzten (Dr. Ludwik Kotulski, Dr. Witold Kulesza, Dr. Adam Przybylski, Dr. Tadeusz Szymański und Dr. Tadeusz Śnieszko und 23 Kameraden als Hilfspersonal; am 13. April 1943 wurden zehn Häftlinge aus dem KZ Ravensbrück als Krankenpflegerinnen überstellt.

Als unsere Häftlingsärzte Mitte März 1943 in einem ebenfalls aus der Region Bialystok neu eingetroffenen Transport polnischer Zigeuner (971 Personen) und in einem Transport österreichischer Zigeuner (76 Personen) ein gutes Dutzend Fleckfieberfälle feststellten, ordnete der damalige SS-Lagerarzt, *Hauptsturmführer* Dr. Josef Mengele, an, diese Kranken im Krankenbau in Block 32 unterzubringen. Seit dieser Zeit wurde der Häftlingskrankenbau infolge der Fleckfieberepidemie schrittweise ausgebaut, so daß das Revier im Juli 1943 die fünf Baracken 32, 30, 28, 26 und 24 umfaßte, zu denen später noch die Baracke 22 hinzukam.

Die Krankenbaubaracken standen am Ende des Lagers auf der rechten Seite. Hier ist darauf hinzuweisen, daß hinter der letzten Baracke, also Nr. 32, in etwa 50 Meter Entfernung die Eisenbahnrampe verlief, auf der die Transporte mit den für die Gaskammern bestimmten Menschen ausgeladen wurden. Von der Rückseite der Baracken aus waren die etwa 250 bis 300 Meter entfernten Schornsteine der Krematorien zu sehen.

Die Krankenbaublöcke waren Holzbaracken von 40 Meter Länge und 9 Meter Breite (dieselben, die normalerweise als Pferdeställe verwendet wurden). An Stelle von Fenstern verlief unter dem Dach eine schmale Lichtsparre. Der Boden bestand aus gestampftem Lehm. An den beiden Enden der Baracke waren breite Eingangstore, an der Vorderseite ein Vorraum. Ebenfalls an der Vorderseite befanden sich das Zimmer des Blockältesten, die Schreibstube, die Apotheke, das Arzt- oder Pflegerzimmer usw. Am Ende der Baracke lagen ein Magazin, eine provisorische Küche, ein Waschraum, eine Latrine und eine Leichenhalle. Im Innern der Baracke verlief mitten durch den „Krankensaal" auf dem Fußboden ein aus Ziegeln gemauerter Rauchabzug von etwa einen Meter Breite. Entlang der Seitenwände der Baracke waren dreistöckige Holzpritschen in den Maßen 1,85 m x 2,8 m aufgestellt. Auf eine Etage dieser Pritschen wurden im Durchschnitt vier bis fünf Kranke, bei großem Zugang sogar acht Kranke gelegt. Auf einer Pritsche lagen also 15 bis 24 Kranke. Insgesamt wurden in einer Baracke auf einer Fläche vom 32 m Länge und 6 m Breite 400 bis 600 Kranke untergebracht.

Die Kranken lagen auf mit Holzspänen ausgestopften Säcken, zumeist ohne Bettlaken, das nur an privilegierte Kranke (*Sonderbehandlung*), bei wichtigen Inspektionen sowie auf der Abteilung für Nomakranke (Wasserkrebs) ausgegeben wurde. Zum Zudecken wurden Pferdedecken, Steppdecken und sog. griechische Decken (die so hießen, weil sie von den vergasten griechischen Juden zurückgeblieben waren) verwendet. Die griechischen Decken waren dicke, aus roter Wolle hergestellte Matten, ein vorzügliches Nest für die Läuse.

Die in den Krankenbau aufgenommenen Häftlinge bekamen ihre eigene Wäsche abgenommen. Sie erhielten Nachthemden, die eigentlich ein Mittelding zwischen einem Umhang für Männer und einem Stück Lumpen waren. Als Hausschuhe dienten Holztreter, die bei dem hohen Krankenstand häufig nicht reichten. Dann mußten die Kranken barfuß gehen. Hier soll noch angemerkt werden, daß die deutsche Versorgung für den Krankenbau weder Bettschüsseln noch Harnflaschen vorsah; ohne Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand waren die Kranken also gezwungen, zur Latrine am Ende des Blocks zu gehen. Düster war der Anblick der Kranken, wie sie, in eine Decke eingehüllt, was eigentlich verboten war, in den Holztretern oder barfuß über den Lehmfußboden stolpernd in Richtung Latrine schlichen. Wir konnten hier nichts tun, höchstens die schwächeren Kranken beim Gehen stützen. Die bewußtlosen oder extrem erschöpften Kranken koteten und urinierten auf die Pritschen.

Die sanitären Bedingungen im Krankenbau waren daher, wie im gesamten Zigeunerlager, fatal, besonders wenn man berücksichtigt, daß dies kein Vernichtungslager, sondern ein Lager für internierte Familien war.

In der ersten Zeit gab es weder im Krankenbau noch im Lager Kanalisation und Wasserleitungen. Im Lager gab es vier Latrinen, d.h. Baracken, durch die eine zementierte Kloakengrube mit mehreren Dutzend nicht abgedeckter Öffnungen lief.

Als sog. *Waschraum* waren zwei Baracken bestimmt. Was dort meist fehlte, war Wasser, das in Fässern aus einem Sammelbehälter bei der Lagerküche herangeschafft wurde. Ende 1943 wurde die sog. „Sauna" gebaut, ein Bad und eine Desinfektionsvorrichtung für Kleidung. Erst im Sommer 1943 legten Häftlinge eine Wasserleitung, zuerst in die Krankenbaublöcke, später auch für das ganze Lager; möglich wurde dies durch unsere persönlichen Kontakte zu Kameraden aus den Arbeitskommandos im Stammlager. Diese Häftlinge konstruierten im Krankenbau auch einen primitiven Waschraum und bauten in jeder Baracke eine Latrine, indem sie das Ende der Baracke abteilten und eine abgedeckte, auszementierte Kloakengrube errichteten. Diese „Investitionen" wurden gegen die offiziellen Organisationspläne der deutschen Behörden durchgeführt und waren im Grunde alles, was wir zur Verbesserung der hygienischen und sanitären Bedingungen im Zigeunerlager unternehmen konnten, denn unsere Möglichkeiten als Personal des Reviers waren beschränkt.

In organisatorischer Hinsicht war der Krankenbau folgendermaßen gegliedert: Die vorgesetzte Behörde war der *SS-Lagerarzt*, dem als Hilfskräfte SS-Männer zur Verfügung standen, die sog. *SDG (Sanitätsdienstgrade)*, die natürlich von Medizin keine Ahnung hatten. Die Funktion des Lagerarztes im Zigeunerlager hatten nacheinander die SS-Ärzte Dr. Josef Mengele und einige Monate Dr. Franz Bernhard Lucas, andere, wie z.B. Dr. [Heinz] Thilo und Dr. [Fritz] Klein, waren kurzzeitig vertretungsweise eingesetzt.

Der Leiter des Krankenbaus von Seiten der Häftlinge war der sog. *Lagerälteste Krankenbau*. Diese Funktion hatten in der Anfangszeit die Häftlinge Jackowski und [Otto] Kozdass, die selbst keine Ärzte waren, inne. Nicht genug, daß sie keine Ahnung von Medizin hatten, auch in moralischer Hinsicht weckten sie Vorbehalte. Erst im Spätherbst [1943] wurde der polnische Häftling Dr. Rudolf Diem (Häftlingsnummer 10022) *Lagerältester* des *Krankenbaus*, wozu der damals vertretungsweise tätige SS-Arzt Dr. Franz Lucas nicht wenig beigetragen hat. Dr. Diem behielt diese Funktion bis zur Auflösung des Zigeunerlagers. Seit dieser Zeit lagen die Behandlung der Kranken wie die Verwaltung des Krankenbaus in den richtigen Händen. Der *Lagerälteste* stützte sich in Verwaltungsangelegenheiten auf die Blockältesten der einzelnen Blöcke, die Schreiber und die Magazinverwalter sowie die Haupt-*Schreibstube* des Krankenbaus, die die mit der Krankenbewegung und dem Personal zusammenhängenden Aufzeichnungen führte.

Die Behandlung der Kranken war folgendermaßen organisiert. In jeder der für bestimmte Krankheiten vorgesehenen Baracken gab es einen Häftlings-Chefarzt, den sog. *Oberarzt*, der mehrere Abteilungsärzte und Pflege- und Hilfspersonal zur Verfügung hatte. Die Ärzte in der Aufnahmestube hatten zu bestimmen, ob die Kranken in den Krankenbau aufzunehmen waren, erste Hilfe zu leisten und Verbände zu wechseln. Bei der Aufnahmestube bestand ein behelfsmäßiges zahnärztliches Ambulatorium. Für den ganzen Krankenbau gab es eine Apotheke.

Als der Krankenbau voll aufgebaut war, arbeiteten hier etwa 30 Ärzte, darunter 18 Polen und 12 (polnische, französische und tschechische) Juden, sowie etwa 60 Hilfskräfte – angelernte Krankenpflegerinnen (nur zwei waren ausgebildete Krankenschwestern), Blockälteste, Schreiber, Magazinverwalter usw.

Während des Aufenthalts im Zigeunerlager starben folgende Kameraden und Kameradinnen: an Fleckfieber Dr. Adam Przybylski, vom Hilfspersonal Jan Dydusiak und Antoni Jabłonowski sowie die beiden polnischen Häftlinge Helena Ossowska (mit einem Transport aus dem Pawiak-Gefängnis in Warschau am 29. IV. 1943 eingeliefert) und Kazimiera (deren Familienname uns nicht mehr in Erinnerung ist). Außerdem starben zwei junge jüdische Ärzte, die gegen den Widerspruch des Lageraltesten Dr. Diem und des Abteilungsarztes auf Befehl des SS-Arztes Mengele zur Arbeit im *Sonderkommando* bei den Krematorien geschickt wurden. Die in diesem Kommando arbeitenden Häftlinge wurden bekanntlich nach einiger Zeit getötet. Als im Stammlager die verkrüppelten Häftlinge liquidiert wurden, wurde weiter aus unserem Personalbestand der Pfleger Ryniak Wawrzyniec (Häftlingsnummer 1022) abgeholt und mit den anderen Krüppeln in der Gaskammer ermordet. Kamerad Ryniak wurde als Krüppel betrachtet, weil ihm an einer Hand zwei Finger fehlten.

Kamerad Dr. Jerzy Gromkowski, ein linker Aktivist aus Zakopane, starb nach der Evakuierung aus Auschwitz im KZ Mauthausen. Dr. Franciszek Gralla kam am 3. Mai 1945 tragisch um, als die „Can Arcona" versenkt wurde.

Von denen, die sich retten konnten und heute in Polen leben, ist besonders Kamerad Dr. Jerzy Tabeau eng mit dem Zigeunerlager verbunden; im Lager trug er den Namen Jerzy Wesołowski und hatte die Funktion eines Schreibers inne. Dr. Tabeau unternahm mit dem Kameraden Roman Cieliczka am 11. November 1943 eine kühne Flucht aus dem Zigeunerlager. Die beiden Kameraden flohen, wir konnten dies sehen, nach dem Abendappell. Sie gingen aus dem Block, in dem sie wohnten, liefen durch Block 24 (den Block der Pflegerinnen), erreichten die Umzäunung des Lagers, unterbrachen den Strom in den Drähten, gelangten auf den benachbarten Abschnitt und weiter, nachdem sie die nächsten Drähte durchgeschnitten hatten, auf die an das Lager Birkenau angrenzenden Wiesen. Das alles ging so schnell, daß wir im ersten Augenblick nicht verstanden, warum das Lager in Dunkelheit versank und die SS-Männer auf den Wachtürmen zu schießen begannen. Die Flucht gelang und hatte für die übrigen Häftlinge keine gefährlichen Repressalien zur Folge, abgesehen davon, daß zu unserer Genugtuung der damalige deutsche Lageräteste Otto Kozdass bestraft wurde.

Wenn man die dem Krankenbau im Zigeunerlager zugeteilten Häftlinge charakterisieren will, ist hervorzuheben, daß wir ungeachtet der verschiedenen Nationalitäten – arbeiteten hier doch Polen, Deutsche Tschechen, Russen, Franzosen und andere –, von einigen demoralisierten Individuen abgesehen, eine solidarische Häftlingsgruppe bildeten und uns im Rahmen der Möglichkeiten bemühten, den kranken Zigeunern zu helfen.

Die Behandlung war so organisiert, daß in jeder Baracke bestimmte Krankheitsfälle untergebracht waren. In Baracke 32, die von Dr. Tadeusz Śnieszko geleitet wurde, war die Infek-

tionsabteilung mit Fleckfieber, Rose, Malaria, Ruhr und einigen Tuberkulosefällen. Die von Kamerad Witold Kulesza geleitete Baracke 30 beherbergte die internistische Abteilung für Frauen und Kinder. Dort wurden auch die Wöchnerinnen untergebracht und Erkrankungen des Verdauungstrakts, überwiegend Magen- und Darmkatarrh, Hungerdurchfall, Harnblasenentzündung, akute Erkrankungen der Atemwege und der Lunge, Hautvereiterungen und Krätze mit sekundären Infektionen behandelt. Außerdem befand sich in dieser Baracke das hochtrabend so bezeichnete „Ambulatorium für Gynäkologie und Geburtshilfe". Tatsächlich war dies ein mit Bettüchern abgeteilter Winkel der Baracke, in dem Dr. Śliwinski die Frauen entband und ambulante gynäkologische Eingriffe vornahm. In Baracke 28 befand sich die von Dr. Stanisław Wrona-Merski geleitete internistische Abteilung für Männer und Jungen. Dort war auch die von Dr. Gralla und später von Dr. Liberski geleitete Aufnahmestube und das zahnärztliche Ambulatorium. Baracke 26 war eine Infektionsabteilung für Frauen, die von Dr. Tadeusz Szymański geführt wurde, in Baracke 24 befand sich eine Abteilung für Rekonvaleszenten und leicht Kranke, der sog. *Schonungsblock*. Baracke 22 wurde im Herbst 1943 eröffnet. In einem Teil dieser Baracke befand sich eine primitive Einrichtung zur „Entkrätzung", im übrigen Teil der Baracke lagen *Noma*-Kranke, extrem erschöpfte Kranke und an Krätze mit sekundären Infektionen leidende Häftlinge. Abteilungsarzt war hier der Häftling Prof. Dr. Berthold Epstein aus Prag.

Im Krankenbau gab es keine chirurgische Abteilung. Kleine Eingriffe wurden in der Aufnahmestube vorgenommen. Kranke, bei denen eine chirurgische Operation vorgenommen werden mußte, wurden in den an das Zigeunerlager angrenzenden Männer-Krankenbau geführt oder getragen, in dem der vorzügliche Chirurg Kamerad Dr. Hermann arbeitete.

Ein Beispiel für unsere Probleme im Bereich der Chirurgie war folgender Vorgang: In der Silvesternacht 1943/1944 veranstalteten SS-Männer, wohl im Bewußtsein der hoffnungslosen Lage des Dritten Reiches, ein Trinkgelage innerhalb des Lagers (was grundsätzlich verboten war), in dessen Verlauf sie in die Luft schossen. Einer von ihnen traf dabei eine Baracke, die Kugel durchschlug die Wand und fügte einer jungen hübschen Zigeunerin deutscher Herkunft eine schwere Kopfverletzung zu. Der Vorgesetzte des schuldigen SS-Mannes wollte den Vorfall vertuschen und kam in unseren Krankenbau, um Hilfe zu holen. Wir begaben uns zur Unfallstelle. Es stellte sich heraus, daß der Zustand des Opfers sehr prekär war und einen sofortigen chirurgischen Eingriff erforderte. Mit Hilfe der betreten wirkenden, also ausnahmsweise einmal höflichen SS-Männer wurde die verwundete Zigeunerin unter Wahrung aller notwendigen Vorsichtsmaßnahmen in den angrenzenden Männer-Krankenbau getragen. Kamerad Dr. Hermann stellte fest, daß der Zustand des Opfers hoffnungslos war. Nun bat der Vorgesetzte der SS-Männer darum, die Zigeunerin wenigstens drei Tage am Leben zu halten, da der SS-Mann, der diesen Unfall in einem Lager für Internierte herbeigeführt hatte, nur dann einem Strafverfahren entgehe. Er versprach sogar, für die Entlassung aus dem Lager zu sorgen, was ihm übrigens niemand glaubte. Dr. Hermann nahm die angesichts der im Lager herrschenden Bedingungen komplizierte Operation vor und es gelang ihm, das Opfer des Amüsements der SS-Leute ein paar Tage am Leben zu halten. In anderen Krankheitsfällen, in denen sofortige chirurgische Hilfe das Leben des Kranken hätte retten können, haben wir leider niemals Unterstützung durch SS-Leute bekommen. Ein Kranker mit akuter Blinddarmentzündung mußte z.B. bis zum Ende des Appells auf die Operation warten.

Im Allgemeinen waren unsere therapeutischen Möglichkeiten – nicht allein im Bereich der Chirurgie – sehr begrenzt. Die Betreuung der Zigeuner durch die deutschen Lagerbehörden bestand eigentlich aus Propagandaeffekten, wie z.B. der Eröffnung des sog. *Kindergartens*, der Erlaubnis, Musik zu machen und Tänze aufzuführen, und schließlich darin, daß sechs Baracken für den Krankenbau vorgesehen wurden. In diesem Krankenbau gab es jedoch weder entsprechendes Gerät noch Lebensmittel und Arzneimittel in ausreichender Menge und der richtigen Zusammenstellung. Sogar bei einer angemessenen Ausstattung mit Medikamenten hätte man jedoch nicht viel für den Gesundheitszustand der Zigeuner machen können, da an prophylaktische Aktivitäten im Lager nicht zu denken war.

Die Krankenbauapotheke verfügte damals über folgende Arzneimittel: Aspirin, Phenazetin, Pyramidon; die Sulfonamide Eleudron, Prontosil und eine geringe Menge Cibasol; an Herzmitteln in sehr geringer Menge über eine herzstärkende Mischung, Cardiasol, Coramin, Strichnin und Digitalis; gegen Malaria über Atebrin; weiter über große Mengen an Kohle, Tanalbin, Papaverin, bolus alba; an Verbandsmitteln standen Prontosillösung, Septo, Rivanol, Ichtyolsalbe, Zinksalbe, sehr wenig Krätzesalbe, Papierbinden und Zellstoffwatte zur Verfügung.

Bei der Ergänzung der Lücken in der Krankenbauapotheke waren uns polnische Häftlinge sehr behilflich, die Kontakt mit Häftlingen hatten, die in „Kanada", d.h. dem Hauptlager für die den vergasten Juden weggenommenen Sachen, arbeiteten. Auf diesem Weg erhielten wir Medikamente, wie Digitalispräperate, Strophantin, Glukose, Vitamine, Cibasol und Chinin in Ampullen und Tabletten. Die Kameraden ließen uns diese Mittel natürlich illegal zukommen und waren dabei Repressalien von Seiten der deutschen Behörden ausgesetzt. Unsere gemeinsamen Bemühungen konnten leider der großen Masse der Kranken nicht viel helfen. Die wenigen Arzneimittel reichten nie, und während der Fleckfieberepidemie lagen weit mehr als 2 000 Kranke im Krankenbau. Die Zigeuner starben vor allem an Fleckfieber und seinen Komplikationen und an der Hungerkrankheit.

Die ersten Fleckfiebererkrankungen wurden bei Zigeunern festgestellt, die im Mai 1943 aus der Wojewodschaft Białystok und aus Österreich eingeliefert wurden. Die Kranken und die Fleckfieberverdächtigen, etwa 900 Personen, wurden im Krankenbau untergebracht. Während wir noch darüber nachdachten, wie die Ausbreitung der Epidemie auf das ganze Lager zu verhindern sei und den Kranken im Krankenbau geholfen werden könnte, wandte SS-Arzt Dr. Mengele eine im Konzentrationslager bereits bewährte Methode zur Liquidierung von

Krankheiten an und schickte alle Fleckfieberkranken und -verdächtigen in die Gaskammern. Dies geschah am 26. Mai 1943. Insgesamt wurden damals 507 Zigeuner und 528 Zigeunerinnen in den Gaskammern ermordet. Bei dieser Gelegenheit fügte Mengele noch einige Lungentuberkulosefälle und zwei Männer hinzu, die im Vollbesitz ihrer Kräfte, aber Ruhrbakterienträger waren. Auf seine Anweisung hin strich die Lagerschreibstube die vergasten Zigeuner als eines natürlichen Todes Verstorbene aus dem Lagerstand und verteilte die Todestage auf die folgenden Wochen.

Das verbrecherische Vorgehen des SS-Arztes hatte zur Folge, das uns und einigen besser orientierten Zigeunern der wirkliche Charakter des Lagers offenbar wurde.

Das Fleckfieber griff jedoch weiter um sich, und unter den katastrophalen sanitären Bedingungen in den Wohnbaracken war das auch gar nicht zu vermeiden. Wir behandelten die sich immer zahlreicher einfindenden Fleckfieberkranken, bei denen meist noch Komplikationen auftraten, wie Hirnhautreizung (Meningismus), Herzinsuffizienz mit Hypotonie, ausgedehnte Phlegmone der Haut und des Unterhautgewebes, tiefe und ausgedehnte Entzündungen der Mundhöhlenschleimhaut und Entzündungen der Ohrspeicheldrüse, im Rahmen unserer Möglichkeiten. Da uns im Verhältnis zur Zahl der Kranken unverhältnismäßig geringe Mengen der richtigen Medikamente zur Verfügung standen, konnten wir ihre Leiden nur lindern, indem wir uns mühten, den Dürstenden entsprechende Mengen Flüssigkeit zuzuführen und den bis zum Maximum auf den dreistöckigen Pritschen zusammengepferchten Kranken eine unter diesen Bedingungen bestmögliche Pflege zu geben. Bei Hirnhautreizungen wandten wir außerdem Lumbalpunktionen an, um den Mittelhirndruck zu prüfen und eventuell zu senken. Diese Punktionen führten wir auf dem bereits beschriebenen Rauchabzug-Ofen durch, den wir auch als Verbands- und Untersuchungstisch nutzten. Phlegmone auf der Haut behandelten wir mit Dakinscher Lösung und desinfizierenden Salben. Da wir keine Digitalispräparate hatten, waren wir nicht in der Lage, Kreislaufinsuffizienzen bei Fleckfieberkranken zu bessern.

Kam der Kranke – wenn er Glück hatte – über die Krise des Fleckfiebers hinweg, so lauerte die nächste Gefahr: der Durchfall. Dieser Hungerdurchfall entstand dadurch, daß dem Organismus während des Fleckfiebers und infolge ungenügender Ernährung während der Rekonvaleszenz die Proteine entzogen wurden. Die Lebensmittelrationen waren in Krankenbau und Lager die gleichen und reichten also quantitativ und qualitativ nicht aus. Die Durchfallkranken behandelten wir mit Kohle, bolus alba und Magentropfen, die Bitterstoffe enthielten, sowie mit einer Diät aus in Wasser gekochtem Gries oder Haferflocken und Weißbrot. Unter diesen Umständen erreichte die Sterblichkeit der Fleckfieberkranken 30 bis 40%. Die fleckfieberkranken Zigeuner lagen, wenn die Krankheit ohne Komplikationen verlief, sechs bis acht Wochen im Krankenbau und wurden für die Rekonvaleszenz in Baracke 24, den sog. *Schonungsblock* verlegt. Neben den vom Fleckfieber Genesenden lagen in dieser Baracke unter anderem noch Kranke mit extremer *Körperschwäche* und Krätzekranke mit sekundären Infektionen, also Kranke, die unter der Voraussetzung richtiger Ernährung und sorgfältiger individueller Pflege – woran natürlich nicht zu denken war – wieder genesen konnten.

Der Bericht über den Verlauf der Fleckfieberepidemie im Zigeunerlager erfordert noch einen Hinweis auf die „Vorbeugungsaktion", mit der die Epidemie liquidiert werden sollte. Nachdem Mengele im Mai 1943 eine Gruppe Fleckfieberkranke in die Gaskammern geschickt hatte, wiederholte er die Selektion von mit Fleckfieber infizierten Kranken nicht mehr. Statt dessen ordnete er „Entlausungsaktionen" im Krankenbau und in den Wohnbaracken an. Im Krankenbau gingen diese „Entlausungen" so vor sich, daß die Schwerkranken von den Pritschen gezogen und auf den „Rauchabzug-Ofen" gesetzt wurden, während die Decken und die Strohsäcke zur Desinfektion in die „Sauna" gegeben wurden. Die Desinfektion dauerte unterschiedlich lang, manchmal vom Morgen bis in die Nachmittagsstunden. Unterdessen wurden die Betten mit Cuprexlösung abgewaschen; die Kranken saßen solange, wenn sie noch die Kraft dazu hatten, auf dem Rauchabzug-Ofen.

Mehr oder weniger nach demselben Muster verlief die Entlausungsaktion im Lager, abgesehen von der Desinfektion von Kleidung und Bettzeug wurden die Zigeuner dort jedoch noch zu einem Bad in der „Sauna" gezwungen und durften die Baracken erst wieder betreten, wenn die „Entlausungsaktion" beendet war, die manchmal von früh bis abends dauerte. Auf die von den deutschen Behörden so durchgeführten Vorbeugungsaktionen nahm am folgenden Tag der Zugang von Kranken in den Krankenbau erheblich zu, ebenso war ein beträchtlicher Anstieg der Zahl der Toten zu verzeichnen.

Andere im Krankenbau des Zigeunerlagers auftretende Infektionskrankheiten waren Rose, die mit Prontosil und bolus alba erfolgreich behandelt werden konnten, Malaria, bei der Atebrin und zuweilen Chinin gegeben wurden, und Lungentuberkulose.

Mit Malaria und Tuberkulose hängen folgende Vorgänge zusammen. Ende November 1943 bekam die Krankenbau-Schreibstube den Befehl, ein Verzeichnis der Malariakranken anzufertigen. Wegen dieser Anweisung schrieben die als Schreiber eingesetzten Kameradinnen und Kameraden innerhalb weniger Stunden unter Anleitung eingeweihter Ärzte soweit möglich die Krankengeschichten von malariakranken Zigeunern und Angehörigen des Personals um. Wir befürchteten, sie könnten das Schicksal der von der SS therapierten Kranken teilen und in die Gaskammern geschickt werden. Uns war bekannt, daß malariakranke Häftlinge aus dem Frauen- und dem Männerlager in Birkenau in das KZ Majdanek geschickt wurden.

Fälle von Lungentuberkulose wurden im Krankenbau nicht viele verzeichnet. Warum dies so war, erhellen folgende Vorgänge. Unter den Zigeunern, die Mengele im Mai 1943 ins Gas selektierte, waren auch mehrere Tuberkulosekranke. Dann tauchte Mengele im Spätherbst des gleichen Jahres eines Abends nach dem Appell auf, wählte etwa 60 Tuberkulosekranke aus, befahl ihnen, sich bis aufs Hemd auszuziehen, ließ ihnen nur die Decken zum Einwickeln und gab die Anweisung, die Selektierten auf einen vor dem Krankenbau stehenden

Lastkraftwagen zu laden. Das Ziel dieser Fahrt war allen klar. Seit dieser Zeit meldete sich kein Zigeuner, dem „die Brust schmerzte", mehr in der Aufnahmestube. Daß sich die Tuberkulosekranken in den Wohnbaracken aufhalten konnten, war deshalb möglich, weil die Zigeuner nicht zur Zwangsarbeit gingen und also niemand auf die schwächeren, sich aber noch auf den Beinen haltenden Häftlinge achtete. In prophylaktischer Hinsicht war nicht bekannt, was schädlicher war: ob die Tuberkulosekranken mit ihrer Umgebung im Wohnblock oder in der Krankenbaubaracke, wo sie ja nicht von den an anderen Infektionskrankheiten leidenden Kranken isoliert waren, in Kontakt kamen.

Zu ergänzen ist noch, daß an eine Röntgendurchleuchtung nicht zu denken war. Der Krankenbau hatte nicht einmal ein Labor, um einfachste Analysen durchführen zu können. Material wurde nur dann zur Analyse in das Labor im Stammlager geschickt, wenn der SS-Arzt an den Fällen interessiert war; unter anderem wurden bei Malariafällen immer Blutuntersuchungen vorgenommen; die deutschen Behörden waren daran interessiert, weil die Zahl der Malariaerkrankungen unter der SS-Besatzung des Lagers und den Soldaten an der Ostfront gestiegen war.

Die Krankheit, die den Zigeunern im Lager am meisten zusetzte, war die Krätze. Wegen der antisanitären Lebensbedingungen war sie hier sogar stärker verbreitet, als in den anderen Konzentrationslagern. Die Kranken kamen in Massen, um sich ambulant behandeln zu lassen oder bei Krätze mit sekundären Infektionen im Krankenbau aufgenommen zu werden. Die Mengen an Heilmitteln, wie Wilkinsonsalbe oder Mitigal, die wir bekamen, waren zu klein. Obwohl es in der SS-Apotheke in Auschwitz große Bestände des hervorragenden Bayer-Mittels Mitigal gab, ordnete Mengele an, bei den Krätzekranken eine altbekannte, aber seit Jahren nicht mehr verwendete Methode anzuwenden. Ein Teil von Block 22, wo zwei auszementierte Becken gebaut worden waren, wurde mit Decken abgeteilt. Das eine Becken wurde mit Natriumthiosulfatlösung, das andere mit einer verdünnten Salzsäurelösung gefüllt, die den vom vorhergehenden Bad auf der Haut sitzenden Schwefel löste. Die Krätzekranken ohne Komplikationen wurden nackt ausgezogen, ihre Kleidung in die Desinfektion gegeben, und sie selbst wurden in die kalten Lösungen getaucht. Danach gingen sie, in Pferdedecken gehüllt, in die Wohnbaracken oder in die Krankenbau-Baracken. Die Folgen dieser Aktion glichen denen der „Entlausung". Denn das Ganze fand gegen Frühlingsanfang 1944 statt, die Zigeuner waren schon ausgezehrt und vertrugen das Bad im kalten Wasser, die starke Reaktion der Chemikalien und die Rückkehr in die Baracken ohne Kleidung, nur mit einer über den Kopf geworfenen Decke, nicht. Unter den im Krankenbau liegenden Kranken nahm die Sterblichkeit infolge dieser „Behandlung" noch zu, und die Zigeuner aus den Wohnblöcken, vor allem die Kinder, kamen mit Krankheiten, darunter Lungen- oder Rippenfellentzündung, in den Krankenbau.

Ein hoher Prozentsatz der Sterblichkeit, gegen die wir uns nicht zu helfen wußten, wurde neben dem Fleckfieber durch die von Durchfall begleitete Hungerkrankheit verursacht, die im Spätherbst und Winter 1943 immer mehr umsichgriff. Damals kam die Fleckfieberepidemie allmählich zum Erlöschen, einfach weil fast alle Zigeuner diese Krankheit durchgemacht hatten. Wir hatten damals im Zigeunerlager Menschen, die von dem gerade überstandenen Fleckfieber extrem erschöpft waren, und wer die Krankheit bereits vor der Einlieferung in Auschwitz durchgemacht hatte, war in keinem besseren Zustand. Das lag daran, daß die Zigeuner als nicht Arbeitende sehr geringe Lebensmittelzuteilungen ohne die *„zulaga"* erhielten und keine Lebensmittelpakete von den Familien bekamen. Den biologischen Kräfteverfall der Zigeuner belegt unter anderem die Geburtenzahl für die Zeit von März 1943 bis Juni 1944[3], die allmählich, wie die folgende Zusammenstellung zeigt, abnahm.

Zahl der Geburten im Zigeunerlager Auschwitz-Birkenau von März 1943 bis Juni 1944

Zahl der Geburten	Jan.	Feb.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
1943			19	44	45	37	39	30	20	18	18	6
1944	3	6	3	6	9	9						

Ab Winter 1943/1944 fanden sich folglich im Krankenbau Kranke mit Symptomen der Hungerkrankheit ein, wie *Durchfall*, fortschreitenden Ödemen im Gesicht und an den unteren Extremitäten, nicht heilenden Phlegmonen und anderen Entzündungszuständen der Haut, ausgedehnten Gewebeverlusten in der Mundhöhle infolge akuter Schleimhautentzündung und Kreislaufinsuffizienzen.

Unter den im Zigeunerlager auftretenden Krankheiten beobachteten wir eine Krankheit, mit der wir bis dahin nicht konfrontiert worden waren: die *Noma* (Wasserkrebs). Nomakranke und Nomaverdächtige wurden in Baracke 22 untergebracht, die besonders für diesen Zweck zum Krankenbau hinzukam. Die Untersuchungen auf Noma führte auf Befehl Mengeles der Häftling Professor Bertold Epstein von der Universität Prag durch.[4]

3 Die Zahlen wurden auf der Grundlage der „Hefte von Auschwitz" Nr. 4, 6 und 7, Oświęcim 1961–1967 errechnet.

4 Vgl. T. Szymański, Gesamtverzeichnis, Nr. 275.

Abgesehen davon, daß die Nomakranken besonders betreut wurden, was sich unter anderem daran zeigte, daß eine besondere Küche mit einer bis dahin im Lager nicht dagewesenen Kost eingerichtet wurde, untersuchte Mengele die von Wasserkrebs befallenen Häftlinge selbst, stellte Fotografien der Menschen mit durchlöcherten Wangen her und experimentierte. Zum Beispiel wählte er einen Erwachsenen und ein Kind mit den für die zweite Phase der *Noma* typischen Symptomen (d.h. mit Wangendurchbruch) aus. Anfangs erhielten beide neben den Medikamenten eine intensive Ernährung, und ihr Zustand besserte sich. Dann entzog ihnen Mengele diese Sonderdiät und ließ die normale Lagerverpflegung sowie die pharmakologischen Mittel verabreichen, worauf sich der Zustand der Kranken erheblich verschlimmerte. Nun führte Mengele eine Reihe von Aufnahmen der beiden Kranken durch, ließ sie in seinen Arbeitsraum in der „Sauna" führen und nahm die Krankenblätter der beiden mit. Diese Kranken kehrten nicht mehr zurück. Was mit ihnen geschah, ist nicht genau bekannt.[5]

Der SS-Arzt Mengele hatte überhaupt eine sehr eigenartige Arbeitsmethode als Lagerarzt und Arzt des Krankenbaus im Zigeunerlager. Während der Inspektionen des Lagers behandelte er die Zigeuner gutmütig und wandte niemals brutale Repressionen an, so daß sich weniger bewanderte Zigeuner sogar mit ihren Bitten und Klagen an ihn wandten und ihn *„Vater, Vaterchen, Onkel"* usw. anredeten. Mengele gewann noch an Beliebtheit unter den Zigeunern, als er in den Baracken 29 und 31 den sog. *Kindergarten* als Ausdruck seiner Sorge um das Wohl der Zigeuner einrichtete.[6] Mehrere hundert Kinder vom Säuglingsalter bis zum sechsten Lebensjahr hielten sich dort unter der Betreuung von durch Mengele besonders ausgewählten weiblichen Häftlingen auf, mehreren Zigeunerinnen, zwei Polinnen und einer Deutschen. Die Kinder waren dort von 8 bis 14 Uhr und bekamen eine besondere Verpflegung: Kleinkinder bis zum ersten Lebensjahr einen halben Liter Milch und Milchbrei mit Zucker und Butter, die ein- bis dreijährigen Kinder einen Liter Milch und einen halben Liter Suppe, und die drei- bis sechsjährigen Kinder einen halben Liter Milch, 50 Gramm Butter, Weißbrot, Fleischsuppe, Marmelade und Schokolade. Diese Lebensmittel gelangten jedoch nur zum Teil zu den Kindern, da die SS-Männer sie im Magazin klauten.

Die in diesem *Kindergarten* herrschenden Bedingungen könnten darauf hindeuten, daß es Mengele nicht nur um einen Propagandatrick ging, sondern daß er wirklich die Existenzbedingungen für Kinder aus dem Isolierungslager verbessern wollte. Es stellte sich jedoch heraus, daß die Kinder aus dem *Kindergarten* für Mengele Versuchsmaterial waren, denn er suchte unter ihnen Zwillinge, Kinder mit unterschiedlicher Farbe der Iris (*heterochromia iridis*) und Kinder mit anderen angeborenen Anomalien heraus. Besonders interessierten ihn dabei die *Zwillinge*, da er im Auftrag der Nazibehörden eine wissenschaftliche Studie über Zwillinge durchführte. Mengele war zu seinen *Zwillingen* sehr herzlich; er nahm sie auf den Arm und brachte ihnen Süßigkeiten und Spielzeug (das natürlich Personen aus den zur Vergasung bestimmten Transporten weggenommen worden war). Ein gewisses Vorrecht billigte Mengele neben den Kindern den stillenden Müttern zu, die – neben den gewöhnlichen Lagerrationen – besondere Zulagen wie Milch, einige Dekagramm Butter, Käse und Weißbrot erhielten. Diese Frauen genossen die Zusatzverpflegung aber nicht lange, da die Sterblichkeit der Neugeborenen hoch war und die Frauen während der Schwangerschaft keine zusätzliche Verpflegung bekamen. Hier ist noch darauf hinzuweisen, daß innerhalb des *Kindergartens* mit Genehmigung Mengeles Tanz- und Musikdarbietungen einer Zigeunerkapelle stattfanden, besonders dann, wenn eine wichtige Inspektion im Lager stattfand.

Das Interesse Mengeles für den Krankenbau bestand darin, daß er in Begleitung des „leitenden Krankenbauarztes" durch die Krankenbau-Baracken ging, den Bericht über die Bewegung des Krankenstands anhörte und stichprobenweise Einsicht in Krankenblätter und *Fieberkurven* nahm. Die Fieberkurven mußten mit klinischer Präzision geführt werden, der Kranke mußte alle drei Tage beschrieben werden, alle Symptome mußten präzise aufgezeichnet werden. Die Fieberkurven wurden in deutsch geführt, was bei den geringen Deutschkenntnissen einiger Häftlingsärzte zur Verwendung seltsamer deutsch-lateinisch-polnischer Termini führte.

Von besonders behandelten Zigeunern abgesehen, und zwar früheren deutschen Soldaten bzw. Familienangehörige von in der *Wehrmacht* kämpfenden Zigeunern, interessierte sich Mengele nicht im geringsten für die Kranken und ihren Zustand. Neben diesen untersuchte Mengele persönlich Zwillinge, wenn sie im Krankenbau lagen, und schaute sich sorgfältig (wegen des üblen Eitergeruchs eher aus einer gewissen Entfernung) Kranke mit eiternden Entzündungen des Zahnfleisches und der Mundhöhlenschleimhaut an, da er hier Fälle von *Noma* suchte.

Die Häftlingsärzte und -pfleger behandelte Mengele so, wie jedes Arbeitskommando im Konzentrationslager behandelt wurde. Er wurde jedoch nicht handgreiflich. Die einzigen, die Mengele korrekt behandelte, waren Professor Bertold Epstein und dessen Assistent Dr. Rudolf Weisskopf, da Mengeles „wissenschaftliche" Forschungen über *Noma* und Zwillinge faktisch von ihnen durchgeführt wurden.

Auf Anweisung Mengeles wurden in von ihm bezeichneten Fällen Leichenöffnungen vorgenommen. Die Sektionen führte der junge und begabte Arzt und sehr liebe Kollege Dr. Jancu Vexler aus (ein französischer oder belgischer Jude). Mit dem Prosektorium hängen beklagenswerte Vorfälle zusammen, von denen uns Kamerad Vexler erzählte. Es kam vor, daß eine Leiche nach dem Abendappell in den Sektionsraum gebracht wurde, so daß sie bis zum Morgen dort liegen mußte. Als Kollege Vexler eines Morgens zur Arbeit kam, bemerkte er entsetzt, daß die herauspräparierte Leber fehlte und daß ein Teil der Hinterbacken aus der Leiche herausgeschnitten war.

5 Berichtet wird dieser Vorgang von Ludwika Wierzbicka, Pflegerin in Block 22.

6 Nach einem Bericht des Kameraden Tadeusz Joachimowski.

Dies ereignete sich im Frühjahr 1944, als im ganzen Zigeunerlager Hunger herrschte.

Wie wir heute aus den Erinnerungen von Rudolf Höß wissen, waren der Hunger und die Krankheiten, die im Zigeunerlager herrschten, Ergebnis der Durchführung des nur Höß und den SS-Ärzten bekannten Befehls des Reichsführers SS Heinrich Himmler. Diesem Befehl gemäß sollten sie die kranken Zigeuner, besonders die Kinder, unauffällig beseitigen.[7] Nicht allein die vertrauensvollen und heiteren Zigeuner, sogar wir alten Häftlinge, die wir die Methoden der Nazis kannten, kamen nicht auf den Gedanken, daß es einen so tückischen und raffinierten Plan zur Vernichtung der Zigeuner gab. Bekümmert beobachteten wir nur, wie die Zahl der im Lager eingeschlossenen Zigeuner immer mehr abnahm und erklärten uns das damit, daß die Ernährung schlecht war und daß Menschen die Freiheit entzogen worden war, die ein freies Wanderleben gewohnt waren. Infolgedessen betrug der Stand des Zigeunerlagers am 1. 6. 1944 – nach Abzug derjenigen, die in andere Konzentrationslager verlegt und die in den Gaskammern getötet worden waren – etwa 6 500. Seit dieser Zeit begann die Liquidierung des Zigeunerlagers.

In den ersten Junitagen 1944 wurden die Zigeuner deutscher Herkunft und die jungen Frauen und Männer, zusammen 2 300 Personen, herausgesucht und in andere Konzentrationslager in Deutschland verlegt. Später stellte sich heraus, daß sie bis Ende Juli im Stammlager Auschwitz waren und auf den Abtransport warteten. Mitte Juni wurden alle Frauen aus dem Personal des Krankenbaus herausgezogen und in das Frauenlager in Birkenau überstellt. Mitte Juli 1944 wurde eine Gruppe im Krankenbau beschäftigter Männer in das Stammlager verlegt, und am 1. 8. 1944 verließen die übrigen Ärzte und Pfleger mit dem Oberarzt des Krankenbaus, Dr. Rudolf Diem, das Zigeunerlager. Der überwiegende Teil des Personals des Krankenbaus, darunter auch die polnischen Ärzte, wurde nach dem Weggang aus dem Zigeunerlager zur Arbeit in die Strafkompanien von Auschwitz oder anderen Konzentrationslagern in Innerdeutschland, wie Mauthausen und Gusen, eingewiesen.

Anfangs konnten wir die Ursache dieser unerwarteten Strafe nur schwer verstehen. Nach einiger Zeit erfuhren wir, daß wir in die Strafkompanien geschickt worden waren, weil Mengele uns vorwarf, wir hätten im Krankenbau absichtlich schlecht gearbeitet und es so zur Vernichtung der Zigeuner kommen lassen. Uns wurde klar, daß Mengele, indem er uns zu der mörderischen Arbeit in die SK schickte, unbequeme Zeugen seiner Arbeit im Zigeunerlager loswerden wollte. Zu dieser Zeit verblieben allein noch die Ärzte jüdischer Nationalität unter der Leitung von Professor Epstein im Zigeunerlager, da in den freien Baracken ungarische Juden untergebracht wurden, die aus den in den Gaskammern getöteten Transporten herausselektiert worden waren. Auch ein Restteil der Zigeuner war zurückgeblieben. Wußten sie, was für ein Los sie erwartete? Es ist kaum anzunehmen, daß sie es nicht ahnten, sahen sie doch seit Mitte Mai 1944 als Augenzeugen, wie die Züge mit den Massentransporten ungarischer Juden ankamen und zum Krematorium geschickt wurden. Die Schornsteine der Krematorien rauchten damals Tag und Nacht. Das Schicksal der übriggebliebenen Zigeuner kennen wir aus einem Bericht des Kameraden Tadeusz Joachimowski, des Schreibers der Hauptschreibstube.

Am 1. 8. 1944 wurden die restlichen polnischen Ärzte und die Pfleger nach dem Abendappell aus dem Zigeunerlager geführt. Zwei Stunden später kam Mengele mit anderen SS-Leuten und Häftlingen aus dem *Sonderkommando* in das Lager. Es wurde die sog. „*Lagersperre*" angeordnet, die Zigeuner wurden unter Geschrei der SS-Männer angewiesen, die Baracken zu verlassen. Dramatische Szenen spielten sich ab. Die Zigeuner verbargen sich in den Ecken der Baracken, Mütter versteckten ihre Kinder unter den Röcken. Einige Beispiele können die Situation veranschaulichen.

Im Kindergarten arbeitete die geborene Deutsche Helene Hannemann. Sie hatte darum gebeten, aus dem Frauenlager in Birkenau in das Zigeunerlager verlegt zu werden, weil ihre fünf Kinder als Mischlinge in das Zigeunerlager eingewiesen worden waren. Helenes Ehemann war Zigeuner, kämpfte jedoch, während sie verhaftet wurde, als Feldwebel an der Ostfront und konnte nicht herausgezogen und interniert werden. Helene Hannemann ahnte voraus, welches Los die im Lager verbliebenen Zigeuner erwartete und flehte Mengele an, sie und ihre Kinder in das Frauenlager zu verlegen. Als die Zigeuner aus den Baracken herausgeworfen wurden, versteckte sich Helene mit ihren Kindern im *Kindergarten*. Sie wurde dort mit Gewalt herausgeholt und mit ihren Kindern zu den übrigen Zigeunern gepfercht.

Das gleiche Schicksal traf die Zigeunerin Petermann, die wir wegen ihrer Schönheit und ihres heiteren Gemüts Italiana nannten. Ihr Ehemann war Deutscher und kämpfte als Offizier an der Ostfront. Sie und ihr blondhaariger Sohn wurden mit Gewalt in die Reihen der auf der Hauptstraße des Lagers stehenden Zigeuner gestoßen.

Nachdem alle Zigeuner zusammengeholt waren, wurden sie unter starker Bewachung zu den Gaskammern geführt, wo 3 300 Erwachsene und Kinder getötet wurden. Wie sich die Zigeuner im Angesicht des Todes verhielten, wissen wir nicht. Rudolf Höß gibt an, daß der Lagerkommandant von Birkenau, Johann Schwarzhuber, ihm berichtet habe, daß „keine Judenvernichtung bisher so schwierig gewesen sei", wie die Vernichtung der Zigeuner.[8]

Zum Schicksal der Zwillinge ist noch darzustellen, daß Mengele „seine Zwillinge" am Tag der endgültigen Liquidierung der Zigeuner in das Stammlager brachte; da sie dort nicht aufgenommen wurden, kehrte er mit ihnen in das Zigeunerlager zurück, erschoß seine „Lieblinge" dann persönlich im Vorraum eines der Krematorien und gab die Anweisung, bei den getöteten Zwillingen zu „wissenschaftlichen" Zwecken eine Leichenöffnung vorzunehmen.

So hörte das Zigeunerlager am 1. August 1944 auf zu bestehen.

7 Vgl. Kommandant in Auschwitz, S. 107.

8 Kommandant in Auschwitz, S. 106.

Aus den folgenden Berechnungen ergibt sich, wie viele Zigeuner nach der Liquidierung des Zigeunerlagers noch am Leben waren:

Von Februar 1943 bis August 1944 wurden (10 899 Männer und 10 097 Frauen) in das Zigeunerlager eingewiesen und registriert;	20 996 Personen
ohne Registrierung wurde ein Transport mit eingeliefert.	1 700 Personen
Insgesamt wurden eingewiesen:	22 696 Zigeuner

In andere Konzentrationslager wurden mit Transporten verlegt:[9]

am 9. November 1943 etwa	300 Personen
am 15. April 1944	1 357 Personen
am 24. Mai 1944	226 Personen
Anfang Juni 1944	2 300 Personen
Insgesamt wurden aus dem Zigeunerlager in andere Konzentrationslager verlegt.	4 183 Personen

Aus diesen Transporten wurden arbeitsunfähige, also alte oder kränkliche Zigeuner, und Jungen, Mädchen und kleine Kinder wieder nach Auschwitz zurückgeschickt. Diese Personen wurden in Auschwitz direkt aus dem Stammlager in die Gaskammern geschickt.

Aus Transporten im April und Mai 1944 starben	1 400 Personen
aus einem Transport im Juni 1944	400 Personen
zusammen in den Gaskammern.	1 800 Personen

Von der Gesamtzahl der 4 183 Häftlinge, die aus dem Zigeunerlager in andere Lager überstellt wurden, sind also die 1 800 Zigeuner abzuziehen, die wieder nach Auschwitz zurückgeschickt und in den Gaskammern getötet wurden. Es bleiben also 2 383 Personen, die tatsächlich aus dem Zigeunerlager in andere Lager kamen. Hinzu kommen elf Frauen, die nach der Sterilisierung aus dem Lager entlassen wurden, so daß insgesamt 2 394 Zigeuner am Tag der Liquidierung des Zigeunerlagers am Leben blieben, also 10,4% der Gesamtzahl der in das Lager eingewiesenen Zigeuner.

In den Gaskammern wurden getötet:

Ende Februar 1943	1 700 Personen
am 23. Mai 1943	1 035 Personen
im Spätherbst 1943	68 Personen
im Juni/Juli 1944 (vom Transport zurückgeschickt)	1 800 Personen
am 1. August 1944	3 300 Personen
Insgesamt wurden vergast.	7 903 Personen

Im Lager starben also von Februar 1943 bis August 1944 in Verwirklichung des zitierten Himmler-Befehls an Entkräftung und Krankheiten etwa zwölftausend Zigeuner. Durchschnittlich starben im Monat 750 Personen. Wenn man die Vergasten hinzuzählt, starben 20 302 Menschen, die weder im juristischen Sinne Verbrecher noch im Verständnis des Dritten Reiches Feinde waren.

Rudolf Höß charakterisiert die Zigeuner selbst am besten, wenn er in seiner Autobiographie schreibt: „[. . . .] in ihrer ganzen Art waren sie eigentlich zutraulich wie Kinder. [. . .] Sie waren eben ihrem Wesen nach Kinder geblieben, sprunghaft in ihrem Denken und Handeln. Sie spielten gerne, auch bei der Arbeit, die sie nie ganz ernst nahmen. Sie mochten auch dem Schwersten die leichte Seite abzugewinnen. Sie waren Optimisten. Ich habe bei den Zigeunern nie finstere, haßerfüllte Blicke beobachtet. Kam man ins Lager, so kamen sie sofort aus ihren Baracken, spielten ihre Instrumente, ließen die Kinder tanzen, machten ihre üblichen Kunststückchen. [. . .] Sprach man sie an, so antworteten sie unbeschwert und zutraulich, kamen mit allerlei Wünschen. Mir kam es immer so vor, als wenn ihnen die Haft so gar nicht so recht zum Bewußtsein gekommen wäre. [. . .] In ihren Sippen hielten sie [. . .] fest zusammen und waren sehr anhänglich. [. . .] Ja als ich in Oranienburg [. . .] war, wurde ich oft von Zigeunern, die mich von Auschwitz kannten, angesprochen und nach ihren Sippenangehörigen gefragt. Auch noch als diese lange schon vergast waren. Es fiel mir immer schwer, ihnen ausweichend zu antworten. Gerade wegen ihres großen Zutrauens. Obwohl ich in Auschwitz viel Ärger mit ihnen hatte, waren sie mir doch meine liebsten Häftlinge – wenn man das so überhaupt sagen kann."[10]*

9 Die Angaben sind den „Heften von Auschwitz" Nr. 4, 6 und 7 entnommen bzw. beruhen auf Informationen von Tadeusz Joachimowski.

10 Kommandant in Auschwitz, S. 106f.

* Hier folgen im polnischen Text (S. 98f.) noch zwei Listen der Häftlingsärzte und der Pfleger und Hilfskräfte im Zigeunerlager.

Dorota Lorska

Block 10 in Auschwitz*

Im Stammlager Auschwitz befand sich im Bereich des Häftlingskrankenbaus neben Block 11 und gegenüber von Block 21 der Block 10, in dem die SS-Ärzte Experimente an Frauen durchführten. Ich war ungefähr ein Jahr in diesem Block und konnte auf der Grundlage von Beobachtungen, Mitteilungen und eigenen Erlebnissen einen Einblick in das gewinnen, was dort vorging.

Soll man zwanzig Jahre nach der Befreiung des Lagers noch einmal auf diese Probleme zurückkommen? Ich hatte nicht daran gezweifelt, daß dies notwendig ist, aber einige Geschehnisse im letzten Jahr haben mich noch mehr in der Überzeugung bestärkt, daß die Wahrheit über dieses dunkelste Kapitel der Geschichte der Medizin bekannt gemacht werden muß, daß die Ärzte aufgeklärt und die Öffentlichkeit informiert werden müssen. Wenn es auch schwer ist, seine Gedanken zu den Erlebnissen im Lager zurückkehren zu lassen, habe ich doch beschlossen, vorerst kurz gefaßt und später vielleicht ausführlicher zu beschreiben, was im Block 10 geschehen ist, damit die Erinnerung an das unmenschliche Handeln der SS-Ärzte den Menschen hilft, vor den Unmenschen auf der Hut zu sein.

Im Juni 1943 wurde ich in Paris wegen Beteiligung an der Widerstandsbewegung verhaftet; nach der Untersuchung lieferte mich die französische Kollaborationspolizei der Gestapo aus, und am 2. August 1943 traf ich mit einem Transport aus Frankreich in Auschwitz ein. Auf der Rampe kam ich zum ersten Mal mit einem SS-Arzt in Berührung, und zwar mit Dr. Eduard Wirths, der an diesem Tag, oder vielmehr in dieser Nacht, in das Lager „selektierte". Er ließ die verheirateten Frauen heraustreten und unter ihnen etwa 100 auswählen; ich war eine dieser Frauen; so gelangte ich in Block 10. Zu jener Zeit befanden sich dort ungefähr 400 jüdische Frauen aus zehn europäischen Ländern. Sie alle waren Versuchsmaterial für die SS-Ärzte.

Der Eindruck, den ich in den ersten Tagen empfand, dieser Albtraum zwischen Hölle und Irrenhaus, hat mich bis heute noch nicht völlig verlassen. Er drängt sich weiterhin auch jetzt noch auf, wenn ich in Gedanken in diese Zeit zurückkehre, er kommt im Traum wieder zurück und erinnert mich an das Grauen und an das Unheimliche der mich damals umgebenden Welt.

Nach einigen Wochen war mir klar, was für eine „wissenschaftliche" Tätigkeit die SS-Ärzte hier entfalteten und welche Rolle ihre Mitarbeiter von der SS und aus den Reihen der Häftlinge erfüllten. Es gelang mir glücklicherweise, in den ersten Tagen der Haft in Block 10 durch einen Häftling aus dem Desinfektionskommando, der kraft seiner Funktion Zutritt zu dem Frauenblock hatte, Kontakt mit einer Widerstandsgruppe anzuknüpfen.

Im Auftrag der Widerstandsgruppe beschrieb ich damals detailliert und zusammenhängend die Versuche, die an den gefangenen Frauen dieses Blocks durchgeführt wurden, und legte dabei besonderen Wert auf die Namen der SS-Leute und der anderen Personen, die an diesen Untersuchungen beteiligt waren.

Dieser Bericht, die erste Schilderung der Vorgänge in dem einzigen Frauenblock im Stammlager Auschwitz, wurde Ende 1943 durch die Kameraden Tadeusz Hołuj und Stanisław Kłodziński aus dem Lager nach draußen weitergeleitet. Mit Befriedigung stellten wir im April 1964 fest, daß damals eine genaue Zusammenfassung dieses Berichts nach London gelangt ist. Sie befindet sich heute mit anderen Berichten aus Auschwitz** in den Inlandsmaterialien im Polnischen Dokumentationszentrum zum zweiten Weltkrieg (*Polish Research Center*, London). 1943 habe ich folgendes geschrieben:

Die SS-Ärzte Prof. Carl Clauberg, Dr. Horst Schumann, Dr. Eduard Wirths und Dr. Bruno Weber führen an den in Block 10 gefangengehaltenen Frauen Versuche durch. In diesem Block sind in zwei großen Sälen etwa 400 Frauen untergebracht. Das „verbrauchte" Material wird nach gewisser Zeit in das Frauenlager in Birkenau zurückgeschickt und durch „neues Material" aus den frisch eingetroffenen Transporten ersetzt. Jeder der genannten SS-Ärzte sucht sich Frauen für seine Versuche heraus. Die größte Gruppe, mehr oder weniger die Hälfte der Häftlinge, gehört Clauberg; Clauberg und Schumann sind die beiden Hauptexperimentatoren, und Block 10 ist ihre Versuchsstation. Die Arbeitsräume Claubergs, ein gynäkologisches und ein röntgenologisches Kabinett, befinden sich im linken Teil des Erdgeschosses. Das Experiment besteht darin, daß ausgewählten verheirateten Frauen 10 ml einer trüben Flüssigkeit in den Gebärmutterhals eingespritzt wird. Anschließend wird eine Röntgenaufnahme der Gebärmutter angefertigt***.

* Block X w Oświęcimiu (1965, H.1, S. 99–104). Übersetzung (unter Verwendung eines Manuskriptdrucks des Internationalen Auschwitz-Komitees): Jochen August.

** Vgl. einzelne, z.T. schon frühere Funkmeldungen an die Polnische Exilregierung in London in: Zeszyty Oświęcimskie. Zeszyt specjalny 1. Obóz koncentracyjny Oświęcim w świetle akt delagatury Rządu RP na kraj [Hefte von Auschwitz. Sonderheft I. Das Konzentrationslager Auschwitz im Licht der Akten der Inlandsdelegatur der Regierung der Republik Polen]. Oświęcim 1968, S. 44f., 93, 109, 111ff., 118–121, 125, 156, 158.

*** Es handelte sich um Hysterosalpingographien; vgl. Cz. Głowacki, Gesamtverzeichnis Nr. 168.

Die Einspritzung und immer auch die Röntgenaufnahme wird in Abständen von mehreren Wochen bei den gleichen Frauen wiederholt und bezweckt eine Entzündungsreaktion in den Eileitern, die zu deren Verschluß und in der Folge zu Unfruchtbarkeit führt. Clauberg nimmt die Untersuchungen nicht immer selbst vor, zeitweilig machen dies Gehilfen (*SDG – Sanitätsdienstgrad*), sein Mitarbeiter ist der Chemiker Dr. Goebel. Die Einspritzungen sind schmerzhaft. Oft treten danach Symptome einer Bauchfellreizung mit Fieber, Erbrechen und Unterleibsschmerzen auf. Diese Symptome treten dann häufiger auf, wenn nicht Clauberg, sondern ein *SDG* die Einspritzungen vornimmt. Zur Führung der Evidenz und zur Herstellung der Aufnahmen sind von Clauberg persönlich geschulte [Häftlings-] Sanitäterinnen eingesetzt, vornehmlich Slowakinnen aus den ersten Transporten, die von Birkenau, wo Clauberg seine Experimente begonnen hatte, überstellt wurden. Ich habe keine Todesfälle gesehen.

Der zweitwichtigste SS-Arzt in Block 10 ist Dr. Horst Schumann. Ihm „gehört" eine Gruppe von etwa 30 Mädchen im Alter von 16 bis 19 Jahren aus einem Transport aus Saloniki.

Schumann hat die Mädchen in Birkenau mit Röntgenstrahlen bestrahlt. In Block 10 erwartet sie die Fortsetzung des Versuchs. Einigen dieser Mädchen wurden vor meiner Ankunft ein Eierstock operativ entfernt. Ende September 1943 wurden zehn dieser Mädchen, darunter einige bereits operierte, in den Operationssaal in Block 21 verlegt und im Laufe eines Nachmittags einem chirurgischen Eingriff unterzogen. Allen wurden die Eierstöcke entfernt. Die Operation wurde von dem Häftling Dr. Władysław Dering durchgeführt. In der Nacht starb eines der operierten Mädchen infolge innerer Blutungen. Die Versuche Horst Schumanns bestehen darin, daß er mit Röntgenstrahlen sterilisiert; die operative Entfernung der Eierstöcke soll die histologische Untersuchung der nach der Bestrahlung erfolgten Veränderungen ermöglichen.

Eine weitere Versuchsgruppe besteht aus mehreren Dutzend Frauen, die SS-Arzt Dr. Eduard Wirths untersucht. Bei ihnen wird der Gebärmutterhals mit einem als Kolposkop bezeichneten deutschen Gerät untersucht. Mit diesem Gerät können Photographien des Gebärmutterhalses hergestellt werden. Auf Anweisung Dr. Wirths wird dem Gebärmutterhals ein Gewebestück entnommen und histologisch untersucht, um ein frühes Stadium von Gebärmutterkrebs nachzuweisen. Als Komplikationen treten bei diesem Eingriff ziemlich große Blutungen auf; tödliche Fälle habe ich nicht beobachtet. Eine vierte Versuchsgruppe wird schließlich von SS-Arzt Dr. Bruno Weber geleitet, dem Chef des Kommandos *Hygiene-Institut*. Bei diesen Untersuchungen wird die Agglutination der roten Blutkörperchen bei verschiedenen Personen mit unterschiedlichen Blutgruppen und der Agglutinationstiter nach Injektion einer kleinen Menge Blut einer abweichenden Blutgruppe bestimmt. Darüberhinaus nehmen die SS-Sanitäter (*SDG*) den Frauen aus dieser Gruppe Blut bestimmter Blutgruppen in Mengen von 100 bis 200 ml ab, das für die im Labor in Rajsko* durchgeführten Arbeiten über die Blutkörperchen verwendet wird. Damit endete die trockene Aufzählung der Fakten, deren Zeugin ich 1943 im Block 10 gewesen bin.

Es fällt mir schwer, in meiner Schilderung eine spannungsgeladene und dramatische Situation zu übergehen, die mit dem zitierten Bericht in Zusammenhang steht. Als mich damals Kameraden aus dem Lager baten, all das zu schildern, was mit den Experimenten der SS-Ärzte zusammenhängt, habe ich das abends, nachdem der Block abgeschlossen worden war, in dem SS-Obersturmführer Weber unterstehenden Labor des „*Hygiene-Instituts*" aufgeschrieben. Ich schrieb in ein Heft, wie ich es auch verwendete, um die Blutgruppen der Patientinnen einzutragen. Am nächsten Morgen setzte ich mich mit meiner Freundin Magister pharm. Marta Malik im Labor zusammen, und wir ergänzten gemeinsam den Text des Berichts. Ehemalige KZ-Häftlinge werden die Funktion der „*torwacha*", der „*Torwache*", kennen, des Häftlings, der auf die Eingangstür aufpaßte. Theoretisch sollte das verhindern, daß jemand von uns den Block verließ, in der Praxis wurde uns damit rechtzeitig angekündigt, daß ein SS-Mann den Block betrat. An diesem Morgen paßte die *Torwache* nicht auf oder schaffte es nicht, uns rechtzeitig vom Eintreffen *Obersturmführer* Webers in Kenntnis zu setzen. Plötzlich ging die Tür zu unserem Labor auf und unser Vorgesetzter kam mit leisen, katzenartigen Schritten, wie immer von seinem Wolfshund begleitet, herein. Wir standen auf, und ich meldete wie gewöhnlich: *Zwei Häftlinge bei der Arbeit*. Vor uns auf dem Tisch lag das Heft mit der gerade erwähnten Beschreibung der Versuche der SS-Leute in Block 10. Aus der Form und dem abschließenden Résumé ging eindeutig hervor, daß diese Beschreibung kein Tagebuch war, sondern einen ganz konkreten Zweck hatte. Noch heute erinnere ich mich an diesen Augenblick und an die Gedanken, die mir blitzschnell durch den Kopf gingen. Weber nahm das Heft in die Hand und blätterte mechanisch die Seiten durch, ohne zu bemerken, was da aufgeschrieben war. Wir standen dem Fenster gegenüber, das auf den Hof von Block 11 ging. Das Fenster war mit Brettern vernagelt, doch ich wußte, daß links die Todeswand ist und daß wir wohl bald davor stehen würden. Dann jedoch gab mir Weber das Heft mit den Worten „*Machen Sie weiter*" zurück und verließ den Raum. Uns wurden die Knie weich und es dauerte sehr lange, bis wir wieder ins Gleichgewicht kamen. Wenig später gelangten die Blätter wie verabredet durch einen Verbindungsmann in die richtigen Hände in Block 21, und von dort wanderten sie aus dem Lager, wurden nach Krakau befördert und kamen, wie sich herausstellte, schnell nach London.

Während ich in Block 10 war, konnte ich auch später noch das Vorgehen Prof. Claubergs in dem neuen Block (*Lagererweiterung*) verfolgen, in den 1944 die Häftlinge von Block 10 verlegt wurden. Es unterlag keinem Zweifel, daß dieser in der wissenschaftlichen Welt bekannte Gynäkologe Experimente auf dem Gebiet der künstlichen Befruchtung vorbereitete.

Im Licht der nach der Befreiung des Lagers aufgefundenen Dokumente und von Aussagen vieler SS-Leute aus dem KZ Auschwitz lassen sich diese pseudowissenschaftlichen Experimente an den in Block 10 gefangengehaltenen Frauen noch

* Vgl. den folgenden Erinnerungsbericht von M. Kieta.

präziser beschreiben und analysieren. Dies betrifft die Experimente von Prof. Clauberg und von Schumann. Wir wissen, daß die in Block 10 an jüdischen Häftlingen ausprobierte Sterilisierung von Frauen durch lokale Anwendung von chemischen Mitteln und lokaler Röntgenbestrahlung, wobei in einigen Fällen die Eierstöcke entfernt wurden, dazu dienen sollte, eine Methode zur Sterilisierung von Völkern bzw. ganzen Rassen zu entwickeln, denen das Dritte Reich das Existenzrecht absprach.

Die SS-Ärzte folgten hier den Ideologen und den Rechtssetzern auf dem Fuße; in der Person Claubergs und Schumanns trugen sie eifrig dazu bei, die besten Methoden des Völkermords zu finden.

Ich erinnere mich, daß mich der französische Gynäkologe Prof. Cuvier nach der Befreiung über französische Kollegen, die ebenfalls in Auschwitz waren, bat, zu ihm zu kommen. 1945 suchte ich ihn in Paris auf; er befragte mich sehr detailliert, wie Professor Clauberg, den ich aus Block 10 kannte, aussah. Cuvier kannte Clauberg nämlich aus Königsberg und war mit ihm vor dem Krieg häufig auf internationalen Gynäkologenkongressen zusammengetroffen. Er kannte ihn als Verfasser interessanter Abhandlungen über den Gelbkörper und wollte wissen, ob das der gleiche gewesen war. Die Beschreibung stimmte, ich war mir aber nicht sicher, ob Clauberg vor dem Krieg Professor in Königsberg gewesen war. Professor Cuvier, der mich damals so eindringlich befragte, worin die Versuche Claubergs in Block 10 bestanden, ließ sich noch einen Funken Hoffnung, daß das vielleicht nicht der gleiche Mensch war, neben dem er auf den Kongressen gesessen hatte und den er als Kollegen schätzte und achtete. Und doch stellte sich heraus, daß es der gleiche Mensch war: Früher in der wissenschaftlichen Welt ein geachteter Professor und Forscher, in der Hitlerzeit ein ergebener Diener, der sich in seinen Briefen an Himmler damit empfahl, nicht mehr weit von der Erreichung des Zieles entfernt zu sein. Das Ziel war, eine Methode zu entwickeln, mit der ein Arzt mit Hilfspersonal pro Tag Hunderte oder vielleicht Tausende Frauen sterilisieren konnte.

Es fällt wohl nicht schwer, sich die Atmosphäre vorzustellen, in der die in Block 10 gefangengehaltenen Frauen lebten. Als einziger Frauenblock im Männerlager war dieser Block vom Rest des Lagers vollständig isoliert. Seine Fenster waren vergittert und mit Brettern vernagelt, wir hatten den ganzen Tag elektrisches Licht an. Die Nähe zum benachbarten Block 11, die uns hören und sehen ließ, was dort vor sich ging, steigerte noch die Unruhe aller hier gefangenen Frauen, die sich bewußt darüber waren, daß sie neben dem gemeinsamen Schicksal jedes Auschwitz-Häftlings noch die Experimente der SS-Ärzte über sich ergehen lassen mußten. Man muß nicht Psychologe sein, um zu verstehen, daß außer der normalen Quälerei, der die Häftlinge in einem Vernichtungslager ausgesetzt waren, die Atmosphäre in diesem Block noch etwas ungemein Niederdrückendes hatte. Ein unerschöpfliches Thema war dort die „wissenschaftliche" Tätigkeit der SS-Ärzte und die Angst, was mit dem Körper noch angestellt wird, bevor seine Asche den Boden von Auschwitz befruchten würde.

Mir sind besonders die jungen Mädchen aus Griechenland, an denen Schumann experimentierte, im Gedächtnis geblieben. Gehetzten Tieren gleich hockten sie auf den Kojen mit einem Ausdruck der Angst und des Mißtrauens in den meist schönen Augen, die sich noch nicht an der Schönheit des normalen Lebens in Griechenland, in dem Land, in dem sie zur Welt gekommen und aufgewachsen waren, hatten sattsehen können. Daß man in diesem Block zu allem Schrecken noch ein Versuchskaninchen war, mußte sich auf das Seelenleben höchst ungünstig auswirken. Wie auch anderswo im Lager fanden sich auch hier Häftlinge, die durch ihr Verhalten noch zur Verschlechterung der hier herrschenden Verhältnisse beitrugen und prügelten, schimpften, stahlen. Das bekannte SS-System war auch hier in Kraft und gab den einen Häftlingen die Möglichkeit, die anderen zu malträtieren.

Als eine Gruppe politischer Häftlinge aus Frankreich, zu diesen Frauen gehörte auch ich, in Block 10 eingeliefert wurde, begann ein neues Kapitel in der Geschichte dieses Blocks. Durch Kontakte mit Mitgliedern aus der Widerstandsorganisation gelang es, das Personal des Blocks auszuwechseln und auf die übrigen einen günstigen Einfluß auszuüben. Sehr viel Verständnis und Hilfe bekamen wir dabei von dem damaligen *Lagerältesten* Ludwig Wörl, einem deutschen Kommunisten, der nach der Machtübernahme Hitlers eingesperrt worden war und alle deutschen Konzentrationslager kennengelernt hatte. Der zweite, der uns half, war der Schreiber des SS-Lagerarztes Dr. Wirths, Hermann Langbein, der als Österreicher bei den Internationalen Brigaden in Spanien gekämpft hatte.

Ohne dies weiter auszuführen: Ende 1943 kam es, soweit das möglich war, zu Veränderungen.

Unter den Häftlingen fanden sich mehrere begabte Frauen. Geleitet von Hadasa Lerner aus Lwów wurden richtige Konzerte mit Liedern, Rezitationen und Tänzen veranstaltet. Außer dem Stöhnen, dem Weinen und den Schüssen erklangen dann, nachdem der Block abgeschlossen war und wir allein waren, die Volkslieder vieler europäischer Länder. Die verbindenden Worte von Hadasa Dédée weckten Interesse, und so kamen allmählich mit dem Lachen auch die menschlichen Gefühle gegenseitiger Herzlichkeit, des Willens, sich gegenseitig zu helfen, zurück. Die angesichts des unmenschlichen Kataklysmus versteinerten Herzen begannen aufzutauen und aufs neue zu entdecken, daß der Mensch dem Menschen nicht Wolf sein muß, sondern daß es ihm besser geht, wenn der Nächste sein Bruder ist.

Von den Frauen, die von 1943 bis 1945 in Block 10 waren, haben, soweit ich das weiß, zwischen zehn und zwanzig überlebt und leben in mehreren europäischen und außereuropäischen Ländern. Begegnen sie einander irgendwo in der Welt, so kehren sie alle in Gedanken an diese Zeit in Block 10 zurück, als ihnen Gesang und Lachen über schwere Stunden im Lager hinweghalfen.

Wenn ich sage, daß einige Frauen von Block 10 überlebten, bin ich vielleicht nicht ganz korrekt. In diesem Jahr [d.h. 1964] konnte ich mit einer Gruppe von Häftlingen aus Saloniki zusammentreffen (Opfern von Dr. Schumann und des Häftlingsarztes Dr. Dering), von denen ich bis dahin sicher war, daß sie das Lager nicht überlebt haben. Es gibt also vielleicht auf der Welt mehr überlebende Frauen, als die, von denen ich weiß.

Am Leben geblieben sind auch Ärztinnen, die die SS in Block 10 verlegt hatte, damit sie dort die kranken Frauen betreuen, darunter die Französin Dr. Adelaide Hautval und Dr. Alina Brewda aus Warschau, die heute in England lebt, oder die mit Häftlingstransporten oder einzeln in Block 10 kamen, nach einiger Zeit im *Hygiene-Institut* in Rajsko arbeiteten und in Block 10 lebten und dort den Ablauf der pseudowissenschaftlichen Versuche genau kennenlernen konnten. In Polen lebt neben der Verfasserin auch Dozentin Dr. Helena Meizel.

Welche Haltung die Häftlingsärzte einnahmen, das war ein Faktor, der ganz entscheidende Auswirkungen auf die Lebenssituation der Häftlinge hatte. Ich will zuerst versuchen, allgemein darzustellen, was das für eine Atmosphäre sein konnte. Abgesehen von der Betreuung der Kranken mußten sich die Ärzte in Zusammenhang mit den in Block 10 durchgeführten Versuchen zu dem Problem verhalten, den SS-Ärzten zu helfen oder für sie pseudowissenschaftliche Versuche vorzunehmen. Man konnte die Zusammenarbeit ablehnen, man konnte für die Mithäftlinge schädliche Anweisungen – ohne dies kategorisch zu erklären – nicht ausführen, man konnte sie ausführen, und man konnte sie schließlich außerordentlich eifrig ausführen. Alle diese Verhaltensformen lassen sich am Beispiel von Ärzten in Block 10 beobachten. Ich will mit dem schönsten Beispiel beginnen. Die französische Ärztin Adelaide Hautval*, Tochter eines evangelischen Pfarrers, wurde im April 1942 verhaftet, als sie die Demarkationslinie zwischen dem besetzten und dem freien Frankreich überschritt – sie hatte nach dem Tod der Mutter keinen Durchlaßschein bekommen – und kam in ein Gefängnis, in dem auch jüdische Gefangene waren. Dr. Hautval zeigte unverhüllt ihre Empörung und kritisierte das Verhalten der Gestapomänner gegenüber den Juden. Als Reaktion bekam sie zur Antwort, wenn sie Judenfreundin sei, werde sie auch deren Los teilen. Einige Monate saß sie mit jüdischen Gefangenen in einem französischen Gefängnis. Im Januar 1943 traf sie mit einer Armbinde, die das Wort „Judenfreundin" und den gelben Stern trug, in Auschwitz ein. Von Birkenau wurde sie in Block 10 geschickt. Sie erklärte sich nicht damit einverstanden, wie dies Dr. Wirths wünschte, Untersuchungen mit dem Kolposkop vorzunehmen, und weigerte sich, bei den Eingriffen, die der Häftlingsarzt Dr. Samuel vornahm (ein deutscher Jude), zu narkotisieren. Als SS-Arzt Dr. Wirths sie zu sich rief, damit sie ihr Verhalten erkläre, hatte sie mit ihm ein Gespräch, das nicht in Vergessenheit geraten soll. Als Wirths von Dr. Hautval gehört hatte, daß sie die Teilnahme an den Eingriffen verweigerte, da dies ihren Anschauungen widerspreche, fragte er sie, ob sie nicht bemerkt habe, daß die jüdischen Häftlinge in Block 10 anders seien als sie selbst. Er habe sie dorthin versetzt, damit sie sich davon überzeugen könne.

In diesem Lager gibt es viele Menschen, die sich von mir unterscheiden, sagte Hautval, und der erste sind Sie.

Ich denke, Wirths war so verblüfft, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, die Häftlingsärztin für diese Antwort zu bestrafen. Er versetzte sie nur in einen anderen Block, da ihr Zusammensein mit den anderen Frauen in Block 10 nicht die Ergebnisse brachte, mit denen er gerechnet hatte.

Während Dr. Hautval im Lager in vielen Situationen nach den Geboten der Ethik und der Menschlichkeit handelte und das Vorbild eines Arztes in seiner edelsten Gestalt war, würde ich aus der Gruppe der Häftlingsärzte, die in Block 10 arbeiteten, an das entgegengesetzte Ende Dr. Dering setzen. Dr. Hautval war das Vorbild eines Arztes, der seine Pflicht wie eine Berufung unter allen Bedingungen, vor allem unter den schwersten Bedingungen erfüllte. Diese ungewöhnlich bescheidene und edle Frau schätzte die Situation im Lager sehr nüchtern ein. Sie gerade war es, die mich gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft über die Tätigkeit der SS-Ärzte in Block 10 aufklärte. Sie machte mir auch klar, daß nichts uns als Zeugen der von den SS-Ärzten verübten Verbrechen zu retten vermag und daß diese es nicht zulassen werden, daß die Welt einmal erfährt, zu was sie fähig waren. Aus diesem Verständnis zog Dr. Hautval den logischen Schluß, daß ein jeder sich in der kurzen Zeit, die uns noch im Lager zu leben beschieden sei, zu seinen Mithäftlingen als Mensch zu verhalten habe. Man muß unterstreichen, daß sich die Ärzte von der Gesamtheit der Häftlinge im allgemeinen positiv abgehoben haben und sich, von wenigen Einzelpersonen abgesehen, würdig verhalten haben. Viele von ihnen bemühten sich, die Leiden der Mithäftlinge zu lindern und riskierten dabei häufig ihr eigenes Leben, das schließlich unter den Bedingungen im Lager jeden Tag bedroht war. Ebenso wie die Häftlingsärzte zeigten ihrem Beispiel folgend auch die Häftlinge, die als Pfleger oder „*Schreiber*" in mittleren Funktionen eingesetzt waren, Beispiele überragenden Mutes. Ich erinnere mich an einen jungen tschechischen Medizinstudenten, Jan Bandler, den *Schreiber* von Block 21. Als die SS-Ärzte an den Häftlingen die Wirkung von Drogen ausprobierten, rief der Lagerarzt Wirths Bandler einmal zu sich und wies ihn an, zwei Häftlinge herbeizuschaffen, damit sie untersucht werden konnten. Bandler kehrte nach einiger Zeit zurück und sagte, er habe nur einen Häftling gefunden. Wirths fragte, wo der sei. Das bin ich, antwortete Bandler. Wirths ohrfeigte ihn, doch andere Konsequenzen hatte das für Bandler nicht.

Daß eine mutige Haltung gegenüber den SSlern für die Häftlinge bessere Konsequenzen hatte als demütige Unterwürfigkeit, läßt sich an vielen Beispielen zeigen.

In diesem Licht gibt es für das Verhalten von Doktor Dering und Leuten, die sich wie er verhielten, keine Rechtfertigung: Keinerlei Rücksichten, auch nicht die Angst um das eigene Leben, durften einen Arzt dazu bringen, die Befehle der SS-Ärzte so bereitwillig auszuführen.**

* Vgl. Gesamtverzeichnis Nr. 759.

** Weggelassen wurde der Schluß der Erinnerungen, in dem Dorota Lorska einen Bericht des *British Medical Journal* (16.5.1964, vol. 1, S. 1321) über einen 1964 in London angestrengten Prozeß Dr. Władysław Derings gegen Leon Uris wegen Verleumdung wiedergibt; dieser hatte in seinem Roman „Exodus" die von Dering auf Anweisung von SS-Ärzten vorgenommene Versuchsoperationen beschrieben. Dering gewann zwar das Verfahren, Uris wurde aber lediglich zur Zahlung einer Entschädigung von einem halben Pence verurteilt. Vgl. zu Dering auch Hermann Langbein, Menschen in Auschwitz, S. 255–257.

Mieczysław Kieta

Das Hygiene-Institut der Waffen-SS und Polizei in Auschwitz*

Am 26. Oktober 1946 stand Bruno Nikolaus Maria Weber, Doktor der Medizin, SS-Hauptsturmführer, ehemaliger Leiter des *Hygiene Instituts der Waffen-SS und Polizei Süd-Ost* im Konzentrationslager Auschwitz, vor Oberleutnant Stefan Stroiński und Leutnant Wacław Kozłowski, Offizieren der Polnischen Armee und Angehörigen der Polnischen Mission zur Untersuchung der Kriegsverbrechen. Er war verbrecherischer Handlungen im Konzentrationslager Auschwitz verdächtig und sollte verhört werden.

Weber war im Juli 1946 in der britischen Besatzungszone aufgrund eines Eintrags in der Fahndungsliste verhaftet worden, der folgendermaßen lautete: „Weber, Dr. med., Obersturmführer, Mitglied der Ärztemannschaft, angeklagt der schlechten Behandlung von Häftlingen und des Mordes an ihnen (Juli 1940 bis Ende 1943), hat an Experimenten an Häftlingen teilgenommen."

Nach seiner Tätigkeit in Auschwitz gefragt, gab Weber zu Protokoll, er sei nur Hygiene-Berater und Leiter des Hygiene-Instituts der SS bei Auschwitz gewesen. Er behauptete, er sei im Mai 1943 von der Zentrale des Hygiene-Instituts der SS in Berlin mit dem Rang eines Obersturmführers der SS als Assistenzarzt dorthin versetzt worden, um in der Ortschaft Rajsko (5 km von Auschwitz) eine hygienisch-bakteriologische Untersuchungsstelle für Schlesien aufzubauen. „Mit dem Konzentrationslager in Auschwitz hatte ich grundsätzlich und dienstlich nichts zu tun", gab er zu Protokoll.

War es wirklich so?

Im Sommer 1942 suchten SS-Leute von der *Bauleitung* Auschwitz in Rajsko, nicht weit vom Lager Auschwitz I, ein Gebäude aus, das zum geeigneten Sitz des zukünftigen Instituts erklärt wurde. Es war ein gemauertes, zweistöckiges, noch im Rohbau befindliches Privathaus, Eigentum von Tomasz Kamiński. Es lag 200–300 m außerhalb der Linie der großen *Postenkette*, die entlang der Schmalspurbahn verlief, die die Straße Oświęcim-Brzeszcze kreuzte und von der Kiesgrube in der Nähe der Soła in Richtung Birkenau verlief. Der Hauseigentümer, der aus diesem Gebiet ausgesiedelt worden war, hatte das Baumaterial zur Fertigstellung des Gebäudes bereits neben dem noch unfertigen Gebäude gelagert.

Der Fund dieses Objekts, das sich für das künftige Institut eignete, wurde in einer privisorischen, handschriftlichen Notiz und einer handschriftlichen Skizze festgehalten, die die Lage des Gebäudes angab. Sie war mit folgendem Text versehen: *„Lageplan Skizze (ohne Maßstab) zum Laboratorium Rajsko"*. Die Notiz war von *SS-Unterscharführer* Ul[l]mann unterschrieben worden. Zwei weitere Einträge neben dem Lageplan besagen, daß die Firma Boss mit dem Umbau des Hauses beauftragt worden war, während die Aufsicht über Fertigstellung und Umbau der Villa *SS-Untersturmführer* [Walter] Dejaco übertragen wurde.

Von dieser Tatsache wußten die Häftlinge nichts. Eine neue Investition – derer es ja auf dem lagernahen Gelände viele gab – war kein Anlaß zu weiteren Kommentaren und interessierte die mit der Fertigstellung des Hauses beschäftigten Kommandos nicht sonderlich.

Erst im Spätherbst 1942 hörte man unter den Häftlingen im Hauptlager – vor allem beim Personal des Häftlings-Krankenbaus – etwas von der Gründung eines wissenschaftlichen Instituts.** Diese Nachrichten weckten besonderes Interesse, denn man versprach sich von der Errichtung einer solchen Forschungsstätte die Chance für eine bessere Arbeit. Manche erzählten sogar, die Häftlinge, die im Institut beschäftigt würden, könnten als Fachleute sogar die Rechte von Zivilbeschäftigten erhalten, sie dürften lange Haare tragen und ihr Status würde sich entscheidend verbessern.

Anlaß dieser Gerüchte war die Tatsache, daß man in dieser Zeit den Ärzten und Pflegern der Lagerspitäler in Auschwitz und Birkenau besonderes Interesse zuwandte. Im November erschien in beiden Lagern ein bisher unbekannter SS-Arzt, der sich die Spezialisten auf dem Gebiet der Bakteriologie, der pathologischen Anatomie, der Biologie und der Chemie vorstellen ließ. Manchmal unterhielt er sich allein mit ausgewählten Spezialisten über ihr Fachgebiet und ihre bisherige wissenschaftliche Arbeit in der Freiheit; manchmal wurden auch andere SS-Ärzte hinzugezogen. Dieses Interesse für Spezialisten war übrigens nicht auf die Lager-Reviere beschränkt. Man suchte auch in anderen Kommandos nach ihnen, bestimmt unter Vermittlung des *Arbeitseinsatzes* (des Arbeitsamtes im Lager).

Aber nicht diese Tatsachen allein waren es, die Anlaß zu verschiedenen Mutmaßungen und Kommentaren gaben. Gegen Ende des Jahres kam es nämlich außerdem zu zwei auffälligen Ereignissen. Aus Block 10 wurden die Häftlinge ausquartiert. Man ließ ihn zum Teil umbauen, und in den Spital-Blöcken 20 und 19 wurde bei den Rekonvaleszenten sog.

* Instytut Higieny SS i Policji w Oświęcimiu (1980, H. 1, S. 172–176). Übersetzung: Olaf Kühl.

** Vgl. die Hinweise von Danuta Czech, Die Rolle des Häftlingskrankenbaulagers im KL Auschwitz II, S. 47 f., in: Hefte von Auschwitz 15. Oświęcim 1975, S. 5–112.

Blutspender-Gruppen gebildet. Fast gleichzeitig richtete man in Block 20 die Stube Nr. 4 (die erste Stube rechts vom Eingang, hinter dem *Baderaum*) als Raum für das Arbeitskommando des künftigen Instituts ein.

Ab Anfang 1943 wohnte in diesem Saal eine kleine Gruppe von Häftlingen, die zu dem Institut abkommandiert war, über dessen Aufgaben und Ziele niemand Genaueres zu sagen wußte. Es handelte sich u.a. um Dr. Ing. Jan Reyman aus Krakau, Dr. Janusz Mąkowski – Dozent der Histopathologie aus Poznań, Prof. Antoni Jakubski – Leiter des Lehrstuhls für Hydrobiologie an der Universität Poznań, Dr. Mikolaj Korn aus der Slowakei, Dawid Freimann, Paul Reichel aus Cieplice [Bad Warmbrunn] in den Sudeten (reichsdeutsch), der Bakteriologe Prof. Vaclav Tomašek aus Brno und andere. Die Zahl der Häftlinge, die dem neuen Arbeitskommando angehörten, wuchs zudem von Woche zu Woche. Als ich mich schließlich auch in dieser Stube fand, die dem Kommando *„Laboratorium Rajsko"* (so wurde das Kommando allgemein genannt), zugeteilt war, waren auch schon Ärzte dort – der Pariser Serologe Dr. Jakub Lewin, der französische Arzt Leibus Landau, sowie Heinz Briske, Doktor der Chemie aus Berlin, wie es hieß, ehemaliger Leiter eines staatlichen Chemie-Instituts, und Abraham Treger, der zuvor Leichenträger in der Leichenhalle des Blocks 28 gewesen war.

Im März 1943 kam ich ganz zufällig zu dem Kommando *„Laboratorium Rajsko"*, das gerade erst gebildet wurde. Ich war damals Hilfspfleger auf der Infektions-Abteilung des Reviers, d.h. im Block 20 im ersten Stock, im Saal für Flecktyphus, Meningitis (Kranke mit Hirnhautentzündung), Wundrose und andere ansteckende Krankheiten – mit Ausnahme der Tuberkulosefälle, die auch im ersten Stock, aber in einem Saal auf der gegenüberliegenden Seite untergebracht waren. Eines Tages am Vormittag, zu einer Zeit, da am wenigsten mit dem Besuch eines SS-Mannes zu rechnen war, tauchte ein schlanker, mittelgroßer SS-Unterführer im Saal auf. Nach dem vorschriftsmäßigen *Achtung!* wandte er sich an einen der Pfleger und fragte ihn, wer vom Personal deutsch und maschinenschreiben könne. Dieser Pfleger war eine alte Lagernummer, Henryk Cyran, Mediziner, Sohn des Direktors der psychiatrischen Anstalt in Lubliniec [Loben]. Er zeigte auf mich.

Der SS-Mann – wie ich später erfuhr, handelte es sich um SS-Unterscharführer Franz Fugger, der im *Laboratorium Rajsko* die Funktion eines Stabsscharführers bekleidete – befahl mir, ihm zu folgen. Ich wußte nicht, worum es ging, und war auf das Schlimmste gefaßt. Als wir aus Block 20 traten und nicht in Richtung des Todesblocks, sondern zum Lagertor gingen, nahm ich an, er würde mich zum Verhör in die Politische Abteilung führen. Doch nachdem wir das Tor durchschritten hatten, gingen wir an der Baracke der Politischen Abteilung vorbei, und Fugger führte mich zu einem anderen Gebäude der SS, dem sog. *Verwaltungsgebäude*. Ich war schon ruhiger, wußte aber immer noch nicht, worum es ging.

Wir gingen auf den Dachboden. Hier sah ich viele Kisten, Schachteln und Pakete auf dem Boden, darunter auch schon ausgepackte Flaschen, Kolben, Proberöhrchen, Chemikalien und verschiedenes Laborgerät. Fugger fragte, ob ich mich darin auskenne. Gewiß, antwortete ich, ich bin schließlich Medizinstudent. Daraufhin sagte er zu Doktor Korn, der schon damals Kapo des Kommandos *Laboratorium Rajsko* war, ich sollte hierbleiben, und er wies ihn an, die damit zusammenhängenden Formalitäten zu erledigen.

In der Mitte dieses riesigen Dachbodens stand ein kleiner Tisch, darauf eine deutsche Kofferschreibmaschine „Olympia"; daneben, auf dem Boden, Päckchen mit blaßgrünen Karteikarten. Er befahl mir, mich an den Tisch zu setzen und für die einzelnen Gegenstände eine Kartei anzulegen.

So begann meine Karriere im Laboratorium Rajsko. Anfangs halfen mir Dawid Freimann und Dr. Korn bei dieser Arbeit. Ersterer bei bürotechnischen Problemen, der andere erklärte mir Zweck und Bezeichnung der einzelnen Gegenstände, Apparate und Instrumente. Doch nach einigen Tagen war ich schon allein auf dem Dachboden. Wie üblich führte mich Fugger dorthin, diesmal ohne Korn und Freimann, die im Block 20 geblieben waren, wo sie, wie es hieß, geimpft werden sollten, da sie bei der Arbeit im Institut direkten Kontakt mit Bakterien hatten.

Während ich also meine liebe Mühe mit der Arbeit hatte, kam unerwartet ein SS-Offizier auf den Dachboden. Es war Dr. Bruno Weber, unser Chef. Ich erstattete ihm Meldung und sagte, was ich tat, obwohl ich die Inventarisierung an diesem Tag noch nicht begonnen hatte. Weber fragte, wie mir die Arbeit von der Hand ginge und wann ich sie abschließen könne. Ich antwortete, ich könnte sie entscheidend beschleunigen, wenn ich Kataloge und Prospekte der Firmen bekäme, von denen das Gerät im Institut stammte. Weber gab mir recht, und als mich Fugger am folgenden Tag zur Arbeit führte, fand ich neben der Schreibmaschine tatsächlich Kataloge von Laborgläsern und Geräten sowie von Laborausrüstungen der Firmen Bergmann und Altmann in Wien vor. Außerdem stellte man mir einige Prospekte großer Chemie-Firmen zur Verfügung: von Merck, Schering und Bayer.

Das alles erleichterte mir die Arbeit sehr. Ich konnte die Bezeichnungen der Chemikalien und Reagenzien in die Kartei aufnehmen und gleichzeitig lernen, wie sie angewendet wurden. Indem ich das vorhandene Laborgerät mit den Beschreibungen und Abbildungen im Katalog von Bergmann verglich, konnte ich es sortieren und mit den richtigen Bezeichnungen versehen. Es gab jedoch noch zahlreiche andere Geräte auf dem Dachboden. Dort waren z.B. Zentrifugen, die aus Frankreich stammten und vermutlich dort geraubt worden waren, sowie ausgezeichnete Binokularmikroskope. Auf den meisten Laborgeräten klebten die Etiketten der französischen Firma Jouon-Paris, während einige Stative oder Reagenzglas-Träger Inventar-Zeichen der Medizinischen Fakultät der Jagiellonen-Universität in Krakau aufwiesen. Zudem zeugte auch eine große Kiste mit fremdsprachlichen und polnischen Büchern, in denen die Stempel der Medizinischen Fakultät der Jagiellonen-Universität zu sehen waren, davon, daß ein nicht geringer Teil der Ausstattung des Hygiene-Instituts ganz einfach Raubgut war.

Nach zwei Wochen war ich mit der Kartei fertig. Ich sagte Fugger, für die Karteikarten müßte man mindestens zwei

Kästen anfertigen, so daß die eine den Katalog der Chemikalien, die andere den des Laborgeräts und eine dritte den Bücherkatalog enthalte. Fugger lobte diese Idee und erklärte, die Bibliothek werde gesondert geführt werden; das werde die Aufgabe von Dawid Freimann sein, während ich das gesamte Gerätelager führen sollte. Wie ich später erfuhr, stellte er Weber die Idee mit den Kästen als seine eigene Initiative vor, wahrscheinlich, um sich bei ihm lieb Kind zu machen.

Eine Zeitlang hatte ich nichts zu tun. So blieb ich mit den übrigen Mitgliedern des Kommandos im Block 20 und wartete auf eine Gelegenheitsbeschäftigung. Manchmal waren das Ordnungsarbeiten in Block 10, manchmal auch das Auspacken von Kisten mit Laborausrüstung, die sofort in die Kartei aufgenommen werden mußte. In dieser Zeit vergrößerte sich unser Kommando um fünf Häftlinge, die in der ersten Februarhälfte vom Weigl-Institut in Lwów (Lemberg) gebracht worden waren und mit uns zusammen wohnten. Es waren dies: Dr. [Ludwik] Fleck, Dr. [Resuch] Umschweif, Dr. [Jakub] Seemann und Dr. [Owsiej] Abramowicz. Ihre Ehefrauen, Natalia Umschweif, Anna Seemann und Ernestyna Fleck erhielten gleichfalls Nummern. Sie wohnten in Block 10, zusammen mit dem minderjährigen Sohn von Dr. Fleck.

Uns kamen Gerüchte zu Ohren, daß das Gebäude in Rajsko bald fertig sein sollte und wir dort zur Arbeit gehen würden. Einstweilen saßen wir – abgesehen von vorübergehender Beschäftigung mit der Einrichtung des Serologischen Labors in Block 10, für das man die letzte Stube am Flurende rechts vorgesehen hatte – im Saal unseres Kommandos in Block 20. Oft kam einer der SS-Männer, die zum Hygiene-Institut gehörten, in diesem Saal vorbei. Meist waren es die *Unterscharführer* Zabel oder Fugger. Der erste soll Schuster von Beruf gewesen sein, der zweite Konditor. Beide hatten eine Umschulung als Sanitäter in der Zentrale des Hygiene-Instituts in Berlin-Oranienburg hinter sich. Besonders häufig besuchte uns Zabel, der nach der Inbetriebnahme des serologischen Labors in Block 10 rekonvaleszenten Häftlingen Blut in sterile Flaschen von 250 bis 300 cm^2 entnahm. Bei diesem Eingriff trat er immer im weißen Arztkittel auf, und es bereitete ihm besondere Befriedigung, wenn ein Häftling Angst vor dem Stich der dicken Nadel in die Vene hatte und ihn mit *Herr Doktor* anredete. Zabel kam nicht nur in unserem Saal vorbei, um die Ordnung zu überprüfen (wie Fugger das meist tat), er holte auch alle paar Tage einige Häftlinge in die Ambulanz in Block 20 oder in den Block 10, um ihnen eine Injektion zu verabreichen. In dieser Zeit, als wir auf eine Beschäftigung warteten, mußten wir fast alle diese Eingriffe über uns ergehen lassen. Zabel erklärte einigen, das seien notwendige Impfungen, weil wir es im Institut mit verschiedenen bakterieninfizierten Präparaten bzw. mit der Aufzucht von Bakterien zu tun haben würden. Fast jeder bekam nach einer solchen Injektion mehr oder weniger hohes Fieber und war für einige Tage ans Bett gefesselt. Doch selbst dann erschien Zabel wie ein böser Geist bei den Fieberkranken und entnahm ihnen Blut mit der Francke-Nadel, die er immer in einer Holzschachtel mit einem Gerät zur schnellen Blutgruppenbestimmung bei sich trug.

Allmählich zeichnete sich eine Arbeitsteilung in unserem Kommando ab. Die sogenannte Lemberg-Gruppe vom Weigl-Institut, also Dr. Fleck, Frau Fleck, Dr. Umschweif und Frau Umschweif sowie Dr. Lewin aus Paris hatten bereits die normale Arbeit im serologischen Labor in Block 10 aufgenommen. Seemann und Abramowicz sowie einige weitere Häftlinge waren dort mit dem Waschen von Reagenzgläsern und der Aufrechterhaltung der Sauberkeit beschäftigt. In das Nachbarzimmer stellte man ein Mikroskop, einen Trockenapparat und ein Mikrotom. Das war der Grundstein des histopathologischen Labors, das Frau Prof. Janina Kowalczykowa und später Dr. Janusz Mąkowski leiten sollten. Man nahm auch ein kleines Labor für die klinische Analyse von Blut, Harn und Kot in Betrieb. Die Eröffnung dieser Labors, ihre zumindest teilweise Inbetriebnahme, erfolgte am 8. April.

Zu dieser Zeit dauerten in Block 10, auf der linken Flurseite, die Vorbereitungen für die Inbetriebnahme eines Röntgenapparates und eines Saals für gynäkologische Eingriffe an, die von SS-Arzt Carl Clauberg genutzt werden sollten. Wenn wir Präparate, Chemikalien oder Laborgläser in den Laborraum des Hygiene-Instituts in diesem Block trugen, konnten wir den Umbau des gegenüberliegenden Teils von Block 10 beobachten und meinten, auch dieser Teil würde zum Hygiene-Institut gehören. Wir wurden schon bald eines Besseren belehrt. Man kündigte uns an, spätestens Anfang Mai würden wir nach Rajsko umziehen, während hier in Block 10 nur eine kleine Abteilung des Instituts bleiben sollte. In der zweiten Aprilhälfte sah alles danach aus, daß dieser Umzug bald erfolgen würde. Der erste Stock in Block 10 wurde mit über zweihundert Frauen belegt, die aus Birkenau hierhergebracht worden waren, um Prof. Clauberg als „Versuchskaninchen" zu dienen. Von nun an konnten wir uns nicht mehr so frei wie früher in Block 10 bewegen. Nur wer im serologischen Labor beschäftigt war und wer dort chemische oder klinische Analysen durchführte, durfte den Block betreten.

In der ersten Maiwoche wurden wir nach Rajsko versetzt. Unser Kommando trug am linken Ärmel eine aufgenähte schwarze Raute mit dem gemalten oder gestickten Zeichen *„HKB"* (*Häftlings-Krankenbau*). Die Kapos und unsere Vorarbeiter hatten auf gelben Armbinden am linken Arm die Aufschrift *„Laboratorium Rajsko"*.

Mit dieser Abkürzung wurde unser Kommando allgemein bezeichnet. So wurde es zu jener Zeit im Register des *Arbeitseinsatzes* geführt, und so meldete es beim Durchzug durch das Lagertor unser damaliger Kapo, Dr. Mikołaj Korn. Die offizielle Bezeichnung des Laboratoriums, die auf den Institutsvordrucken und bei den amtlichen Stellen benutzt wurde, war eine andere. Sie lautete: *„Hygienische-Bakteriologische Untersuchungsstelle der Waffen-SS und Polizei Süd-Ost, Auschwitz, Oberschlesien"*.

Als wir in Rajsko eintrafen, waren die letzten Arbeiten noch nicht abgeschlossen. Das Elektrikerkommando arbeitete an der Wasserversorgungsanlage im Keller des Gebäudes; die Tischler hatten die Tischlerarbeiten in dem als Wohnsitz für Weber und die SS-Schreibstube bestimmten Gebäude noch nicht beendet, und auch die Maurer arbeiteten noch an den Öfen, mit denen die Autoklaven erhitzt werden sollten. Doch waren alle Räume

mehr oder weniger eingerichtet und machten den Eindruck von recht gut ausgerüsteten Laboratorien in einem großen wissenschaftlichen Institut.

Das Gelände des Hygiene-Instituts (dieser Name wurde im Jahre 1943 eingeführt) war mit Stacheldraht umzäunt. Es hatte die Form eines großen Dreiecks, dessen eine Seite mit dem Haupttor entlang der Straße Oświęcim-Brzeszcze verlief. Diese Seite des Dreiecks hatte eine Länge von ca. 240 Schritt, die gegenüberliegende Seite von 260 Schritt. An den Winkeln des Dreiecks befanden sich gewöhnliche hölzerne Wachtürme, die sog. Hochsitze, auf denen die SS-Leute Dienst taten, die das Kommando zur Arbeit und zurück ins Lager begleiteten. Der Eingang zu diesem Gelände befand sich gegenüber dem ersten Haus, das in seinem vorderen Teil die Hauptschreibstube des Instituts beherbergte. Von der Rückseite des Gebäudes kam man in die Dienstwohnungen des Instituts-Chefs, *SS-Obersturmführer* Dr. Weber, im ersten Stock, sowie seines Stellvertreters Dr. Hans Münch im Parterre. Im Vorderteil lag auf ebener Erde eine Art kleines Vorzimmer, durch das man in die Kanzlei, das sog. *Geschäftszimmer*, kam. Hier amtierten Fugger als *Stabsscharführer* und *SS-Unterscharführer* Pargner, der Kassenwart des Instituts. Von diesem Raum aus, in dem eine Panzerkasse, Schränke mit Aktenordnern und ein Schrank mit den Maschinengewehren der SS-Leute stand, gelangte man in die Kanzlei von Dr. Weber und in ein Zimmer, das eine Art Bibliotheks- und Leseraum war. In der Kanzlei arbeitete zunächst nur David Freimann, der dann die Leitung der Bibliothek übernahm, während ein Häftling, der 1943 Kapo unseres Kommandos gewesen war, Paul Reichel, mit der Führung der Kanzlei beauftragt wurde.

Das Hauptgebäude des Labors hatte zwei Stockwerke. Im Parterre auf der rechten Seite benutzte das Bakteriologische Labor, dessen Leiter der Häftling Prof. Dr. Vaclav Tomašek war, einen riesigen Raum. Hier befanden sich Inkubatoren, Trockenapparate, Kühlschränke, Zentrifugen, Tische mit Mikroskopen sowie Regale mit Reagenzien, Farbstoffen und Laborgläsern.

Gegenüber, gleichfalls im Parterre, lagen zwei Zimmer. Das erste, links vom Eingang, war das Zimmer, in dem Prof. Dr. Antoni Jakubski seine entomologische und seine biologische Wasseruntersuchungs-Station führte. Das nächste Zimmer war die Nährbodenküche. Dort arbeitete ein junger Mediziner aus der Slowakei, Imro Goencsy. Hier bereitete er die Nährboden für die Bakterienzucht des Bakteriologischen Labors vor. Am häufigsten wurde dafür Agar-Agar, Hefeextrakt und Liebig-Fleischextrakt verwendet, aber auch Nährboden aus Menschenfleisch, aus dem Fleisch, das den Opfern der Hinrichtungen in Block 11 oder den im Krematorium Nr. 1 Erschossenen herauspräpariert worden war. Es war meistens Schenkel- und Bauchfleisch von erschossenen Frauen. Es wurde im Jahr 1943, und auch im ersten Halbjahr 1944 fast jede Woche von einem Motorrad mit Beiwagen gebracht, das zum Tansportpark des Hygiene-Instituts gehörte. Das Fleisch, dessen Haut abgezogen war, war immer in mehreren Emaille-Eimern abgepackt. In der Regel holte es Zabel, dem die Nährboden-Küche direkt unterstand. Aus diesem Fleisch wurde in Autoklaven eine konzentrierte Brühe gekocht, die in der Nährbodenküche später gefiltert und in große Glaskolben gegossen wurde.* Als die Häftlinge gemerkt hatten, daß das Menschenfleisch war (vorher war es oft vorgekommen, daß das Personal an den Autoklaven dies Fleisch aß, ohne seine Herkunft zu kennen), schrieben die SS-Leute ganz offiziell mit Farbkreide auf diese Glasgefäße: *Menschenbouillon*. In der Nährboden-Küche wurden die verschiedenen Nährböden in Petri-Schalen gefüllt, in deren Boden sie erkaltete. Diese Böden wurden dann im Bakteriologischen Labor mit Hilfe einer Platinnadel mit verschiedenen Bakterien geimpft.

Im ersten Stock befanden sich vier Räume. Der erste, über der Bakteriologie, war das chemische Labor. Es erstreckte sich über die gesamte Länge des Gebäudes. Diesem Raum gegenüber befand sich in einem kleinen Zimmer das histopathologische Labor. Es wurde anfangs von Dr. Makowski, später von Prof. Artidi, einem Griechen von der Universität Saloniki, geleitet. Die Ausrüstung dieses Labors stand der eines Universitätslabors für Histologie in nichts nach. Es gab hier einige hervorragende Mikroskope, Präparattrockner und zwei moderne Mikrotome, die die zu untersuchenden Präparate mit Kohlensäure einfroren. Das einzig Herausragende dieses Zimmers waren später einige große Glasbehälter (sog. *Mäusegläser*), die von Untersuchungen des Wasserkrebses bei Zigeunern stammten, die sowohl im Lager als auch im Institut durchgeführt wurden. In diesen Gläsern befanden sich die abgeschnittenen Köpfe von Zigeunerkindern, deren Gesichter von Wasserkrebs (Noma) entstellt waren. Die geöffneten Augen dieser Kinder sahen durch das Formalin und das Glas der Gefäße auf die Häftlinge herab, die sich im Zimmer bewegten.

Nebenan befand sich die Wassermann-Station, die in den ersten Monaten von Prof. Dr. Fleck, später, nach seinem Abtransport nach Buchenwald, von seiner Frau geführt wurde.

Zwischen dieser Station und dem chemischem Labor befand sich auf der Vorderseite ein kleines Zimmer. Das war der Arbeitsplatz von Dr. Weber und später auch des SS-Arztes *Untersturmführer* Dr. [Hans] Delmotte, einem holländischen Volksdeutschen. Hier nahm Weber einige Analysen vor, oder er schrieb eben seine auf die Ergebnisse der inhaftierten Wissenschaftler gestützten „wissenschaftlichen" Arbeiten.

* Der ehemalige Häftling Filip Müller berichtet in seinen Erinnerungen „Sonderbehandlung. Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern in Auschwitz", München 1979, S. 74: „Von Zeit zu Zeit kamen auch SS-Ärzte ins Krematorium, meistens Hauptsturmführer Kitt und Obersturmführer Weber. An solchen Tagen ging es wie in einem Schlachthof zu. Vor den Hinrichtungen befühlten die beiden Ärzte wie Viehhändler die Schenkel und Waden der noch lebenden Männer und Frauen, um sich ‚die besten Stücke' auszusuchen. Nach der Erschießung wurden die Opfer auf einen Tisch gelegt. Dann schnitten die Ärzte Stücke von noch warmem Fleisch aus den Schenkeln und Waden heraus und warfen es in bereitstehende Behälter. Die Muskeln der gerade Erschossenen bewegten sich noch und konvulsierten, rüttelten in den Eimern und versetzten diese in ruckartige Bewegungen. Anfangs dachten wir, die Nazis würden das Menschenfleisch zu plastischen Operationen an verwundeten Soldaten verwenden. Erst später erfuhren wir, daß dieses Fleisch in das Hygiene-Institut Rajsko gebracht wurde, wo man es im Labor zum Züchten von Bakterienkulturen verwendete."

Im zweiten Stock befanden sich zwei Räume des serologischen Labors, anfangs ein Chemikalienlager, sowie die Schneiderwerkstatt unter dem Dach. Zwei Schneider, die Brüder Kujawski, Polen jüdischer Abstammung, flickten den SS-Leuten die Unterwäsche, besserten die Schutzkittel der Ärzte aus und führten verschiedene Aufträge der SS aus.

Im Bereich des Instituts befand sich auch ein gemauertes, einstöckiges Gebäude, das durch einen Garten vom Hauptgebäude getrennt war. Hier, im Parterre, lag die technische Hauptschreibstube, die sämtliche zur Untersuchung eingeschickte Präparate registrierte, sie an die einzelnen Labors verteilte, die Untersuchungsergebnisse sammelte und ihren Versand an die Adressaten vorbereitete. Leiter dieser Kanzlei war ein polnischer Häftling aus Radom, Józef Spieszny. Nach seinem Tod (er starb während der Arbeit an einem Herzanfall) übernahm ein deutscher politischer Häftling, Kurt Prager, diese Stelle. Im ersten Stock, auf dem umgebauten Dachboden, lag das von mir geführte Magazin für Geräte, Apparate, Laborgläser und Chemikalien. Es bestand aus zwei großen Räumen, für die in den *DAW (Deutsche Ausrüstungswerke)* eigens besondere Regale und Schränke angefertigt worden waren. Unter diesem Magazin lag die Dienstwohnung *SS-Sturmmanns* [Philipp] Kapmeyers, der Leiter des Magazins war.

Hinter diesem Gebäude befand sich ein Holzschuppen – ein Lager für Gartengeräte und zugleich die Tischlerwerkstatt eines polnischen Häftlings, Józef Szczerbiński. Hinter diesem Schuppen wurden in einem kleinen Bauernhaus Meerschweinchen und Kaninchen zu Versuchszwecken gezüchtet, ebenso Hammel, die Blut für die Wassermann-Station und für die Bakteriologie lieferten, später sogar Pferde – ebenfalls Blutspender.

Ganz in der Ecke hinter diesem Holzhaus hatte man Garagen gebaut. Hier war die Automechaniker-Werkstatt des Häftlings Jan Gut, der das Fahrzeug von Dr. Weber, einen Peugeot, instandhielt. Außerdem standen hier das Motorrad mit Beiwagen sowie die Mopeds der SS-Leute.

In der gegenüberliegenden Ecke des dreieckigen Institutsgeländes hatte man eine klimatologische Station aufgebaut, die von *SS-Untersturmführer* Dr. Mulzoff geführt wurde. Hier war auch der Aufseher der Station, SS-Mann Vestweber, tätig. Nachdem das Institut einige Monate gearbeitet hatte, wurde fast genau in der Mitte des Geländes ein seltsames Gebäude errichtet. Es diente zum Trocknen von Pflanzen- und Gemüsekulturen und gehörte nicht zum Institut, sondern unterstand dem Chef der *Gärtnerei Rajsko, SS-Obersturmbannführer* Joachim Caesar.

Der Schwerpunkt der Institutsarbeit lag jedoch auf den serologischen Untersuchungen. Diesen Labors widmete Dr. Weber die größte Aufmerksamkeit, besonders was die Blutgruppenforschung und die Arbeit an der Gewinnung von Trockenglobulin zur schnellen Bestimmung der Blutgruppe betraf. Tatsächlich gelang es dem serologischen Labor, ein solches Globulin zu gewinnen. Dies war ein Erfolg des Häftlings Dr. Lewin und seiner Leidensgefährten in der Haft, ein Erfolg, den Weber sich selbst zuschrieb, wie später gerüchteweise zu hören war.

Die Ziele des Instituts lassen sich folgendermaßen präzisieren:

1. Die Versorgung der SS- und Polizei-Krankenhäuser im Einzugsbereich des Instituts, d.h. im Gebiet zwischen Posen, Prag und zeitweise weiter in Richtung Osten bis nach Kiew. Eine Filiale hatte das Institut im Jahre 1943 im Konzentrationslager Krakau-Plaszow eingerichtet.
2. Die Versorgung aller zu Auschwitz gehörenden Lager und Einrichtungen, vor allem die Massenuntersuchung von Blut, Harn und Kot im Zusammenhang mit der Erforschung von Malaria, Unterleibstyphus und anderen Infektionskrankheiten.
3. Die Versorgung der Arbeitslager der „Zivilarbeiter", wie z.B. in Monowitz, in gleicher Absicht.
4. Die Durchführung von Spezialuntersuchungen: Untersuchung von Nahrungsmitteln, Wasser, chemischen Präparaten (z.B. Zyanwasserstoff-Verbindungen), Erforschung von Krankheiten bei Mensch und Tier, die Zusammenarbeit mit SS-Ärzten und Experimentatoren.
5. Die wissenschaftliche Untersuchung der Wirksamkeit von Sulfonamiden (Test einiger neuer Medikamente, wie z.B. Atebrin), die Entwicklung einer vereinfachten Methode zur Blutgruppenbestimmung, Forschungen zur Wirksamkeit chemischer oder pharmazeutischer Präparate, ein weiter Kreis von Forschungen über die Blutgruppen, Forschungen zur Entstehung der Noma, d.h. des Wasserkrebses.

Es geht hier lediglich um einen Versuch, die Arbeitsrichtungen des Auschwitzer Hygiene-Instituts systematisch darzustellen, den ich auf der Grundlage meiner Beobachtungen während der Arbeit in diesem Institut habe anstellen können. Eine eingehendere Analyse der Tätigkeit des gesamten Instituts und seiner einzelnen Labors läßt sich aufgrund der erhaltenen Aktenbestände dieser SS-Dienststelle vornehmen.

Dies ist nicht nur im Namen der objektiven Wahrheit und zur Ergänzung der Kenntnisse über Auschwitz notwendig. Es ist auch deshalb notwendig, damit die Erklärung, die Weber 1946 zu Protokoll gegeben hat – „Ich fühle mich in keiner Weise schuldig, im Gegenteil, ich war immer um das Wohl der Häftlinge besorgt" – weder heute noch irgendwann in der Zukunft für wahr gehalten wird. Dies gilt umso mehr, als von denjenigen, die im Hygiene-Institut in Auschwitz arbeiteten, heute nur noch sehr wenige am Leben sind. Wenn ihre Stimme verstummt, könnte das Dokument über *SS-Hauptsturmführer* Dr. Bruno Weber eine völlig falsche Aussage gewinnen.

Jadwiga Apostoł-Staniszewska

Reflexionen aus dem Frauenlager in Birkenau*

Sooft ich an die Erlebnisse der Okkupationszeit und den Aufenthalt im Konzentrationslager- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau zurückdenke, sehe ich sofort das Gelände des Lagers in Lebensgröße vor mir – die zahlreichen in den Schlamm gesetzten Baracken, die Stacheldrahtumzäunung an den hohen, zum Lager gebogenen Betonpfeilern. Dieses Bild wird schärfer, je näher es an mich herankommt, es fesselt mich und zwingt zur Konzentration auf das, was dort zurückgeblieben ist: Das Ringen zwischen Leben und Tod.

Für mich und für uns, die wir die finstere Zeit im Rauch der verbrannten Haare und Knochen überlebt haben, ist es sehr schwer, lohnende und noch ungelöste Probleme ausfindig zu machen. Zwar sind wir im Besitz des Schlüssels zu dem Bild des Lebens im Konzentrationslager, das von der SS von vornherein zur Vernichtung bestimmt war, aber – um metaphorisch zu sprechen – uns zittern die Hände, wenn wir das Tor zu diesem Lager rückblickend öffnen sollen. Sind wir doch selbst Gegenstand der Untersuchung. Uns selbst können wir dort nicht wiederfinden, und wenn wir uns finden, so reißen wir eine Wunde auf, die schmerzt und weiterhin schmerzen wird.

Bei dem Versuch, eine eigene Antwort auf grundlegende Fragen zum menschenunwürdigen Dasein im Konzentrationslager zu finden, will ich daher eine Position einnehmen, die nicht zu weit vom Lager jener Jahre entfernt, aber auch nicht zu nahe ist, einen Ort, an dem die persönlichen Erlebnisse noch nicht verblaßt, aber emotional schon soweit gemildert sind, daß sie es gestatten, der Wahrheit einigermaßen objektiv ins Auge zu schauen.

Die Erforschung der materiellen Seite des Konzentrationslagers Auschwitz erforderte und erfordert mühsame Kleinarbeit, aber die Ergebnisse sind lohnend. In Zahlen und Beschreibungen wird das Lager anschaulich sichtbar. Die Lebensmittelrationen für die Häftlinge, die sanitären Verhältnisse, die Krankheiten – dabei auch Epidemien – und ihre Ursachen, die Sterblichkeit, die Methoden der Massentötung, die Transporte, die Strafarten usw., all das ist bekannt. Bekannt ist fast alles, was **sie** sich für **uns** ausgedacht und konsequent in die Praxis umgesetzt haben.

Der psychische Zustand der Frauen und Männer, die in den verschiedenen Phasen seiner Geschichte hinter dem Stacheldraht von Auschwitz gefangengehalten wurden, die Bedeutung und Qualität ihrer Emotionen, die Stärke ihrer inneren Reaktionen sind jedoch erst in Anfängen erforscht. Wir besitzen kaum eine systematische Vorstellung von dem Menschen im Streifenanzug, von der ganzen Skala seiner ethischen Haltungen gegenüber der unethischen Welt des Lagers, und all unser Bemühen, zum Kern der Sache vorzudringen, ist nichts als ein Versuch. In normalen Verhältnissen ist der Mensch ein „unbekanntes Wesen", wie es der bekannte französische Arzt und Biologe Alexis Carrel („Der Mensch, das unbekannte Wesen", 1935, poln. Ausgabe 1938) treffend formulierte. Um so mehr gilt dies für den weiblichen Häftling mit kahlgeschorenem Kopf, im Streifenanzug, mit Tätowierung, der zu einer Nummer geworden, sämtlicher Rechte beraubt und seinem Schicksal auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war: Ein Teilchen der riesigen Masse von Frauen, die aus allen Teilen Europas aus unterschiedlichen Gründen hierher gebracht worden waren, Frauen verschiedenen Niveaus, verschiedener Ansichten und Religionen (wenn sie nicht religionslos waren), inhaftierte Frauen, die gewaltsam von ihren Angehörigen getrennt worden waren und hier ausschließlich ihr eigenes Leben, ihr eigenes Erleben lebten! Ein ganz unbekanntes Wesen ist diese Frau im Konzentrationslager, die zwar Teil einer neuen sozialen Gruppe war, in der aber fast nichts verband, alles dagegen trennte und abschreckte durch die Tragik des oft hoffnungslosen Lebenskampfes. Das war das Schicksal, das **sie** uns bereitet haben.

Ich stehe am Lager und schaue. Mir kommen viele Gedanken. Die Schornsteine rauchen. Unter wachsamer Begleitung ziehen die Frauen zur Arbeit hinaus. Für einige Stunden bleibt das Lager relativ leer. Manchmal treffen Transporte ein. Ein Teil der Menschen, der selektiert worden ist, fährt geradewegs ins Krematorium, ein Teil erhält gnädigst Zutritt zum Lager. Die Frauen kommen von der Arbeit zurück. Am Tor werden sie gezählt. Dann ist Spätappell, verbunden mit Strafen, bis hin zur Selektion. An den Barackentüren wird Brot ausgegeben. Die Menge drängelt rücksichtslos. Brot bedeutet Leben. In den Baracken wimmelt es von Menschen. Reges Leben ist dort, verglimmendes Leben...

Der deutsche Gehirntrust hatte – statt sich nützlichem Schaffen zu widmen – ein technisch und psychologisch ausgefeiltes Vernichtungswerk entwickelt, das Grauen und Ablehnung weckt. In den Lagern – den Todesfabriken – mußte es also Ratten, Läuse, Schaben und Schwärme von Flöhen geben, in den Baracken mußte es kalt, schmutzig und miefig sein; die Verhältnisse mußten die Verbreitung von Infektionskrankheiten begünstigen. So konnte man Hunderttausende von Menschen ums Leben bringen, ohne eigentlich zu töten. Die Schöpfer und Projekteure der Konzentrationslager ignorierten

* Refleksje z obozu kobiecego w Brzezince (1977, H. 1, S. 200–207; leicht gekürzt). Übersetzung: Olaf Kühl.

die den Menschen eigene Ethik und machten sich zu Völkermördern. Deshalb entwarfen sie dunkle, fensterlose Holzbaracken, und die steinernen Blöcke erinnern an fürchterliche Löcher, wo der Mensch in muffigen Höhlen zu einem haltlosen Lappen werden sollte. Deshalb war es auf dem Gelände des Lagers in Birkenau an Regentagen furchtbar matschig, und in den Spitalbaracken erstreckten sich lange, liegende Rauchabzüge, die nur den Schein wahren sollten. Deshalb gab und mußte es Hunger geben.

Zählen wir zum Stab der Ingenieure, die die Baupläne für die Krematoriumsöfen und die Todeswände realisierten, noch die Mediziner, Psychologen, Soziologen und andere „Wissenschaftler" hinzu, die ihr erworbenes Wissen so „ertragreich" beim Völkermord einsetzten.

Parallel zu der physischen Vernichtung der auf dem Lagergelände konzentrierten Menschenmassen vollzog sich also auch ein Prozeß der Erniedrigung der Häftlingsfrauen, deren Haltungen und Wertvorstellungen unterminiert und zerstört werden sollten. Deshalb geschah es mit Vorbehalt, daß asoziale Elemente, Verbrecher und Prostituierte, Individuen vom Rand der Gesellschaft in das Konzentrationslager gebracht wurden. Das war nur ein Beispiel für die perfiden und raffinierten Methoden, mit denen der Mensch im Menschen getötet werden sollte.

Das im Lager Birkenau permanent herrschende unbeschreibliche Chaos läßt sich nicht dadurch erklären, daß das Lagerpersonal durch die Unzahl immer neuer Transporte überlastet gewesen wäre. Niemand wird annehmen wollen, die Deutschen hätten sich in solchen Situationen nicht zu helfen gewußt. Alles, was Unordnung im Lager verursachte, geschah gezielt und durchdacht. Terror und Anarchie, Disziplin und Entspannung, das ständige Eintreffen von „*Zugängen*" und der Abtransport in andere Lager oder die Liquidierung an Ort und Stelle, Durchsuchungen, Selektionen, das Entfernen der Strohsäcke, so daß man abends nach dem Appell auf bloßen Brettern schlafen muß, das Gedränge bei der Ausgabe der Mahlzeiten, das Hereintragen der Toten vom Feld, der fürchterliche Lärm und die sinnlose Sonntagsarbeit, die Pausen auf der „Wiese" und das Froschhüpfen aus nichtigstem Anlaß – das sind nur einige charakteristische Methoden, mit denen der gefangene Mensch psychisch gebrochen werden sollte.

Die sich solche Behandlungsmethoden für uns ausgedacht hatten, rechneten damit, daß nicht nur einzelne, sondern Hunderte die nervliche Spannung nicht ertragen können und Zuflucht in den Elektrozäunen, im Reich der ewigen Ruhe suchen würden. Sie rechneten auch mit der Selbstzerstörung. Sie meinten, was sie nicht erreichten, würden wir selbst leisten. In der künstlichen Hölle würden wir uns gegenseitig zu Tode bringen und zertreten.

Jene Frauen, die als Häftlinge der Gestapo in die Hände fielen, wissen, mit welchen Methoden ihr Charakter – ebenso wie ihre Knochen – gebrochen werden sollten. Sie lernten den Geschmack von Erniedrigung und Demütigung und die Sprache kennen, derer sich die Gestapo in Kenntnis weiblicher Empfindsamkeit mit besonderer Perfidie bediente. Weshalb diese Frauen sich weder Schlägen noch dem Schwert ordinärer Worte gebeugt haben, weshalb sie auch auf Versprechungen nicht eingegangen sind – das wunderte sogar die Deutschen. Sie hatten keinen Widerstand erwartet. Mit Schwäche hatten sie gerechnet, und sollten sich verrechnet haben.

Janusz Kuczyński schreibt in dem Buch „Filozofia życia" [Lebensphilosophie], Verlag Wiedza Powszechna, Warschau 1965, S. 37: „Die Seele kann genauso verkrüppelt werden wie der Leib, und Ideologien sind häufig wahre Werkzeuge des Massenmordes, der Vernichtung anderer Menschen, sie können dem Völkermord dienen, so wie Faschismus, Rassismus. . .". Dazu könnte man ergänzen, daß die Seele nicht nur verkrüppelt, sondern auch getötet werden kann; das hängt von ihrer Kraft, ihrer Widerstandsfähigkeit ab.

Was das Programm der Vernichtung, Erniedrigung und Demoralisierung der vom Naziregime unterjochten Menschen betrifft – heute nach all den Jahren sieht man deutlich, wie sehr die Schöpfer einer Ideologie der Massenvernichtung sich in ihren Plänen geirrt haben. An der offenen Kampffront haben sie nicht gesiegt, und auch beim Kampf mit den Häftlingen der Konzentrationslager haben sie eine Niederlage erlitten. Die Erwartung, die in den Lagern konzentrierten Häftlinge würden brechen und zugrundegehen, so wie das Eisen vom Rost zerfressen wird, hat sich nicht erfüllt. In der wahnwitzigen Hast, in der sie alles vernichten wollten, was ihnen im Wege stand, vergaßen sie, daß es außer dem Eisen auch nichtrostende Metalle gibt, denen Nässe, Frost und hohe Temperaturen nichts anhaben können.

Sie machten Mist aus uns. Sie setzten eine Maschinerie in Gang, die ihnen den Weg zur Weltherrschaft ebnen sollte. Die Krematorien rauchten. In ihrem Rauch wehrten sich Tausende wehrloser Menschen mit einer unsichtbaren Waffe. In ihrem Rauch härtete sich das Leben, auch wenn die Herzen trockene, doch bittere Tränen weinten. Keine von uns hätte sich dieser Tränen, wären sie sichtbar gewesen, geschämt. Aber ich muß zugeben, daß ich im Lager keine weinenden Frauen gesehen habe, höchstens irgendwo in einer Höhle, auf dem Estrich, in den Mauern der Baracke, ganz unten. **Sie** waren unsere Herren, sie waren Herren über unser Leben und unseren Tod.

So kommen wir zu der Beziehung: **Wir** und **Sie**. Man weiß auch, daß in der Physik jede Aktion eine Reaktion von gleicher Stärke und umgekehrter Richtung hervorruft. Das Gesetz von Aktion und Reaktion gilt auch auf vielen anderen Gebieten. Dieses Phänomen trifft man überall dort, wo eine Tendenz zum Gleichgewicht herrscht.

Die Masse der Frauen (im Durchschnitt waren es Zehntausende), die dort angesichts der feuer- und rauchspeienden Schornsteine am Rande des Lagers Birkenau wehrlos auf verlorenem Posten standen, hätte nach allen Zeichen an Himmel und Erde eigentlich die Waffen strecken müssen. Ihre Chancen waren schließlich minimal, und jede Verlängerung des Lebens brachte nur neue Leiden. Einige Nächte hätten genügt, und keine Spur wäre von uns geblieben. So war das Zigeunerlager, so waren die riesigen Judentransporte liquidiert worden. . . Dieses Schicksal erwartete uns alle. Und dennoch, der Selbsterhaltungsinstinkt, der beim Kampf gegen Hunger, Kälte und Krankheiten immer gern beschworen wird, ist eben

ein mächtig wirkendes Element, das den Organismus um jeden Preis vor der Vernichtung zu schützen sucht.

Im Konzentrationslager wurde unsere moralische Haltung, unser Ich angegriffen. Wir standen der Aggression des Feindes gegenüber, waren bedroht von allgegenwärtigen Widrigkeiten und den Schwierigkeiten des Zusammenlebens in einer von vielen Faktoren abhängigen Bereitschaft zum Überleben. Das Leben im Lager stellte uns vor neue Forderungen, ohne uns eigentlich unserer ethischen Grundsätze zu entbinden; wir mußten uns weiter danach richten, was Gut und was Böse war, was wir tun durften und was nicht. Wir standen vor einem großen Problem, das eine individuelle Lösung, eine individuelle Entscheidung und zugleich die Anpassung an die für uns geschaffenen Bedingungen verlangte.

Wir bildeten eine seltsame Welt von zufällig zusammengewürfelten Menschenwesen, in der nur das Gesetz von Tod und Vernichtung galt. Wir lebten in einem bestimmten Bereich ohne Rechte und Pflichten, außer der einen Pflicht, die in der perfiden Losung „*Arbeit macht frei*" zum Ausdruck kam. Man entschied über uns, über unser Schicksal. Unsere Abwehr war Improvisation. Bar aller Instruktionen, Belehrungen und jeder Hilfe von außen mußten wir allein zurechtkommen, von Fall zu Fall, von Tag zu Tag, bis zum letzten Augenblick ums Überleben kämpfend.

Wir waren ein Konglomerat ganz unterschiedlicher Gestalten, von moralischen Größen, die unbeugsam auf ihren Grundsätzen beharrten, bis hin zu einfachen und bedeutungslosen Wesen. Ins Lager wurden die Frauen so gebracht, wie sie im Moment der Verhaftung oder der Razzia gewesen waren. Sie brachten mit, was sie an Persönlichkeit besaßen. Ohne an das Leben in der Gemeinschaft angepaßt zu sein, ohne zu wissen, in welch einer Situation sie würden vegetieren müssen. Ins Lager wurden auch massenweise Frauen aus Gefängnissen gebracht, die Verhöre überstanden hatten und politisches Bewußtsein besaßen. Sie kamen von der konspirativen Arbeit oder geradewegs von einer Partisanenaktion hierher. Manche brachten gute Wünsche von Freunden oder Verwandten mit: „Bleib hart! Laß dich nicht unterkriegen! Halte durch!" Diese Worte sollten Zauberkraft besitzen, aber niemand von denen, die solche Wünsche in der Freiheit aussprachen, hatte eine Vorstellung von den Bedingungen, unter denen man hier aushalten mußte. Und keine von uns wußte, wie schwierig es sein würde, nicht nur den schmutzigsten Fluß der Welt zu durchschwimmen, sondern ihn zu durchschwimmen, ohne gegen ihr Gewissen und gegen die in der menschlichen Gemeinschaft gültigen ethischen Normen zu verstoßen. Keine von uns sah voraus, daß sie ihre Ansprüche, ob sie wollte oder nicht, würde herunterschrauben müssen, gewisse Prinzipien aufgeben, toleranter werden, die Ethik in die Wirklichkeit umsetzen und sie an die Verhältnisse im Konzentrationslager würde anpassen müssen. Wollte man es schaffen, den physischen und moralischen Abgrund, den man uns bereitet hatte, auch nur minimal zu überragen, so mußte man trotz der allmählichen Schwächung immer wieder die Kraft zur Entschlossenheit und Selbstverleugnung finden. Diese Aufgabe war so schwer, daß wir uns bis heute fragen: Wie kam es, daß in dieser verwilderten Welt nur diejenigen sich demoralisieren ließen, die ohnehin eine Neigung und Veranlagung dazu besaßen?

Es mußte einige Zeit nach dem Krieg vergehen, bis man über solche Fragen gründlicher nachdenken konnte. Im Lager suchte man nicht wissenschaftlich nach Wegen und Lösungen. Im Lager gab es so gut wie keine Möglichkeit, sich ungezwungen zu unterhalten oder philosophisch zu diskutieren. In Birkenau lebte man in ständiger Bewegung, unter höchst anormalen Bedingungen. Man konnte in einer Baracke leben, ohne zu wissen, daß in der Koje nebenan eine Bekannte aus derselben Ortschaft lag. Es war unmöglich, eigene Pläne und Ansichten mit denen anderer zu konfrontieren. Wir bildeten – jedenfalls bei den Verhältnissen, unter denen ich damals lebte – keine festeren weltanschaulichen oder religiösen Gruppen; es gab auch kein stabilisiertes programmatisches Vorgehen. Wir erhielten keinerlei „*Zulagen*" in Form von Büchern, Instruktionen oder Referaten, die unser Leben gesteuert hätten – abgesehen von sporadischen Hinweisen und Fingerzeigen der sog. „älteren" Nummern.

Es kam gelegentlich vor, daß in manchen Gruppen, in bestimmten Kommandos, z.B. bei den Arbeiterinnen in der Küche oder in den Revieren, engere Freundschaften entstanden, deren Dauer aber keineswegs garantiert war. Sie konnten unerwartet auseinanderbrechen. Das absichtlich geschaffene Chaos und die ewige Bewegung wirkten gegen unser natürliches Streben nach einer zumindest relativen Ordnung.

Deshalb vermag ich über diese Menschenmasse, in der ich leben mußte, mit der ich verwachsen war, nicht mehr zu sagen; das heißt keineswegs, daß ich in ihr nicht das Problem der Ethik als das mich interessierende Thema sähe.

Die großen Gruppen der Frauen, die reglos beim Appell standen, in geschlossenen Kolonnen zur Arbeit aus dem Lager zogen, die vielen Frauen, die in den Revieren, Magazinen, Küchen und „*Schreibstuben*" arbeiteten, unterwarfen sich nur dem Anschein nach der Disziplin und der Versklavung. Die Schöpfer der Konzentrationslager meinten, sie könnten uns die Gedanken, die Gefühle, die Fähigkeit zum logischen Denken und das ethisch-soziale Bewußtsein für Leben und Kampf rauben, indem sie uns einsperrten, uns körperlich schwächten, demütigten und niederträchtig behandelten. Wie sehr sie sich irrten! Der Widerstand steckte in uns. Man denkt hier an die biblischen Worte: „An unseren Taten sollt ihr uns erkennen."

Der großen Mehrheit von uns, die wir dort im Lager durch unüberwindliche Barrieren von der Welt abgegrenzt waren, hatte man von Kind auf bestimmte Verhaltensgrundsätze eingeimpft. Nicht nur den Menschen hoch zu ehren, sondern auch die Natur, fremdes Eigentum, das Recht und die kulturellen und sozialen Errungenschaften unserer Väter hatte man uns schätzen gelehrt. Unsere Eltern, Erzieher, die Organisationen und Vereine und die Umwelt hatten uns – oft allzu hohe, unerreichbare – Vorbilder vermittelt, sie hatten uns den Weg zu den Idealen gewiesen. Hatten uns gelehrt, was gut und was schlecht, was schön und was häßlich sei. Sie hatten uns beigebracht, instinktiv zu Hilfe zu eilen, wo Hilfe gebraucht wurde. Hatten uns Nachsicht und die Fähigkeit vermittelt, alles

nach dem Gewissen zu beurteilen, wenn Strafgesetzbuch, Vorschriften oder die Zehn Gebote nicht weiterhalfen.

Die Theaterstücke von Szaniawski oder Shaw, die ich vor dem Krieg sah, hatten einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht. Ich wußte schon damals, daß das Leben oft zu tragischen Situationen führt, in denen man sich manchmal für Schritte entscheiden muß, die nicht mit dem Gewissen, wohl aber mit der Intention zu vereinbaren sind, mit der man handelt. Niemand aber und keine erzieherischen Mittel hatten uns darauf vorbereitet, daß wir eines Tages dem Völkermord Auge in Auge gegenüberstehen würden. Daß die ethischen Grundsätze elastisch, daß ihre Grenzen dehnbar sind und nicht immer eingehalten werden können, daß Dinge, die im normalen Leben bedeutungslos sind, geradezu heilig und zu moralischen Heldentaten erhoben werden können – all das lernten wir erst in der Schule, die da hieß: „Konzentrationslager".

Eine Ethik, die unabhängig vom eigenen Wissen, von der sozialen, religiösen Zugehörigkeit, von Besitz und Vermögen ist, wurde im Konzentrationslager äußerst wertvoll. Nicht öffentlich zur Schau gestellt, verborgen in der riesigen Masse, weder angepriesen noch belohnt, unbeklatscht und namenlos, war sie nur sie selbst, war wahrhaftig. Aber auch daß eine Frau in das Lager eingeliefert wurde und diese Ethik weder hatte noch dort entwickelte, daß diese Frau die Leere, die statt dessen herrschte, mit Egoismus ausfüllte und ihr Weg zur Freiheit „über Leichen führte" – auch das war die nackte Wahrheit. Im Konzentrationslager – ich schreibe ausschließlich aufgrund eigener Beobachtungen und Reflexionen über das Leben im Lager Birkenau – gab es keine Prüderie, keine Verlogenheit, weder Schminke noch Retusche. Das harte Leben weckte moralische Kräfte in uns, erweckte sie zum Leben oder verbrannte zu Asche. Das harte Leben ließ es zu, daß wir uns in Teilnahmslosigkeit retteten, wenn die Kräfte schwanden. Die Teilnahmslosigkeit erwuchs nicht, wie in der Freiheit, aus Bequemlichkeit und mangelnder Opferbereitschaft, sondern aus Wehrlosigkeit angesichts der Übermacht, aus dem verlorenen Glauben an die Zukunft.

Kein einziges das Konzentrationslager betreffende Problem läßt sich am Maßstab der gemeinhin gültigen Grundsätze oder Normen messen, obwohl es doch immer heißt, daß das menschliche Leben nur von einer einzigen Ethik und einem einzigen Rechtskodex reguliert werde. Dieser Lebensbereich im Lager läßt sich nur im Vergleich mit den normalen Verhältnissen anschaulich machen. Sonst bleibt die Welt hinter Stacheldraht denjenigen, die sie kennenlernen wollen, unverständlich. Diese Welt kann zum Hirngespinst, zum Phantasiegebilde, zur Legende werden, wenn wir sie nicht auf die Erde herunterholen und den realen, ganz normalen Menschen in ihr zeigen, der in pathologische Verhältnisse gepreßt war. In dieser Atmosphäre, die die Schöpfer der Konzentrationslager uns bereitet hatten, mußten wir leben und täglich von neuem die Prüfung im schwersten Fach bestehen, das da heißt: Leben.

Es mag seltsam anmuten, daß Dinge, die in der Freiheit von der öffentlichen Meinung verdammt werden, im Lager unbemerkt blieben oder gar toleriert wurden. Und umgekehrt, was im normalen Leben keine Reaktion hervorruft und niemandem auffällt, wurde dort zu einer hochrangigen Tat, die nicht vergessen werden sollte.

Es ist empörend und auch ich bin empört, wenn ich höre, daß auf den Friedhöfen Blumen von den Gräbern gestohlen werden...

Ich lag mit hohem Fieber im Revier und fror erbärmlich. Durch die Ritzen der Bretterwand fiel Schnee auf mich und setzte sich in langen Streifen auf die dünne und einzige Decke, mit der man mich versehen hatte. Neben mir lag eine Frau im Sterben. Niemand interessierte sich für sie, wie überhaupt die Hinscheidenden keine Aufmerksamkeit erregten. Als meine Nachbarin zu atmen aufhörte und ihr der Kopf auf den Pritschenrand fiel, raffte ich mich auf und zog ihr die verlauste Decke vom Leib. Ich deckte mich damit zu und schlief ein. Als ich wieder erwachte, fand ich an der Stelle der Gestorbenen eine andere kranke Frau. Ich atmete erleichtert auf, als ich sah, daß sie unter einer Decke lag. Daran erinnere ich mich genau. Ich spreche mich von Schuld frei, obwohl mir klar ist, daß ich eine höchst unmoralische Tat begangen habe, zu der unter normalen Umständen nur ein ganz gewissenloser Mensch fähig gewesen wäre.

Einige Jahre nach dem Krieg sah ich vor einem Friedhof einen Bauernkarren, vor den ein magerer Klepper gespannt war. Auf dem Karren lag ein aus ungehobelten Brettern gezimmerter Sarg. Niemand geleitete den Toten zur ewigen Ruhe. Der Fuhrmann ging zum Brunnen, um Wasser zu holen, und ich stand und stand... und finde es bis heute erschütternd, daß jemand so einsam für immer von uns gehen konnte.

Beim Grabenausheben in Budy jenseits von Auschwitz, wohin man uns einige Wochen lang zur Arbeit trieb – starben Frauen. Ganz normal, sie fielen von selbst um oder wurden von SS-Männern totgeschlagen. Die Leichname mußte man ins Lager zurücktragen. Die Zahl mußte ja stimmen. Man ließ uns provisorische Tragen zimmern, auf denen wir den Leichnam zu sechst, selten auch zu viert, am Ende der Kolonne trugen. Ich erinnere mich gut, im ersten Moment wollte ich die Tote tragen, obwohl sich noch keine der anderen Frauen rührte. „Wie denn," dachte ich, „sollen wir unserer Leidensgefährtin den letzten Dienst verweigern?" Eine der Häftlingsfrauen mit „älterer" Nummer zog mich am Ärmel und brachte mich von meinem Vorsatz ab: „Geh nicht! Du hast gerade erst Typhus gehabt. Du schaffst es nicht und klappst selbst zusammen. Das tun die, die kräftiger sind. Es sei denn, man befiehlt es dir." Ich habe auf diesen Rat gehört und mich der Pflicht entzogen. Mit Mühe erreichte ich das Lager aus eigener Kraft. Lange konnte ich nicht verstehen und mich nicht damit abfinden, daß gewisse natürliche Regungen, die man mir von Kind auf eingeprägt hatte, der Logik der Verhältnisse weichen mußten, unter denen wir lebten. So etwas wäre im normalen Leben sicher verurteilt worden. „Warten, bis man's mir befiehlt?"

Auf dem Rückweg ins Lager mußten wir uns gegenseitig helfen, denn viele kamen so geschwächt zurück, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnten. Dann faßte man so eine taumelnde Frau und führte sie bis ans Lagertor, tröstete sie unterwegs, daß es nicht mehr weit sei und sie gleich auf der Pritsche ausruhen könne. Niemand von uns achtete darauf,

wen er führte. Ob bekannt, unbekannt oder ganz fremd, das war gleichgültig. Man wußte, daß die SS-Männer Frauen, die nicht mehr weiterkonnten, mit einem Tritt oder einem Kolbenschlag den Rest gaben. Wenn man das Lager erreichte, und war es auch mit den letzten Kräften, hatte man eine Überlebenschance. Diese Art der Opferbereitschaft war durch keinen Befehl erzwungen, sie war angesichts der unmenschlichen Verhältnisse im Lager einfache menschliche Pflicht. Wir ließen auf unserem „Schlachtfeld des Lebenskampfes" keine Verwundeten zurück. Die Schwerkranken, Fiebernden gingen, oft mit verletzten Füßen, in unserer Mitte; das kostete sie viel Mühe, sie baten oft, man möge sie zurücklassen, sie könnten nicht mehr. Auch ich war eine Zeitlang in dieser Lage, als ich nach der Entlassung aus dem Revier den Weg mit dem Kommando nach Budy und zurück bewältigen mußte. Ich spürte die hilfreichen Arme, die stärker waren als meine und mich auf dem Weg zum Lagertor stützten. Solche Tatsachen lassen sich weder messen noch aufzählen. Sie existierten eben, entsprangen dem Gesetz von Aktion und Reaktion. Sie waren der Versuch, mit einer Ethik, die in der erniedrigten Menschenmasse verborgen war, auf Rechtlosigkeit und Völkermord zu antworten.

Ich beobachte die Menschen in einer Großstadt. Auf den Straßen herrscht reger Verkehr. Am Fußgängerüberweg steht eine ältere Person mit weißem Stock, die auf einen geeigneten Augenblick wartet, um auf die andere Straßenseite zu gelangen. Niemand der Passanten hilft ihr. Man geht aneinander vorbei. Hat es eilig. Sieht nichts. Warum? – möchte man fragen. Vielleicht würden die hilflosen alten Menschen auf der Straße nicht übersehen und alleingelassen, wenn alle nicht nach Hause eilten, sondern zu einem Tor, hinter dem sie Hunger, Läuse, Dreck, Krankheit und Tod erwarten.

Es mag absurd klingen, was ich jetzt sage. Wenn es im Konzentrationslager Straßenbahnen gegeben hätte, so wäre niemals eine alte Frau neben einem sitzenden Jungen oder Mädchen gestanden und hätte sich mit zitternder Hand am Griff festgehalten, so daß sie bei jeder Kurve aus dem Gleichgewicht gerät. Wir hatten nur minimale Kräfte, aber auch die teilten wir untereinander im Namen der Solidarität, im Namen unserer Lagerethik, um den Kampf gegen unseren unversöhnlichen, gemeinsamen Feind zu gewinnen. Diese Überlegenheit der Ethik der Massen im Lager über ihre Ethik in der Freiheit halte ich für sehr wichtig und bedeutsam.

Dort, wo das Leben an einem Haar hing, wurde die moralische Haltung der großen Mehrheit der gefangenen Frauen – ohne daß darum großes Gerede und falsche Worte gemacht worden wären – zum Hauptantrieb des Verteidigungskampfes und zu einem Stützgerüst, das das Leben und Überleben erleichterte.

Ich erinnere mich da an konkrete Gestalten. Teresa Chodała kam aus einer armen Bauernfamilie. Sie besaß außer der Grundschule keine Bildung. Zofia (?) Stadnicka war äußerst gebildet und hatte feinste Manieren. Beide Frauen unternahmen Aktionen, die menschenunmöglich scheinen mußten. Aus Kartoffeln, Kohlrüben und Knoblauch, die sie im Laufe des Tages „organisiert" hatten, kochten sie nachts in einem großen Kessel Suppe. Dies taten sie in der leeren Nachbarbaracke, wobei sie mit bloßen Händen Brennholz aus Brettern machten. Unbemerkt von der Nachtwache trugen sie den Kessel voll dampfender Suppe in Baracke Nr. 7, weckten kranke Frauen oder horchten, in welcher Koje eine kranke Gefangene stöhnte, um ihr das heiße Getränk einzuflößen. Ihre Opferbereitschaft, bei der sie das Leben riskierten, verdient höchste Anerkennung, und ich versichere, daß sie dieser selbsterwählten Pflicht nicht nachkamen, um Beifall zu ernten. Sie erfüllten die schwere Pflicht im Einklang mit dem eigenen Gewissen, wollten denen Hilfe leisten, die in Not waren. Beide Frauen sind im Lager gestorben.

Man wird der beschriebenen Tatsache nicht gerecht, wenn man sie auf die Ebene des normalen Lebens überträgt, ohne sich in die Situation hineinzufühlen. Wir sind daran gewöhnt, nur die großen Taten, die großen Ereignisse zu sehen, die exponiert sind und von der öffentlichen Meinung traditionell gutgeheißen werden.

Einer meiner Erzieher schrieb mir in das Erinnerungsbuch der Schulzeit: „Wer weiß, wer der größere Held ist – der, dessen Namen die ganze Welt verehrt, oder die tausend Namenlosen, die vielleicht nur ihre eigene Familie glücklich machen." Niemals wird die Welt all die tausende namenloser Frauen zählen, die unter jenen Verhältnissen das Glück eines engeren Kreises von gefangenen Frauen waren. Nie werden wir wissen, wieviele Frauen zugunsten derer, die es am meisten brauchten, auf ein Stück Brot verzichtet haben; wieviele ihr Leben riskiert haben, um Bedrängten zu Hilfe zu eilen; wieviele gute Worte gefallen, wieviel Lächeln auf den grau gewordenen Gesichtern erschienen ist, damit die anderen, die fielen und resignierten, Mut fassen konnten. Wieviel Anstrengung nötig war, um sich vor Verwilderung, vor Zynismus und Geistlosigkeit zu schützen.

„Wie werden wir in der Freiheit leben," hörte ich, „wenn wir hier von Tag zu Tag unmenschlicher in unseren Gefühlen werden..." Denke ich heute an diesen Satz zurück, so wird mir klar, daß er Ausdruck höchster menschlicher Empfindungen war, da er im Albtraum eines Alltags fiel, der alles Menschlichen beraubt war. Auch wenn wir ungehobelt sprachen, auch wenn wir die guten Manieren und konventionellen Umgangsformen aufgegeben hatten – den Glauben an den Menschen, den Glauben an den Sinn des Lebens verloren wir nie.

In Anwesenheit von Dr. Mengele fanden im Revier die Selektionen von kranken und erschöpften Frauen zur Gaskammer statt. Die rechtzeitige Warnung vor einer geplanten Selektion machte es bisweilen möglich, sich vorzeitig aus dem Revier entlassen zu lassen – das war das Werk von Häftlingsfrauen vom Sanitätsdienst, aus der Schreibstube, der *Politischen Abteilung*. Mengele verfügte über eine uneingeschränkte Macht, der eine andere Kraft, die maskierte und konspirative Willenskraft, die Entschlossenheit und Bereitschaft zum Riskieren des eigenen Lebens entgegenstand.

Niemals vor oder nach dem Krieg hatte ich von der Existenz eines Arztes aus Tarnów gewußt, der einen Tag, nachdem Mengele mehrere Dutzend Häftlingsfrauen ins Krematorium geschickt hatte, als Häftling des Lagers Auschwitz in der

Revierbaracke im Frauenlager erschien. Dieser Arzt stellte bei mir eine Angina mit hohem Fieber fest. Er riskierte es, mich aus dem Revier zu entlassen, nur damit ich nicht Gefahr lief, in die Ewigkeit entlassen zu werden. „Im Lagergelände," sagte er, „haben Sie eine Überlebenschance." Ich war nicht die einzige, der eine helfende Hand gereicht wurde. Jede von uns verdankt es irgend jemandem, dessen Name meist unbekannt ist, daß sie überlebte. Dr. Reichman aus Tarnów (ich lege den Namen offen) riskierte nicht wenig, wenn er Kranke aus dem Revier entließ. Er rechnete damit, daß die Überlebensmöglichkeiten im Lager größer wären, als wenn die Frauen im Revier blieben, wo Mengele die Kranken gnadenlos ausrottete. Die Entscheidung dieses Häftlingsarztes scheint mir erwähnenswert nicht aus der Sicht der ärztlichen, sondern der allgemein menschlichen Ethik. Wie empört wäre man gewesen, wenn ich, ohne die Angelegenheit zu erklären, ohne auf die besondere Situation einzugehen, einfach geschrieben hätte: „Ich wurde mit Angina und hohem Fieber aus dem Revier entlassen." Es zeugt von der bewundernswerten Haltung eines polnischen Arztes, eines Häftlingsarztes, daß er mich in diesem Gesundheitszustand aus dem Revier entließ, um mein Leben zu retten.

Man könnte unendlich viele Beschreibungen derartiger Fälle anführen, besonders im Revier, wo die Häftlingsärztinnen und Sanitäterinnen Wunder vollbrachten und dabei ihr Leben riskierten. Diese Tatsachen sind ja auch aus der Lagerliteratur bekannt.

Zur ethischen Haltung der Masse der gefangenen Frauen gehört bekanntlich auch die kollektive Verantwortung für offene oder unbekannte Verbrechen. Eine Flucht aus dem Lager oder nur ein Fluchtversuch hatte jedesmal eine kollektive Strafe in Form von mehrstündigem Zwangsstehen, Knien auf der nackten Erde oder „Froschhüpfen" zur Folge. Einmal trieb man uns aus mehreren Baracken, insgesamt wohl einige tausend Frauen, und befahl uns, endlos lange in der Hocke auszuharren. Auf diese Weise wollte man das Geständnis derjenigen erzwingen, die sich zu verbotener Zeit in den Revierblock geschlichen hatte. Unter uns Tausenden, die wir reglos auf dem Platz verharrten, fand sich keine einzige, die mit dem Finger auf die „Verbrecherin" gezeigt hätte. Die Deutschen schäumten vor Wut, fluchten und ließen uns schließlich, ohne die „Schuldige" gefunden zu haben, alle zusammen in die Blöcke zurückkehren. Ich kann mich nicht entsinnen, daß in der Menge, mit der ich die Strafe absaß und dann in den Block zurückkehrte, auch nur ein Wort der Empörung oder Wut wegen dieser Strafe für eine nicht begangene Tat gefallen wäre. So wie auch eine Frau, die geflohen war, nicht beschimpft wurde. Eher weckte ihre riskante Tat Neid und zugleich Befürchtungen um ihr weiteres Schicksal. Sie hatte nach der Freiheit gegriffen, dem Ziel ihrer Träume. Aber wenn sie dann gefaßt und mit dem Schild auf der Brust „*Ich bin wieder da*" erneut ins Lager geführt wurde, herrschte ein unbeschreibliches Bedauern.

Bei den Kindern in der Schule beobachten wir oft, daß denunziert und gepetzt wird: „Ich war's nicht, er war's." Man sollte annehmen, dort im Lager hätte es eine ähnliche Erscheinung gegeben: „Ich war's nicht, sie war's." Ganz im Gegenteil. Ich kenne kein Beispiel, mit dem ich diese Tatsache untermauern könnte, aber ich weiß, wieviele verhaftete Frauen bei der Gestapo gelitten und niemanden verraten haben, und wieviel Schuld sie auf sich genommen haben, um jemand anders vor der Verhaftung, der Todesstrafe oder zusätzlichen Folterungen zu bewahren.

Es kam vor, daß im Zusammenhang mit einer politischen Sache immer neue Personen ins Lager gebracht wurden. Es war ungeschriebenes Gesetz, daß solche Dinge nicht im Lager erörtert und daß dort keine persönlichen Konflikte aus der Freiheit ausgetragen wurden. Im Angesicht des Todes und des gemeinsamen Feindes war dafür nicht der Ort. Diese Beobachtungen habe ich noch während meines Aufenthalts im Frauenlager in Birkenau gemacht, wo ich besonders darauf achtete, weil ich damit rechnen mußte, daß man jeden Augenblick eine meiner Vertrauten aus der konspirativen Arbeit ins Lager bringen könnte. Ein Jahr nach meinem Eintreffen im Lager wurde eine Meldegängerin aus derselben geheimen Organisation, in der ich tätig gewesen war, verhaftet und nach Birkenau geschickt. Die ersten Worte der Eingetroffenen, M. Ch., klangen beruhigend: „Mach dir keine Sorgen, ich bin nicht wegen dir verhaftet worden." Erst heute, 30 Jahre später, habe ich erfahren, daß die Gestapo in Zakopane M. Ch. deshalb ins Konzentrationslager geschickt hat, weil sie mit mir bekannt war.

Leute vom Rand der Gesellschaft, williges Werkzeug in der Hand des Feindes, verstießen gegen die moralische Haltung, von der ich hier mit Genugtuung schreibe, und zogen sie in den Schmutz. Leo aus der Sauna, Elza die „*Lagerälteste*", Stenia die Blockälteste und eine Reihe anderer – das waren Typen, die wir unangenehm zu spüren bekamen. Ihr hochgradig amoralisches Verhalten, ihr Mangel an positiven Empfindungen und ihr Sadismus geboten uns, auf Schritt und Tritt an sie zu denken. Das Bild wäre unvollständig, wenn ich nicht erwähnte, daß es Häftlingsfrauen gab, die bei den „dunklen Typen" der Lagergesellschaft Halt suchten. Darunter waren Kriminelle, Prostituierte und prinzipienlose Menschen. Das mag der Grund dafür sein, daß die weiblichen Funktionshäftlinge gerade im Lager Auschwitz in einem wenig schmeichelhaften Ruf standen; das muß umfassender diskutiert und darf nicht verallgemeinert werden. Es wäre ein Fehler, sie ausschließlich wegen der Zugehörigkeit zu einer von vornherein indiskutablen sozialen Gruppe zu verurteilen.

In der Baracke, in der ich „wohnte", gab es direkt unter meiner Koje, im niedrigsten Stock in einer Höhle auf dem Estrich, eine Frau, die sich damit legitimierte, daß man sie wegen öffentlicher Unzucht ins Lager gebracht habe. Sie bediente sich der Gossensprache. Im Lager übernahm sie keine Funktion. Im Umgang war sie unerträglich. Sie interessierte mich. Ich wollte herausfinden, wer sie wirklich war. Wie staunte ich, als ich von ihr hörte: „Die Deutschen ekeln sich vor mir, aber ich mich vor ihnen noch viel mehr." Eines Tages sah ich, wie sie eine Häftlingsfrau mit den Fäusten bearbeitete, weil die ihrer Nachbarin eine Portion Brot gestohlen hatte. Und manchmal, wenn der Lärm in der Baracke sich legte, hörte man vom Boden der Koje die heisere Stimme der Prostituierten. Sie

sang: „Ade, furchtbares Auschwitz und schreckliches Birkenau. Im Winter wird trostlos der Wind durch leere Baracken heulen." Von ihr habe ich diese Verse gelernt, die ungewöhnlich anrührend und seltsam klangen aus dem Munde einer Frau, der man gemeinhin alles Gefühl abspricht. Darüber sollte man einmal nachdenken.

Man kann die Gesellschaft schwerlich in Schichten von höher oder niedriger entwickelter Moral einteilen. Für eine solche Teilung gibt es wohl kein Kriterium. Wir beschränken uns auf Hypothesen, auf Einschätzungen, die sich auf konkrete Ereignisse stützen, wir summieren ähnliche Elemente, segregieren sie, aber es ist so gut wie unmöglich, eine These aufzustellen. Besondere Fälle, nicht alltägliche Geschehnisse überraschen uns und lassen uns solange impulsiv handeln, bis wir uns an die neuen Verhältnisse gewöhnt und angepaßt haben. Nur unter spezifischen Umständen geben wir uns leicht zu erkennen. So wie der Bergsteiger oder Sportler sich mit seinen Fähigkeiten nicht auf ebenem Wege bewährt, sondern auf steilen Pfaden und scharfen Serpentinen. Der Aufenthalt im Konzentrationslager, in einem Klima dramatischer Ereignisse, war für uns das schwerste Examen, von dem man sich zudem nicht befreien lassen konnte, vor dem es kein Zurück und keine Flucht gab. Dort mußte man leben.

Ich habe zum Ausdruck gebracht, daß es im Lager keine Prüderie gab. Die Welt dort war nackt, d.h. natürlich. Es ist jedoch gar nicht so einfach, gewisse Elemente der inneren Natur der durchschnittlichen Häftlingsfrau und ihrer moralischen Werte zu ermitteln. Die Schwierigkeiten sind folgende:

1) Niemand von uns hat im Lager über unsere Erlebnisse, Empfindungen und Reaktionen Buch geführt. Niemand von uns hat damals Untersuchungen zu unserer psychischen und psychologischen Struktur angestellt. Niemand hat Tests vorgenommen und systematisch Gespräche geführt.
2) Die Gemeinschaft der Häftlingsfrauen bildete eine fließende Masse, und obwohl sie ein Konglomerat von ganz verschiedenen Charakteren und ethischen Niveaus war, konnte sie sich praktisch nicht ergänzen und gegenseitigen Einfluß ausüben.
3) Bei jeder von uns hing die Einstellung zu den Dingen und Ereignissen in unserer Umgebung von dem jeweiligen sog. „Kurs" im Lager ab. Deshalb waren unsere Höhenflüge und Depressionen durch den Hauch der bösen Winde bedingt, die zu verschiedenen Zeiten mit unterschiedlicher Stärke, aus wechselnden Richtungen wehten und uns meist völlig überraschend ankamen.

Die von mir genannten Schwierigkeiten finden ihre Widerspiegelung sowohl in der Erinnerungsliteratur wie auch in speziellen Arbeiten über die Adaption an das Leben im Lager (z.B. von A. Teutsch*). Es ist gut, daß wir ehemaligen Häftlinge uns über Themen äußern können, die für das Leben des Menschen von großem Belang sind: Wie sind seine Persönlichkeit, seine Reaktionen und seine psychische Struktur, sein Denken und Verhalten beschaffen, wer ist er selbst und wer war er, als die Tore zur Freiheit hinter ihm zufielen und die normale Welt „für immer" aus seinem Blick verschwand.

Ich halte es nach wie vor für erforderlich, unsere Kenntnisse über die Konzentrationslager in sozialpsychologischer Hinsicht zu erweitern. Das vervollständigt unser Bild von den Konzentrationslagern, gibt ihm eindrucksvollere Züge, geht über die herkömmliche Darstellung des Lagers als eines Ortes physischer Leiden und Erfahrungen hinaus und zeigt, daß dort auch gekämpft wurde.

Um die Menschen im Konzentrationslager zu vernichten, brauchten die SS-Männer nur einen kräftigen Knüppel, einen harten Stiefelabsatz, die Faust oder das Krematorium, aber um den Menschen im Menschen zu zerstören, dazu fehlten den Nazis die Mittel. Und das ist die entscheidende Wahrheit über das Konzentrationslager; sie wird bezeugt von denen, die das Schicksal hat überleben lassen, und von denen, deren Asche auf den Feldern vor dem Lager verstreut und deren Andenken unvergessen ist.

* Vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 115, 116.

Elżbieta Piekut-Warszawska

Kinder in Auschwitz. Erinnerungen einer Krankenschwester*

Nach Auschwitz deportiert wurde ich am 13. Juni 1943 aus dem Gefängnis in Kielce. Dort kam ich in einen Block für Frauen, die außerhalb des Lagers arbeiteten und Gräben aushoben, Steine schleppten usw. In diesem Block waren wir ungefähr 1 500 Frauen, Polinnen und Jüdinnen aus Deutschland, Ungarn, Belgien, Holland, Frankreich, Griechenland und der Sowjetunion. Meine Arbeit bestand darin, daß ich den von der Arbeit zurückkehrenden Kameradinnen Hilfe leistete (ich verband den geprügelten Frauen ihre Wunden an Armen, Beinen und am Kopf) und auch psychisch auf sie einwirkte. Das war besonders wichtig, weil die im Lager eingeschlossenen Frauen infolge der ihre Kräfte überfordernden Arbeit, des Hungers und der Kälte schnell zusammenbrachen und deshalb Herzlichkeit und eine entsprechende Behandlung nötig hatten.

1944 erfuhr ich, daß ein Block für jüdische Zwillinge eingerichtet wurde. Ich war körperlich und nervlich extrem erschöpft (ich hatte sechs Monate lang schweres Fleckfieber und eine Paralyse der unteren Extremitäten) und nicht mehr weit vom völligen Zusammenbruch entfernt, ein Gefühl völliger Hoffnungslosigkeit hatte mich befallen und mir war überdies klar, daß ich bei der nächsten Selektion als Jüdin in das Krematorium geschickt werden konnte. Ich beschloß, mich zur Arbeit in diesem Block zu melden, in der Hoffnung, daß sich dadurch meine Lage ändere, ich einen Sinn im Leben im Lager fände und das Gleichgewicht wiedererlangen könnte. Das Bewußtsein, daß ich Kinder pflegen könnte, war eine Erlösung für mich, obwohl man mich warnte, daß die Häftlinge, die bei den Kindern arbeiteten, nach Beendigung der an diesen durchgeführten „Untersuchungen" mit ihnen in den Tod gehen.

Diesen Gedanken ließ ich nicht an mich herankommen. Das Wichtigste war, daß ich darüber meine eigene Person vergessen und mich den Kindern, die mich brauchten, widmen konnte. Darin fand ich mein Ziel.

In diesen *Zwillings*block kam ich im Juli 1944. Durch das Holzgebäude lief ein aus Ziegeln gemauerter Ofen, im Inneren waren Holzpritschen aufgestellt.

Zu dieser Zeit trafen immer mehr Transporte mit Juden aus Theresienstadt ein. Nach den Selektionen auf der Rampe wurden ungefähr 350 Zwillingspaare im Alter von 1 bis 16 Jahren in diesen Block gebracht, die zum Teil das gleiche Geschlecht hatten, zum Teil gemischt waren. Die Eltern dieser Kinder gingen ins Gas. Die Zwillinge waren jüdische Kinder aus Frankreich, Holland, Belgien, Ungarn und Deutschland. Sie sahen noch gesund und hübsch aus, waren allerdings verängstigt und verweint. Sie schliefen, je nach Alter zu zweit oder zu viert, auf einer Pritsche auf Strohsäcken ohne Bettlaken und Kissen. Für jede Koje gab es zwei Decken.

Die Verpflegung bestand aus dem schwarzen Lagerbrot, Margarine (sonntags Marmelade und Weißbrot), schwarzem Kaffee, Milchsuppe, Nudeln, Grießbrei, einmal in der Woche Wurst, Kartoffeln mit gekochter Kohlrübe und Käse. Die Kinder erhielten unabhängig vom Alter die gleichen Portionen, die sehr kalorien- und nährstoffarm waren und weder Vitamine (Obst usw.) noch Fett enthielten.

Das Personal des Blocks bestand aus der Blockältesten und zwei Kameradinnen, die mir als Hilfskräfte zugeteilt waren (ihre Namen sind mir entfallen, da wir bloß zwei Monate zusammen waren).

Der Juli und der August dieses Jahres waren sehr heiß und fast ohne Niederschläge. Wir drei mußten die Kinder täglich in kleinen Schüsseln mit geringen Mengen Wasser waschen (die Älteren halfen uns dabei). Die Einhaltung der persönlichen Hygiene der Kinder war die einzige Vorbeugemaßnahme, die wir gegen die Ausbreitung von Infektionen oder Epidemien anwenden konnten. Das erwies sich jedoch als keineswegs leichte Aufgabe. Das Wasser mußte ebenso wie jeder notwendige Gegenstand „organisiert" werden. Die hygienischen Bedingungen ließen deshalb auch trotz unserer Bemühungen viel zu wünschen übrig und wirkten sich fatal auf den Gesundheitszustand unserer Kinder aus.

Schon nach wenigen Wochen traten bei den Kindern die ersten Symptome von Avitaminose (Skorbut), Hals- und Augenentzündungen, Ödeme an den Extremitäten und Lungenentzündung auf. Die ärgste Gefahr bildeten die Ratten, die so groß wie große Katzen wurden und Tag und Nacht ihr Unwesen trieben. Es kam vor, daß die Ratten nachts schlafende Kinder töteten. Wir durften nachts kein Licht brennen lassen. Zwar hielten wir abwechselnd Nachtwache, viel half das aber nicht, da der Block sehr lang war und das Kind schon mit durchgebissenem Hals leblos dalag, bevor wir es wimmern oder schreien hörten und zu ihm hinlaufen konnten. Man kann sich vorstellen, wie schrecklich das war.

Die Situation wurde noch dadurch verschlimmert, daß es absolut keine Kinderwäsche und Kleidung zum Wechseln gab und auch Medikamente fehlten. Wir waren in jeder Hinsicht auf das angewiesen, was wir selbst „organisieren" konnten. Kein Mensch innerhalb des Lagers leistete uns auch nur die geringste

* Dzieci w obozie oświęcimskim (Wspomnienia pielęgniarki) (1967, H. 1, S. 204–205. Übersetzung (unter Verwendung eines Manuskriptdrucks des Internationalen Auschwitz-Komitees): Jochen August.

Hilfe. Es gelang uns jedoch, Kontakte mit zwei Ärzten aus dem Männerlager, dem Chirurgen Doktor Zygmunt Herman und dem Laryngologen Doktor Fastman anzuknüpfen. Diese beiden Ärzte schickten mir durch den Zaun ein wenig antiseptische Mittel, Aspirin, Salben, Tropfen und Verbandsmaterial.

Wenn wir ein Kind bei schwereren Erkrankungen dem Revier übergeben mußten, kehrte es von dort nicht mehr zu uns zurück.

Wir fragten uns, zu welchem Zweck dieser Block eigentlich eingerichtet war. Das sollte sich bald aufklären. Nach etwa drei Wochen ließ man uns wissen, daß eine Kommission in unseren Block kommen werde. Tatsächlich tauchte Mitte August eines Tages um die Mittagszeit Dr. Mengele in Begleitung von zwei deutschen Unterführern und der *Lagerältesten* Stenia in unserem Block auf. Nach der Besichtigung unseres Blocks bekam ich die Anweisung, die Kinder nach dem Nummernverzeichnis (alle Kinder waren auf dem Arm tätowiert) und nach dem Alter in Gruppen zu dem Ambulatorium im Männerlager zu bringen. Es zeigte sich, daß sie dort „untersucht" werden sollten. Später stellte sich heraus, daß dort anthropometrische, röntgenologische und morphologische Untersuchungen durchgeführt wurden. Wie mich eine polnische Ärztin informierte, sollten damit spätere Versuchsoperationen vorbereitet werden.

Die anthropometrischen Untersuchungen wurden so durchgeführt, daß die Kinder nackt ausgezogen wurden und an ihnen stundenlang (zwei bis fünf Stunden) mit Präzisionsgeräten (Winkelmesser, Zirkel, Rechenschieber) Messungen vorgenommen wurden. Während der Untersuchung wurde bei den Zwillingspaaren kontrolliert, ob die Körpermaße identisch waren. Dabei wurde viel aufgeschrieben. Für die Kinder war das ein schlimmes Erlebnis. Morgens um sechs Uhr standen sie verängstigt, müde, hungrig und starr vor Kälte auf und liefen die eineinhalb Kilometer vom Block zum Ambulatorium.

Anschließend wurden die röntgenologischen Untersuchungen unter den gleichen Bedingungen durchgeführt. Es war damals – immerhin Ende September, Anfang Oktober – schon sehr kühl, und das Untersuchungszimmer war ungeheizt. Die untersuchten Kinder standen fünf bis fünfzehn Minuten lang nackt vor dem Röntgenschirm, da das Bild während der Durchleuchtung erörtert und diskutiert wurde. Die Folgen dieser „Untersuchungen" ließen nicht lange auf sich warten. Nach der Rückkehr in den Block fingen die Kinder an zu fiebern, bekamen Angina, starken Husten, Entzündungen der Nebenhöhlen und häufig Lungenentzündung. Fachleute werden beurteilen können, daß hier die verlängerte Röntgenbestrahlung der Kinder, oft ein nervöser Hintergrund und die beschriebenen Verhältnisse die entscheidende Rolle spielten.

Besonders dramatisch verliefen die abschließenden morphologischen Untersuchungen. Den Kindern wurde zuerst aus dem Finger, dann aus der Vene Blut entnommen, manchmal zwei- bis dreimal bei dem gleichen Opfer. Die Kinder schrien, wehrten sich und ließen sich nicht anrühren. Große Angst hatten sie vor dem Einstich. Das Personal wandte schließlich Gewalt an. Ich weinte mit den Kindern. Mir wurde befohlen, den Raum zu verlassen, da ich die Kinder nicht beruhigen konnte. Als sie dann herauskamen, warfen sie sich schluchzend in meine Arme; ich küßte sie innig und zärtlich und beruhigte sie allmählich.

Unterdessen wechselten die Gruppen der Untersuchten, und den „durchuntersuchten" Kindern wurde bereits Blut aus den Venen abgenommen (20 cm^3). Das Blut wurde für jedes Kind in gesonderten Flaschen konserviert. Es soll für Soldaten an der Front bestimmt gewesen sein. Jedem dieser ausgewählten Kinder wurden innerhalb von sechs Wochen 20 bis 50 g Blut abgenommen.

Von Juli bis Oktober sank die Zahl der lebenden Kinder auf etwa dreihundert.

Den Kindern wurden auch Flüssigkeiten in die Augen geträufelt. Den eigentlichen Eingriff konnte ich nicht beobachten, da die Kinder in einen Nebenraum geholt wurden. Eines der beiden Kinder bekam beide Augen eingeträufelt, das andere nur ein Auge. Ich wurde angewiesen, nur die Reaktionen zu beobachten und bei Veränderungen, Rötungen oder Schwellungen keinesfalls einzugreifen.

Die Folgen dieser Prozedur waren für die Opfer sehr schmerzhaft. Es traten starke Lidschwellungen, Brennen und gesteigerter Tränenfluß ein. Diese Reaktion hielt etwa sechs bis acht Stunden an. Zwei Tage später sollte ich mich wieder mit diesen Kindern einfinden. Da die Kinder sehr litten und ich das bei ihnen angewandte Mittel nicht kannte, handelte ich instinktiv, versuchte, Milch oder Molke zu bekommen und machte Umschläge auf die schmerzenden Augen. Die Schwellungen gingen nicht zurück, die Kinder sagten aber, daß das Brennen nachgelassen habe. Mir ging es allein darum, daß die Kinder nicht litten. Als ich bei der nächsten Visite nach der Reaktion der Kinder auf den Eingriff gefragt wurde, sagte ich nichts von den Umschlägen. Die Kinder wurden dabehalten und kehrten nicht mit mir in den Block zurück.

Als unser Block Ende Oktober in das Zigeunerlager verlegt wurde, ging ich mit den Kindern. Hier waren die Verhältnisse noch schlimmer, da wir in einen Block für Erwachsene gerieten, in dem mehrstöckige Pritschen standen und es keinen Ofen gab. Die Kinder wurden weiter untersucht. Krankheiten griffen die ausgemergelten Organismen immer stärker an. Schwellungen in der Mundhöhle, Skorbut, starke Augenvereiterungen und Durchfall traten auf. Die Kinder starben. Wieder wurden die Opfer nach der Untersuchung dabehalten; ich habe nie erfahren, was mit ihnen geschehen ist.

Im Block wurde die Kälte immer mehr fühlbar, der erste Schnee fiel, und die Hoffnung wurde immer geringer, daß die noch lebenden Kinder den beginnenden Winter überleben würden. Dieser Zustand blieb so bis zum 17. Januar 1945, also bis zur Evakuierung des Lagers. Alle gesunden und erwachsenen Häftlinge, darunter auch ich, bekamen den Befehl, das Lager zu verlassen. Ich ließ ungefähr 150 Kinder im Block zurück. Ich konnte mich nicht einmal von ihnen verabschieden.

Wenig später wurde das Lager befreit, und das Rote Kreuz nahm sich der im Lager zurückgebliebenen Häftlinge an.

Dieser trockene Bericht kann natürlich die schreckliche Wirklichkeit und die von Angst und Grauen erfüllte Atmosphäre nur zum Teil wiedergeben; er ist nur eine Skizze all

dessen, was ich erlebt und gesehen habe. Mir wurde klar, welche entscheidende Rolle Herzlichkeit und Umsorgung unter Verhältnissen bedeuten, wo es so beschränkte Möglichkeiten für Prophylaxe und wirkliche krankenpflegerische Hilfe gab. Diesen Kindern habe ich es zu verdanken, daß ich mein Gleichgewicht und meinen Lebenswillen zurückgewann, aber wie wenig konnte ich für sie tun.

Ergänzt werden sollte noch, daß einige Kinder überlebt haben. Im Herbst 1944 traf ein kleiner Transport mit Juden aus Krakau-Płaszów ein, darunter der sechsjährige Henryś Sytner und seine Mutter. Die Mutter wurde von ihm getrennt. Henryś versteckte sich bei mir im Block. Er hat überlebt, ist Journalist und arbeitet beim Polnischen Rundfunk. Nach dem Krieg hat er wie durch ein Wunder seine Mutter wiedergefunden.

Eugeniusz Brzezicki, Adolf Gawalewicz, Tadeusz Hołuj, Antoni Kępiński,
Stanisław Kłodziński, Władysław Wolter

Die Funktionshäftlinge in den Nazi-Konzentrationslagern. Eine Diskussion*

Auf Anregung der Krakauer Abteilung der Polnischen Ärztegesellschaft fand am 25. Januar 1967 anläßlich einer feierlichen Sitzung zum 22. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau eine öffentliche Diskussion statt, die die Rolle der Funktionshäftlinge in den Nazi-Konzentrationslagern zum Thema hatte. Die Diskussion eröffnete ihr Organisator, Prof. Dr. Józef Bogusz. Sie stand unter der Leitung des Schriftstellers Tadeusz Hołuj, ehemaliger Auschwitz-Häftling Nr. 62937, der sich in seinem Werk unter anderem mit dem hier diskutierten Problem befaßt. Prof. Bogusz stellte die Diskussionsteilnehmer vor. Es waren Dr. Eugeniusz Brzezicki, einer der am 6. November 1939 verhafteten Krakauer Professoren, ehemaliger Häftling von Sachsenhausen, heute Professor für Neurologie und Psychiatrie in Krakau; Dr. Adolf Gawalewicz, ehemaliger Häftling von Auschwitz (Nr. 9225) und Bergen-Belsen, heute Rechtsanwalt; Dr. Antoni Kępiński, Dozent für Psychiatrie in Krakau, einer der Initiatoren der wissenschaftlichen ärztlichen Untersuchungen ehemaliger Häftlinge; Dr. Stanisław Kłodziński, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik für Lungenheilkunde der Medizinischen Akademie Krakau, ehemaliger Auschwitzhäftling Nr. 20019 und Häftlingsarzt, Träger von Ehrenämtern und Mitglied der internationalen Widerstandsbewegung Auschwitz-Mauthausen; Dr. Władyslaw Wolter, auch er gehörte zu den am 6. November 1939 in Krakau verhafteten Hochschullehrern, war Häftling des Konzentrationslagers Sachsenhausen (Nr. 5172) und ist heute Professor für Strafrecht der Jagiellonen-Universität Krakau.

Vor der Diskussion wurde ein Film aus der Gedenkstätte Auschwitz gezeigt. Der Film „Erziehung (Ich war ein Kapo)"** handelt von einem ehemaligen Häftling des KZ Auschwitz-Birkenau, der in Polen eine lebenslängliche Freiheitsstrafe für seine Verbrechen im Lager verbüßt. Die im Film festgehaltenen Äußerungen dieses Funktionsträgers des todbringenden Lagerapparats waren ein guter Einstieg in die Problematik, von der die folgenden Diskussionsbeiträge handeln.

Tadeusz Hołuj:

Die Diskussion ist nicht nur deshalb so schwierig, weil das Problem in der Wissenschaft, in der Geschichte und in der Fachliteratur ungeklärt ist, sondern weil wir selbst es noch nicht geklärt haben. Darum ist diese Diskussion eine Improvisation. Wir wollen ganz einfach unsere Gedanken austauschen und an der Diskussion teilnehmen, die in der Öffentlichkeit anhält. Es geht schließlich nicht allein um wissenschaftliche und historische Forschungen. Es ist jetzt bereits das siebte Auschwitz-Heft des „Przegląd Lekarski" erschienen, in dem versucht wird, diese Angelegenheit von der wissenschaftlichen Seite zu beleuchten. Damit ist die Frage aber noch keineswegs erschöpft. Das sind erst Schritte am Anfang. Das ist heute auch eine politische Frage und insofern heikel, als das Problem der Funktionshäftlinge nicht nur in Polen, sondern auch gerade in Westeuropa einen wichtigeren Platz einnimmt, als das in den verschiedenen Publikationen, der belletristischen Literatur, den Aussagen und Filmen scheinen mag.

Eigentlich begann das gleich nach dem Krieg, als 1945 Nazi-Opfer in den Straßen von Paris demonstrierten und man unter den Transparenten auch Parolen gegen die Funktionshäftlinge, darunter auch viele gegen Polen fand: „Polen, die Mörder aus den Lagern". Heute gibt es diese Transparente nicht allein aus dem Grunde nicht mehr, weil ziemlich viel Zeit vergangen ist und viele Fragen unter den Häftlingen selbst geklärt worden sind. Dennoch erscheint immer wieder ein Film oder ein polemisches Buch, in dem eben diese Angelegenheit künstlerisch oder wissenschaftlich aufgegriffen wird.

Es ist nicht einfach, sich über diese Frage Klarheit zu verschaffen, die in der Tat sehr weitgespannt ist. Wir werden hier von grundsätzlichen Fragen, von der menschlichen Moral, von der Haltung der Menschen sprechen, über etwas, worüber man eigentlich seit Bestehen der Menschheit spricht. Es kann von uns schwerlich verlangt werden, daß wir dies hier endgültig klären.

Schließlich ist dieses Problem eine Angelegenheit für viele Fachleute verschiedener Richtungen: Für den Juristen, wenn es nicht nur um die Bewertung nach dem in den einzelnen Ländern gültigen Strafrecht geht, sondern auch nach dem ungeschriebenen Gesetz, das unter den Häftlingen galt; für den Soziologen, der zu bewerten hätte, was für eine Gesellschaft das war, in der die Funktionshäftlinge herrschten, war sie normal oder unnormal, und wenn sie unnormal war, in welchem Grade; ein Problem weiter für den Ethiker, um sich mit den ethischen Normen zu befassen, die nicht nur im Lager entstanden, sondern diesem Lager durch das bestehende Nazisystem und die SS von außen aufgezwungen wurde.

* Więźniowie funkcyjni w hitlerowskich obozach koncentracyjnych (Dyskusja) (1968, H. 1, S. 253–261; leicht gekürzt). Übersetzung: Veronika Körner. – Im Einverständnis mit den Diskussionsteilnehmern redaktionell gekürzte Tonbandabschrift.

** „Edukacja (Byłem Kapo)". Regie: T. Jaworski. Text: R. Kozielewski, T. Jaworski. Produktion: Studio für Dokumentarfilme Warschau.

Unsere Diskussion bliebe akademisch, wenn wir uns nicht zu Beginn einige historische Fragestellungen vor Augen führen würden. Ich bin der Ansicht, daß wir keine ethischen, moralischen oder strafrechtlichen Urteile sprechen können, wenn wir die Angelegenheit losgelöst von der Geschichte betrachten, wenn wir nicht zumindest kurz uns und unseren Zuhörern bewußt machen, welcher Art diese Gesellschaft im Lager überhaupt war, das heißt, ob es eine freiwillige oder erzwungene Gesellschaft war, und welche Bedingungen diese Gesellschaft dann eingehen mußte. Das heißt also, haben erst die Häftlinge sich selbst bestimmte ethische Normen geschaffen, oder wurde das Lager bereits zu einem bestimmten Zweck eingerichtet, oder sollte das Lager tatsächlich nur dazu dienen, unbequeme Elemente aus Europa aufzunehmen und sie einige Jahre oder bis zum Ende des Krieges festzusetzen, oder ging der Zweck des Lagers weiter. Die Frage nach der Gesellschaft, in der unser Diskussionsgegenstand überhaupt erst entstehen konnte, halte ich für die Grundlage unseres Gesprächs.

Adolf Gawalewicz:
Wie sollen wir also eine Antwort auf die hier eben gestellte Frage formulieren, was das für eine Gesellschaft in dem uns interessierenden Abschnitt der Geschichte der Nazi-Konzentrationslager in den Kriegsjahren von 1939 bis 1945 war? Es scheint mir, daß die lapidare Feststellung, diese Gesellschaft war ein künstliches, anormales und unnatürliches Geschöpf, die Grundvoraussetzung für den Versuch einer Antwort auf die Frage sein kann. Diese Künstlichkeit hatte ihre Ursachen in verschiedenen Faktoren, die sie formten. Der erste Faktor ist die Art und Weise, in der die Häftlingsgesellschaft gegründet wurde, nämlich unter Zwang. Schließlich ist niemand freiwillig in das Lager gegangen. Auch die Entwicklung der Häftlingsgesellschaft, also die Veränderungen ihrer Zusammensetzung, die Ab- und Zugänge, fanden auf unnatürliche Weise statt. Das hatte bedeutenden Einfluß auf die Struktur dieser Gesellschaft im Lager, die sich sehr wesentlich von einer Gesellschaft, die normalen Entwicklungsgesetzen unterliegt, unterschied.

Vor allem die quantitativen und qualitativen Proportionen (der sich in der Regel gewaltsam ändernden Zusammensetzung der Häftlingsmasse) hinsichtlich Alter, Nationalität, Religion, politischer Überzeugung, ideologischem und moralischem Niveau und Bildung gestalteten sich ganz anders als in einer normalen Gesellschaft. Die Häftlinge unterschieden sich auch in ihrer Gewöhnung an einen bestimmten Lebensstandard und in weiteren Eigenschaften, wie der psychischen und physischen Widerstandsfähigkeit. Es ist auch nicht ohne Bedeutung, daß die gewaltsam gefangengesetzten Massen nach Geschlecht getrennt wurden (Männerlager und Frauenlager). Diese Unterteilung hatte einen spezifischen Einfluß auf die Lagergesellschaft. Wenn wir uns das Ausmaß dieser Schichtung bewußt machen, so hat das wichtige Konsequenzen für unser Diskussionsthema. Natürlich sind all diese Schichtungen in den verschiedenen Zeiträumen und in den gleichen Lagern in unterschiedlicher Stärke aufgetreten. Man kann also behaupten, daß die Schichtung der Lagergesellschaft unter vielen, sehr wichtigen Aspekten, die sich grundsätzlich von einer freien Gesellschaft unterscheiden, eine Konsequenz der anormalen Grundsätze war, nach denen die Lager geschaffen wurden.

Eine Gesellschaft dieses Typs unterstand dem Einfluß eines Lagerregimes, das die Anormalität des Lagergebildes in entscheidendem Maße potenzierte. Unter dem Begriff „Lagerregime" verstehe ich den ganzen Komplex von Geboten, Verboten, Quasi-Normen und moralischen Werten, den die SS den Häftlingen einzuimpfen versuchte, und dem die Häftlingsgesellschaft durch den brutalen Angriff der Machthaber im Lager ausgesetzt war. Zu nennen sind hier auch Dinge, die mit der Befriedigung der elementaren Lebensbedürfnisse zusammenhängen, also Fragen der Unterbringung, der Ernährung und der Arbeit.

Die anormal geschichtete Häftlingsgesellschaft stand unter der Einwirkung eines höchst anormalen Lagerregimes und mußte aus diesem Grunde einige bedeutsame Konsequenzen auf sich nehmen. Unter diesen Konsequenzen steht an erster Stelle – mit Blick auf das Diskussionsthema – die Veränderung der bisher (das heißt im Zivilleben) gültigen Wertehierarchie sowohl im Bereich der moralischen Wertungen, als auch im Verhältnis zu körperlicher und geistiger Arbeit, zu den technischen Fähigkeiten und den humanistischen Qualifikationen. Diese gewaltige Umwertung, die Abwertung der einen und Aufwertung anderer Werte, konnte bei manchen Individuen zu einem Verfall ethischer Grundsätze führen und führte auch dazu, also zu einer gewissen „Akklimatisation" und Abstumpfung. Fertige, aus der freien Welt hereingetragene Verhaltensmuster versagten. Es entstanden „günstige" Bedingungen zur Herausbildung der Auffassung, Opfer seien (in vielen Situationen) sinnlos. Wertvolle Individuen standen vor dem Dilemma, in den sich verändernden Situationen eine Funktion auf sich zu nehmen oder weiter auszuüben, wodurch zwar die Gelegenheit gegeben war, den Mithäftlingen zu helfen, dies jedoch um den Preis, daß man den Lagerbehörden bei der Erfüllung ihrer Aufgaben scheinbar oder – objektiv gesehen – mehr oder weniger effektiv behilflich sein mußte. Mit welchem Maß sind auf diesem Hintergrund die Richtigkeit und der moralische Aspekt dieser Entscheidung zu messen, wenn in Betracht gezogen wird, daß die Lagerbehörden umfassende Möglichkeiten hatten, einen wertvollen Menschen durch einen Schurken zu ersetzen? Schließlich darf auch nicht vergessen werden, daß der Häftling nur über einen sehr beschränkten Spielraum verfügte, in dem er sein Verhalten selbst bestimmen konnte.

Das sind einige der Konsequenzen, die der Häftling durch die oben geschilderte Schichtung der vom Lagerregime terrorisierten Lagergesellschaft tragen mußte. Doch wir müssen auch unbedingt auf die Konsequenzen aufmerksam machen, die aus den gleichen Ursachen für die Lagerbehörden folgten. Die Situation der Häftlinge gab ihren Bewachern die Möglichkeit, ihre Helfer dem Zweck des Lagers entsprechend auszuwählen, die Möglichkeit, nach dem Grundsatz divide et impera zu verfahren und ihre Ideologie zu infiltrieren. Und trotzdem verzeichnet die Geschichte der Konzentrationslager eine lange Reihe von Taten, die großen Mut, Heldentum, Selbstverleugnung und Aufopferung verlangten. Wir diskutieren also hier über sehr heikle Fragen.

Tadeusz Hołuj:
Dr. Gawalewicz sagte, die Unterteilung, die im Lager bestand, in Nationalität, Religionszugehörigkeit und Rassen sei unnormal und künstlich gewesen, aber solche Unterteilungen bestehen auch in der Welt. Was war also hier unnormal? Ich denke, daß dies nicht die gleichen Unterteilungen waren; wenn beispielsweise in der Hierarchie der Zivilisations- und Kulturwerte ein studierter Franzose höher steht als beispielsweise ein griechischer Wasserträger, so mußte sich dieser Unterschied im Lager nicht bestätigen. Im Lager gab es eine andere Hierarchie der Schichten. Wenn jemand ein bedeutender Intellektueller war und sein zuweilen langes Leben lang Vorträge über Moral gehalten hat, so mußte er im Lager überhaupt kein hochethischer Mensch sein. Dort sahen die zwischenmenschlichen Beziehungen anders aus, denn eine normale Unterteilung nach Nationalität, Rassen, Religionen usw. besteht überall. Entsprachen dem die Werte im Lager? Wahrscheinlich nicht, dort bewährten sich völlig andere Merkmale, dort fand eine große Umwertung statt.

An der Spitze der Hierarchie stand ein Mensch, der im zivilen Leben nicht an der Spitze der entsprechenden sozialen Gruppe gestanden hatte. Es war also ein Wertesystem, nach dem zum Beispiel ein guter Schlosser ganz sicher höher stand, als ein Akademiker, der mehrere Fakultäten absolviert hatte, denn so war das Lagerregime ungeachtet des Terrors und der Verfolgung, so war die Struktur dieser Gesellschaft. Das war der erste große Schock. Menschen, die aus einer konkreten Schicht kamen, fanden sich plötzlich unter völlig anderen sozialen Bedingungen wieder. Es ist bekannt, daß beispielsweise die Häftlinge, die aus großem Wohlstand und hoher Zivilisation in das Lager kamen, am schnellsten zusammenbrachen, weil sie sich absolut nicht an das Lager und seine Gesellschaft anpassen konnten. Die ersten polnischen Transporte hielten sich zum Beispiel ausgezeichnet. Es waren junge Männer, die über die Grenze gehen wollten und geschnappt worden waren und die der Krieg noch nicht zugrundegerichtet hatte; sie kamen direkt ins Lager und hatten deshalb eine größere Widerstandskraft, als die später eingelieferten. Eine zweite Frage ist, welcher Art die moralischen und juristischen Normen im Lager waren, denn meiner Ansicht nach reicht die Feststellung, diese hätten existiert, nicht aus. Haben also die Häftlinge, die in das Lager kamen und es füllten, tatsächlich juristische und ethisch-moralische Normen geschaffen oder bereits ein bestimmtes Normensystem angetroffen, das diesem Milieu von der SS aufoktroyiert und von ihnen nur befolgt wurde.

Eugeniusz Brzezicki:
Eigentlich gab es zwei Arten von Lagern. Es gab die Musterlager, in denen wir, die Professoren, waren, etwa Sachsenhausen und Dachau bei Kriegsbeginn. Später wurden die *Vernichtungslager* eingerichtet, in denen de facto hauptsächlich Menschen vernichtet wurden. Darum ist es schwer, die Verhältnisse in diesen beiden Lagertypen zu vergleichen. Unsere Kameraden aus diesem anderen Lagertyp lebten in völlig anderen und bedeutend schlechteren Verhältnissen. Dort konnte der Mensch leichter zusammenbrechen, als unter den Bedingungen, in denen wir lebten. Allerdings muß ich sagen, daß ich sogar in diesem Musterlager auf sehr hohem Niveau stehende Menschen gesehen habe, die schon im Anfangsstadium zusammenbrachen und Dinge machten, die diese Menschen im normalen Leben nicht getan hätten. Es geht zum Beispiel um Brotdiebstahl, der im Lager deshalb so furchtbar war, weil dadurch das Leben anderer auf dem Spiel stand. Im übrigen sind diese Unterschiede zwischen den Lagern, die ich hervorgehoben habe, später zurückgegangen. Die Musterlager wurden in späterer Zeit bedeutend schlimmer.

Tadeusz Hołuj:
Zweifellos gab es Unterschiede zwischen den einzelnen Lagern und auch in der Entwicklungsgeschichte der Lager. Aber es bestand sowohl in den Vernichtungslagern, als auch in den Arbeits- und den alten Musterlagern eine bestimmte SS-Norm in der Beziehung zum Menschen, denn es ging nicht allein um biologische Vernichtung. Und nach diesen Normen richtete sich die Lagergesellschaft. Ich stelle mir das so vor, daß es – wie die Nazi-Dokumente erkennen lassen – eine bestimmte Hierarchie weniger der moralischen Werte, als ganzer Nationen und sozialer Gruppen gab. An oberster Stelle standen die Deutschen; im Konzentrationslager galten die Deutschen als etwas Besseres. An der Spitze dieser Hierarchie standen Kriminelle, Leute aus der *Wehrmacht* und einige wenige Nazis, denn wenn jemand Nazi war, saß er eigentlich nicht im Lager, auf jeden Fall waren es Deutsche, deutsche Staatsbürger; später wurde das auf den Begriff *reichsdeutsch* ausgeweitet, es konnten sogar Österreicher sein; es konnten auch Oppositionelle sein, aber allein die Tatsache, daß es um einen Bürger des Großdeutschen Reiches ging, daß er deutsch konnte, schaffte für diesen Menschen eine andere Situation. Sogar die deutschen oder auch österreichischen Kommunisten hatten eine wesentlich bessere soziale Stellung im Lager (denn es geht um die soziale und nicht um die politische Stellung) als kommunistische Tschechen oder Franzosen, die für gewöhnlich ausgerottet wurden. Im Verhältnis zum Menschen im Lager ging es darum, daß Menschliche in ihm zu vernichten, er sollte nicht nur körperlich ausgelöscht werden. Es geht also darum, welcher Art angesichts dessen die Normen im Konzentrationslager waren, das heißt, was die SS in diesem System für gut und für sich nützlich hielt und was nicht.

Stanisław Kłodziński:
Das System der Konzentrationslager, das von der SS festgelegt worden war, sah in den verschiedenen Phasen unterschiedlich aus. Wenn wir voraussetzen, daß wir uns in dieser Diskussion mit dem System der NS-Konzentrationslager während des Zweiten Weltkriegs befassen, dann wissen wir, daß die von der SS für die Häftlinge aufgestellten Normen in den ersten zwei Jahren der deutschen Siege anders aussahen, als in den darauffolgenden Jahren. Außerdem stellte die SS unterschiedliche Anforderungen an die verschiedenen Kategorien von KZ-Häftlingen. Auch das Konzentrationslager Auschwitz machte verschiedene Entwicklungsphasen durch. In der Anfangsphase war es ein Vernichtungslager für Polen, anschließend für

Russen und Polen und in der dritten Phase für Juden. Die dorthin gelangten polnischen Häftlinge starben vor allem gemäß den Zielen der AB-Aktion, die Russen waren vor allem „Kommissare", die aus den Kriegsgefangenen herausselektiert wurden, die Juden wurden aus rassischen Gründen verfolgt.

In der ersten Phase, also bis zur Niederlage bei Stalingrad, spielte die Arbeitskraft des polnischen Häftlings keine erhebliche Rolle für die SS. Der Häftling sollte durch die Arbeit so schnell wie möglich umkommen. Die SS sollte gemäß dem politischen Plan die ins Lager geschickte polnische Intelligenz in kürzester Zeit ausrotten. Der Ausbau des Lagers und weitere politische, wirtschaftliche und Kriegsziele waren nur ein Nebeneffekt, der nur den Häftlingen zu überleben erlaubte, die sich in den Wirtschaftsbetrieben des Lagers unentbehrlich machen konnten (mit Ausnahme derer, die von entsprechenden Gestapostellen verurteilt wurden).

In dieser ersten Phase der Lager bis zur Niederlage bei Stalingrad setzte sich die Lagergesellschaft aus zwei Klassen zusammen: der namenlosen Masse arbeitender, geschlagener, hungernder und sterbender Häftlinge ohne irgendwelche Rechte und einer zahlenmäßig geringen Elite von Funktionshäftlingen, deutschen kriminellen Häftlingen, die in anderen Lagern geschult und dann hierher verlegt worden waren. Die Funktionshäftlinge waren der verlängerte Arm der SS. Ihre übrigens durchaus erträgliche Existenz hing davon ab, ob sie die Befehle der SS exakt ausführten. Bar jeglicher moralischer Skrupel übertrafen sich diese Häftlinge gegenseitig in ihrer Dienstfertigkeit, der Denunziation usw. und potenzierten so noch die Atmosphäre des blutigen Terrors. Die Ordnung für die alten Lager wie Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen war in Auschwitz eine Fiktion. Als in Auschwitz immer mehr Transporte politischer Häftlinge aus den besetzten polnischen Gebieten eintrafen, stellte sich heraus, daß die Häftlinge zu langsam starben. Die Zahl der Häftlinge nahm täglich zu. Der Führungskader der SS und die routinierten Funktionshäftlinge reichten nicht mehr aus. Das Lager sollte sich gigantisch ausweiten. Die Lagerkommandantur erhielt immer größere wirtschaftliche und politische Aufgaben. Es wurde erforderlich, den Kreis der Funktionshäftlinge zu vergrößern und zu stabilisieren. Die vorübergehend für den Ausbau des Lagers wichtigen Fachkräfte unter den Häftlingen – Handwerker, Ingenieure, Ärzte – konnten ihre Stellung festigen. Sie konnten, da sie unentbehrlich waren, allmählich die bestehende „Ordnung im Lager" beherrschen und abändern und versuchen, die abgestumpften und aller moralischen Prinzipien baren kriminellen Funktionshäftlinge zu verdrängen.

Der Kampf um die Eroberung der „Selbstverwaltung" ging im Lager unaufhörlich, unauffällig, rücksichtslos und spontan vor sich, wobei alle Mittel recht waren. Gegen den Willen und die Pläne der SS wurden die Funktionshäftlinge mit grünem Winkel nach und nach durch Häftlinge mit rotem Winkel ersetzt. Natürlich wurden nun die neuen Funktionshäftlinge, die politische Häftlinge waren, in ihren exponierten Stellungen der erwähnte verlängerte Arm der SS. Von der Leistung der Funktionshäftlinge hing in gewissem Umfang das Tempo des Todes in Auschwitz ab. War es also moralisch begründet, daß die politischen Häftlinge die Funktionen im Lager übernahmen? Der Beweggrund, eine Funktion im Lager zu übernehmen, war einerseits egoistisch, da der Funktionshäftling ganz unbestritten sein Leben zumindest eine Zeitlang retten konnte, andererseits fügte er sich so in die Todesmaschine ein und machte es der SS leichter, seine Kameraden zu vernichten. War das Bemühen um eine Funktion im Lager also die instinktiv gesuchte Möglichkeit, das eigene Leben zu retten, wobei das Gemeinwohl der Häftlinge nur ein Vorwand war? War diese Gratwanderung des Funktionshäftlings, dieser unaufhörliche Kampf, berechtigt, der zwischen der Ausführung der Pläne und Befehle der SS und den verborgenen Aktionen zugunsten der Mithäftlinge stattfand? Eines steht allerdings wohl ganz außer Zweifel: Sehr viele von den unter uns weilenden und heute noch lebenden ehemaligen Häftlingen der Nazi-Konzentrationslager waren Funktionshäftlinge.

Tadeusz Hołuj:
Eine Anmerkung. War es denn wirklich so, daß nur die Teilung in Funktions- und andere Häftlinge über das Überleben im Lager entschied? Wir wissen doch schließlich aus allen Lagern – wenn wir die Anfänge der Lager in Betracht ziehen –, daß beispielsweise ein Jude oder ein Priester keine Überlebensmöglichkeiten hatte, und das hing nicht von der Funktion ab. Für ganze Gruppen sah es mit den Chancen ganz anders aus, wenn es darum ging, das Lager zu überleben. Wir wissen doch, daß Lebensmittelpakete in die Lager kamen, aber diese Pakete konnten nur bestimmte Häftlingskategorien bekommen, und das war nicht von der Funktion abhängig, das ging nach Nationalität. So war es, da gibt es nichts zu deuteln.

Was die Polen betrifft, so standen sie in dieser Lagergesellschaft sicherlich in der sozialen Hierarchie höher als zum Beispiel Russen oder Juden. Das war die Norm, die von den Beziehungen zwischen diesen Gruppen unabhängig war. Ich möchte Sie fragen, ob Sie mit mir darin übereinstimmen, daß die Norm des Konzentrationslagers die Vernichtung des Menschlichen war, die Vernichtung all dessen also, was in einer normalen, zivilisierten Umgebung als positiv gilt. Die Häftlinge sollten sich solidarisch verhalten. Sollte die SS-Norm diese Solidarität wecken oder unterdrücken? Wenn wir schon über die Funktionshäftlinge und darüber reden, auf welcher Seite sie standen und welche Werte sie wählten, bleibt die Frage: Haben wir diese Wertehierarchie in den Lagern selbst geschaffen oder wurde sie uns auferlegt? Haben wir uns erst als Konzentrationslagerhäftlinge diese Begriffe geschaffen, haben wir uns der Solidarität zwischen den Häftlingen entledigt, hing das mit dem SS-Regime zusammen, war uns das von dem Helferapparat der SS aufgezwungen? Kann man schließlich in diesem Fall von einer „Selbstverwaltung" der Häftlinge reden, wie das in allen westdeutschen Gerichten geschieht?

Antoni Kępiński:
Es ist für einen Menschen, der nicht im Lager war, sehr schwer vorstellbar, was dort vor sich ging. Ein solcher Mensch kann sich schwerlich in die Erlebnisse der Häftlinge einfühlen und sich kaum auch nur annähernd einen Begriff vom Leben im

Lager machen. Noch viel schwerer ist es für ihn, Angelegenheiten aus dem Lager zu beurteilen, und es ist überhaupt eine Frage, ob er dazu das Recht hat.

Die Erlebnisse aus dem Lager werden im allgemeinen mit einem Wort umschrieben: „Albtraum" oder „Hölle". Diese populären Bezeichnungen scheinen sehr treffend, und alle Versuche, andere Begriffe zu wählen, enden mit einem Fiasko. Diese Worte unterstreichen die Unmenschlichkeit all dessen, was im Lager geschah – und andererseits auch eine gewisse Menschlichkeit. Denn schließlich entsteht auch das Bild der Hölle im Geist des Menschen, der Albtraum stammt aus dem Schlaf, also ebenfalls aus dem Geist des Menschen. Es ist nicht auszuschließen, daß jemand den Albtraum von Auschwitz geträumt hat, bevor er Realität wurde. Aber von einem Traum im Schlaf oder am Tag ist es ein weiter Weg bis zur Realisierung.

Wie ist diese Realisierung vor sich gegangen? Es scheint, sie ging ähnlich wie in allen Regelsystemen, sei es in der Technik, der Biologie oder im sozialen Bereich, vor sich. Zuerst entsteht ein Plan, eine Idee, und dieser Einfall wird durch die einzelnen Ebenen der Hierarchie realisiert, das heißt, ein Teil der Umwelt wird nach diesem Plan verändert. Nehmen wir eine Maschine, die etwas herstellen soll, beispielsweise Brötchen aus Getreide. In dieser Maschine muß ein Plan der einzelnen Tätigkeiten enthalten sein, die zum Ergebnis führen. Die Umwelt, in diesem Beispiel das Getreide, muß zerstört werden, bevor daraus Brötchen entstehen. Der lebende Organismus muß einen Teil seiner Umgebung zerstören, die seine Nahrung bildet, und nach der Struktur des Organismus umgestalten.

Im Lager herrschte ein ähnlicher Grundsatz. Wer in das Lager kam, mußte zerstört werden, mußte aufhören, der zu sein, der er vorher gewesen war, er wurde zur Nummer, später übernahm er dann eine winzige Funktion in diesem riesigen Lagerapparat. Nach meiner Ansicht hatte jeder in bestimmtem Sinn eine Funktion, auch wenn er nur aufräumte oder Steine schleppte, füllte er eine bestimmte Funktion im Lager aus, war er Teil des ganzen Apparats. Es scheint mir nicht richtig, die Funktionshäftlinge strikt von denen zu trennen, die keine Funktion hatten.

Jeder gehörte irgendwie in diese monströse Maschine. Die „Aufnahmezeremonie" neuer Häftlinge wurde eingeführt, um sie noch mehr zu verstören, damit sie überhaupt nicht mehr wußten, wie ihnen geschah. Wenn ein solcher Häftling nach einer gewissen Zeit zu sich kam (die meisten starben allerdings in dieser ersten Zeit), so mußte er sich eine Rolle wählen. Es gab grundsätzlich drei solcher Rollen. Der Häftling wurde entweder zur „Nummer", eine komplette Null, oder er versuchte, das beizubehalten, womit er in das Lager kam, das war jedoch irreal, denn es war schwer möglich, das zu sein, was man früher gewesen war, auch die alten Einstellungen waren kaum aufrecht zu erhalten. Die dritte Rolle bestand darin, daß der Häftling die aufgezwungene Struktur auf sich nahm, im Machtapparat, der im Lager bestand, aufzusteigen versuchte. Wenn man überleben wollte, mußte man lavieren – wie das Kollege Kłodziński sagte –, man mußte einerseits sich selbst treu bleiben und andererseits die Struktur des entsprechenden Apparats akzeptieren. Das war eine unermeßlich schwere Situation, die unerhörte Anpassungsfähigkeit und gleichzeitig psychische Härte verlangte.

Im Konzentrationslager erschienen alle diese Erscheinungen ungewöhnlich grell. Im normalen Leben verliert vielleicht jemand die Lust am Leben, er sagt: Ach, mir reicht das alles! Am nächsten Tag wacht er auf und hat vielleicht wieder Lust zum Leben. Wenn aber im Lager jemand so etwas vor sich hin sagte, so starb er gewöhnlich. Ähnlich war es mit Entscheidungen. Wir entscheiden im Alltag auch, aber im Lager waren es häufig Entscheidungen über Leben und Tod. Vielleicht gab der Lagerarzt einem Patienten keine Medizin, oder die Fieberkurve geriet dem SS-Arzt in einem ungünstigen Moment in die Hände, dann konnte das ein Todesurteil bedeuten. Die Entscheidung hatte dort also eine ungeheure Bedeutung, und es ist heute fast unvorstellbar, wie diese Menschen in all jenen Situationen entscheiden konnten.

Oft urteilt man, man sagt, der war gut im Lager und jener schlecht. Mir scheint, es ist sehr schwer, ein solches Urteil zu fällen, denn über dieselbe Person reden die einen in hellen, andere in dunklen Tönen. Im Lager war alles extrem, und tatsächlich finden wir entgegengesetzt extreme Meinungen über ein und denselben Menschen, beispielsweise über den, den wir heute im Film gesehen haben. Die meisten sagten über ihn, er sei ein schlechter „Kapo" gewesen, aber sicherlich hätten sich auch solche gefunden, die meinten, so schlecht sei er gar nicht gewesen, denn er habe jemandem geholfen. Denn dort gaben seine Entscheidungen den Ausschlag, ob jemand überlebte oder nicht.

Die Frage, welchen Weg man wählte, war oft eine Sache des Zufalls. Ein Neuer im Lager konnte auf jemanden treffen, der ihm half. Dieser konnte ein Mensch sein, der für andere böse war, z.B. ein „Kapo", der ihn dann in die ganze Maschine des Bösen zog. Der Helfende konnte aber auch zufällig ein Mensch aus dem Widerstand sein.

Es gibt noch ein Problem. Im Lager konnte der Mensch seine Schwäche nicht allein besiegen, er funktionierte nach dem Herdentrieb. Das Leben dort begann mit „wir", man mußte jemanden oder eine Gruppe finden, und diese Gruppe mußte eine starke Struktur haben. Es war, scheint mir, kein Zufall, daß die spätere Selbstverwaltung eine rote Selbstverwaltung war, denn der Nazi-Ideologie mußte sich eine Gruppe mit einer harten und starken Ideologie entgegensetzen. Wahrscheinlich hätte eine andere Ideologie gar nicht die Kraft gehabt, sich der SS zu widersetzen, und ein einzelner Mensch erst recht nicht.

Tadeusz Hołuj:
Wir sind also bei dem Menschen, der eine Funktion im Lager annehmen soll oder nicht. Kann man sagen, jede Funktion sei ihres Status wegen eine verbrecherische Funktion gewesen? Oder gab es auch das Bewußtsein, daß hier eine Wahl, eine Entscheidung stattfand? Wenn ein Häftling einverstanden war, eine Funktion zu übernehmen, konnte er wissen, daß diese Funktion ihn vor die Wahl zwischen einem tatsächlichen Verbrechen und der Befehlsverweigerung führen konnte? Er konnte ein Häftling sein, dessen Funktion eigentlich nicht

verbrecherisch war. Es gab Häftlinge, die nur eine winzige Funktion innehatten, aber auch sie mußten irgendwelchen Massenbefehlen Folge leisten. Konnten sie das voraussehen oder nicht? Welche Motive, auch psychologischer Art, mögen sie veranlaßt haben, die Funktion zu übernehmen? Sicherlich, wir haben im Film gesehen, was dieses Erziehungssystem bezweckte. Es sollte dem Lager so viel Helfer wie möglich bescheren, das steht außer Zweifel, auch wenn wir das in dieser Diskussion wohl zuwenig betonen.

Władysław Wolter:
Nur sehr zurückhaltend melde ich mich hier zu Wort, denn meine Rolle ist etwas schwierig. Es sind hier so viele Fragen angeschnitten und so viele Parameter angelegt worden, daß ich befürchte, daß wir uns in der gewaltigen Maschine verlieren. Wir Vertreter bestimmter juristischer Doktrinen sind gewöhnt, mit Schemata zu operieren, denn anders kämen wir nicht zurecht.

Schon in seinen ersten Worten sagte Kollege Gawalewicz, daß das Lager eine anormale, eine künstliche Organisation war, und das bereitet uns, den Juristen, besondere Schwierigkeiten. Die Wörter „anormal" und „künstlich" geben wohl nicht die volle Wahrheit wieder, denn es war eine Organisation gegen die Menschen. Es reicht nicht, sie „anormal" zu nennen, wir müssen betonen, daß es eine Organisation gegen die Menschen war. Wenn man in eine solche Organisation geriet, zog das weitgehende Konsequenzen nach sich. Wir Juristen haben keine Schemata dafür, denn sogar wenn wir auf die ältesten, primitiven Gesellschaften zurückgreifen, so waren das immer noch menschliche Gesellschaften, die eine mehr oder weniger entwickelte Moral hatten, sich aber nicht gegen sich selbst richteten, wenn ich das so paradox ausdrücken darf. Aber hier haben wir es mit einer solchen Organisation zu tun; gewöhnlich nennt man das eine verbrecherische Organisation, ganze Lager wurden als verbrecherische Organisation eingestuft. Ich möchte hier ein Zitat aus einem Urteil des Obersten Gerichtshofs [Polens] anführen: „Unter der Organisation der Konzentrationslager verstehen wir die deutsche Behörde, die Verwaltung und die Wachmannschaft des Lagers außer den Personen aus dem Kreis der Häftlinge, die unter Zwang verschiedene Organisationsfunktionen innehatten und nur für ihre individuellen Taten zur Verantwortung gezogen werden können." Das umschreibt das ganze Problem, aber es bleibt etwas hinzuzufügen.

Die Lager haben uns eines gezeigt. Sogar wir, die wir das Glück hatten, in einem wesentlich besseren Lager gewesen zu sein, als es das *Vernichtungslager* Auschwitz-Birkenau und vergleichbare Lager waren, konnten eine Erscheinung beobachten, die sich natürlich in geringerem oder stärkerem Maße bemerkbar machte. Ich will hier von einer bestimmten Personengruppe, von einem Parameter sprechen, der mich besonders interessiert. Das, was wir als Zivilisation, als Schliff, als Politur bezeichnen und von Kindheit an gelernt haben, ist in jenen menschenfeindlichen Bedingungen sehr leicht abgesplittert. Da sind menschliche Eigenschaften zum Vorschein gekommen, die wir bei den gleichen Menschen unter anderen Bedingungen nicht beobachten konnten. Das war deshalb so, weil die durch die Gefahr des Todes, der uns auch in diesen „besseren" Lagern drohte, verstärkten Anpassungsschwierigkeiten und der gesteigerte Selbsterhaltungsinstinkt, der in diesen Menschen erwachte, dazu führten, daß alle – zurückhaltend formuliert – Schwächen des Menschen zum Vorschein kamen. Zuweilen waren es mehr als Schwächen, die überwogen. Das läßt sich damit erklären, daß die Menschen eine sehr unterschiedliche Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Druck einer anormalen antimenschlichen Organisation haben; darum hielten die einen das länger, andere kürzer aus, die einen entgleisten früher, andere später.

Schließlich hatten wir heute während des Films die Möglichkeit, uns von einer Sache zu überzeugen, die für uns eine grundsätzliche These ist. Wenn ich etwas von dem Thema abweichen darf, so ist die Kriminalität außerhalb des Lagers doch in großem Maße das Ergebnis der Verhältnisse, in denen sich der Betreffende befindet, in denen er sich vor allem in der Jugend befindet, wenn sein Charakter noch sehr formbar ist und auch deformiert werden kann.

Natürlich wurde hier sehr richtig festgestellt, daß schließlich nicht jede Funktion den jeweiligen Menschen diskreditieren konnte. Es gab unterschiedliche Funktionen. Wer aber eine Funktion übernahm, begab sich in die Gefahr – verzeihen Sie das Wort – aufzusteigen; jeder Aufstieg war aber gefährlich, denn er verursachte immer nähere Kontakte zu der SS. Man empfing Aufträge und Befehle. Dann mußte man den Befehl verweigern, was weitgehende Konsequenzen nach sich gezogen hätte, oder zu einem Menschen werden, der seine Tätigkeiten bereits aus eigenem Antrieb auf verbrecherische Weise ausführte. Letzteres ist unverzeihlich, auch wenn man sagen kann, nicht alle seien zum Helden geschaffen und nicht jeder könne sich dazu durchringen, ein Held zu sein. Ein Held zu sein ist nicht so einfach. Trotzdem haben die Verhältnisse zuweilen ein gewisses Heldentum erfordert, wenn die Situation erforderte, sich zu widersetzen. Es kam also zu solchen tragischen Fällen, wie wir in dem Film gesehen haben[1].

Diese Organisation und diese Normen dienten nicht dazu, die Menschen zu erhalten, sondern sie zu vernichten. In dieser Situation wurden Moral und ethische Forderungen von der ganzen Organisation unterdrückt, das war die Folge der politischen Einstellung der damals das Nazideutschland regierenden Kreise. Unsere ethisch-moralischen Normen können unmöglich auf die Verhältnisse im Lager übertragen werden. Wir müssen hier ein spezifisches Maß anwenden. Dies bedeutet keinen absoluten Liberalismus, sondern nur, daß wir hier sehr vorsichtig sein müssen.

Darum ist meine Abschlußthese, die übrigens auch aus dem von mir repräsentierten Fachgebiet stammt, daß alle diese Fragen individuell behandelt werden müssen, daß man nicht verallgemeinern darf. Man kann weder sagen, alle Funktionshäftlinge seien unschuldig, denn sie hätten nur ihre Pflichten

1 Ein großer Teil des Films „Erziehung (Ich war ein Kapo)" besteht aus Erklärungen des Verurteilten, der sich zu rechtfertigen versucht, er sei in früher Jugend und unerfahren in das Lager gekommen und dem dort herrschenden System erlegen.

erfüllt, man kann andersherum aber auch nicht sagen, die Häftlinge hätten keine Funktion übernehmen dürfen. Nur eine Feststellung ist erlaubt: Der Mensch soll auch unter jenen Bedingungen Mensch bleiben. Das ist das ganze Problem: Man mußte Mensch bleiben und je nach seinen Möglichkeiten diese grundsätzliche Pflicht erfüllen; wer sie nicht erfüllte, muß dafür die Verantwortung tragen. Wenn behauptet wird, die Funktionshäftlinge hätten all das Böse getan, so ist das nur eine Ausflucht, die jemand benutzen kann, der den Anspruch von sich weisen will, daß diejenigen die Verantwortung zu übernehmen haben, die all diese Funktionen und die ganze Organisation geschaffen haben.

Tadeusz Hołuj:
Wir haben also ein System, in dem das Verbrechen belohnt und eine Tat zugunsten der Häftlinge bestraft wurde. Kann man also sagen, daß es unter den Funktionshäftlingen eine Gruppe zweifelsfreier Verbrecher gab, die von den Häftlingen für schuldig befunden wurden? Wir wissen doch, daß im Konzentrationslager bestimmte Menschen von der Umgebung streng verurteilt wurden, wir wissen auch, daß es geheime und nicht geheime Urteile über diese Verbrecher gab, die auch vollstreckt wurden. Es gab jedoch in den Konzentrationslagern eine bestimmte nicht überschreitbare Grenze.

Auch die Verantwortung ist graduell zu behandeln und sogar von der Bedeutung der Funktion abhängig, denn wir wissen, daß es kleine, unscheinbare Funktionshäftlinge gab, die mehr Menschen ermordet und mehr menschliche Wesen auf dem Gewissen haben, also mächtige Funktionshäftlinge mit furchteinflößenden Armbinden.

Wir sollten uns überlegen, ob die Verantwortung im Lager nicht in bestimmtem Maße von einer Art Überblick, dem Stand und der Intelligenz des Menschen abhing (dabei geht es nicht um die Ausbildung oder den Intellekt). Im Lager wurde jemand wie beispielsweise der hier im Film, ein einfacher Mensch, der eigentlich nur sich selbst in den Beziehungen zu den anderen Häftlingen darstellte, anders behandelt, als ein Mensch, der auch heute von uns anders behandelt werden muß, der mit seiner Funktion nicht nur sich selbst, seinen Namen und die Häftlingsnummer, sondern eine bestimmte Gruppe vertrat und von den Häftlingen auch so gesehen wurde. Es geht mir darum, wenn ein Häftling eine hohe Stellung in der zivilisierten Welt und vor dem Krieg eine bedeutende Funktion innehatte, wenn ein Häftling aus der Zeit vor dem Krieg oder auch noch aus dem Lager eine positive Autorität hatte und im Lager dann kriminell wurde, so ist das Ausmaß seiner Verantwortung meiner Ansicht nach um vieles größer, denn das hängt auch mit der Erkenntnis zusammen, was unter den konkreten Verhältnissen eine SS-Norm und was eine Norm der politischen Häftlinge war.

Die Frage der Funktionshäftlinge in den Gesundheitseinrichtungen des Lagers ist noch komplizierter. Diese Funktionshäftlinge wurden von der SS nicht deshalb eingesetzt, um in den Krankenrevieren, im Gesundheitsdienst Menschen zu ermorden. Diese Aufgabe hat nicht einmal die SS den dortigen Funktionshäftlingen gestellt. Der Block- oder Revierarzt hatte nicht den Auftrag der SS, zu morden. Aber wir wissen, daß in diesen Spitälern furchtbare Dinge geschehen sind. Wie können wir hier an die Verantwortlichkeit der Funktionshäftlinge, den Charakter der Funktionshäftlinge und die Übernahme dieser Funktion herangehen?

Eugeniusz Brzezicki:
Ich kann nur über das Lager sprechen, in dem ich selbst war [Sachsenhausen]. Dort waren die den Ärzten als Helfer beigegebenen Funktionshäftlinge Kriminelle. Man konnte also von ihnen schwerlich erwarten, daß sie sich angemessen verhielten. Von einem SS-Arzt in Sachsenhausen, mit dem ich einigermaßen gute Beziehungen hatte, hörte ich, es gäbe zwei grundsätzliche Verhaltensmaßregeln der SS: „Mitleid ist Schwäche" und „Haß dem Feind". Diese Grundsätze wurden im Gespräch immer wieder deutlich, ganz gleich, ob es sich nun um das Spital, das Lager oder um die Front handelte, wenn es um die SS ging. Die SS-Ärzte selektierten schließlich für die Gaskammern. Man kann also nicht sagen, daß sie den Eid des Hippokrates einhielten. Daher gab es auch die Prozesse gegen die SS-Ärzte. Ich würde dieses Problem so auffassen: Einerseits gab es den großen Druck der ganzen Nazimaschine, die von vornherein rücksichtslos unmenschlich war, andererseits haben wir die persönliche Verantwortung.

Tadeusz Hołuj:
Die Häftlinge haben in allen Lagern versucht, bestimmte Funktionen zu übernehmen. Wir müssen offen aussprechen, daß viele dieser Aktionen nicht von großen Beweggründen geleitet waren, sondern es ging ganz einfach um den normalen Kampf um Macht, um das Leben, um eine Position, also genau wie im normalen Leben einer Gesellschaft. Daneben gab es aber auch die organisierte, zielgerichtete Aktion, denn die politischen Häftlinge wollten in den Positionen überall, in allen Lagern, vor allem ihre Leute haben, Vertraute der politischen Häftlinge, die ihren Mithäftlingen gegenüber positiv eingestellt waren. Möglicherweise ist diese Seite des Problems weniger effektiv, weniger grell oder für das Strafgesetzbuch meßbar, trotzdem waren das große Aktionen, die von der Geschichtsschreibung der Konzentrationslager vielleicht noch nicht ausreichend gewürdigt wurden.

Das gleiche geschah in den Krankenrevieren des Lagers. Ich möchte daran erinnern, daß die Reviere in allen Konzentrationslagern nach einiger Zeit des Kampfes gegen kriminelle Elemente zu einer menschlichen Basis im Konzentrationslager wurden. Ich spreche nicht nur von den Stützpunkten des Widerstands, es gab dort ganz einfach Hoffnung und Trost für die Häftlinge.

Das System zwang dazu, einen rücksichtslosen Kampf zu führen. Es gab schließlich geheime Urteile und Femegerichte, zuweilen ging es auch ohne sie, denn die Häftlingsgesellschaft rechnete mit Funktionshäftlingen, die Verräter oder Mörder waren, ab, wenn nur nicht zu befürchten war, daß den übrigen Häflingen Kollektivstrafen drohten.

Wir sind in unserer Diskussion wohl zu der Schlußfolgerung gelangt, daß man die Ausübung einer Funktion im Lager und

sogar den Besitz einer gewissen Macht in der Lagergesellschaft nicht mit krimineller Tätigkeit gleichsetzen kann. Denn es gab sehr viele KZ–Verbrecher, die keine Funktionshäftlinge waren. In Auschwitz gab es einen polnischen Häftling, der als Freiwilliger Tausende von Häftlingen zu Tode spritzte. Das war keineswegs seine Funktion, denn Henker zu sein, also der Auftrag, Menschen zu töten, war nicht die Aufgabe eines Funktionshäftlings. Dieser Freiwillige tötete und verwirklichte so die Ziele des Besatzers. Das wurde von der SS nicht bestraft, bestraft wurde aber jede gute Tat für die Mithäftlinge. Es bleibt noch zu klären, warum ein politischer Häftling die Armbinde annahm und sich eine Funktion übertragen ließ. Garantierte das wirklich, daß er in dieser Funktion den Häftlingen dienen würde?

Stanisław Kłodziński:
Es scheint mir, daß wir uns von einem moralischen Utilitarismus leiten lassen sollten, das heißt, wenn es möglich war, eine Funktion zu übernehmen und durch diese Funktion bedeutend mehr Gutes tun zu können und man von sich überzeugt war, daß man sich in dieser Position nicht erniedrigen und die moralischen Grundsätze nicht verletzen würde, dann hatte man die unbedingte Pflicht, diese Position zu übernehmen, um die Existenz und das Leben vieler seiner Kameraden zu retten. Das ist wohl die grundsätzliche und richtige Haltung in dieser Situation, denn anders bliebe allein die Philosophie des Hinduismus, alle Aktionen der SS zu torpedieren und keine Funktionen anzunehmen. Aber dieser passive Widerstand war im Lager praktisch nicht durchführbar. Wenn sich alle Häftlinge abgesprochen hätten, der SS bei der Ausrottung nicht zu helfen, wenn sie also einen allgemeinen passiven Widerstand geleistet hätten, wäre es der SS zweifellos nicht möglich gewesen, eine so große Zahl von Menschen auszulöschen. Aber die SS-Leute fanden Unterstützer für ihre Aktionen. Schon unter praktischen Gesichtspunkten mußte man sich lediglich zum Schein dem SS-Apparat anschließen, um andere Menschen zu retten.

Tadeusz Hołuj:
Sicherlich konnte in fast allen Funktionen ein Mensch sein, der zugunsten der Häftlinge oder zugunsten der SS arbeitete. Es konnte vorkommen, daß das der gleiche Mensch war. Ein wenig arbeitete er für die eine, ein wenig für die andere Seite, daher sind die Strafprozesse so schwierig. Da sitzt ein Angeklagter auf der Bank, er hat hundert Zeugen der Verteidigung, daß er ein Held war, und hundert Zeugen, daß er ein Mörder war. Sowohl das eine wie das andere entspricht der Wahrheit. Für die eine Gruppe war er der beste Mensch, weil er ihr half. In dieser Gruppe konnten Leute mit ähnlichem Beruf, in seinem Alter, aus seinem Transport, seiner Region oder mit gleichen Interessen sein. Eine andere Gruppe jedoch vernichtete er. Es konnte um nationale oder soziale Unterschiede gehen. In bezug auf die einen war er daran interessiert zu helfen, in bezug auf die anderen zu zerstören. Natürlich kompliziert das die Angelegenheit sehr, denn die Trennungslinie lief durch den Menschen und nicht allein durch seine Funktion.

Die letzte Frage unserer Diskussion ist das Problem der polnischen Funktionshäftlinge, das deshalb von zentraler Bedeutung ist, weil hier die Rolle der Polen im ganzen Funktionsapparat geklärt werden muß.

Stanisław Kłodziński:
Nicht alle, die ins Lager kamen, waren politische Häftlinge. Was die polnische Bevölkerung anbetrifft, so waren das in beträchtlichem Maße Menschen, die im Rahmen der geplanten biologischen Ausrottung des polnischen Volkes ins Lager kamen. Deshalb waren das keine Menschen, die das typische Beispiel eines politischen Häftlings bilden würden, wie wir das beispielsweise von Kommunisten erwarten könnten, die in den Kämpfen in Spanien oder in einer das gesamte Leben hindurch geführten politischen Aktion gestählt worden waren. Die polnischen Häftlinge müssen wir als eine große und unerfahrene Gemeinschaft von Menschen behandeln, die oft nichts mit Politik und Ideologie zu tun hatte, die von der Straße weg oder wegen Schmuggel von Speck und Wurst oder nach Massenaktionen ins Lager kamen. Darum konnte man von diesen Menschen schwerlich erwarten, im Lager selbst einen politischen Standpunkt einzunehmen, der anderen als Richtschnur dienen könnte.

Tadeusz Hołuj:
In dieser Gruppe hatten die *Volksdeutschen* und die *Reichsdeutschen* die größten Möglichkeiten. Diese Nomenklatur sagte den Franzosen, Belgiern oder Niederländern nichts. Darum gab es den von mir eingangs erwähnten Angriff gegen die Polen, denn die ausländischen Häftlinge hielten solche Menschen für ganz normale polnische Bürger. Ein Häftling, der polnisch und nur etwas deutsch sprach, war für sie ein Pole. Aus dieser Gruppe rekrutierten sich die meisten Lagerverbrecher, nicht weil alle *Volksdeutschen* Verbrecher waren, sondern weil ganz einfach die SS vor allem Menschen in ihren Hilfsapparat einbezog, die deutsch konnten oder sich dem Dritten Reich zugehörig fühlten. Diese Menschen haben dem Ansehen der Polen ganz entscheidend geschadet. Wenn man manche Bücher über Konzentrationslager liest, die im Westen erschienen sind, dann stehen einem zuweilen die Haare zu Berge, wenn man über Polen als Funktionshäftlinge liest. Diese Meinung von den polnischen Funktionshäftlingen wird weiterhin vertreten und in gewissem Maße durch manche westdeutschen Prozesse gefestigt, die wiederum in bestimmten Kreisen in der BRD eine Welle des Widerstands hervorrufen, als ein Bedürfnis, die SS zu rechtfertigen. Aus diesem Bedürfnis heraus wird dort häufig mit dem Vorwurf gegen die Polen als Funktionshäftlinge operiert. Fast bei jedem Prozeß sitzt zwischen den SS-Leuten ein Häftling. Trägt die SS nicht auch dafür die Schuld, daß es überhaupt diese Verbrecher im Lager gab, daß sich ein solches Wertesystem herausbildete, daß diese Menschen, viele von ihnen 16 oder 17 Jahre alt, diesen Weg beschritten haben? Wenn es unter zehn Angeklagten einen Häftling gibt, dann sollten die anderen neun auch die Verantwortung für diesen einen Häftling tragen. Denn nicht er hat dieses System geschaffen, nicht er hat aus eigenen Stücken das Mordpro-

gramm durchgeführt, es sei denn, er war ein psychopathischer Mörder.

Władysław Wolter:
Ich habe bereits betont, daß für die von Funktionshäftlingen individuell vollbrachten Verbrechen der Apparat verantwortlich ist, der die zum Bösen führenden Normen einsetzte. Es ist also keine Rechtfertigung: nicht wir, sondern die. Täter sind nicht lediglich diejenigen, die physisch Hand anlegten, sondern auch die, die eine entsprechende Organisation leiten. Und das war schließlich eine bewußte, zielgerichtete Leitung, die eben diese verbrecherischen Ziele bezweckte.

Was die Polen anbetrifft, so möchte ich hinzufügen, daß ich keine derartigen Erfahrungen gemacht habe. Wir konnten so etwas nicht beobachten. Ich habe nur eine Erfahrung gemacht: Im Konzentrationslager Sachsenhausen trafen wir Bergleute, es waren sehr abgehärtete Polen aus Westfalen, die uns schon vom ersten Moment an, als wir zusammentrafen, so viel Herz erwiesen und versuchten, uns zur Hand zu gehen, was direkt rührend war. Der bereits erwähnte innere Zusammenhalt, den Polen verspüren, spielte also zweifellos eine Rolle, andererseits dürfen wir nicht vergessen, daß es in diesen Lagern sehr verschiedene Menschen gab. Aus unterschiedlichen Gründen befanden sie sich im Lager, z.B. wurden sie bei Straßenrazzien usw. verhaftet. So kamen sie in eine Masse sehr unterschiedlicher Menschen, die überhaupt nicht darauf vorbereitet waren, all dem, worauf sie stoßen sollten, die Stirn zu bieten. Leider unterlagen sie diesem moralischen Verfall, der dort zweifellos bestand. Wir können nicht bestreiten, daß es solche Fälle gab, aber die Verallgemeinerung, daß wir Polen stets die Funktionshäftlinge waren und gemordet haben, ist natürlich absurd und ein derartiger Unsinn, daß man sogar nur schwer dagegen angehen kann.

Tadeusz Hołuj:
Das Problem ist also immer noch offen, nicht nur die Frage der ehemaligen Funktionshäftlinge, sondern auch die meiner Ansicht nach dramatischste Frage, wie es überhaupt möglich wurde, solche Bedingungen und ein solches Wertesystem zu schaffen, in dem das Böse belohnt wurde, Bedingungen also, in denen solche Jungs wie der aus dem Film (der kein Einzelfall war) Mörder wurden und ein leider großer Prozentsatz der Häftlinge dieses System angenommen hat. Das bedeutete nicht, daß sie politisch und ideologisch damit übereinstimmten, aber sie waren der Ansicht, so würde es bleiben, das sei das Ende der Welt, die neue Welt sei eben dieses Wertesystem aus dem Lager, darum müsse man darin seinen Platz finden, sich eine Ruhestatt bereiten, ein Nest bauen, und in diesem System bis zum Ende seines Lebens aushalten. Jene Sprichwörter aus dem Lager wie „I tak trawka, i tak trawka" (etwa: Sowieso wirst du ins Gras beißen) sind sehr tragisch, denn sie bedeuteten bei vielen Menschen, daß sie zwar das System der Menschenvernichtung nicht akzeptierten, das sie selbst vernichten wollte, sich aber mit dem Wertesystem abfanden, das ihnen ihren Warteplatz in der Schlange zur Vernichtung zugewiesen hatte.

Und diese Menschen sagten: „Wir sind noch nicht an der Reihe, und wenn eine bestimmte Gruppe von Menschen sowieso sterben muß, warum sollen wir uns um sie kümmern. Wenn ich wählen müßte, weil ich nur eine Pille für zwei Kranke habe, von denen der eine zu einer Gruppe mit Überlebensmöglichkeit gehört und der andere zur Vernichtung verurteilt ist, also beispielsweise einem kranken Juden und einem kranken ‚Arier', dann würde ich die Pille dem kranken ‚Arier' geben, auch wenn der Jude sie nötiger hätte." Heute können wir darüber unterschiedlich urteilen, aber das war eine unterbewußte Assimilierung an die Bedingungen, die uns aufgezwungen wurden. Darin liegt die Gefahr, daß dieser Bazillus stärker war, als es uns erschien.

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodziński

Hunger im Konzentrationslager*

Hauptziel dieser Arbeit ist, das Wesen des Hungers und des Hungerns als der verbreitetesten Form des Leidens aufzuzeigen, das die Häftlinge der Konzentrationslager erdulden mußten. Im Unterschied zu den meisten der zu diesem Thema veröffentlichten Arbeiten haben wir uns auf die subjektive Seite dieses Leidens und seine Auswirkungen auf Verhaltensweisen und Alltag der Häftlinge konzentriert.

Ebenso wie bei der Aufarbeitung anderer medizinischer und psychologischer Aspekte des KZ-Aufenthalts haben wir auch hier eine Umfrage unter den erreichbaren ehemaligen KZ-Häftlingen durchgeführt. Die meisten davon waren in Auschwitz inhaftiert gewesen. Im Oktober 1976 versandte Stanisław Kłodziński eine Enquete unter der Überschrift „Der Hunger in Nazi-Gefängnissen und -Konzentrationslagern. Meine persönlichen Gefühle und Beobachtungen" an 250 ehemalige Häftlinge. Die meisten Befragten befanden sich bereits in fortgeschrittenem Alter. Einige diktierten deshalb ihre Antworten, da sie selbst nicht mehr imstande waren, ihre Erfahrungen niederzulegen.

Die Enquete enthielt abgesehen von den notwendigen Informationen auch folgenden Appell an die ehemaligen Häftlinge:

„Wir wollen diesmal Material zum Hunger und dem Hungern im KZ unter dem Gesichtspunkt der Empfindungen einzelner Häftlinge bekommen. Bisher wurden Hunger und Unterernährung hauptsächlich unter medizinischem Aspekt untersucht, z. B. die Hungerkrankheit, die Kost im KZ, der ‚Muselmann-'Zustand usw. Es fehlen persönliche und subjektive Berichte der Häftlinge zu diesem Thema. Das Hungergefühl war sicherlich unterschiedlich und hing von zahlreichen Faktoren ab, unter anderem von den Lebensbedingungen, dem Alter des Häftlings, seiner psychophysischen Widerstandskraft, seiner sozialen und nationalen Herkunft, der ideologischen und politischen Einstellung, der Arbeit und den Daseinsbedingungen im KZ, dem Gesundheitszustand, den individuellen Eßgewohnheiten und -bedürfnissen, dem Zugang zu Lebensmitteln im KZ und anderen Umständen.

Wir erwarten nicht nur Informationen zum eigentlichen Hunger durch Nahrungsmangel, sondern auch zum Durst und anderen Arten von Hunger. Wir bitten Sie, Ihre Erlebnisse und Erfahrungen hinsichtlich Hunger und Durst aufzuschreiben, ebenso, wie Sie den Hunger ‚überlisteten' und seine Folgen bekämpften (z. B. durch Ersatzlebensmittel, den Verzehr ungenießbarer Gegenstände, Lutschen an den eigenen Fingern, Rauchen, durch eingeschränkte Bewegungen und Anstrengungen, verlängerten Schlaf, die Ablenkung vom Essen oder, umgekehrt, die Konzentration auf das Essen, auf Träume und Phantasien über Lebensmittel und das Essen usw.). Wir halten es auch für wichtig, daß Sie uns Änderungen in der Verhaltensweise von Häftlingen unter dem Einfluß des Hungers sowie das sog. „Organisieren" von Essen, emotionale Reaktionen, moralische Haltungen und die Überschreitung moralischer Normen infolge des Hungers, wie Lebensmitteldiebstahl, die Anwendung von Hunger als Strafe usw. beschreiben. Schließlich möchten wir auch Berichte über Ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Hunger erhalten, Ihre Gedanken, Wünsche, Träume, Gespräche und Ihre Empfindlichkeit auf sämtliche mit dem Essen und der Nahrung zusammenhängenden Reize, darüber hinaus auch die Beschreibung von psychischen Störungen, die durch Hunger und Durst hervorgerufen wurden.

Wir bitten Sie, auch Ihren Namen, den Namen des Lagers, die Dauer des Aufenthalts im KZ und die Häftlingsnummer anzugeben sowie mitzuteilen, ob gegebenenfalls Ihr Name nicht veröffentlicht werden soll. Stanisław Kłodziński."

Bis Ende 1977 gingen 106 Antworten von 30 Frauen und 76 Männern ein. 134 Personen hatten die Umfrage nicht beantwortet, entweder weil sie verzogen bzw. verstorben waren, oder aus anderen nicht feststellbaren Gründen. Es war uns nicht möglich, festzustellen, wieviele Häftlinge die Enquete nicht beantworteten, obwohl sie sie erhalten hatten. Die meisten ehemaligen Häftlinge, die uns eine Antwort zusandten, wohnten in Krakau und Umgebung sowie in Süd- und Südostpolen. Einige wenige wohnten in Schlesien, in Warschau, Poznań Szczecin, Piotrków Trybunalski, Bystrzyca, Wrocław, Łódź und Gdańsk. Die meisten waren in Auschwitz oder Auschwitz-Birkenau, andere z. B. in Dachau, Groß-Rosen, Neuengamme, Ravensbrück, Gusen, Mauthausen und anderen Lagern inhaftiert. Viele Häftlinge waren in mehreren Lagern. Aus diesem Grunde geben wir in den Fällen, wo aus den Zitaten nicht eindeutig hervorgeht, um welches Lager es sich handelt, den Namen des Lagers im Kommentar bzw. in Klammern an.

Dieses Material von rund 700 Schreibmaschinenseiten wurde geordnet und in zwei Bänden unter dem Titel „Der Hunger in Nazi-Gefängnissen und Konzentrationslagern. Eine Befragung" gebunden. Band 1 enthält Informationen zum Inhalt und zur Methode, nach der das Material gesammelt wurde, sowie den Text der Enquete, außerdem die Liste der Befragten, ihre Häftlingsnummer sowie ihre Adresse. Dadurch können unmittelbare Kontakte mit den Befragten leichter angeknüpft werden.

* Głód w obozie koncentracyjnym (1984, H. 1, S. 21–37; gekürzt). Übersetzung: Veronika Körner. Vgl. a. Bd. 1, S. 89–154; Bd. 2. S. 113–133.

Ähnlich wie bei früheren Umfragen erhielten wir auch diesmal sehr unterschiedliche Antworten, was Inhalt, Umfang und äußere Form betrifft.

Etwa dreißig Antworten bilden reife, fast monographische Studien zum Hunger und dem Hungern im KZ, meist einige dutzend Seiten stark. In dieser Gruppe zeichnen sich unter anderem die Arbeiten von Jadwiga Apostoł-Staniszewska (ein handgeschriebenes Heft von 16 Seiten), von Priester Jan Marszałek (12 Schreibmaschinenseiten), von Marian Zieliński (18 handschriftliche Seiten), von Stefan Krupa (26 Schreibmaschinenseiten), von Józef Ciepły (22 Schreibmaschinenseiten), von Mieczysława Chylińska (26 handgeschriebene Seiten) und von Roman Grzyb (22 handgeschriebene Seiten) aus.

Diese Arbeiten entsprechen in ihrem Aufbau zumeist unseren Erwartungen, zuweilen gehen sie jedoch über das Thema der Enquete hinaus und berühren viele wichtige, zum Teil sehr persönliche Fragen, die aber nicht mit dem Hauptthema in Zusammenhang stehen. Aus diesem Grund sollte das Material auch unter anderen Aspekten ausgewertet werden.

Ein Teil der Antworten sind kurze, zwei- bis dreiseitige Berichte, die das Problem des Hungers sehr verkürzt und sehr allgemein darstellen, wobei unsere Erwartungen teilweise völlig außer Acht gelassen und die Erlebnisse und Empfindungen nicht detailliert und individuell dargestellt wurden. Doch auch diese Berichte sind von großem Wert, Teile von ihnen wurden bei der Dokumentierung allgemeinerer Schlußfolgerungen dieser Arbeit verwendet.

Nach einer aufmerksamen und kritischen Lektüre aller Antworten wurden Exzerpte der Teile angefertigt, die unmittelbar mit dem hier behandelten Thema zusammenhängen. Anschließend wurde das Material wieder klassifiziert, wobei Auszüge mit ähnlichen Informationen ausgesondert wurden. Das nun vorliegende Material wurde nach sachlichen Gesichtspunkten gegliedert und in den einzelnen Unterkapiteln verwendet.

Wegen des großen Umfangs haben wir das Material in zwei eigenständige Kapitel unterteilt. Das erste, das den Inhalt dieser Arbeit bildet, konzentriert sich auf den instrumentellen Charakter des Hungers im KZ, den Hunger als Werkzeug des SS-Systems. Das zweite Kapitel soll die Grundlage einer gesonderten Untersuchung bilden, die die subjektiven Erscheinungsbilder des Hungers in den Gefängnissen und Konzentrationslagern behandelt*.

Die meisten Befragten waren mit der Nennung ihres Namens einverstanden. Er ist jeweils in Klammern im Anschluß an die jeweiligen Zitate zu finden. Im Verzeichnis der Befragten sind zusätzlich die Häftlingsnummern der ehemaligen Häftlinge angegeben. In einigen wenigen Fällen wünschten die Autoren, anonym zu bleiben.

* Vgl. Bd. 2, S. 113–133.

Frühere Forschungen

Der Nahrungsmangel war in den Konzentrationslagern die größte Qual, kein Häftling konnte sich ihm entziehen. Der Hunger war eine allgemeine Erscheinung. Die akute oder chronische Hungerkrankheit war die unmittelbare oder mittelbare Todesursache vieler Häftlinge, die anderen Formen der Vernichtung hatten entgehen können.

Darum sind der Hunger, die Hungerkrankheit und die damit zusammenhängenden Symptome, wie Angst und Gefahr, einige der Hauptthemen in den Erinnerungen ehemaliger KZ-Häftlinge. Auch in der KZ-Literatur und in wissenschaftlichen Studien bilden sie einen häufigen Gegenstand.

In den Auschwitz-Heften des „Przegląd Lekarski" sind mehrmals Publikationen zu diesem Thema erschienen. Bereits im ersten, 1961 erschienen Heft, das Referate zweier Sitzungen der Krakauer Abteilung des Polnischen Ärzteverbands vom Februar und Mai 1960 enthielt, wurde zum 15. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz Janina Kowalczykowas Aufsatz „Die Hungerkrankheit im Konzentrationslager Auschwitz" veröffentlicht**. Die Autorin vertrat gleich im ersten Satz die Ansicht, die Hungerkrankheit sei eines der Experimente gewesen, die an den Häftlingen dieses Lagers in größtem Umfang durchgeführt wurden.

Das Hauptaugenmerk richtete Kowalczykowa auf die Ätiologie, die Pathogenese und die Symptome der Hungerkrankheit, darunter vor allem auf die somatischen Symptome. Doch wurde in der Arbeit die Frage nicht gelöst, warum sich bei dem einen Häftling Hungerödeme entwickelten, während der andere an der sog. trockenen Form der Krankheit, bei der keine Ödeme auftraten, litt. Wie ausgehungert manche Häftlinge waren, läßt sich an ihrem Gewicht feststellen, das sie bei Befreiung des Lagers hatten. Eine Frau mit der Nummer A 27859 wog bei einer Größe von 155 cm 23 Kilogramm, die Gefangene Nummer 44884 wog bei 160 cm 25 Kilogramm.

Janina Kowalczykowa beschrieb anhand eigener Beobachtungen aus dem KZ Auschwitz eine Reihe charakteristischer Merkmale der Hungerkrankheit, die in den Arbeiten anderer Autoren noch nicht erfaßt worden waren, so z. B. Farbänderungen in der Haut, Veränderungen der Klangfarbe der Stimme, andere Häftlinge ergrauten bereits in jungen Jahren, darüber hinaus ließen sich spezifische psychische Merkmale Hungernder feststellen.

Aus den ärztlichen Untersuchungen, die Bolesław Urbański unmittelbar nach der Befreiung des KZ Auschwitz durchführte, ergibt sich, daß die Hungerkrankheit zu 95 % in der Ödemform auftrat und nur zu 5 % in der sog. trockenen Form. Aufgrund spezifischer ätiologischer Faktoren nannte Urbański diese Form der Hungerkrankheit „Lagerkachexie" und hob so die Besonderheit dieser Krankheit hervor.

Von herausragender Bedeutung ist die Studie von Hans Münch „Hunger und Lebenserwartung in Auschwitz".*** Der

** Vgl. Gesamtverzeichnis, Nr.217.

*** Münch wurde im Krakauer Auschwitz-Prozeß 1947 als einziger von 40 Angeklagten freigesprochen. Polnische Übersetzung der Studie vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 234.

Autor gehörte als deutscher Arzt zur Besatzung des KZ. Auf Anregung von Jan Sehn* schrieb Münch 1947 diese Arbeit, als er in Polen in Untersuchungshaft saß. Aus dieser, auf eingehende Beobachtungen und Berechnungen des Hygiene-Instituts der Waffen-SS und Polizei gestützten Arbeit ergibt sich, daß die durchschnittliche Lebenserwartung eines KZ-Häftlings etwa sechs Monate betrug; innerhalb von etwa 15 Monaten wurde der Häftling zum „Muselmann".

Im Hinblick auf unser Material ist auch die Arbeit von Stanisław Sterkowicz** zur Lagerkachexie von besonderem Interesse, die sich auf Selbstbeobachtung – Sterkowicz war „Muselmann" – und die Beobachtung seiner Leidensgefährten im KZ Neuengamme stützt. Auch wenn der Autor selbst anmerkt, es handele sich um subjektive Beobachtungen, so sind seine Vorschläge bemerkenswert, die Hungerkrankheit im KZ in verschiedene Stadien einzuteilen. Unter Berücksichtigung ihres Verlaufs und der Symptome unterschied Sterkowicz vier Stadien: die Anfangsphase, die Prostrationsphase, die Marasmusphase sowie die Endphase. In der vorletzten Phase ist der Häftling im Begriff, ein Muselmann zu werden, ein Zustand, den er in der Endphase erreichte. Die Grenzen zwischen den einzelnen Phasen verschwimmen, eine Phase ging unmerklich in die andere über, wobei jedoch die charakteristischen physischen und psychischen Symptome jeweils deutlich zum Vorschein kamen. Sterkowicz beschrieb sehr treffend das Verhalten der Häftlinge in den einzelnen Phasen der Lagerkachexie. In der später veröffentlichten Literatur sind keine vergleichbar wertvollen und zusammenfassenden Arbeiten zum Hunger und zum Überleben des Hungers zu finden.

Zweifellos sind in den Lagern zahlreiche Häftlinge ausschließlich an Hunger gestorben. Das Wesen dieses Todes erfaßte Howard H. Ingling sehr treffend (nach Makowski, 1968): „Sie gelangten sicherlich zu einem Grad der Auszehrung, der sich durch keine Behandlung mehr umkehren läßt. Der Hungertod ist höchstwahrscheinlich ein schmerzloser Tod. Der Mensch scheint nicht zu leiden, er schaut vor sich hin, ohne etwas wahrzunehmen und macht den Eindruck, keine Wünsche mehr zu haben. Allmählich wird die Atmung flacher, schließlich enden alle Lebensprozesse, der Tod tritt fast unbemerkt ein."

Reaktionen auf die Befragung

Die große Zahl der Antworten auf die versandte Enquete beweist, daß das Thema richtig gewählt war. Entsprechend unseren Erwartungen haben der Hunger und das Hungern in den Konzentrationslagern dauerhafte Erinnerungen und traumatische Spuren in der Psyche ehemaliger Häftlinge hinterlassen. Obwohl seither 40 Jahre vergangen sind, wurden schmerzliche Erinnerungen geweckt, die auch aus der Perspektive dieser langen Zeit festgehalten zu werden verdienen. Die meisten Befragten maßen diesem Thema eine Schlüsselbedeutung sowohl für das im KZ erfahrene Leiden als auch für die Folgen nach der Befreiung bei.

„Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß ich mich zu einer so wichtigen Frage, wie sie der Hunger in den Konzentrationslagern darstellt, äußern darf. Sie haben gut getroffen, denn ich habe persönlich dieses Grauen sehr schmerzhaft empfunden. Die Erinnerungen an den Hunger kehren unterbewußt in den Träumen und Erzählungen wieder.

Ich möchte mich entschuldigen, daß ich so spät antworte, aber erst im Urlaub hatte ich die Möglichkeit, das zu schreiben, was ich mitteilen wollte. Die im folgenden beschriebenen Ereignisse habe ich selbst erlebt oder beobachtet. Ich habe also nichts berichtet, wovon ich nur gehört habe und was somit unsicher ist." (Stanisław Takuski)

„Das Thema ist frappierend und betrifft eine unerhört wichtige Frage des Lebens im Konzentrationslager. Denn vor allem der Hunger entschied über Leben und Tod des Häftlings. War ein Häftling durch Hunger zum Muselmann geworden, befand er sich in einer Lage, in der es um Sein oder Nichtsein ging. Die Waage im Lager maß ihm zu, ob er hungerte – wie sie sich senkte, entschied sie sein Schicksal." (Józef Kret)

„Von diesem mitleidslosen und grenzenlosen Hunger ohne Ausweg, von dem Tag und Nacht todbringenden Hunger, der charakterstarke Menschen zerbrach und Helden hervorbrachte, von dem Hunger als ‚wissenschaftlichem' Vernichtungsprogramm möchte ich sprechen. Die Zeit hat ihn nicht aus meinem Gedächtnis gelöscht.

Bis heute bringe ich es nicht fertig, Brotkrümel einfach vom Tisch zu fegen. Oft bleibe ich vor einem Stapel frisch gebackenen Brotes stehen und muß daran denken: ‚Wenn wir damals das wenigstens hätten sehen und uns an dem Duft hätten laben können . . .'

Wir sprechen und schreiben immer wieder von diesem Hunger im stacheldrahtbewehrten Lager, aber es ist wohl noch nicht alles gesagt. Der Hunger dort hat das Brot etwas Heiliges werden lassen. Das Brot wurde Heim und Familie, zur größten Sehnsucht, bedeutete Freiheit, die Freiheit war ein frisches Brot, das ohne Befürchtungen, zur Genüge und ohne Angst geteilt werden konnte in dem Wissen um ein gutes Heute und ein besseres Morgen. Das waren zwei unzertrennliche Positionen: Hunger und Brot. Jeder Häftling betrachtete den Hunger vor allem durch das Prisma des Brotes und das Brot durch das Prisma des Hungers. Das ist ein kompliziertes Thema, das so einfach zu sein scheint.

Der Standpunkt jener, die sich mit der KZ-Problematik herumplagen, ist also richtig, daß all das, was in der isolierten KZ-Welt vor sich ging, von den bereits durchgeführten mühseligen wissenschaftlichen Untersuchungen durch ehemalige Häftlinge der Konzentrationslager bestätigt und ergänzt werden muß. Es ist richtig, die exakten Angaben über Lebensmittelrationen, die einen zum Muselmann werden ließen und zum Tode führten, durch die Äußerungen jener zu vervollständigen, die Speichel schluckten, die kauten und wiederkäuten, die nicht mehr nach dem Essen, sondern nach

* Jan Sehn leitete ab 1945 als Untersuchungsrichter und Vorsitzender der Bezirkskommission zur Untersuchung der deutschen Verbrechen in Krakau die Ermittlungen über Auschwitz.

** Vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 107.

Futter schnüffelten und unaufhörlich an rohe Kartoffeln, Kohlrüben oder Knoblauch dachten."
(Jadwiga Apostel-Staniszewska)

Die Rückkehr zu den KZ-Erinnerungen war für viele Häftlinge sehr unangenehm und die Formulierung der Antworten traf auf subjektive wie objektive Schwierigkeiten. Bolesław Dziamski schreibt z.B.: „Damit möchte ich schließen, denn wenn ich diese Erinnerungen niederschreibe, beginnen meine Hände zu zittern und heute Nacht werde ich bestimmt im Traum im Lager, unter diesen gewalttätigen SS-Schergen sein."

Über den Hunger

Zwei Empfindungen dominierten bei denen, die die lebensbedrohende Situation im Konzentrationslager durchlebten: Angst und Hunger. Diese Empfindungen bildeten unverkennbar eine Klammer um die Vielfalt des Leidens im KZ, sie steckten die biologische und psychologische Grenze ab. Angst und Hunger durchdrangen die psychische und physische Natur des Häftlings. In fast jedem Moment und in jedem individuell verschiedenen Leiden waren Angst und Hunger ständig anwesend und bildeten Elemente, die verschiedene Stärke und Eigenart annehmen konnten. Um diese beiden Empfindungen kreisten zumeist die Gedanken, Gefühle und die Wünsche der Häftlinge. Angst und Hunger waren gewöhnlich der stärkste Motor zu Aktivität und Verteidigung, meist aber auch die Ursache für Zusammenbruch und Tod. Sie bestimmten das Schicksal des Häftlings, hinterließen auch die tiefste Spur in seinem Organismus, in seinem physisch dahinschwindenden Körper und seiner erlöschenden Psyche. Sie überschnitten sich gegenseitig und bildeten in Abhängigkeit von individuellen Prädispositionen schreckliche oder herrliche, erniedrigende oder erhabene Erscheinungsbilder, die Leben oder Tod brachten.

Hunger und Angst, diese elementaren Leiden, waren im KZ das Material, aus dem Erlebnisse und Verhaltensweisen ein Bild schufen, das die ganze Spanne menschlicher Möglichkeiten umfaßte, von der Erniedrigung und der Tötung anderer bis hin zu Altruismus und Heiligkeit. Es gab in den Lagern zwei extreme Gegensätze: ein gutes Wort und das Brot sowie ein böses Wort und kein Brot. „Wort" und „Brot" waren Symbole für Leben oder Tod. Wie ein „gutes Wort" oftmals einen gequälten Häftling aufrichten und ihm beim Überleben des Lagers entscheidend helfen konnte, so war auch das „Brot" – im materiellen wie im übertragenen Sinne – Symbol für Leben und Überleben im KZ. Ein „böses Wort" und der Mangel an „Brot" trugen den Tod in sich. Diese Symbolworte setzten extrem verschiedene Haltungen und Verhaltensweisen bei den Häftlingen frei. Marta Jabłońska schrieb: „Für einen Löffel Essen oder Wasser konnte man töten oder segnen".

Bevor wir uns dem instrumentuellen Charakter des Hungers und des Hungerns in den Lagern zuwenden, wollen wir noch einige allgemeine Reflexionen anführen, die uns die ehemaligen Häftlinge am Rande ihrer Überlegungen zum Hunger im KZ mitteilten.

»Der Hunger bildete im KZ ein so großes zusätzliches Leiden, daß niemand das verstehen kann, der selbst nicht irgendwann wirklich gehungert hat. Der Hunger äußert sich auf vielerlei Weise, durch Kopfschmerzen, unaufhörliche Übelkeit oder einen Magenkrampf. Heute muß ich selbst erst überlegen, ob es wahr ist, daß ich das alles ausgehalten habe. Sicher, ich war damals jung, kräftig und wog 70 kg. Bei der Rückkehr wog ich noch 35 kg, aus der Familie erkannte mich keiner.«
(Melania Śmierciak)

»Ich war so hungrig, daß mir die erste Schüssel der Lagersuppe als ein Geschenk des Himmels erschien.«
(Stefan Świszczowski)

»Der Hunger, der elektrisch geladene Zaun, die stundenlangen Appelle, unabhängig von Jahreszeit und Wetter, auf offenem Feld, der SS-Mann und sein Hund bestimmten das Dasein des Gefangenen.«

»Auschwitz-Birkenau, Ravensbrück und Neustadt-Gleve waren nötig, damit ich begriff, was Hunger bedeutet. Erst dort in den Lagern wurde mir klar, daß das Wort Hunger verschiedene Bedeutungen hat. ‚Ich bin hungrig' bedeutet etwas anderes als ‚ich hungere', als ‚ich leide Hunger' oder als die Hungerkrankheit.« (Mieczysława Chylińska)

Die Erinnerung an den KZ-Aufenthalt ruft, obwohl so viele Jahre vergangen sind und unser Gedächtnis die Eigenschaft hat, unangenehme Erinnerungen zu verdrängen, nicht nur erneute „somatische" Erinnerungen in Form körperlicher Hungersymptome hervor, sondern zwingt auch neue Fragen auf.

»Jedes tiefe Nachdenken, wobei diese schrecklichen Tage wieder aus den Schlupfwinkeln des Gedächtnises hervorgeholt werden, regt mich auf, ich bekomme einen Knoten im Hals und die Augen werden feucht. Im Kopf entstehen viele Fragen: Warum war es so? Wozu war das gut? Warum konnte der Mensch seine menschlichen Merkmale derart verlieren? Wer trägt die Schuld für das Geschehene? Auch persönliche Fragen erheben sich: Warum mußte ich so viel erleiden? Konnte ich jemandem mit meinem Leiden helfen? Hielt jemand diese Leiden für notwendig und erfüllten sie einen guten Zweck? Mußte ich mich so zur Vernichtung verurteilen? Schließlich gab es so viele mir ähnliche Menschen, die keine Leiden erlitten, in Frieden lebten und auch jetzt bequem leben... Wer also brauchte diese Leiden und in wessen Namen mußte ich so leiden? Leider kann ich mich von diesen bohrenden Fragen nicht lösen!« (Stefan Krupa)

Das Wort Hunger und sein körperliches Grundsubstrat riefen zuweilen Assoziationen zu anderen Leidensarten hervor, zu einem Mangel, also dem „Hunger" nach etwas anderem als Nahrung. Bemerkenswert sind hierbei die Reflexionen von Maria Elżbieta Jezierska zum Hunger nach Einsamkeit, Religion und Schönheit:

»Ich weiß nicht, wieviele der weiblichen Häftlinge am Hunger nach Einsamkeit litten. Ich persönlich habe schon immer sehr stark auf die Anwesenheit anderer Menschen reagiert, auch wenn sie schwiegen und sich nicht bewegten. Ich glaube, das ist eine Art Überempfindlichkeit auf die ‚Ausstrahlung' anderer Menschen. Zum Beispiel ermüdet mich eine Prozession oder ein Café, auch ein Internat quält mich.

Im Lager waren wir ohne eine Sekunde Unterbrechung mit anderen zusammen. So suchte ich künstlich Einsamkeit. Es war für mich besonders angenehm, nachts den Block zu verlassen. Weil ich ständig von anderen Menschen umgeben war, hungerte ich danach, einmal allein zu sein. Nicht einmal im WC konnte man allein sein. Man konnte nicht klagen und seine Schmerzen nicht verbergen, wenn man krank war; jeder sah den nackten Leib des anderen und wußte um seine Krankheiten und ob der Nachbar ‚unter sich gemacht' hatte. Weder konnte man sich allein eines Briefes freuen, noch weinen – oder sterben. Sogar dieses letzte Recht war uns genommen! Alle abstoßenden Erscheinungen des Todes waren bloßgelegt (. . .).

Der Hunger nach Schönheit ließ mich fast wahnsinnig werden, denn alles, was uns umgab – die Erde, die Architektur, die Menschen, die Kleidung – war schmutzig und widerlich. Damals entdeckte ich die wunderbare Schönheit des Himmels, nicht nur des Sonnenauf- und -untergangs, sondern auch bei Nebel und in den Herbststürmen, bei Regen und in der Nacht. Ich lauerte auf die von Zeit zu Zeit sichtbaren fernen Berge bei Żywiec. Am schönsten erschienen die blauen Berge kurz vor dem Regen, der für die Häftlinge so bedrohlich war. . . In Ravensbrück schaute ich über die Mauer, bei Dämmerung schimmerten vor dem Hintergrund des Himmels herrliche alte Kiefern". (Maria Elżbieta Jezierska)

Jezierska unterteilte den Hunger im Lager in physischen und psychischen Hunger. „Am schlimmsten war der Hunger nach Wasser. Wassermangel rief Zwangsvorstellungen hervor: ein fließender Wasserhahn, ein Fluß, ein See, ein Glas Wasser (interessant – niemals Tee oder Milch, nein, immer Wasser!). Weiter gab es den Hunger nach Brot, Kartoffeln, Fett und Zucker, den Hunger nach Obst und Gemüse, wie z. B. Zwiebeln. und den Hunger nach Salz! Angeführt sind sie in der Reihenfolge des Bedarfs, wobei Brot und Kartoffeln immer an erster Stelle standen (. . .). Aber neben dem körperlichen gab es auch noch den psychischen Hunger nach Einsamkeit und Intimität, nach Religion, Schönheit und Büchern. An der Grenze zwischen Psychischem und Physischem befand sich der Hunger nach persönlicher Reinheit und sauberer Umgebung. Dazu gehörte auch der Wunsch, reine Luft zu atmen, die nicht vom Lagergestank verpestet war."

Bereits auf Grundlage dieser wenigen Antworten können wir erwarten, daß der Hunger im KZ nicht nur ein elementares Empfinden, bedingt durch den physischen Mangel an Nahrung war, sondern auch in die höchst komplizierte Welt der psychischen und seelischen Empfindungen hineinreichte, die ihre Wurzeln in der individuellen Vergangenheit eines jeden Häftlings hatten und auf seine damals noch unbekannte Zukunft austrahlten.

Das „Lagermenü"

Die KZ-„Speisekarte" ist wahrscheinlich die häufigste Erinnerung ehemaliger Häftlinge. Wenn wir uns die Literatur zu diesem Thema anschauen, so lassen sich sowohl aus den Erinnerungen wie aus wissenschaftlichen Arbeiten zwei verschiedene KZ-„Speisezettel" anfertigen. Der eine enthielte eine Liste all jener Dinge, die den KZ-Häftlingen zugänglich waren, mit Angaben, in welcher Menge und unter welchen Umständen das verzehrt wurde. Der zweite Speisezettel müßte dann die Liste dessen enthalten, was die KZ-Häftlinge tatsächlich gegessen haben. Das würde sich dann auf keiner Speisekarte der Welt finden lassen, obwohl die Menschen in den verschiedenen Teilen der Welt doch so verschiedene Dinge essen. Wir wollen hier darauf verzichten, die Qualität oder Quantität des Lageressens zu analysieren. Das ist schon oft getan worden, und es unterliegt keinerlei Zweifel, daß das Hungerrationen waren, die bewußt zum unausweichlichen Hungertod führen sollten. Wir wollen statt dessen ausgewählte Berichte ehemaliger Häftlinge zitieren, was in den verschiedenen Lagern wie gegessen wurde und welche Spuren dies in den Erinnerungen bis heute, vierzig Jahre danach, hinterlassen hat.

»Die Lagersuppe wurde fast ausschließlich aus ungeschälten und ungewaschenen Kartoffeln gekocht, die nur in kleine Stücke geschnitten wurden. Ich warnte meine Nachbarn, sie sollten die Schalen ausspucken, doch es war vergeblich. Sie aßen nicht nur die eigenen Schalen, sondern holten sich sogar noch die von den anderen ausgespuckten Schalen.«
(Stefan Świszczowski)

»In drei Monaten magerte ich fürchterlich ab, ich sah aus wie ein Skelett. Mein Essen bestand nur aus Sägemehl-Brot mit etwas Margarine und halb verdorbenem Käse, Kohlrübenschalen aus dem Mülleimer und von Zeit zu Zeit ein paar rohen geriebenen Kartoffeln. Die Mittagssuppe war aus Futterrüben, getrockneten Kohlrüben und aus Blätterkohl, der sonst zu Dekorationszwecken benutzt wird. Diese Suppe hatte überhaupt keinen Geschmack, sie war fade, mit Salpeter versetzt und brannte wie Feuer. Der Organismus verlangte Säuren, die aber im KZ-Essen überhaupt nicht enthalten waren. Nach dieser scharfen Suppe mußte man trinken, aber das Wasser war verunreinigt und ungesund. Ich kann Durst aushalten, darum habe ich überlebt. Es gab aber Leidensgefährtinnen, die tranken von diesem Wasser und bekamen *Durchfall*; viele von ihnen starben stehend mit gelblichen Lidern.« (Stanisława Buda)

»Ich möchte den Hunger im KZ Gusen eingehender beschreiben, wo ich drei Jahre war und im Granitbruch arbeitete. Gusen bildete einen Kontrast. Einerseits war da das wunderbare Naturschauspiel der Alpen mit dem blauen Band der Donau, andererseits nahm der Hunger apokalyptische Formen an. Das ist auch nicht verwunderlich, war Gusen doch ein Elendslager. Unser Endprodukt ließ sich leider nicht essen.

Ich beginne mit dem Menü. Die KZ-Gerichte waren in der Menge bescheiden, kalorienarm, monoton und massenhaft

hergestellt, so wie Schweinefutter vorbereitet wird. Ich habe mehrere Jahre im Lager Gusen verbracht und konnte am Essen erkennen, welche Jahreszeit gerade war.

Im Frühjahr begann die Vorerntezeit. Die uns im Frühling zubereiteten Rübenschnitzel, ein normales Viehfutter, schmeckten übel und waren schwer herunterzuwürgen. Sie bedeuteten das Ende der ‚fetten' Wintermonate. Es begann die Zeit des Spinats. Die Bauern fuhren mit Fuhrwerken vor die Lagerküche und luden den vertraglich bestellten Spinat ab. Aber Spinat ist nicht gleich Spinat. Wegen der Nazis aß ich zum ersten Mal Spinat, denn vor dem Krieg war Spinat auf dem Lande unbekannt. Nach der Rückkehr wollte ich von Zeit zu Zeit die eisenhaltigen Blätter probieren, da merkte ich den großen Unterschied. In Gusen wurden die Pflanzen en masse geerntet, zusammen mit allem Unkraut und anderen Nebenprodukten des vergangenen sonnigen Herbstes, wie trockenem Eichenlaub, Zweigen, getrockneten Fröschen, Sand usw., das alles gelangte ohne große Umstände unverändert in den Lagerkessel und wurde mit ein paar Kartoffeln veredelt. Wenn die Vorerntezeit ihren Höhepunkt erreichte, wurden die Suppen am dünnsten. Am schlimmsten war es im Juni, da lagen zwei, drei Kohlblätter im Wasser.

Der Hunger wurde immer eindringlicher und brannte überall im ganzen Körper, in den Gedärmen, überall. Ich weiß nicht, wo sich sein Epizentrum befand, vielleicht im Unterbewußtsein oder in den Plänen, wie man heute noch eine Schüssel Abendessen ergattern könnte. Es war nicht die Rede davon, wie das Morgen oder Übermorgen zu überleben sei. Nur heute, konkret jetzt, um diese Stunde sich einmal satt essen, das war das Motiv für Handlungen, Zwietracht und Erfolg. Die brennende Sonne trocknete die Häftlinge, die die Gestalt und Form von Muselmännern bekamen, im Steinbruch aus. Wir wollten nur noch essen und trinken.« (Stanisław Takuski)

»In meinen ersten Tagen im Bunker von Block 11 konnte ich das mir zur Mittagszeit gebrachte miserable Essen nicht hinunterbringen (...), das war irgendein Schleim in einem Eßgeschirr aus Aluminium. Wenn man da den Löffel hineinlegte, so klebte der ganze Inhalt an, und man konnte ohne Schwierigkeiten sogar die Schüssel mit hochheben. Ich habe versucht, diesen Schleim zu kosten, konnte aber nicht herausfinden, woraus das gemacht worden war. Es war dazu noch ungesalzen.

Zum Abendessen gab es dann stark salzige Nahrung, also ein Stück Salzhering, etwas Quark oder etwas gesalzene Pferdeblutwurst. Und nichts zu trinken. Am Morgen gab man uns dann einen Becher bitteren schwarzen Kaffee und jeden dritten Tag ungesüßten Pfefferminztee und nichts weiter.

Solange mein Organismus noch eine Reserve von Nährstoffen aus der Freiheit besaß, hatte ich keine Lust, dieses Essen zu mir zu nehmen. Mit der Zeit nahm allerdings meine Kraft ab, ich verlor an Gewicht und zwang mich dann dazu, die Nahrung anzunehmen. Mein Bunkeraufenthalt verlängerte sich. Hoffnungslosigkeit ergriff mich, zumal ich damals in Einzelhaft saß, also keine Hilfe und keinen Beistand erwarten konnte.

Am Vortage eines Verhörs erhielt ich immer einen Salzhering zum Abendessen, oder Preßwurst, Quark oder ‚Avo'-Suppe mit sehr viel Salz. Der Durst brannte dann immer in den Eingeweiden. Die einzige Rettung bestand darin, aus dem Eimer, der für die physiologischen Bedürfnisse bestimmt war, zu trinken, nur war dieses Wasser mit einer großen Menge Lysol versetzt. Die Folgen waren schlimm. Aber der Lysolgeschmack ließ Hunger und Durst verschwinden. Später erhielt ich durch mir wohlgeneigte Funktionshäftlinge von Zeit zu Zeit etwas Tabak und konnte den Hunger mit Rauchen besänftigen.« (Wiktor Myrdko)

»Den größten Hunger erlebte ich wohl in Flossenbürg, wo ich von Mitte Januar 1944 bis zum 21. April 1945 war. Das KZ war schon im Januar überfüllt und laufend kamen neue Transporte an, weil die Lager in West und Ost evakuiert wurden. Die Grundlage der Ernährung war dort das Frühstück, das die arbeitenden Häftlinge gegen neun Uhr erhielten. Die Mehrheit der Gefangenen arbeitete jedoch nicht und mußte sich mit immer geringeren Portionen an Brot und Suppe zufriedengeben. Es war die Spezialität der dortigen Küche, überhaupt kein Salz beizufügen. Ich hätte nie vermutet, daß das so quälen kann. Für ein kleines Stück oder einen halben Teelöffel Salz gab man gern ein Stück Brot oder die Suppe hin.«
(Stefan Świszczowski)

In diesen Berichten wird deutlich, welche Aufmerksamkeit die Häftlinge allem schenkten, was mit dem Essen und dem Stillen des Durstes zu tun hatte und wie stark der Rhythmus des Lebens im Lager von den Mahlzeiten abhing.

Im folgenden bringen wir noch einen Bericht, der die alltäglichen, „gewöhnlichen" Qualen der weiblichen Auschwitz-Häftlinge aufzeigt, den Hunger zu stillen oder zu überlisten.

»Der Hunger war sicherlich das dominierende Gefühl, das mich fast während der ganzen Zeit im KZ begleitete.

Ich war relativ kurz im Gefängnis. Durch den Schock und die Angst vor den Verhören fühlte ich den Hunger fast gar nicht. Unaufhörlich hatte ich einen Knoten im Hals. In den ersten Tagen im KZ, als es dann schwer zu sein schien, auch nur einen Tag zu überleben, wurde der Hunger gedämpft. Erst nachdem ich Flecktyphus bekommen und drei Wochen fast nichts zu essen erhalten hatte, fühlte ich, als ich aus dem Revier entlassen worden war und wieder zur Feldarbeit gehen mußte, einen höllischen Hunger.

Die Brotscheibe zum Abendessen verschlang ich noch während des Appells. Kurz danach wurde mir vor Hunger wieder übel und ich konnte nicht einschlafen. Nach dem Morgentee war es dann unwahrscheinlich schwer, bis zur Mittagssuppe zu warten, die dafür zuweilen so mager geraten war, daß man sie gar nicht spürte. Und wieder mußte man bis abends warten. Die größten Qualen erlitt ich, wenn ich zusah, wie andere mit manchmal deutlichem Egoismus aßen, dann zerriß der Hunger mir buchstäblich die Gedärme.

Ich konnte Hunger sehr schlecht aushalten, außerdem wußte

ich mir nur schlecht zu helfen. Ich erhielt auch keine Pakete. Meine Gefährtinnen gaben mir manchmal etwas aus Paketen oder sogar vom Brot ab. Vielleicht hatten sie mehr Widerstandskraft, oder ich hatte wirklich solch ‚hungrige Augen', wie sie sagten. Ältere und erfahrenere Häftlinge brachten uns bei, langsam und lange zu essen und gut durchzukauen. Dadurch hatte man ein größeres Sättigungsgefühl.

Ich kann mich nicht erinnern, daß jemand in meiner Umgebung an den Fingern gelutscht hätte, auch ich tat das nicht. Manchmal ging ich an den Mülleimer und sammelte angefaulte Kohlblätter oder die Schalen von Kohlrüben.

In kurzer Zeit stumpfte ich ab und verlor das Interesse an allem, was kein Essen war. Damals war es mir egal, was ich aß, Hauptsache, ich konnte den Magen füllen. Ich war nahe daran, ein Muselmann zu werden, vielleicht war ich auch einer.

Mir fehlte der Mut, oder vielleicht hatte ich mir noch ein wenig Menschlichkeit bewahrt, jedenfalls habe ich nicht gestohlen (. . .). Wir haben lange Gespräche zu kulinarischen Themen geführt, wobei wir Kochrezepte austauschten und uns sehr oft ausmalten, welche Köstlichkeiten wir in der Freiheit zubereiten würden.

Am meisten sehnte ich mich nach Brötchen mit einer guten Wurst, wie es sie vor dem Krieg gab, und nach Kaffee mit Sahne. Von Kaffee und Getränken träumte ich vor allem während der Krankheit, als ich 41° C Fieber hatte. Unsere gemeinen Pflegerinnen, slowakische Jüdinnen, teilten uns jeweils einen kleinen Becher Kräutertee zu, selbst wuschen sie sich damit die Haare und badeten fast darin. Ich hätte mein halbes Leben für etwas Wasser gegeben. Auch während der Feldarbeit hatten wir Durst, schlimm wurde es aber erst in großer Hitze. Wir suchten Wasser in den Vertiefungen, die Pferdehufe getreten hatten, manchmal gab es auch Teiche in der Nähe. Doch wehe uns, wenn uns ein SS-Mann dabei ertappte (. . .).

Im Februar wurden wir nach Neustadt-Gleve verlegt, wo wir bis zur Befreiung am Leben erhalten wurden, indem wir täglich 100 g Brot und einen Viertel Liter Flüssigkeit erhielten, die Suppe sein sollte. Wir brauchten nicht zu arbeiten, also wankten wir wie Schatten, jeder Schritt machte sich im Magen bemerkbar.

Einmal schlich ich in die Küche und riß ein Stück verschimmeltes Brot an mich, das schon grün war. Meine Kameradinnen schrien: ‚Was machst du! Das ist doch Gift!', aber ich aß es auf und mir passierte nichts.

Auch die Gespräche waren seltener geworden, denn jedes Wort schmerzte in der Magengrube. So warteten wir auf den Tod oder die Befreiung.« (Bronisława Bukowińska)

Ausartungen

Das Hungergefühl – oder richtiger: das Hungerleiden – führte bei empfindlichen Häftlingen zu drastischen Ausartungen in der Ernährung. Diese Gefangenen verloren den gesunden Menschenverstand, unterlagen wider besseres Wissen und entgegen den Warnungen anderer Häftlinge dem übermächtigen Hunger und nahmen fast alles zu sich, was sie nur erobern konnten. Das Leiden am Hunger war zuweilen so stark, daß man sich ihm nicht widersetzen konnte. Die normale Menschensprache hat keine Worte, um dieses Leiden zu beschreiben. Auch heute, nach so vielen Jahren, können Häftlinge diese Erfahrung nicht richtig in Worte fassen. Zur Bezeichnung des extremen Hungers haben sich Redensarten eingebürgert, wie „Hunger ist ein großes Wort!" (Jadwiga Apostol-Staniszewska) oder „Der Hunger war ein schrecklicher Herrscher!" (Andrzej Makowski). Unter dem Einfluß des Hungers gingen zuweilen sämtliche Prinzipien des Zusammenlebens zu Bruch, die guten Sitten verfielen, die Häftlinge bestahlen sich gegenseitig, sie überfielen die Lagerküche oder es kam, in seltenen Fällen, zum Verzehr von Leichenteilen. Fast jedes tote und vor allem jedes lebende Objekt konnte Gegenstand der Hungergelüste werden, sogar der eigene Körper. Andere Häftlinge hatten mit pathologischen Erscheinungen zu tun, sie litten unter Illusionen und Halluzinationen, wieder andere versuchten, den Hunger durch Traumgebilde zu überlisten.

Die folgenden Äußerungen geben einen Einblick, was Hunger zu erzeugen imstande war und welche Mittel die Häftlinge ergriffen, um ihn zumindest für einen Moment zu stillen.

»Ich war viereinhalb Jahre in Auschwitz und habe verschiedene Zeiten erlebt, aber der Hunger hat mich die ganze Zeit unablässig gequält. Nur ganz, ganz selten gab es Tage oder Zeiten, in denen ich wirklich satt war. Der Hunger zwang mich immer wieder, zu den letzten Mitteln zu greifen. So aß ich Melasse, die für die Pferde bestimmt war, Zuckerrübenschnitzel für Kühe und Abfälle vom Schweinefutter, auch angefaulte und gefrorene Dämpfkartoffeln. Auf dem Acker nahm ich rohe Kohlrüben, Korn aus den Ähren und einfach alles zu mir, womit man den Magen füllen konnte. Oft hatte das schlimme Folgen für die Gesundheit. Den größten Hunger und eine völlige Auszehrung des Organismus erlebte ich aber vom 1. bis 13. April 1945, als wir zu jeweils fünfzig Mann in einem Kohlenwaggon vom KZ Mittelbau nach Ravensbrück gebracht wurden, ohne überhaupt Essen zu erhalten. Wenn wir die Waggons auf freier Strecke einmal verlassen durften, gruben wir Grashalme zwischen den Schwellen und dem Schotter aus. Das war unser ganzes Essen (. . .).

Ich muß hier noch beschreiben, daß der Mensch im Hunger oft sogar Gift ißt. Im Magazin gab es verschiedene Öle und Fette, darunter auch eine Tonne mit der Aufschrift *Fischtran.* Ich kämpfte lange mit mir, aber der Hunger war stärker. Eines Tages schüttete ich mir etwas davon auf das Brot, dem Geruch nach zu urteilen war es wirklich Fischtran. Aber es war wohl doch etwas anderes gewesen, denn ich bekam einen fürchterlichen Brechreiz und war tagelang krank, bis der Magen diesen *Fischtran* endlich vollständig losgeworden war.«
(Bronisław Gościński)

»Auch einige mineralische Substanzen wurden gegessen.,-
‚Eines Tages sah ich, wie einige Kameraden etwas aus einem

Haufen Kohlen zogen und aßen. Das war weiche Braunkohle. Der Hunger war so groß, daß man alles schluckte, was man erreichen konnte (. . .)." (Szczepan Robak)

»Ähnlich berichtet Antoni Kubica: „(. . .) man aß, was einem in die Hände fiel, sogar Steine und Aas, alles mögliche wurde gekaut oder gelutscht, man biß sich die Fingernägel ab, der Kalk von den Wänden wurde gegessen, also alles, womit man den Magen betrügen konnte. Die Deutschen verkauften in der Kantine Salat, leider konnte man den nicht essen, er war schädlich. Nach dem Genuß traten am ganzen Körper Schwellungen auf".

»Es war auch gefährlich, im KZ Dora zuviel Mineralwasser zu trinken, obwohl es Heilwasser war. Da es in Dora überhaupt kein Wasser gab, wurde uns im ersten Quartal 1944 ein Mineralwasser in den Tunnel geliefert. Angeblich war das ein natürliches Mineralwasser. Der Geschmack war nicht schlecht und etwas salzig. Doch wenn man von diesem Wasser trank, wurde der Hunger vervielfacht, gleichzeitig bekam man Appetit auf verschiedene Leckerbissen und andere Sachen, die es nicht gab, und der Durst war auf keine Weise zu stillen.

Ich habe das an mir selbst ausprobiert. Man mußte wirklich einen starken Willen haben, um sich von dem weiteren Genuß dieses Wassers abzuhalten. Erfahrene Häftlinge setzten nach ein, zwei Schlucken die Flasche ab. Wer sich nicht beherrschen konnte und gedankenlos trank, der hatte bereits am nächsten Tag Schwellungen im Gesicht und am ganzen Körper und machte sich völlig kaputt.« (Stanisław Naskalski)

Besonders drastisch sind Beschreibungen, wie in den Konzentrationslagern Tiere gegessen wurden, zumeist Frösche. Für die Franzosen war das eine Leckerei, doch auch Gefangene anderer Nationalität aßen im Extremfall diese Frösche. Die folgenden Beschreibungen zeigen, wie raffiniert die verschiedenen Tiere im Lager „gejagt" und dann zubereitet wurden.

»Aktiv gegen den Hunger vorzugehen bedeutete, nach Essen zu suchen und ihm überall, innerhalb und außerhalb des Lagers nachzuspüren. Als der schlimme Winter vorbei war und das erste Gras sproß, pflückten wir es und aßen es, wobei wir uns gegenseitig versicherten, wenn es dem Vieh nicht schade, wäre es für den Menschen auch nicht schlecht. Ich entsinne mich, daß die Französinnen in jener Zeit mit Vorliebe Löwenzahn aßen, der ihnen den Salat ersetzte. Mir schmeckte er nicht, denn er war bitter. Die Französinnen waren auch überglücklich, wenn sie Frösche fangen konnten. Dabei aßen sie nur die Froschschenkel, der Rest wurde weggeworfen. Dabei behaupteten sie, das Schlimmste ertragen zu können, wenn sie nur von Fröschen leben könnten. Ich möchte noch anmerken, daß nur wenige Französinnen überlebten und von den Griechinnen wohl keine. Weder an das Klima noch das Essen gewöhnt, starben sie wie die Fliegen.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Einige Kameradinnen im Lager kochten aus Fröschen Brühe, die zwar sehr angenehm duftete, aber ich habe sie nicht probiert. Sie aßen auch Schnecken und Löwenzahnsalat. Salz aß ich nicht, aber die Russinnen aßen viel rosa oder grünes Salz, das zum Trocknen von Getreide verwandt wurde.«
(Stanisława Buda)

»Glücklich konnten sich jene schätzen, die zum Auslesen der Kartoffelmieten bestimmt wurden. Dort fanden sie herrliche Dinge, wie verbrühte oder angefaulte Kartoffeln. Sie aßen soviel sie konnten, doch dann kamen Durchfall, Bauchschmerzen und sehr oft der Tod.

Ich erinnere mich, es kam einmal ein Häftling zu mir und bot mir eine halb aufgeschnittene Kartoffel an, die in der Mitte ganz gelb war, und sagte: ‚Iß, das ist besser als eine Birne.' Aber ich wollte nicht, denn ich fürchtete die Folgen, die Bauchschmerzen. Einer der Häftlinge, ein Grieche, fing Mäuse und verschlang sie fast noch lebend, oft brachte er sie auch ins Lager und aß sie in Gegenwart der anderen. Der Blockälteste erfuhr davon und befahl ihm, das nächste Mal eine Maus mitzubringen und vor ihm zu essen (denn der Blockälteste war nicht hungrig und wollte es nicht glauben). Beim nächsten Mal brachte der Häftling dann eine Maus mit. Der Blockführer ließ alle antreten und befahl dem Griechen, die Maus aufzuessen, worauf dieser sie mit Wonne verspeiste. Offensichtlich hatte der Blockälteste noch etwas Herz, denn er gab dem Häftling zwei Brotscheiben mit Margarine. Dessen Freude war unbeschreiblich. Er küßte die Brotscheiben wohl an die zehn Mal, erst dann nahm er sie andächtig zu sich.« (Władysław Stawarz)

„Wir hoben gerade die Kartoffelmieten aus und luden die Kartoffeln auf Lastkraftwagen, die anschließend zum Bahnhof gefahren wurden. Dabei verschlangen wir halbverfaulte Kartoffeln, sie schmeckten wie saure Gurken. Andere aßen Mäuse, von denen es dort sehr viel gab, roh. Aber wenn ein SS-Mann einen solchen Muselmann ertappte, dann verprügelte er ihn und befahl ihm, zwölf Stunden am Tor zu stehen und die Maus oder die Kartoffel in der Hand zu halten. Doch das hielt nur selten jemand aus, zumeist gab so einem Häftling der *Lagerführer* den Rest.« (Stanisław Biedroń)

»Aus dem KZ Groß-Rosen erinnere ich mich an eine ekelhafte Szene, wo Häftlinge bei Nieselwetter Regenwürmer sammelten und sie aßen. Das war im Frühjahr 1943.«
(Arnold Andrunik).

Auch größere Tiere blieben nicht verschont, vor allem Hunde erwischte es oft. Entweder stahl man ihnen das Fressen aus den Schüsseln, oder sie wurden selbst ein Opfer der Häftlinge und verwandelten sich schnell in eine schmackhafte Brühe.

»In den Hallen der Fabrik [im Lager Falkensee] arbeiteten einige wenige Zivilisten, deutsche Fachkräfte, die die Häftlinge anleiteten. Oft brachten sie ihre Hunde, meist schöne Rassehunde, zur Nachtschicht mit, die dann in der Fabrik umherstreunten. Leider wurden sie auch oft ein Opfer der hungrigen Häftlinge. Ich erinnere mich, daß in meiner Gruppe ein Häftling aus Krakau arbeitete, der von Beruf Fleischer war. Er

jagte diese Hunde. Nur er wußte, wie die Tiere anzulocken waren, tötete sie blitzschnell und bereitete sie im Schutz einer großen Maschine zu. Einige Häftlinge standen Schmiere, andere beseitigten mit einem Schlauch und viel Wasser ordentlich die Spuren. Die Brühe wurde in einem Wassereimer auf einem elektrischen Behelfsherd gekocht. Die ganze Angelegenheit dauerte kurz, blieb unbemerkt, und die Beteiligten genossen gierig und mit Begeisterung die richtige Brühe und das Fleisch, wenn es auch kein Rindfleisch war. Das ging einige Zeit so, und da große Vorsicht gewahrt und eiserne Disziplin gehalten wurde, konnte auch bis zum Ende niemand entdeckt werden. Zumeist geschah das auch gegen Morgen, wenn die müden Meister in ihren Kontoren kramten. Dann hörte man mit gemischten Gefühlen, aber auch mit gewisser Schadenfreude, wie der Meister immer wieder seinen Liebling rief und suchte . . .« (Arnold Andrunik)

»Wohin der Hunger den Häftling führen konnte, mag ein Fall bezeugen, den ich selbst miterlebte. Es war Mitte 1942 [im KZ Auschwitz]. Im Block 15 hatte ein Häftling den Salat aus der Kantine neben die Klosettschüssel erbrochen. Minuten später kam ein anderer Häftling, der schon ein vollständiger Muselmann war, kratzte den Dreck von den Fliesen und verzehrte ihn.« (Stefan Kępa)

»Ich erinnere mich an eine Szene 1943 in Auschwitz. Ein Häftling erhielt für eine Arbeit in der Küche eine sog. Zulage. Dabei verschlang er so viel, daß er später brechen mußte. Daneben saß ein Muselmann, der völlig abgemagert war, der sammelte die unzerkauten Teile vom Boden, spülte sie ab und aß sie. Ich erinnere mich sehr gut an ihn, denn ich hatte ihm oft geholfen. Er hatte in Auschwitz am Rollwagen gearbeitet, in der Schlosserei brachte er Materialien und das Mittagessen für die Schlosser. Er wurde erwischt, wie er Kartoffeln aus dem Kessel stahl und verlor diese Arbeit.« (Jan Liwacz)

Diese Episoden bedürfen keines Kommentars. Sie zeigen, zu welchen Ausartungen der Hunger führen und wie er den hungernden Menschen knechten konnte. Im Vergleich zu diesen Schilderungen sind Berichte über den Verzehr von Weidenschnitzeln, Pferdefutter oder Bucheckern schon fast natürlich.

»Ich erinnere mich an einen Fall aus dem KZ Auschwitz. Im ‚Weidenkommando' wurden Weidenkörbe geflochten. Die Häftlinge zogen die Haut von den Weidenruten ab, sie wurde gewässert und gekocht, anschließend kleingeschnitten und gegessen. Nach einiger Zeit traten zwar starke Magenschmerzen auf, aber was machte man nicht alles, um den Hunger zu stillen.« (Stefan Hądzel)

»In Malchow gab es ein Gelage, das in die Geschichte des Häftlingslebens in diesem Lager eingehen sollte (. . .). Ein Fuhrmann kam in das Lager und hängte seinen Pferden Futter in kleinen Säcken vor. Ludwiga ging zu einem Tier, nahm den Sack ab und dann die Beine in die Hand. Voller Angst kam sie mit dem Sack unter dem Arm in die Stube gelaufen. Bevor sie uns alles erzählen und etwas verschnaufen konnte, hatten wir das Pferdefutter schon entdeckt. Das waren irgendwelche getrockneten Schalen mit Heu. Sicherlich war das eigentlich nichts für Menschen, doch ich kann mich nicht erinnern, während meiner ganzen Zeit in Malchow noch einmal so etwas Köstliches gegessen zu haben."
(Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»In Buchenwald arbeitete ich im Wald, und ich hatte immer die Hoffnung, einmal unter dem Schnee etwas zu essen zu finden. Aber die ganze Erde ringsumher war verbrannt. Neben dem Fichtenwald, in dem wir arbeiteten, gab es einige nicht verbrannte Buchen. Unter ihnen fand ich im Schnee mein „Kanada" – einige Bucheckern. Ich hatte vorher weder Buchen noch Bucheckern gekannt. Als ich jetzt diesen Kern, diese eckige Nuß erblickte, zweifelte ich nicht, daß sich das essen ließe. Diese Entdeckung machte ich während der Arbeit, und die ersten verspeisten Bucheckern hatten keine negativen Folgen, im Gegenteil, ich wollte noch mehr essen. Ungeduldig wartete ich auf die Mittagspause, um mich an den Bucheckern zu sättigen.

In Buchenwald wurde Mittagspause gemacht, während der die verschiedenen Arbeitsgruppen zu einem Sammelplatz kamen und die Häftlinge Tee oder Kaffee, zuweilen auch Suppe bekamen. In meinem Kommando wurde aber nur etwas zum Trinken ausgegeben. In der Pause wühlte ich dann wie ein Maulwurf unter dem Schnee und sammelte eifrig die Buchekkern. Abends bot ich im Speisesaal den Kameraden von meinem Schatz an. Im Arbeitskommando behielt ich meine Entdeckung für mich, damit kein anderer auf die gleiche Idee käme, denn das lebensspendende Gebiet war ja schließlich begrenzt. Diese Ernährung hat mir etwas gegeben, und zwar vor allem die Illusion, daß ich die meiste Zeit des Tages etwas esse.« (Stefan Krupa)

Das Ritual Essen

Die in den Konzentrationslagern herrschenden Bedingungen veränderten auch grundlegend die Art und Weise, wie Mahlzeiten eingenommen wurden. Eine ganze Reihe von Erschwernissen forderte Anpassung: Man mußte Schlange stehen, es gab nicht genug Schüsseln, man mußte hastig essen, um seine Portion rechtzeitig aufzuessen, die elementaren Grundsätze von Sauberkeit und Ästhetik wurden außer acht gelassen usw. Der unaufhörliche Hunger und der Nahrungsmangel hatten zur Folge, daß sich in den Lagern bestimmte Eßgewohnheiten herausbildeten. Besonders wird beschrieben, auf welche Weise das Hauptnahrungsmittel Brot gegessen wurde.

»Ich möchte jetzt an das Ritual des Essens erinnern. Ich bin sicher, dieses Ritual war für die Gemeinschaft eines jeden KZ charakteristisch. Es bestand aus einer Reihe körperlicher und geistiger Mittel, die sehr ernst genommen und von den Häftlingen beim Stillen des Hungers angewendet wurden.

Eigentlich war es keine Kunst, Schlange zu stehen, um einen Liter Suppe aus dem Kessel zu erhalten. Die Kessel hatten ein bestimmtes Fassungsvermögen. Jeder kannte die Gesetze der Physik- die größeren Stücke sind schwerer und fallen auf den Grund. So versuchten also alle, bei einem Kessel von 25 Liter Inhalt etwa auf dem 15. bis 20. Platz in der Schlange zu stehen, dazu wurden auch die Ellbogen zu Hilfe genommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach konnte man auf diesen Plätzen eine, zwei oder – welch ein Erfolg – auch drei Kartoffeln erwarten. Ein solcher Erfolg wurde dann in der ganzen Mittagspause und manchmal auch eine ganze Woche diskutiert. Das klingt unglaublich, und doch basierte diese Prognose auf dem gesunden Menschenverstand.

Nachdem die Kessel geleert waren, wurden sie ins Lager zurückgeschickt. Vorher kratzten wir allerdings sogar noch mikroskopisch kleine Reste von den Wänden und dem Boden. Zu diesem Zweck hatten wir kleine Holzspachteln oder Löffel, die an der Wand hin und her bewegt wurden. So blieb die klebrige Schicht des Essensrests auf dem Löffel; den trug man zusammen mit einer Brotwaage immer bei sich, zumeist in einer selbstgenähten Tasche an der linken Innenseite der Drillichjacke. Darin gab es noch verschiedene andere lebensnotwendige Requisiten. Einmal wöchentlich landeten sie bei der üblichen Leibesvisitation nach der Arbeit auf dem Müllhaufen am Apellplatz. Anschließend wanderten die Utensilien wieder in die Taschen der Häftlinge.

Wenn alles nicht half, konnte man den Kessel auch mal auslecken. Dabei mußte man aber aufpassen, daß man nicht erwischt wurde, sonst hätte es passieren können, daß der Kopf im Kessel blieb.

Während das Mittagessen schnell und nervös hinuntergeschlungen wurde, bildete das Abendessen eine regelrechte Zeremonie. Das für drei oder vier Personen ausgegebene Brot wurde sehr gerecht aufgeteilt. Dazu dienten die erwähnten Waagen, die aus einem hängenden Balken und zwei Schälchen, ehemaligen Schuhcremedeckeln, gefertigt waren. Die Brotportionen wurden so lange gewogen, bis die Zunge der Waage in jeder Position Null zeigte. Auf der Pritsche sitzend verzehrte ich dann das Brot, Brocken für Brocken, in die ich meine Portion eingeteilt hatte.

Beim Essen floß viel Speichel, der ebenfalls zum Gefühl der Sättigung beitrug. Das hatten uns alte Häftlinge mit großer Erfahrung beigebracht. Das Brot ließ niemand bis zum nächsten Morgen liegen, es sei denn, jemand verfügte über ein verschließbares Schränkchen. Einige gewitzte Mitgefangene, die ich nicht als ‚Diebe' bezeichnen will, denn wie kann man jemand als Dieb bezeichnen, der sich Brot nimmt, weil er Hunger hat, wanderten Nacht für Nacht durch den eigenen und durch fremde Blöcke. Wenn sich so ein Armer auf frischer Tat ertappen ließ, erging es ihm schlecht. Es war eine Ehre für den Blockältesten oder einen anderen Funktionshäftling aus dem Block, den Deliquenten in einem Faß zu ertränken, ihn in den Zaun zu schicken oder dergleichen. Schergen und Räuber wurden zu Richtern, das war furchtbar. Ein Stück Brot wirkte wie ein Magnet und zog die Augen eines jeden Hungerleiders auf sich, egal was er vorher gewesen war, Mönch, Anwalt, Bauer oder Bandit. Es geschah, daß ein Freund seinen Freund, ein Vater seinen Sohn bestahl und umgekehrt. Brot bildete einen unschätzbaren Schatz. Ein hungriger Mensch kannte kein Eigentumsrecht, er verschlang einen fremden Bissen mit dem Augen, und, wenn er Gelegenheit dazu hatte, auch mit dem Mund.« (Stanisław Takuski)

»Es gab viele Wege, den Hunger nach Brot zu überlisten: Manche verschlangen das ganze Stück Brot auf einmal, als fürchteten sie, es nicht mehr zu schaffen, andere teilten das Brot in kleine Stücke, bestrichen sie dünn mit Margarine und belegten sie mit dünn geschnittenen Pellkartoffeln, mit roher Kohlrübe oder dick geschnittener Zwiebel, sofern sie ein Paket erhalten hatten. Sie konnten auch das Brot für zwei Mahlzeiten teilen. Es gab Häftlinge, die rösteten das Brot auf dem Kanonenofen.

Tragisch war es, wenn Pakete mit Brot ankamen, das verschimmelt war. Man versuchte dem vorzubeugen und bat um Zwieback; es wurde auch in Fett gerösteter Zwieback geschickt. . .« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Ich habe in meinem Block Kameraden gehabt, die legten Tag für Tag ein kleines Stück ihrer Brotration zurück, so daß am Sonntag ein halbes Brot zusammen kam. Jeden Sonntag zogen sie sich dann auf die obersten Betten zurück, damit niemand neidisch würde und verspeisten das Brot langsam Bissen für Bissen. Das war eine Art Brotgelage. Der Gefangene hungerte in der Woche etwas mehr, um wenigstens sonntags einmal satt zu werden.« (Jan Marszałek)

»Das zerkleinerte Brot wurde schließlich folgendermaßen aufgeteilt: An den mit Nummern gekennzeichneten Tischen gab es für jede Gruppe einen Bevollmächtigten, den sog. Tischältesten, der aus den Brotkrümeln kleine Häufchen als Portionen aufschichtete, er fügte so lange etwas hinzu oder nahm etwas weg, bis er schließlich zufrieden war. Es halfen keinerlei Proteste oder Geschrei, diese Portion sei größer oder kleiner.

Wir erhielten dann eine Nummer, die wir in einen Beutel warfen. Anhand einer Liste zogen wir eine Nummer aus dem Beutel, das Häufchen Brot mit der entsprechenden Nummer war dann unsres. Dieses System blieb fast bis zum Ende, also bis zur Evakuierung des Lagers ‚Dora' bestehen.«

»Zwei Kameradinnen und ich legten unsere Brotportionen zusammen. Wir schnitten das Brot in sehr dünne Scheiben. Abends aßen wir an dem Tisch, den wir mit einem weißen Lappen bedeckt hatten, und tranken sehr langsam Kaffee dazu. Die zweite Portion aßen wir am Morgen, die dritte rösteten wir an einem Schmelztiegel für Flugzeugteile (an dem wir arbeiteten) und aßen sie als zweites Frühstück, dazu tranken wir abgekochtes Wasser. Davon mußten wir täglich noch eine dünne Scheibe sparen, um am Sonntag, wenn wir nicht zur Arbeit gingen und sehr hungrig waren, sechs Scheiben zu haben. Der Einfall war gut, denn wenn wir auch sehr wenig aßen, so doch häufiger. Die Eßkultur und der Gedanke, noch etwas zum

Frühstück und als Reserve zu haben, hielten uns aufrecht. Während der ganzen Zeit im Lager unterhielten wir uns zumeist über Kochrezepte und erzählten uns von Festen, wobei wir die Gerichte sehr genau beschrieben.« (Aniela Turecka-Wajd)

»Ich hatte mich schon teilweise an den Hunger gewöhnt, darum konnte ich das wenige Essen gleichmäßig einteilen. Das Mittagessen nahm ich natürlich ganz zu mir, aber das Brot, das ich zum Abendessen erhielt, zerlegte ich in zwei gleiche Teile, eines für das Abendessen, eines für das Frühstück, zu dem wir nur einen bitteren Kräutertee erhielten.

Es war ein großes Risiko, das Brot bis zum nächsten Morgen aufzuheben, denn es konnte von anderen entdeckt und in der Nacht gestohlen werden. Ich versteckte es in Kopfhöhe im Strohsack, das gelang mir auch meistens. Andere Häftlinge fielen gierig über ihre ganze Brotportion her. Es gab auch Kameraden, die zu meiner großen Verwunderung und zu meinem Ärger, nur die Hälfte aßen und die andere Hälfte für eine Zigarette verkauften. War bei ihnen die Tabaksucht stärker als der Hunger? Diese Häftlinge starben meist schneller.« (Władysław Stawarz)

Eine andere, aber ebenfalls wirksame Eßtaktik wandte Nikodem Pieszczoch an.

»Der Hunger verstärkte sich zu den Essenszeiten gewaltig. War die Zeit vorüber, merkte man den Hunger fast gar nicht mehr. Da ich nicht rauchte, handelte ich mit den in der Kantine gekauften Zigaretten auf dem Schwarzmarkt beim Block 5 (später 13). Der Blockälteste Baltaziński verprügelte uns regelmäßig und trieb uns auseinander. Während meiner ganzen Zeit als Muselmann behielt ich die Fähigkeit, logisch zu denken, und ließ mich konsequent vom Verstand leiten. Beispielsweise wollte ich einmal die Pelle von gekochten Kartoffeln mit Marmelade essen. Ich ließ es aber sein, weil ich daran dachte, daß diese Pelle schmutzig und schwerverdaulich war. Kaffeesatz brachte ich nicht herunter. Es konnte mich auch niemand dazu bringen, das Brot in mikroskopisch kleine Stückchen zu teilen und dann sorgfältig zu schmieren oder für das Frühstück und Abendessen aufzuheben. Ich aß zwar langsam, aber die ganze Portion. Wasser trank ich nicht, ich schränkte die Aufnahme von Flüssigkeiten ein.

Bevor die ersten Pakete ankamen, überlegte ich mir, wie schädlich zuviel Essen auf einmal sein kann und einigte mich mit einigen Kollegen über die gleichmäßige Aufteilung der Geschenke. Das war meine Rettung, denn als ich mein erstes Paket erhielt, war darin ein Kilo Speck mit Knoblauch. Davon aß ich entsprechend der Abmachung nur einen kleinen Teil, der Rest wurde aufgeteilt. Das viele Fett verursachte Durchfall, aber keinen blutigen Stuhl. Ich wandte eine strenge Diät an und aß nur trockenes Brot. Alle Zulagen und Flüssigkeiten, wie die Suppe, tauschte ich gegen Brot. Außerdem brannte ich Holz im Kokskorb und ernährte mich von Holzkohle. So konnte ich den Durchfall überwinden, ohne Gleichgewichts- oder Sehstörungen zu erleiden. Die ganze Zeit arbeitete mein Geist normal, ich bemühte mich, nicht zu arbeiten, zusätzliches Essen zu organisieren sowie Kälte und Regen zu vermeiden. Ich arbeitete nur dem Schein nach und paßte auf, daß ich dabei nicht ertappt wurde.

Zusätzliches Essen erhielt ich von den schon erwähnten Kameraden. Das war vielleicht nicht viel, aber schon der Gedanke, daß da jemand war, auf den man sich stützen konnte, und daß man mit Hoffnung durch die Blöcke ging, hielt mich aufrecht und ‚ernährte' mich. Zumeist kehrte ich von meinen Streifzügen ohne zusätzliches Essen zurück, aber mit dem Gedanken, am nächsten Tag mehr Glück zu haben. Der gesunde Organismus konnte eine zu Gallert erstarrte Kartoffelsuppe verdauen. Im *Schonungsblock* betrachtete man mich, eine ‚alte Nummer', verwundert: ‚Wie hast du dich so erhalten können?' Ich aß auch kein Gras oder rohe Kohlrüben, dafür aber eine in Erde gebackene Krähe, einen in der Abdeckerei gekochten Hund, trockenen Brotabfall und andere Essensreste aus dem Mülleimer der SS-Kaserne. Dabei wahrte ich aber immer höchste Sauberkeit. Ich gewöhnte mich an den Hunger, wie man sich an alles gewöhnen kann.« (Nikodem Pieszczoch)

»Den ganzen Tag über hatte ich einen so fürchterlichen Hunger, daß ich alles aus meiner Umgebung unter dem Aspekt betrachtete, ob es sich wohl zum Verspeisen eignete und wie man an das Betreffende herankommen könnte. Als wir das Getreide von den Feldern einfuhren und die Garben zu den verschiedenen Schuppen brachten, versuchte ich heimlich, die Ähren in der Hand zu zerreiben und das Korn zu essen. Zuviele Körner konnte man nicht zusammenbringen, denn wir wurden zu schneller Arbeit angetrieben, und wenn wir beim Kauen von Getreide erwischt wurden, so prügelten die SS-Leute uns windelweich. Am schwersten fiel es mir, hungrig einzuschlafen. Ich sammelte immer die ganze Brotration mit der Margarine und nahm sie am nächsten Morgen vor dem Morgenappell zu mir. Abends aß ich nur die anderen Zulagen, wie Preßwurst, Käse oder Marmelade und einmal wöchentlich einige Pellkartoffeln. Ich bemühte mich aber, von dem Stubenältesten möglichst viel sog. Tee oder ein anderes warmes Getränk zu erhalten. Eine zusätzliche Portion Tee trank ich vor dem Einschlafen, auf diese Weise überlistete ich den Magen und schlief schneller ein. Dadurch hatte ich wenigstens in den ersten Arbeitsstunden keinen so fürchterlichen Hunger.«
(Adam Jurkiewicz)

»Im Winter 1941/1942 waren wir über 200 Mann auf der Stube und hatten nur fünf, wortwörtlich nur fünf Schüsseln. Es gab natürlich auch keine Löffel. Die Häftlinge wurden in Fünfergruppen aufgestellt. Die ersten fünf gehen mit den Schüsseln zum Kessel, erhalten ihre Suppe, trinken sie im Stehen möglichst schnell aus und geben die Schüsseln den nächsten fünf, und so geht es weiter bis zu den letzten. Das ganze wird vom Stubenältesten angetrieben, damit die Schüsseln schneller abgegeben werden, die nächsten fünf reißen die Schüsseln den ersten aus der Hand, obwohl sie fast noch nicht ausgetrunken haben. Jeder versucht, nach dem Austrinken noch die Schüssel auszulecken oder sie mit den Fingern auszuschaben, aber der nächste Häftling reißt ihm schon die Schüssel aus der Hand . . .« (Józef Ludwig)

Diese ausgesuchten Methoden, sein Essen zu sich zu nehmen, hatten den Zweck, den Akt des Essens zu verlängern und die Sinne, den Hunger und den Organismus zu überlisten. Viele dieser Möglichkeiten waren allgemein bekannt. Erfahrene Häftlinge übermittelten sie den Neuen. Andere Praktiken vollführten nur einzelne Häftlinge, die ihr Geheimnis für sich bewahrten. Die Berichte zeigen, welch geistige Anstrengung nötig war, um sich die verschiedenen Methoden auszudenken.

»Eines Tages organisierten die Jungs aus der Korbflechterei im Kommando *Landwirtschaft* Knochen, die für die Hunde bestimmt waren. An diesen Knochen war natürlich noch etwas Fleisch. Sie nagten die Knochen ab, alle anderen schauten wie verhext zu. Der erste nagte die Knochen so gut es ging ab, dann gab er sie an den nächsten weiter. Der fand auch noch irgendetwas und gab sie dem dritten weiter. Ich erinnere mich, mit welchem Neid wir den betrachteten, der den Knochen hatte, und wie wir uns ärgerten, daß er so genau abnagte. Denn wir alle hofften, den Knochen auch einmal zu erhalten. Wenn der Knochen dann wirklich zu uns kam und nichts mehr zum Beißen dran war, dann lutschten wir und saugten den Knochen aus, solange es ging. Auch hierbei gab es wieder nicht den geringsten Ekel, obwohl doch so viele Häftlinge daran gekaut, gelutscht und gesogen hatten . . .«(Józef Ludwig)

»Wir mußten mit den Resten unserer Kräfte jetzt haushalten. Ich begann also, mich bewußt nur ganz sparsam zu bewegen, ich bewegte mich und arbeitete also nur dann, wenn das Auge eines Schergen auf mir ruhte. Diese energiesparende Methode wendete ich bei allen körperlichen Arbeiten und insbesondere in der Strafkompanie an.

Mit der Zeit sparte ich auch an psychischer Energie, versuchte Ruhe und seelisches Gleichgewicht zu wahren und an nichts zu denken (und über nichts nachzudenken) außer an das, was dann dazu beitragen konnte, meine körperliche Verfassung einigermaßen zu erhalten." (Józef Kret)

Zuweilen erwiesen sich Hungerhalluzinationen als heilsam, da sie den Eindruck der Sättigung nach einer kleinen Beute oder einem zufälligen Geschenk verstärkten.

»Im Revier war ich rund drei Wochen. Wer zu uns wollte, mußte erst Hindernisse überwinden. Doch die Häftlingspflegerinnen ermöglichten von Zeit zu Zeit einen Besuch. Auf diesem Weg erhielt ich einmal ein Stück Kohlrübe, ein anderes Mal einen halb verfaulten Apfel aus einem Paket von zu Hause. Meine Schwester hatte ihn gebracht. Von diesem Apfel könnte ich viel schreiben, obwohl ich mich nicht mehr entsinne, ob ich ihn ganz aufgegessen habe. Aber ich hatte den Apfel in der Hand gehalten. Ich schaute ihn an und erfreute mich an seinem Anblick. Ich habe bis heute eine Erinnerung an wunderbare und sättigende Halluzinationen, wenn sie auch seltsam fern erscheinen und natürlich völlig unwirklich waren. Wenn ich nur die Augen schloß, so sah ich einen Haufen Äpfel auf einem Obststand, in Körben, in Gärten, wenn ich dann die Augen öffnete, verschwand alles auf Nimmerwiedersehen. Tagelang kehrte ich zu diesen Trugbildern zurück, bei denen ich noch andere Köstlichkeiten erblickte, mit denen ich mich nährte, wobei ich in eine Art Rauschzustand wie nach Drogen verfiel. Wer weiß, vielleicht hatten diese Bilder eine irrationale Aufgabe, vielleicht ernährten sie mich wirklich (. . .), denn eigentlich weiß ich bis heute nicht, wem ich es zu verdanken habe, daß ich nacheinander Typhus und Angina, beides mit hohem Fieber, überleben konnte, wie ich den Hunger im Revier und den hinzukommenden Lagerdurchfall durchstehen konnte.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

Dem Hunger widerstehen

Wenn auch jeder Häftling unter dem enormen Nahrungsmangel zu leiden hatte, so konnte doch nicht jeder den Hunger gleich gut ertragen. Die einen trieb der Hunger dazu, zusätzliches Essen zu organisieren, andere machte der Hunger willenlos und ließ sie apathisch und abgestumpft werden. Wie der Häftling auf den Hunger reagierte, hing nicht nur von inneren Faktoren ab, also von den entsprechenden persönlichen Prädispositionen, sondern in hohem Maße auch von äußeren Faktoren.

»Es steht außer allen Zweifels, daß verschiedene Häftlinge unterschiedlich auf das Hungergefühl reagierten. Meines Erachtens wurde das Verhalten der Häftlinge unter dem Einfluß des Hungers von den folgenden persönlichen Werten des Häftlings bzw. deren Fehlen bestimmt:
- religiöse und moralische Reife,
- ideologische Reife,
- das soziale Umfeld und die Lebensverhältnisse des Häftlings vor seiner Verhaftung,
- das Alter des Häftlings und sein Gesundheitszustand,
- körperliche und insbesondere geistige Unreife und
- das Fehlen fester Grundsätze im Leben.

Eine Bedingung, die dem Häftling am ehesten half, mit dem Hunger fertig zu werden, war religiöse und moralische Reife (. . .). Bei diesen Personen gab es weder Diebstahl noch konnte ich ein erniedrigendes Verhalten beobachten. Ähnlich widerstandsfähig waren Menschen mit festem Charakter, die ideologisch reif waren. Auch diese Menschen ließen sich nicht so leicht zerbrechen (. . .).

An die zweite Stelle möchte ich die Herkunft setzen, also das Milieu, in dem sie aufwuchsen und reiften, sowie die Lebensverhältnisse vor der Verhaftung. Mir scheint, am widerstandsfähigsten gegen das Hungergefühl waren Menschen proletarischer Herkunft. Möglicherweise hatten sie auch in der Freiheit mehrmals unter Hunger zu leiden gehabt (. . .). Ich habe den Eindruck, daß der schädliche Verzehr allen möglichen Grünzeugs häufiger unter den Akademikern als den Proletariern vorkam. Offensichtlich hatte ein Proletarier einen gesünderen Menschenverstand als Akademiker.

Ein zusätzlicher Faktor war das fortgeschrittene Alter und ein angegriffener Gesundheitszustand. Diese Häftling nahmen den Tod ruhig hin, ruhiger als Jüngere, auch wenn der Hungertod

eine langsame Agonie war. Alter, Krankheit und das Wissen um den Kräfteverfall machte die Älteren eins mit dem Tod, sie litten auch weniger unter der Agonie." (Jan Marszałek)

»Die klimatischen Verhältnisse in Birkenau waren besonders für die Griechen sehr ungünstig, die dann auch am schnellsten zu Muselmännern wurden und am ehesten zu ungenießbaren Sachen griffen. Wenn sie nicht arbeiten mußten, hatten sie die Hände ständig am Mund, sie lutschten die Finger, knabberten an ihnen und saugten an ihrer Kleidung. Sie redeten über die Verpflegung in einem Gemisch aus griechisch und deutsch: *essen, Suppe, heute Salami, Zulage* usw. Ich habe Griechen gesehen, die noch in einem einigermaßen erträglichen Zustand waren, aber rohe Kartoffeln aßen. Für uns Polen war das in jener Zeit noch abstoßend . . .« (Stefan Krupa)

»Aus meinen Beobachtungen läßt sich ersehen, daß die Französinnen die geringste Widerstandskraft gegenüber den Verhältnissen im Lager, der schweren Arbeit und der schlechten Ernährung besaßen. Das waren Frauen mit einer entwickelten Kultur und Patriotinnen, die an Wohlstand gewöhnt waren. Im Verhältnis zueinander waren sie sehr solidarisch. Leider gingen sie schnell zugrunde. Beim Appell fielen sie bei dem bloßen Gedanken daran, zur Arbeit auf den Flugplatz gehen zu müssen, in Ohnmacht. Man durfte ihnen während des Appells nicht helfen, erst nachdem die weiblichen Häftlinge zur Arbeit gegangen waren, hob man sie aus dem Wasser und Schnee und trug sie in den Krankenbau. Sehr schwer ertrugen sie Kälte und Vitaminmangel, sie sammelten Kräuter, um dem Organismus Vitamine zuzuführen. Sie brachen psychisch zusammen. Es ist vorgekommen, daß junge hübsche Mädchen wahnsinnig wurden. Sie mußten überwältigt werden, ohne die Aufmerksamkeit der SS-Leute zu erregen. Die Armen endeten in geistiger Verwirrung und kamen bald um.

Die Bedingungen im Lager hielten am besten die Russinnen aus. Zumeist waren sie auch jung, kräftig und arbeitsam. Sie waren oft in der Küche beschäftigt, wo sie die großen und schweren Kessel schleppten. Aber sie waren satt und konnten in der Wärme bleiben.

Die Polinnen waren im Allgemeinen ebenfalls sehr widerstandsfähig und wollten um jeden Preis überleben und nach Hause zurückkehren. Unter diesen makabren Umständen hing das Überleben von vielen Zufällen ab. Oft haben junge und kräftige Frauen einen Nervenzusammenbruch erlitten und starben, alte und schwache dagegen überlebten.«

Essen „organisieren"

Wie wir wissen, reichte die Essenszuteilung, um gerade drei bis sechs Monate zu überleben. Wer länger, gar einige Jahre im KZ überleben wollte, mußte sich u. a. zusätzliches Essen besorgen. Das geschah auf meist illegalen Wegen. Alle Arten der Essensbeschaffung nannte man im Lager „organisieren". Auf keinen Fall war das Diebstahl. Denn Brotdiebstahl wurde durch Selbstjustiz geahndet, „organisieren" aber galt als Tugend und Findigkeit. Lebensmittel „organisierte" man nicht nur für sich, sondern auch für andere.

Die Beschaffung von zusätzlicher Nahrung und von Medikamenten erforderte raffinierte und risikoreiche Aktivitäten der Häftlinge. Oftmals waren das komplizierte Operationen, die nach einem bestimmten Plan abliefen, an dem viele Häftlinge beteiligt waren und einander zuarbeiteten. Manchmal war es jedoch ein Akt der Verzweiflung, der von vornherein zum Mißerfolg verurteilt war. Davon waren vor allem die Muselmänner betroffen.

Von verschiedenen Wegen, Lebensmittel zu „organisieren", berichtete Stanisław Takuski:

»Wie half man sich, um seinen Hunger zu befriedigen? Für einen Menschen, der ein bestimmtes Stadium der Aushungerung erreicht hatte, war es unmöglich, sich an einem Tag, in einer Woche oder einem Monat satt zu essen. Um seine Kräfte und sein Allgemeinbefinden wieder herzustellen, wäre eine medizinisch überwachte Ernährung erforderlich gewesen.

Es gab verschiedene Arten, den Hunger zu bekämpfen. Ich möchte sie nach meiner eigenen Erfahrung in materielle und Propagandamittel unterteilen.

Materielle Mittel, das war alles, womit sich der Magen füllen ließ. Als ich im Steinbruch arbeitete, war ich damit beschäftigt, die Granitblöcke zu den Hallen zu bringen, wo sie bearbeitet wurden. Dabei fuhr ich an Unkraut, an Gänsefußgewächsen, vorbei. Jedesmal rupfte ich von den plüschähnlichen Blättern soviel, wie ich mit einer Hand ergreifen konnte. Solange sie jung waren, schmeckten sie mir, aber wenn sie verblüht waren (im Mai), wurden die Blätter bitter und schmeckten nicht mehr. Die bloßen Stiele der Pflanzen zeugten davon, daß es noch mehr Liebhaber dieses Hasensalats gab. Vor uns waren auch rote und schwarze Ameisen nicht sicher, sobald sie irgendwo auftauchten. (. . .)

Außerdem machten wir, wenn sich die Gelegenheit ergab, in der Nacht ‚Überstunden' in der Küche, wo wir Rüben, Karotten, Kohlrüben und anderes schälen mußten, meistens dann, wenn *Zugänge* kamen. Dafür erhielten wir einen Liter sauer gewordener Suppe vom Mittagessen des vergangenen Tages. Wir konnten aber auch eine Kohlrübe an den Schädel erhalten, wenn uns der Kapo beim Gemüseessen erwischte.

Darüber hinaus engagierten wir uns nachts beim Bau neuer Blöcke, wir schleppten Ziegel und erhielten auch dafür einen Liter saurer Suppe. Das waren sporadische und unbezahlbare Zufälle.

Am Samstag konnten wir auch die Wäsche höherer Beamter des Lagers waschen, am Sonntag erhielten wir dafür eine Camela Suppe (im KL Gusen wurden Lebensmittel und Geschirr im Lagerslang spanisch benannt, z. B. Kartoffeln patatos, Wurst butífera, Schüssel camela usw.*). Andere brachten Blumen für die Mädchen im Freudenhaus. Dafür bekamen sie Brot oder eine Zigarette.

* Ab 1940 wurden in das Konzentrationslager Mauthausen, zu dem Gusen gehörte, Spanier eingeliefert, die während des Bürgerkriegs auf der Seite der Republik gekämpft hatten.

Man könnte noch viele Beispiele anführen, wie Lebensmittel legal oder illegal beschafft wurden, angefangen von den raffinierten und gerissenen Methoden bis zum einfachen Aufsammeln von Kartoffelschalen, wofür man die Schüsseln abwaschen mußte.

Die Ärmsten (die Muselmänner) wühlten in den Müllhaufen, aber sie suchten umsonst genießbare Abfälle. Sie fanden Lappen, Papiere, Knöpfe und anderen Plunder, den sie wie kostbare Schätze in ihre Taschen stopften. Ähnliches können wir ja heute bei den armen Bettlern beobachten, die, nicht ganz bei Verstand, ihren ganzen Besitz im Rucksack Tag für Tag umhertragen.« (Stanisław Takuski)

Einen sehr originellen Weg, Kartoffeln zu organisieren, beschreibt Kazimierz Tokarz.

»Der August 1940 war in Auschwitz ein sehr ‚hungriger' Monat. Ich arbeitete mit einigen Kameraden als *Dachdecker* am Küchenbau, da konnte ich mich am Schornstein wärmen, denn es zog dort oben fürchterlich. Gleichzeitig wurden Kartoffeln in die Küche gebracht, die für die SS-Leute geschält werden sollten. Der Anblick war so herrlich, daß wir uns nicht zurückhalten konnten. Einer hielt Wache, zwei andere kletterten schnell hinunter, luden sich die Hosen voll mit Kartoffeln und machten, daß sie wieder auf das Dach kamen. Wir paßten nach allen Seiten auf, spießten die Kartoffeln auf Draht und hielten sie in den Schornstein. Dort räucherten und garten die Erdäpfel. Damit konnten wir unseren Hunger wunderbar stillen.

Aber das gelang uns nur von Zeit zu Zeit. Einmal brannte der Draht durch, und alle Kartoffeln fielen auf die Feuerstelle. Die verbrannten Kartoffeln verbreiteten einen Duft, der den Kapo herbeirief. Er holte uns in die Küche und verpaßte uns einige Stockschläge, die sich gewaschen hatten. Der Hunger war jedoch stärker als die Vernunft, und wir hörten nicht auf damit, außer daß wir jetzt immer einen neuen Draht nahmen, der nicht mehr so schnell durchbrennen konnte. Damit verringerten wir das Risiko aufzufliegen.« (Kazimierz Tokarz)

Der nächste Bericht schildert einen offenen, gemeinschaftlichen Angriff sowjetischer Kriegsgefangener auf einen Lebensmitteltransport:

»Zum Jahreswechsel 1942/1943 lag ich im Krankenbau und war oft im Block 21, wo ich operiert worden war und man mir später den Verband wechselte. Durch den Zaun konnte ich sowjetische Kriegsgefangene bei der Arbeit beobachten. Sie schlichen umher wie Schatten, waren ausgehungert und grenzenlos erschöpft. Neben ihnen fuhr ein von Häftlingen gezogener Rollwagen mit Kohlrüben vorüber. Die Kriegsgefangenen griffen den Wagen regelrecht an und erbeuteten einige Rüben, obwohl die begleitenden SS-Leute sie vertrieben und manchen schrecklich verprügelten. Ich bemerkte, daß ein Kriegsgefangener eine große Kohlrübe ergattert hatte, einige Schritte vom Wagen weglief und ungeachtet der Schläge und Schreie die Rübe, an der noch die Erde haftete, gierig anbiß. Einer der Posten lief auf ihn zu, entriß ihm die Beute und schlug sie ihm mit aller Kraft an den Kopf. Der Kriegsgefangene fiel wie tot um, die Rübe landete neben ihm. Als sich der Scherge entfernt hatte, suchte er wieder nach ihr und knabberte, weiter im Dreck liegend, so lange, bis er sie aufgegessen hatte.«
(Eugeniusz Niedojadło)

»Oft endete das „Organisieren" von Lebensmitteln aber auch tragisch. Eine Ungarin bezahlte ihren Versuch, ein Brot zu ergattern, mit dem Leben: »Die Ungarinnen standen oft am Zaun und bettelten um Brot. Einmal habe ich gesehen, daß ein junger Jude aus dem Männerlager den Ungarinnen ein ganzes Brot zuwarf. Allerdings war er kein Hammerwerfer, so fiel das Brot ungefähr 50 cm vor der Innenseite des anderen Zauns nieder. Die Ungarinnen überlegten. Schließlich faßte eine Mut. Sie legte sich hin, stützte sich auf die linke Hand und langte mit der rechten Hand durch den geladenen Zaun. Es fehlte nur noch wenig. Als sie sich streckte, um das Brot zu erreichen, berührte sie den Stacheldraht mit der Wange... Sie erstarrte! Auf der Wange erschien ein Bluttropfen! Das war ein erschütterndes Bild, sie lag tot am Boden, hatte sich leicht auf die linke Hand gestützt, und die rechte Hand reichte bis zum Brot (...). In dieser Position blieb sie, ein Halbkreis von Gefährtinnen wohnte ihrem Tod bei (...).« (Józef Ciepły)

Handel mit Essen

„Bei allen Transaktionen des Handels oder von Dienstleistungen im KZ war die Brotportion das wichtigste Zahlungsmittel", so bewertete Józef Lula, Häftling von Auschwitz-Monowitz, den Wert einer Brotscheibe. Im nichtoffiziellen Lagerleben spielte das Brot die Rolle eines Zahlungsmittels und diente je nach Konjunktur als Werteinheit im Tauschhandel zwischen den Häftlingen, oder sogar zwischen Häftlingen und Funktionshäftlingen.

Aus dem Bericht von Jadwiga Apostoł-Staniszewska erfahren wir, wie der Tauschmarkt im KZ funktionierte:

»Das Gedränge, das in der Mitte der Baracke, wo keine Pritschen standen, herrschte, war von Häftlingen verursacht, die relativ gesund waren und gut handeln konnten. Sie nahmen verschiedene ‚Transaktionen' vor, tauschten Brot gegen Zwiebeln, Zwiebeln gegen Margarine, Margarine gegen ein kleines Stück Kerze oder etwas Tabak, um mit einer Zigarette den Nahrungsmangel im Organismus auszugleichen. So entstand in diesem Teil der Baracke ein Getümmel, das mit dem scharfen Wortschatz des Lageralltags gewürzt war. Manche versuchten während dieser Zeit nach dem Appell ihren Handel neben der Baracke oder im Nachbarblock durchzuführen, sie suchten nach Schmuggelwaren von außerhalb und besonders aus der Effektenkammer.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

Die Lebensmittelpreise im Lager waren sehr unterschiedlich. Sie hingen hauptsächlich von der jeweiligen Entwicklungsphase des Lagers, der Jahreszeit und den Möglichkeiten, Nahrung

zu „organisieren", ab. Dazu schreiben Maria Elżbieta Jezierska und Stanisław Takuski.

»Manche tauschten sehr gern Wurst gegen Brot (Leberwurst fand nur wenige Abnehmer). Sie meinten, es sei besser, sich den Bauch vollzustopfen, als sich zu sättigen. Andere tauschten Zwiebeln aus Paketen gegen Brot.

Ich gebe die ungefähren Preise aus Birkenau an: eine Portion der roten Wurst, die wir als Zulage erhielten = eine Portion Brot; eine große Zwiebel = eine Portion Brot; 5 bis 6 rohe Kartoffeln = eine Portion Brot; für das Kochen einer Kartoffelsuppe gab es für die Köchin eine kleine Portion davon oder eine Portion Brot, auch eine große Zwiebel oder ein Stück Speck; eine große Zulageportion Brot = ein mittleres Stück Speck oder z.B. einen Pullover; eine Portion Brot = ein Hemd usw. Wie ersichtlich, hatte das Brot einen sehr hohen Marktwert.

Mit Brot oder Zwiebeln konnte man auch verschiedene Dienstleistungen bezahlen, wenn z.B. jemand Schmuggelware durch das Lagertor brachte, kochte, nähte oder die Häftlingskleidung anpaßte. Diese Preise kenne ich nicht, weil ich sie nie bezahlt habe (. . .).

Für ein Päckchen Margarine konnte man z.B. einen Morgenmantel oder ein Kleid aus der ‚Freiheit' kaufen, für ein halbes Päckchen oder ein halbes Brot ein Laken, zwei Päckchen kostete eine herrliche Decke.« (Maria Elżbieta Jezierska)

»Als Vergleich kann hier der Preis einer Schüssel Mittagssuppe und einer Portion Futter für einen SS-Hund dienen. Auf dem Schwarzmarkt konnte man 1942 abends (zur Zeit des größten Hungers) für eine Schüssel dünner Suppe 5–7 Zigaretten erhalten; der Preis für Hundefutter lag bei 15–20 Zigaretten. Diese Relation bestand bis 1943, obwohl die Zigarette an Wert verlor. Für eine Schüssel Suppe mußte man 2–3 und für eine Schüssel Hundefutter 10 Zigaretten bezahlen. Es war also fünfmal soviel wert wie das normale Lageressen.«
(Stanisław Takuski)

Den höchsten Preis auf dem Schwarzmarkt erzielten also Brot und Zwiebeln, die zu den wichtigsten und gesuchtesten Artikeln gehörten. Dafür konnte man nicht nur anderes Essen, sondern auch Dienstleistungen verschiedenster Art erhalten.

Stanisław Takuskis lapidare Feststellung, das Hundefutter sei fünfmal teurer als das Lageressen gewesen, gibt exakt die Bedingungen des Lagerlebens wieder. Die Wendungen „Hundefraß" und „auf den Hund kommen" verloren im KZ ihren üblichen Sinn. Es war paradox, aber im KZ träumte man von dem Inhalt eines Hundenapfes. . .

Brotdiebstahl

Häftlinge, die von ihrer ohnehin unzureichenden Brotration noch etwas für später zurücklegten, mußten damit rechnen, daß es ihnen gestohlen wurde. Wenn auch der Brotdiebstahl im KZ immer bestraft wurde, häufig auch mit dem Tod, so „war doch der Hunger stärker als die Todesangst", wie Jadwiga Trębasiewicz schrieb. Selbst wenn das Brot auf raffinierteste Weise versteckt war, man es unter den Strohsack oder, in einen Lappen gewickelt, in seinem Hemd versteckt hatte, ja selbst wenn man darauf schlief oder es sich nachts unter den Kopf legte, war es möglich, morgens aufzuwachen und festzustellen, daß ein schlauerer Häftling es gegessen hatte. Zum Glück kam Brotdiebstahl nur selten vor. Trotzdem aßen die meisten Häftlinge ihre ganze Brotportion sofort nach Erhalt. Und die Strafen für Brotdiebstahl waren sehr abschreckend.

»Hunger und Durst litt ich zusammen mit weit über tausend Mithäftlingen in Auschwitz am 6. Juli 1940, als wir für die Flucht unseres Mithäftlings Tadeusz Wiejowski mit einem Stehappell bestraft wurden (. . .).

Es hatte sich ergeben, daß ich am Vortage dieses Stehappells zum Abendbrot nur die Zulage, also ein Stück Preßwurst mit etwas Brot gegessen und etwas von dem sog. Tee dazu getrunken hatte. Den Rest des Brotes wickelte ich sorgfältig in ein Tuch und legte es, als ich schlafen ging, unter den Strohsack. Ich wollte es am nächsten Morgen zum Frühstück essen. Das machte ich in jener Zeit oft so, denn ich war der Ansicht, daß ich müde einschlafen würde und so den Hunger vergessen oder in dieser Zeit überlisten könnte. Am Morgen wache ich zwar hungrig auf, aber wenn ich dann das Brot esse, kann ich den Tag besser überstehen.

Am nächsten Tag wachte ich früh auf, noch vor dem Gong, denn der Hunger wühlte in meinen Gedärmen. Ich langte unter den Strohsack, um das Brot hervorzuholen, mußte aber nach langer Suche feststellen, daß das Brot weg war. Ich stand auf und erhob ein Geschrei, dabei entdeckte der Stubenälteste auch den Dieb. Das half mir aber nicht mehr viel, denn das Brot war aufgegessen. Mein Streit mit dem Dieb hatte zur Folge, daß ich vor dem Appell nicht mal mehr den Kräutertee trinken konnte, so mußte ich mich hungrig und durstig zum Morgenappell melden. Außerdem war ich furchtbar enttäuscht. Ich hatte mich so darauf gefreut, dieses Stück Brot zu frühstücken und den Tee dazu zu trinken, stattdessen mußte der Magen leer bleiben. Ich hatte schon 12 Stunden nichts gegessen und getrunken, und vor mir lag ein ganzer Tag voller schwerer Arbeit, die an diesem Tag 12 Stunden dauern sollte. Ich klopfte einige Teppiche aus, putzte sechs Fenster, räumte sechs Zimmer in den Quartieren der SS-Offiziere auf und wischte einen langen Korridor und hatte nichts zu essen. Auch zum Mittagessen kehrte ich nicht ins Lager zurück, weil ich dafür bestraft worden war, einen Teppich nicht ordentlich ausgeklopft zu haben. Ich war hungrig, hatte Durst und war zum zweiten Mal an diesem Tag enttäuscht. Die Zunge war geschwollen, und im Bauch ertönte ein ganzes Konzert. Vor Hunger wurde mir schwindlig, und ich hatte ein seltsames Ziehen im Oberbauch.

Die ganze Zeit über träumte ich davon, etwas zu essen, und mehr noch, etwas zu trinken. An diesem Tag hatte ich ganz großes Pech. Normalerweise gelang es mir, in den Abfallkörben Brotrinde oder Essensreste zu finden. Aber an diesem Tag war gar nichts darin. Den restlichen Speichel trocknete der Staub der ausgeklopften Teppiche aus, der überall an mir klebte.

Ich träumte von meiner Portion Lagersuppe und hoffte, der Stubenälteste habe sie für mich aufbewahrt, wie er das für alle tat, die nicht zum Mittagessen zurückkamen. Ich träumte von dem ‚Tee', einer ganzen Schüssel dieser Flüssigkeit, die den brennenden Durst löschen und Magen und Darm füllen würde und mich wenigstens für kurze Zeit von diesem Ziehen im Bauch und dem knurrenden Magen befreien würde. Die Hoffnung tröstete mich. Zuerst zählte ich die Stunden, später die Minuten bis zum Ende der Arbeit. Ich wußte, nach der Arbeit muß ich wie alle anderen zum Appell, aber der dauerte nur eine halbe Stunde, dann könnte ich essen und trinken.

Der Appell zog sich aber an diesem Tag merkwürdig lange hin. Erst stimmte unsere Zahl nicht, dann kam die Nachricht, ein Häftling sei geflohen und wir müßten als Strafe so lange stehenbleiben, bis er gefunden wäre. Das war schon die dritte Enttäuschung an diesem Tag. Diese Nachricht machte mich völlig fertig. Ich war durstig, hungrig und nach der langen Arbeit müde, aber das schlimmste, ich war enttäuscht. Denn man reagiert anders auf den Hunger, wenn man darauf vorbereitet ist, als wenn man nach langem Hungern Hoffnung auf Essen hat und sich dann dieser Hunger bis ins Unendliche ausdehnt.

Wir mußten 20 Stunden stehen, also vom Abendappell am 6. Juli bis in die Nachmittagsstunden des 7. Juli. Mein Hunger dauerte aber bedeutend länger, denn ich hatte 48 Stunden fast nichts gegessen und 43 Stunden nichts getrunken.

Als wir in der Nacht dort stehen mußten und uns nicht einmal bewegen durften und unsere Bedürfnisse einfach in die Hosen erledigten, wurde mir furchtbar kalt. Ich weiß nicht, war dieses Zittern der Anfang von Fieber oder einfach der Mangel an Kalorien im Organismus, der dieses Kältegefühl hervorrief. Mein ganzer Körper wurde steif, und es war mir völlig egal, was mit mir weiter geschah (. . .).

Ich entsann mich, daß ich ein Stück Seife bei mir hatte. Langsam begann ich, Stück für Stück von der Seife zu essen und hoffte, auf diese Weise den Hunger zu überlisten (. . .).

Von der ganzen Zeit im Stehen erinnere ich mich heute nur noch an eine sehr kalte Dämmerung am 7. Juli und die daran anschließende unglaubliche Hitze in den Mittagsstunden. Hunger und Durst endeten mit einer Abstumpfung, die mir, das muß ich zugeben, wohl tat. Ich weiß nicht mehr, wie der ganze Appell endete und wie ich dann in den Block kam. Ich weiß nicht mehr, ob ich etwas gegessen und getrunken habe. Ich hatte vollständig das Bewußtsein verloren. Erst am nächsten Tag erwachte ich aus meiner Ohnmacht. Ich nehme nicht an, daß ich nach dem Appell auf die Schüssel Suppe und den Tee verzichtet habe, aber ich konnte mich weder an den Geschmack der Suppe noch des Tees erinnern. Immerhin waren nach dem Aufwachen das schreckliche Hungergefühl und der Durst verschwunden. An diesem Tag nahm ich die Lagersuppe und die abendliche Brotportion mit der Zulage mit großem Vergnügen zu mir.

Die Erlebnisse bei diesem Stehappell mußten aber ausnehmend stark und spürbar gewesen sein, denn von allen Lagererfahrungen blieben sie mir am meisten im Gedächtnis haften.« (Eugeniusz Niedojadło)

»Der Hunger war größer als die Todesangst, darum riskierten die Häftlinge auch ihr Leben, wenn sie bei der Arbeit Karotten, Kartoffeln oder – auch das gab es manchmal – ein Huhn oder einen Fisch stahlen. Das trugen sie mit größter Angst durch das Tor, sie konnten ja nicht vorher wissen, ob sie kontrolliert werden würden oder nicht. Die im Lager verbleibenden ‚Damen' trieben es mit den Männern, die in den Handwerkskommandos beschäftigt waren. Dachdecker, Monteure, Kanalreiniger und andere kamen jeden Tag in das Frauenlager, um Gebäude und Anlagen in Ordnung zu halten. Sie brachten ihren ‚Damen' Zigaretten und Lebensmittel mit, die sie auf irgendeine Weise organisiert hatten. Den weiblichen Funktionshäftlingen ging es also nicht schlecht, sie waren wichtig und sie konnten das allgemeine Elend mißachten; ihnen waren die ausgehungerten Wesen und die Muselmänner gleichgültig. Nur Schlaue und Wendige hatten ein Recht zu leben.

Ich habe gesehen, wie eine ‚Klosettdame' den Kopf einer Gefangenen auf das Brett drückte und ihn schüttelte, wobei sie schrie: ‚Leck das auf, du Schwein!'. Die Unglückliche hatte ein paar Tropfen Harn auf dem Brett hinterlassen.

Die ‚Damen' wollten viel Freizeit für sich haben. Brotdiebstahl wurde mit dem Tode bestraft, trotzdem konnte der Hunger die Angst zurückdrängen und die Schläue verstärken. Diebstahl kam häufig vor. Es gab Kämpfe zwischen Schwestern. Beide waren der Ansicht, die andere hätte mehr aus dem Paket von zu Hause gegessen. Denunziationen endeten mit 20 oder mehr Stockschlägen. Häftlinge, die von außerhalb keinerlei Hilfe erhielten und nicht zu stehlen verstanden, bettelten bei einem Paket-Krösus oder verspeisten Abfälle vom Müllwagen. Dieser Wagen stand in der Nähe der Küche und wurde täglich von einigen Frauen aus dem Lagertor gezogen, die unterwegs alles durchwühlten, um Abfälle, weggeworfene oder angefaulte Reste, sofort aufzuessen. Diese Frauen hatten sich selbst zum Tod verurteilt«. (Jadwiga Trębasiewicz)

Die Strafen für Brotdiebstahl waren grausam, oft verlor der Dieb sein Leben. Denn Brotdiebstahl wurde im KZ als das größte Verbrechen angesehen. So unterschieden sich die KZ-Realität und das System sozialer Normen, die dort regierten, von ähnlichen Situationen in der Freiheit. Denn wir sind daran gewöhnt – und so ist es heute in den meisten Ländern und Kulturen –, daß Mundraub überhaupt nicht bestraft wird oder daß eine Tat, die zur Befriedigung des eigenen Hungers dient, bevorzugt wird und die Straftäter gnädig behandelt werden.

Aus einigen Berichten wissen wir, wie rücksichtslos die Strafen für Brotdiebstahl waren. Die „Urteile" wurden von den Häftlingen selbst oder von Funktionshäftlingen vollstreckt.

»Der Diebstahl von Lebensmitteln wurde sehr streng bestraft. Es gab einen Fall, daß im Block 21 in Auschwitz im ersten Stock ein Häftling für den Diebstahl einer Portion Brot vom Blockältesten erschlagen wurde.« (Edward Czekierda)

»Wir waren alle in der gleichen Lage, darum konnte auch nicht davon die Rede sein, daß einer den anderen bestahl (. . .).

Ich muß sagen, daß die Moral der Häftlinge, was die Lebensmittel anbetrifft, sehr hoch war. Später nahm die Moral allerdings ab, und es gab Fälle, wo Brot gestohlen wurde. Diese Diebstähle hatten ihre Ursache sicher in dem großen Hunger und der egoistischen Haltung, die nach dem Motto verfuhr: ‚Hauptsache, ich überlebe das KZ' (. . .). Ich erinnere mich an eine Zeit, da wurde (1941) der Brotdiebstahl im KZ mit dem Tode bestraft (Selbstjustiz). Auf diese Weise versuchte man, diese schändliche Prozedur zu verhindern.« (Kazimierz Tokarz)

»Fälle von Brotdiebstahl wurden im Lager mit dem Tode bestraft. Das ging dann meist so vor sich, daß der *Lagerälteste*, ein Mann von ungewöhnlicher Kraft, den Häftling mit einem Schlag niederwarf, sich mit dem einen Fuß auf seinen Hals und dem anderen auf seinen Brustkorb stellte und ihm den Brustkorb zertrat und die Kehle zertrümmerte.

Nach einem solchen Anblick verloren auch die Mutigsten für lange Zeit die Lust, sich an fremdem Brot zu vergreifen.« (Kazimierz Jankowski)

Pakete

Es ist hier nicht der Platz, die verschiedenen Wege zu beschreiben, auf denen Lebensmittelpakete oder Medikamente in die verschiedenen Lager gelangen konnten. Grundsätzlich war das erst ab Herbst 1942 möglich. In den folgenden Berichten erfahren wir, welche günstigen oder ungünstigen Folgen die Pakete in den verschiedenen Lagern haben konnten.

»Im Dezember 1944 verbesserte sich im KZ Lengelfeld die Situation meines Bruders Stefan, meines Cousins Adam und von mir ein wenig, da wir in dieser Zeit einige Lebensmittelpakete von der Familie erhielten (. . .). Den Inhalt der Pakete teilten wir sorgfältig in drei Teile. Diese bescheidene Hilfe hatte für uns große Bedeutung, besonders in moralischer Hinsicht. Der Tag, an dem das erste Paket ankam, war ein großer Festtag für uns, und die Hoffnung, noch weitere Sendungen zu erhalten, entschied wohl darüber, daß wir psychisch nicht zusammenbrachen und alle das Ende des Krieges erlebten.

Noch heute, nach 32 Jahren, kann ich dieses außergewöhnlich starke emotionale Erlebnis nicht vergessen, als ich auf dem Appellplatz stand und der Schreiber meine Nummer aufrief, was bedeutete, daß ein Paket von der Familie für mich angekommen war.« (Jan Myczkowski)

»Die Pakete haben uns geholfen, gleichzeitig waren sie aber, obwohl das vielleicht paradox klingt, die Ursache für zusätzliche Leiden. Es war praktisch unmöglich, das Paket auf mehrere Tage aufzuteilen. Der ausgehungerte Organismus verlangte zu sehr nach Nahrung. Aber der vom Hunger geschwächte Magen konnte mit einer solchen großen Nahrungsmenge nicht fertig werden, die auf einmal hinuntergeschlungen wurde, denn der Häftling vertilgte einfach den ganzen Inhalt des Pakets. Deshalb gab es dann auch meist einen fürchterlichen Durchfall, und im Lager hieß eine Redensart: ‚Wer ein Paket hat, bei dem ist Scheißtag.' Traurig, aber wahr.« (Jan Sterczewski)

»Es war ein offenes Geheimnis, daß manche Häftlinge in den Paketen auch Alkohol von der Familie geschickt bekamen. Zumeist wurde er in Honig- oder Marmeladegläsern geschickt. Das war dann ein sehr gutes Mittel, um z.B. den Blockältesten, den Stubenältesten, den Kapo oder den Vorarbeiter für sich zu gewinnen.« (Stanisław Zasacki)

»Der Hunger spielte im KZ Sachsenhausen eine herausragende Rolle unter den vielen Leiden und Beschwerden. Er führte dazu, daß sämtliche moralischen und ethischen Hemmungen fallengelassen wurden. Wie anders ist sonst dieses Geschehnis zu verstehen, das ich in dem bereits erwähnten Luftschutzraum beobachten mußte? Bevor ich jedoch diese makabre Geschichte aus Staaken erzähle, möchte ich noch erklären, daß wir nach unserer Ankunft in diesem KZ die Erlaubnis erhielten, bedeutend größere Lebensmittelpakete zu erhalten. Das verbesserte unsere Lage maßgeblich (. . .). Diese Pakete wurden vor der Ausgabe geöffnet, und wenn der *Blockführer* und seine Kumpane dann beispielsweise Speck, Dörrfleisch, Konserven, Zitrusfrüchte, Schokolade usw. fanden, warfen sie das Paket fluchend in die Ecke und gaben vor, die Lebensmittel seien schlecht geworden und eigneten sich nicht mehr zum Verzehr. Die ausgehungerten und enttäuschten Häftlinge hatten das Nachsehen und mußten abziehen. Dann wurden die Raritäten wieder hervorgeholt und geraubt. Aber die meisten Pakete kamen doch bei den Häftlingen an.

Bei Fliegeralarm – es gab zu jener Zeit häufig Nachtangriffe aus Berlin – nahmen die Häftlinge ihre ‚Schätze' mit in den Schutzraum (. . .). Andere ausgehungerte Gefangene ignorierten den grauenvollen Lärm der explodierenden Bomben und rissen die Päckchen ihren Kameraden aus den Händen, wenn die sich wehrten, packten sie sie auch an der Gurgel und würgten sie. Diese makabren Szenen, die vor allem nachts zu beobachten waren, haben sich tief in mein Gedächtnis eingegraben und beweisen nur allzu gut, was Hunger ist und wozu er den Homo sapiens befähigt.« (Arnold Andrunik)

Manipulationen mit Hunger

Neben dem grundsätzlichen und letztendlichen Ziel, also der Zerstörung der Menschen, diente der Hunger den KZ-Schergen auch zu verschiedenen Manipulationen, um Häftlinge zu erniedrigen, zu bestrafen oder, seltener, zu belohnen. In Extremfällen haben die Häftlinge, gequält vom Essenmangel oder gereizt mit Nahrung, die sie nicht zu sich nehmen konnten, Selbstmord begangen.

»Um unseren Hunger zu verstärken, wurde vor allem vor Feiertagen bewußt das Gerücht in die Welt gesetzt, es würde sehr viel besseres Essen für uns zubereitet; wenn wir dann tagelang in der Hoffnung lebten, uns endlich einmal satt essen

zu können, wurde die Küche an den Feiertagen geschlossen und überhaupt kein Essen ausgegeben. Um Abscheu vor dem Essen in uns zu entwickeln, erhielten wir keine Schüsseln, sondern Spucknäpfe aus dem Krankenhaus.«

»Die Deutschen gaben uns sogar für kleine Übertretungen Hungerstrafen. Ich bin beispielsweise mit Essensentzug bestraft worden, weil ich mein Bett nicht richtig gebaut hatte. Vierundzwanzig Stunden erhielt ich kein Essen; während die anderen ihre Mahlzeiten zu sich nahmen, mußte ich mit dem Gesicht zur Wand stehen, und jeder Funktionshäftling, der vorbeikam, schlug mich. Nicht alle Häftlinge haben das ertragen. Ich habe selbst gesehen, wie sie Selbstmord begangen haben, aber ich habe nie daran gedacht, es auch zu tun.« (Antoni Kubica)

Die Manipulation mit dem Essen war eine Form der Machtausübung im Konzentrationslager. Wer Brot verteilte, hatte Macht und konnte straflos alle möglichen Forderungen stellen. Das Brot in den Händen der Funktionshäftlinge diente auch dazu, die Häftlinge gegeneinander aufzuhetzen, so daß sie sich sogar gegenseitig töteten. Der nächste Bericht ist ein Extrembeispiel.

»Einmal blieb ein SS-Mann bei einem jüdischen Kommando stehen, das bei Ausschachtungsarbeiten tief im Wasser stand. Der SS-Mann zeigte einem Juden ein Stück Brot und erklärte, das Brot gehöre ihm, wenn er seinen Kameraden ertränke. Und wirklich, der Häftling fing an, seinen Mitgefangenen unter Wasser zu tauchen, der sich aber natürlich wehrte. Einmal war dieser, dann wieder jener unter Wasser, der SS-Mann stand am Rand der Grube und feuerte beide an. Zuletzt hatten sich die Kämpfenden beide ertränkt, worüber sich der SS-Mann am meisten freute.« (Kazimierz Tokarz)*

Zusammenfassung

Hunger und Hungerkrankheit waren das KZ-Leiden das sich am spürbarsten auswirkte. Entgegen allen Erwartungen hat sich das aber weder in der KZ-Literatur, noch in den medizinischen Studien zu diesem Thema umfassend niedergeschlagen. Die in dieser Arbeit zusammengestellten Äußerungen ehemaliger Häftlinge (vor allem des Konzentrationslagers Auschwitz) vervollständigen unser Wissen zum Thema Hunger und Hungern. Der Hunger gehörte zu den grundlegenden Methoden, die Häftlinge der Konzentrationslager biologisch zu vernichten. Entgegen der Ansicht von Skeptikern ist es auch heute, viele Jahre nach der Befreiung der Konzentrationslager, noch begründet und zweckmäßig, auf Erinnerungen und Erfahrungen jener zurückzugreifen, die ein KZ überlebt haben.

* Im polnischen Text folgt an dieser Stelle ein Abschnitt „Hungerkrankheit und ‚Muselmanentum' " (S. 34 f.), der ausgelassen wurde, um Überschneidungen mit dem Aufsatz „An der Grenze zwischen Leben und Tod. Eine Studie über die Erscheinung des ‚Muselmanns' im Konzentrationslager" der gleichen Verfasser (vgl. Bd. 1, S. 89–154) zu vermeiden.

Das geordnete und systematisch publizierte Material zur Geschichte der Konzentrationslager bereichert weiterhin unser Wissen um bisher unbekannte und noch nicht beschriebene Einzelheiten. Es besitzt nicht allein dokumentarischen, sondern auch wissenschaftlichen Wert.

Die vor dem Vergessen bewahrten und durch die Erfahrungsberichte ehemaliger KZ-Häftlinge festgehaltenen Schilderungen des Hungers in den Lagern betreffen eine wichtige Erscheinung des Lebens im Lager. Das Brot wurde im Lager zum Symbol, es stellte das Leben schlechthin dar und war auch ein Wertsymbol. So wie die Angst bestimmte der Hunger Verhaltensformen und -normen der KZ-Häftlinge, entschied über die Chancen, das Lager zu überleben, und steckte die Grenzen der psychischen Erlebnisse ab. Die ehemaligen KZ-Häftlinge haben erschütternde Berichte zum „Lagermenü" – diesem armseligen und tödlichen Hunger-„Speisezettel" – aufgeschrieben. Menschen, die nicht im Konzentrationslager waren, erstaunt die Tatsache, wieviel der Mensch aushalten und erfahren kann und wieviel er zu etwas schreiben kann, was es eigentlich nicht gab, was unaufhörlich fehlte – das Brot. Wieder einmal hat das Brot – die ewige, natürliche Nahrung des Menschen – seine Apotheose erfahren. Die KZ-Gehenna und das unaussprechliche menschliche Leiden hat dieser Nahrung gewissermaßen seinen ursprünglichen Wert, den Wert der Kraft und des Lebens zurückgebracht. Erst durch den Kontext der Lagererfahrungen können wir die alltäglichen Gewohnheiten verstehen, die die ehemaligen KZ-Häftlinge in unsere Zeit mithinübergenommen haben. Die scheinbar übertriebene Pietät gegenüber dem Brot, sein „krankhaftes" Zurücklegen bekommen erst in der Konfrontation mit KZ-Erfahrungen ihre richtige Dimension und ihren eigentlichen Sinn. Es ist wohl gerade heute wichtig, diese Bedeutung von „Brot" und „Hunger" zu überdenken, wo auf der Welt weiterhin Tausende, ja Millionen Menschen, vor allem Kinder, an Hunger sterben.

Die Ausartungen der menschlichen Existenz erreichten in den Lagern ebenfalls ihren Zenit. Das läßt sich am Hunger und den verschiedenen Methoden erkennen, wie dieser dort gestillt wurde. Die Berichte der Häftlinge sind erschütternd und grauenvoll, sie lassen sich nur schwer kommentieren. Es genügt, sie festzuhalten.

So ist es auch mit dem Ritual, wie das Essen in den Lagern verzehrt wurde. Auch auf diesem Gebiet erzielte das Lagersystem eine unvorstellbare Entartung menschlichen Verhaltens. Brot wurde unendlich lange gekaut, in viele Portionen eingeteilt, für noch schlechtere Zeiten aufbewahrt, auf verschiedenste Weise zubereitet und mit ungenießbaren Zusätzen versehen, um die Menge zu vergrößern – das ist ein ganzes Kapitel der KZ-Realität.

Das Brot wurde im KZ als kostbarster Wert – als Wert des Überlebens – nicht ohne Grund auch zum Handelswert und Zahlungsmittel im Lagerhandel. Darum wurde Brotdiebstahl häufig mit dem Tode bestraft. Das Brot hatte den Wert des Lebens, Brotdiebstahl kam nicht selten einem Todesurteil gleich.

Das Hungern diente der massenhaften Tötung der Häftlinge und war gleichzeitig eine Form physischer und psychischer

Quälerei. Indem Bewacher und auch Funktionshäftlinge den Häftlingen die sowieso schon geringen Hungerportionen entzogen, unterdrückten, erniedrigten und demütigten sie sie und zwangen sie, sich anderen Häftlingen gegenüber unwürdig, illoyal und zuweilen unmenschlich zu verhalten. Auf diese Weise wurden bei den Gefangenen oft niedrigste Instinkte freigesetzt und ihre Aggressivität gegeneinander gerichtet.

Wenn wir die Realität des KZ durch das Prisma des Hungers betrachten, drängen sich Reflexionen allgemeinerer Art auf. Denn es entstehen Fragen zu den Quellen des Leidens und des Bösen, das sich überall in den Lagern breitmachte. Es entstehen Fragen nach der Grenze des menschlichen Bösen und des Hasses zwischen den Menschen, Fragen nach Grenzen und Möglichkeiten des menschlichen Leidens, nach seinem Sinn und danach, ob die Erfahrungen von Krieg und Konzentrationslagern uns etwas gelehrt haben, die wir wieder unter einer nunmehr totalen tödlichen Gefahr leben, Fragen, ob der heutige Mensch überhaupt imstande ist, die Erfahrungen des vergangenen Krieges klug und konstruktiv zu verwerten.

Die Überlebenden der Konzentrationslager fordern in ihrer ganzen Hilflosigkeit, Verlorenheit und unzulänglichen Anpassung an die heutige Welt, daß Auschwitz nicht vergessen wird. Wie treffend sagte der deutsche Theologe und Jurist Dr. Joachim Schwarz aus Bad Boll auf der Warschauer Konferenz im April 1983 zur Erinnerung an den Aufstand im Warschauer Ghetto: „Es sind von Anfang an zwei Erinnerungen: die Erinnerung der Täter, welche erklärt, begründet, die Schuld abschiebt, in höhere Zusammenhänge einordnet, und die Erinnerung der Opfer – Getötete oder Überlebende –, welche erschrocken und hilflos ist, schreit, anklagt, keine Erklärung hat und keinen Sinn findet." (Schwarz 1984)

Die ehemaligen Häftlinge fordern nicht allein, daß ihre Vergangenheit bekannt und verstanden wird, sondern daß wir die Geschichte und ihre Mechanismen begreifen. Das sah auch der ehemalige Auschwitz-Häftling Primo Levi, der im Nachwort zur Neuausgabe seines Buches „Ist das ein Mensch?" schreibt: „Ich glaube, in dem Schrecken des Dritten Reichs ein einzigartiges, exemplarisches, symbolisches Geschehen zu erkennen, dessen Bedeutung allerdings noch nicht erhellt wurde: die Vorankündigung einer noch größeren Katastrophe, die über der ganzen Menschheit schwebt und nur dann abgewendet werden kann, wenn wir alle es wirklich fertigbringen, Vergangenes zu begreifen, Drohendes zu bannen." (Levi 1979)

Diese Äußerung kommentierend, fährt Joachim Schwarz in seinen Gedanken fort: „Wenn uns die überlebenden Opfer solches zu verstehen geben, haben sie weit mehr getan, als wir ihnen jemals zumuten durften. Sie haben, auf ihrem Recht beharrend, daß wir uns ihrer erinnern, sich selbst als Symbol, als Beispiel und Warnung zur Verfügung gestellt. Die Opfer sagen uns: Wenn ihr euch unser erinnert, wenn ihr euch dem Geschehenen stellt, dann werdet ihr eine Warnung verstehen, die über euren Untergang oder über euer Weiterleben entscheidet. Der moralische Anspruch von Auschwitz ist zugleich ein Erbe." (Schwarz 1984)

Die zahlreich wiedergegebenen Stimmen jener, die Auschwitz überlebt haben, sind ein lauter Ruf nach Erinnerung und Verständnis. Dieser Ruf hat auch eine ethische Dimension. Denn er berührt das, was im Menschen böse ist.

Einen krönenden Abschluß unserer Erwägungen bilden die Worte Johannes Pauls II., der 1983, wenn auch in anderem Kontext, sagte: „(. . .) Die Wurzeln des Bösen bilden wohl ein Geheimnis, das größer ist als der Mensch, als seine Geschichte und als die Mittel, mit denen wir es zu überwinden versuchen (. . .). Wenn wir die Bemühungen betrachten, mit denen die Menschheit besonders in unserer Ära das Böse zu bekämpfen versucht, hat man den Eindruck, daß nur die Symptome bekämpft werden und nicht zu den Ursachen, zu den verborgenen Quellen des Bösen vorgestoßen wird. Wir vergessen, daß das Böse nicht allein seine ‚physische', sondern auch seine ‚ethische' Dimension hat, und daß eher diese zweite seine Grundlage bildet.

Schwer ist es, daß ganze Ausmaß des Bösen zu erfassen, an dem der Mensch teilhat. Es ist schließlich auch ein Geheimnis, das größer ist als der Mensch und tiefer reicht als sein Herz."

Literaturverzeichnis

Kowalczykowa, Janina. Choroba głodowa w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu [Die Hungerkrankheit im Konzentrationslager Auschwitz]. In: Przegląd Lekarski 1961, H. 1a, S. 28–31.

Levi, Primo. Ist das ein Mensch? Erinnerungen an Auschwitz. Frankfurt am Main 1979.

Makowski, Antoni. Niedożywienie więźniów politycznych (Według Howard H. Ingling) [Die Unterernährung politischer Häftlinge (nach Howard H. Ingling)]. In: Przegląd Lekarski 1968, H. 1, S. 47–53.

Münch: Głód i czas przeżycia w obozie oświęcimskim [Hunger und Lebenserwartung in Auschwitz]. Przegląd Lekarski 1978, H. 1, S. 79–88.

Ryn, Zdzisław, Stanisław Kłodziński. An der Grenze zwischen Leben und Tod. Eine Studie über die Erscheinung des „Muselmanns" im Konzentrationslager. In dieser Edition Bd. 1, S. 89–154.

Schwarz, Joachim: Nach Auschwitz leben – Aspekte einer moralischen Geschichtsschreibung. In: Zeitschrift für Ethik 28. 1984, S. 187–204 (ursprünglich Vortrag auf dem Kongreß zur Erinnerung an den Aufstand im Warschauer Ghetto 1943 am 16. 4. 1983 in Warschau).

Sterkowicz Stanisław. Uwagi o obozowym wyniszczeniu głodowym [Anmerkung zur Auszehrung durch Hunger im Konzentrationslager]. In: Przegląd Lekarski 1971, H. 1, S. 17–22.

Urbański, Bolesław. Własne spostrzeżenia nad chorobą glodową więźniów oświęcimskich. [Eigene Beobachtungen zur Hungerkrankheit der Auschwitz-Häftlinge]. In: Pamiętnik XIV zjazdu Towarzystwa Internistów Polskich we Wrocławiu w roku 1947. o. O., o. J. [Wrocław 1948], S. 375–379.

Verzeichnis der Befragten

An dieser Stelle werden lediglich die Einsender der in diesem Aufsatz zitierten Berichte genannt.* In Klammern ist jeweils die Häftlingsnummer in Auschwitz angegeben.

Arnold Andrunik (21164), Jadwiga Apostoł-Staniszewska (26273), Stanisław Biedroń (92266), Stanisława Buda (34310), Bronisława Bukowińska (30513), Józef Ciepły (169400), Mieczysława Chylińska (44658), Edward Czekierda (869), Bolesław Dziamski (7723), Bronisław Gościński (403), Roman Grzyb (24545), Stefan Hądzel (22542), Kazimierz Jankowski (35010), Maria Elżbieta Jezierska (24449), Adam Jurkiewicz (476), Stefan Kępa (799), Józef Kret (20020), Stefan Krupa (123348), Antoni Kubica (7617), Jan Liwacz (1010), Józef Ludwig (23791), Józef Lula (126942), Andrzej Makowski (5654), Jan Marszałek (18857), Jan Myczkowski (27630), Wiktor Myrdko (18478), Eugeniusz Niedojadło (213), Nikodem Pieszczoch (673), Szczepan Robak (86499), Jan Starczewski (121625), Władysław Stawarz (93234), Melania Śmierciak (32388), Stefan Świszczowski (20033), Stanisław Takuski (35049), Kazimierz Tokarz (282), Jadwiga Trębasiewicz (44133), Aniela Turecka-Wajd (23368), Jarosław Warchoła (121698), Stanisław Zasacki (150155).

Sowohl den hier genannten ehemaligen Häftlingen, wie den weiteren Einsendern von Berichten über den Hunger in den Konzentrationslagern danken wir herzlich für die Mühe, die sie auf sich genommen haben.

* Für den zweiten Teil vgl. Bd. 2, S. 132 f.

Stanisław Kłodziński

Die erste Vergasung von Häftlingen und Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz*

Nachdem bereits im Juli 1941 ein Transport von kranken und verkrüppelten Auschwitz-Häftlingen in der Euthanasie-Anstalt Königstein in Pirna/Sachsen ermordet worden war**, wurde in Auschwitz selbst Giftgas erstmals Anfang September 1941 zur Massentötung von Häftlingen verwendet. Damals wurde in den Bunkern des Blocks 13 (später Block 11) ein Vergasungsversuch mit "Zyklon B" durchgeführt. Diese Frage ist zwar im Höß-Prozeß in Warschau 1946, im Krakauer Auschwitz-Prozeß von 1947 sowie im ersten Frankfurter Auschwitz-Prozeß von 1963 bis 1965 zur Sprache gekommen und wird auch in der Literatur und in Erinnerungsberichten erwähnt.[1] Die meisten Autoren beschränken sich jedoch auf grundlegende allgemeine Mitteilungen über diesen Vorgang und stellen andere Fragen in den Vordergrund; die Angaben zu Daten, Zahl der Vergasten, Namen der Täter sowie Art und Weise der Durchführung dieser Aktion differieren erheblich.

Bevor nun die damaligen Geschehnisse auf der Grundlage schriftlicher Mitteilungen von fast 200 ehemaligen Auschwitz-Häftlingen im Einzelnen dargestellt werden, müssen zunächst eine Reihe von allgemeinen Erläuterungen über die Vorgeschichte dieses Mordes vorausgeschickt werden.

Als Reichsführer-SS Heinrich Himmler am 1. 3. 1941 das Konzentrationslager Auschwitz inspizierte, fällte er die Entscheidung, ein neues Lager für 100 000 Kriegsgefangene bauen zu lassen, das bei dem Dorf Brzezinka (Birkenau) nach der Aussiedlung der ortsansässigen Bevölkerung entstehen sollte. Damals bereitete man geheim und beschleunigt bereits den Angriff auf die UdSSR („Fall Barbarossa") vor, der bekanntlich am 22. 6. 1941 in Gang gesetzt wurde.

Die Stabspläne rechneten mit der Gefangennahme einer großen Zahl von Soldaten. Von vornherein stand fest, daß die sowjetischen Kriegsgefangenen nicht nach den Normen der internationalen Konventionen zu behandeln seien. In der Weisung des *Oberkommandos des Heeres* vom 12. V. 1941 bestimmte General Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtsführungsstabes der OKW u. a.: „Politische Leiter in der Truppe werden nicht als Gefangene anerkannt und sind spätestens in den Dulags [Durchgangslagern] zu erledigen. Kein Abschieben nach rückwärts."[2] Zur Durchführung einer Selektion unter den Kriegsgefangenen und zur Aussiebung der Politischen Leiter [„Politruks"] und Kommissare wurden jedem Kriegsgefangenenlager von den sog. „*Einsatzgruppen*" *Einsatzkommandos* zugeteilt, die aus vier bis sechs Personen bestanden. Sie unterstanden direkt dem *Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes*, Reinhard Heydrich. Heydrich gab auch gemeinsam mit General Keitel u. a. den Einsatzbefehl Nr. 8 vom 17. 7. 1941 heraus, der folgende „Richtlinien für die in die Stalags abzustellenden Kommandos des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD" enthielt:

„Aufgabe der Kommandos ist die politische Überprüfung aller Lagerinsassen und die Aussonderung und weitere Behandlung a) der in politischer, krimineller oder in sonstiger Hinsicht untragbaren Elemente unter diesen, b) jener Personen, die für den Wiederaufbau der besetzten Gebiete verwendet werden können. [...] Vor allem gilt es ausfindig zu machen: alle bedeutenden Funktionäre des Staates und der Partei, insbesondere Berufsrevolutionäre, [...] alle ehemaligen Polit-Kommissare in der Roten Armee, die leitenden Persönlichkeiten der Zentral- und Mittelinstanzen bei den staatlichen Behörden, die führenden Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens, die sowjetrussischen Intelligenzler, alle Juden, alle Personen, die als Aufwiegler oder fanatische Kommunisten festgestellt werden."[3]

* Pierwsze zagazowanie więźniów i jeńców w obozie oświęcimskim (1972, H. 1, S. 80-94; leicht gekürzt, Literaturangaben ergänzt). Übersetzung: Olaf Kühl.

** Vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 203.

1 So Filip Friedman. To jest Oświęcim! [Das ist Auschwitz!] Warschau 1945, S. 19; Jan Sehn. Obóz Koncentracyjny i zagłady Oświęcim [Das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz]. In: Biuletyn Głównej Komisji Badania Zbrodni Niemieckich w Polsce I, Warschau 1946, S. 63–130, hier: S. 120; Jan Sehn. Obóz koncentracyjny Oświęcim-Brzezinka [Das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau]. Warschau 1956, S. 88 ff.; Danuta Czech. Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau (1940–1941). In: Hefte von Auschwitz 2, Oświęcim 1959, S. 89–140, hier: 108 f.; Jerzy Brandhuber. Die sowjetischen Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz. In: Hefte von Auschwitz 4, Oświęcim 1961, S. 5–62, insbes. S. 16 f.; von Erinnerungsberichten sei erwähnt: Jan Dziopek. Walka o życie [Ein Kampf ums Leben]. In: Pamiętniki nauczycieli z obozów i więzień hitlerowskich 1939–1945 [Erinnerungen von Lehrern aus den Nazi-Lagern und -Gefängnissen 1939–1945]. Warschau 1962, S. 343; vgl. auch: Kommandant in Auschwitz. Stuttgart 1958, S. 122 f.; KL Auschwitz in den Augen der SS. Höß, Broad, Kremer. Textauswahl und Bearbeitung der Anmerkungen: Jadwiga Bezwińska, Danuta Czech. Oświęcim 1973, S. 91 ff. [Bericht Höß und sachliche Anmerkungen zum Verlauf der Aktion].

2 Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof, Bd. VII, Nürnberg 1945, S. 405.

3 Text in: Anatomie des SS-Staates, Bd. I. Olten, Freiburg i. Br. 1965, S. 241–246. [Zur Verantwortung von SS und Wehrmachtsführung vgl.: Christian Streit. Keine Kameraden. Die Wehrmacht

Mit Befehl des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD vom 27. 8. 1941 wurde angeordnet: „Exekutionen sind nur in den nächstgelegenen Konzentrationslagern durchzuführen. Entsprechende Weisungen an die Kommandeure der Lager ergehen von hier nur nach Eingang der Exekutionsvorschläge."[4]

Im Konzentrationslager Auschwitz wurden im Herbst und Winter 1941/1942 eine große Zahl sowjetischer Kriegsgefangener getötet, die durch die militärischen Erfolge Hitlers in großer Zahl in deutsche Gefangenschaft geraten waren. Man erprobte verschiedene Tötungsmethoden. Mehrere hundert sowjetische Kriegsgefangene, die schon im Juli 1941 nach Auschwitz gebracht worden waren, wurden in Block 13 untergebracht und arbeiteten in der Kiesgrube hinter der Lagerküche neben der Wache, [d.h. der Blockführerstube]. Sie wurden bald von SS und Kapos ermordet.[5] Dazu erklärte Höß: „Zur gleichen Zeit kamen auch Transporte von russischen Kriegsgefangenen aus dem Bereich der Gestapoleitstellen Breslau, Troppau und Kattowitz, die auf Befehl Himmlers und nach den schriftlichen Anweisungen der zuständigen Leiter der Gestapo in Auschwitz liquidiert werden mußten."[6] Er stellte weiter fest, daß „laufend kleinere Transporte dieser Art in Auschwitz eintrafen, die durch Erschießen in der Kiesgrube bei dem Monopol-Gebäude oder auf dem Hof von Block 13 getötet wurden."[7]

Diese handwerklichen Liquidierungs-Methoden einer immer größeren Zahl von Anwärtern auf einen schnellen Tod wurden bald zu unbequem. Sie kosteten viel Energie, sie belasteten das Nervensystem der Exekutoren zu sehr und waren zu langsam und zu kostspielig. Es galt, eine Methode zu finden und einzuführen, mit der man auf einfache Weise massenhaft töten konnte. Solche Methoden waren im Dritten Reich bereits früher in „halbwegs fabrikmäßigem Maßstab", d.h. also annähernd so, wie es den Anforderungen des Konzentrationlagers Auschwitz entsprach, angewandt worden. Im Juli 1941 ging der erste Transport von kranken und invaliden Häftlingen nach Sonnenstein bei Dresden ab, wo alle in kleinen Kammern mit Kohlenmonoxyd vergast wurden. Einrichtungen dieser Art und die entsprechende Erfahrung fehlten der Leitung des KZ Auschwitz allerdings noch.

Die Untersuchung der Morde in Sonnenstein, wie auch der ersten Vergasung in Auschwitz sind dadurch erschwert, daß kein einziges Originaldokument zu diesen Ereignissen erhalten geblieben ist. Sie waren offensichtlich vernichtet worden, um die Spuren des Verbrechens zu verwischen und auf diesem Weg die Verfolgung und Bestrafung der Schuldigen zu erschweren.

Es bestanden nur wenige Möglichkeiten, mit deren Hilfe diese Tatbestände möglichst objektiv festzustellen waren. Dazu gehören:

- Die erhalten gebliebenen Restbestände der Lagerdokumente, die die SS zurückgelassen oder an deutsche Ämter geschickt hatte.
- Originalmaterialien und Kassiber, die von der Widerstandsbewegung im Lager zusammengetragen und auf dem Lagergelände versteckt oder nach draußen geschickt worden waren.
- Zufällige, persönliche Materialien von SS-Männern, wie Fotografien, Aufzeichnungen und Tagebücher, die während des Bestehens der Lager oder unmittelbar nach der Befreiung geschrieben worden waren.
- Prozeßunterlagen, Berichte ehemaliger Häftlinge, die für unterschiedliche Zwecke (für Archive, Gerichtsprozesse, Journalisten, Schriftsteller, als Erinnerungen, Notizen, Publikationen) zusammengestellt wurden.

Es ist charakteristisch, daß sowohl ehemalige SS-Männer wie ehemalige Häftlinge Ereignisse, die sie nur beobachtet haben, eher allgemein abhandeln, während sie Vorfälle, an denen sie selbst aktiv beteiligt waren, viel präziser wiedergeben.

Bei der Vorbereitung dieses Aufsatzes über die erste Vergasung von Häftlingen und sowjetischen Kriegsgefangenen im September 1941 in den Bunkern von Block 13, habe ich mich mit dem mir zugänglichen veröffentlichten Material vertraut gemacht und zahlreiche Aussagen von ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz gesammelt. Es gelang mir, neues Material zu finden, darunter einen Kassiber von Priester Konrad Szweda (Häftlingsnummer 7669), der im September 1941 als Pfleger in Block 16 des Häftlingskrankenbaus arbeitete und Zeuge des Geschehens war. Er schrieb diesen Kassiber im Januar 1942 in einem dunklen Winkel einer Baracke des Kommandos Buna-Werke und schickte ihn über den Zivilarbeiter Sadus aus Chorzów an seine Tante in Rybnik. Dieser Kassiber blieb erhalten. Er ist mit Bleistift doppelseitig auf vierzehn karierte Notizblätter geschrieben, bestätigt die bereits ermittelten Tatsachen, enthält aber auch viele neue Einzelheiten.

Die Zeugenberichte wurden mit Hilfe einer Enquete zusammengetragen, die als Aufruf an ehemalige Auschwitz-Häftlinge verschickt wurde:

„In den ‚Zeszyty Oświęcimskie' Nr. 2, 1958, Verlag der Gedenkstätte Auschwitz, beschreibt Danuta Czech im ‚Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau' unter den Daten 2. 9. 1941 bis 5. 9. 1941 in knapper Form den Verlauf der Ermordung von ungefähr 850 Menschen (ungefähr 600 sowjetischen Kriegsgefangenen und ungefähr 250 kranken Häftlingen aus den Spitalblöcken von Auschwitz sowie 10 Häftlingen, die nach der Flucht des Häftlings Jan Nowaczyk im Bunker festgehalten wurden). In diesem Kalendarium ist alles veröffentlicht, was aufgrund der zur Verfügung stehenden Dokumente zu diesem Thema festgestellt werden konnte.

Um die Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz zu vervollständigen und sie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, muß dieses Verbrechen erschöpfend dargestellt werden. Als Quellenmaterial werden die Aussagen von Zeugen gebraucht, die dieses Ereignis in den ersten Septembertagen des Jahres 1941 beobachtet und erlebt haben. Damals wurden in

und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945. Stuttgart 1978, S. 87 ff, S. 337, Anm. 36; Alfred Streim. Die Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen im „Fall Barbarossa". Eine Dokumentation. Heidelberg 1981.]

4 Vgl. Jerzy Brandhuber, a.a.O., S. 12.

5 Krakauer Auschwitz-Prozeß 1947, Bd. 54, Bl. 207; Höß-Prozeß, Bd. 4, Bl. 53–58.

6 Höß-Prozeß, Bd. 21, Bl. 4.

7 Höß-Prozeß, Bd. 21, Bl. 162.

Block 13 (später Nr. 11) in Auschwitz erstmals Versuche zur Massentötung von Menschen durch Gas (Zyklon B) unternommen.

Es ist angezeigt, daß sich die Äußerungen der einzelnen ehemaligen Häftlinge nicht von den bisherigen Arbeiten zu diesem Thema beeinflussen lassen und nicht mit anderen Kollegen abgestimmt werden.

Der schriftliche Bericht soll Vor- und Zuname, Geburtsdatum, die ehemalige Häftlingsnummer, die gegenwärtige Adresse, den Beruf, das damalige Kommando und die Nummer des eigenen Blocks enthalten. Der Bericht sollte bündig sein, der Umfang ist jedoch nicht begrenzt; selbst ein oder zwei Sätze können zur Darstellung des Themas beitragen. Enthalten soll der Bericht konkrete Tatsachen, die Vor- und Zunamen, Funktionen und Nummern von hingerichteten Kameraden, die Namen und Funktionen der bei dieser Aktion tätigen SS-Männer, die Namen damals aktiver Sanitäter, Leichenträger, der im Krematorium beschäftigter Häftlinge, die Vor- und Zunamen von Schreibern, Blockältesten von Angehörigen der *Effekten-* und *Bekleidungskammer* bzw. der *Politischen Abteilung.* Hinweise auf die Stimmung und die Reaktionen der Häftlinge, eine Einschätzung der eigenen Erinnerung an all das („Ich erinnere mich sehr schwach, wie durch einen Nebel", „ich erinnere mich ziemlich gut, aber ich weiß es nicht sicher," „ich erinnere mich ausgezeichnet, das alles hat sich mir ins Gedächtnis eingegraben" u.ä.), sowie Angaben darüber, ob damals ein Nahestehender, ein Verwandter, Freund oder Kollege umgekommen ist, sind nützlich. Es wäre angezeigt, zur Ergänzung des Berichts die Vor- und Zunamen sowie Adressen der Bekannten unter den ehemaligen Häftlingen anzugeben, von denen anzunehmen ist, daß sie etwas über die erste Vergasung von Häftlingen in Auschwitz zu sagen haben.

Der Bericht ist zu schicken an: Dr. Stanisław Kłodziński, Krakau. In der zusammenfassenden Darstellung des Themas werden die in den Berichten dargestellten Informationen in extenso mit Namensnennung des Verfassers zitiert werden."

250 Exemplare dieser Enquete wurden im Verlauf des Jahres 1969 an uns bekannte Anschriften ehemaliger „Auschwitzer" versandt. Da die erste Vergasung von Häftlingen im Block 13 in Auschwitz im September 1941 stattfand und zu dieser Zeit die laufende Häftlingsnummer etwas über 21 000 lag, wurde die Enquete an jene geschickt, die eine niedrigere Nummer hatten und demnach die Vorgänge sehen und in Erinnerung behalten konnten. Wir versuchten, in die Befragung auch solche Häftlinge einzubeziehen, die bei dieser Aktion in irgendeiner Weise aktiv waren oder die über Voraussetzungen verfügten, unter denen sie etwas zu diesem Thema erfahren konnten. Befragt wurden also hauptsächlich Häftlinge, die zu dieser Zeit im „Lagerrevier" beschäftigt waren, Häftlinge der Strafkompanie, Funktionshäftlinge wie die Schreiber in der Politischen Abteilung und die in der *Bekleidungskammer* und *Effektenkammer* beschäftigten und solche, die damals in der Nähe von Block 13 wohnten.

Von den eingegangenen Antworten wurden die Briefe von 108 ehemaligen Häftlingen als positiv eingestuft, d.h. sie enthielten etwas Neues zum Thema. 78 waren dagegen in diesem Sinne negativ. In 16 Fällen kam das Schreiben mit dem Vermerk zurück ‚Empfänger verstorben'. In 31 Fällen lag ein Wohnortwechsel vor, ohne daß dem Briefträger die neue Anschrift bekannt war. Insgesamt sind 186 Antworten eingegangen; wenn wir die verstorbenen Adressaten und jene abziehen, die das Schreiben nicht erreicht hat, haben wir von 90 Prozent der Angeschriebenen mit bekannter Anschrift eine Antwort erhalten.

Im Allgemeinen waren die Antworten auf die Befragung präzis. Nur in wenigen Fällen antworteten die Befragten nicht zum Thema, weil sie Ort und Zeit von Tatbeständen durcheinanderbrachten. Viele fügten Beschreibungen einer späteren Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener hinzu, die ihnen in Erinnerung geblieben war. Einige, besonders jene, die unmittelbar bei der Aktion beschäftigt waren, d.h. Ärzte, Pfleger, *Leichenträger,* Schreiber und die Häftlinge, die damals dem ihnen bestimmten Tod entgangen waren, beschrieben das Ereignis detailliert und lieferten gleichsam eine Reihe von Bildern dieses makabren Filmes, die ihnen fest im Gedächtnis geblieben sind. Zu fast 90 Prozent wiederholen die Häftlinge das gleiche, so daß bei der Lektüre der Briefe Einzelheiten, die zweifelhaft sind oder nicht vorkommen konnten, sofort kritisch auffielen, z.B. weil sie von anderen Beobachtern dieser Gemeinschaft gar nicht erwähnt wurden.

Mit Hilfe dieser Methoden erhielten wir ein ziemlich vollständiges Bild dieses bisher kaum bekannten oder nur am Rande behandelten Ereignisses, das es verdient, unter Zugrundelegung des gesammelten Materials im einzelnen dargestellt zu werden. Es sei daran erinnert, daß diese erste Vergasung den später in großem Maßstab durchgeführten Völkermord einleitete. Dieses tragische Präludium hat für die Geschichte von Auschwitz auch deshalb Bedeutung, weil es davon zeugt, daß das Lager in Himmlers ursprünglicher Konzeption ein Ort der Vernichtung des polnischen und des sowjetischen Volkes sein sollte; erst später wurde diese Konzeption modifiziert und Auschwitz in erster Linie zur Vernichtungsstätte von Juden aus den von Hitler unterworfenen Ländern Europas.

Hier werden der Reihe nach die Geschehnisse und Beobachtungen erörtert, die die Vorbereitungen zur ersten Vergasung, die Ankunft des Transportes sowjetischer Kriegsgefangener, die Selektion im Lagerspital, die Vergasungsaktion selbst, das Innere der Bunker nach der Vergasung sowie das Heraustragen, den Abtransport und die Verbrennung der Leichen im Krematorium betreffen.

Die Vorbereitung der Aktion

Wie sich aus den vorliegenden Berichten ergibt, begannen die Vorbereitungen zur Vergasung in Block 13 bereits einige Zeit vor der eigentlichen Aktion.

Der Häftling Mgr. Ing. Artur Krzetuski (Häftlingsnummer 1003) ist der Meinung, daß die Vorbereitungen zur Anwendung von Gas (Zyklon B) an Menschen bereits mit Untersuchungen über die Auswirkung der Gasdesinfektion

gegen Parasiten, hauptsächlich Wanzen und Flöhe, begonnen habe. Das bestätigt Jan Liwacz, der in der Schlosserei im *Industriehof* beschäftigt war; er erinnerte sich, daß Lagerkommandant Höß, sein Stellvertreter Karl Fritzsch, *Rapportführer* Gerhard Palitzsch und SS-Mann [Gerhard] Lachmann von der Politischen Abteilung Wochen vor den späteren Ereignissen zur Schlosserei kamen. Sie trieben alle arbeitenden Häftlinge hinaus und führten eine Probebegasung der Schlosserei mit Zyklon B durch. Am anderen Tag wurden in der Nähe geöffnete Gasdosen gefunden.[8]

Der als Übersetzer im *Arbeitsdienst* tätige Häftling Sławomir Kalus (Häftlingsnummer 137) aus Block 9a (direkt am Eingangstor) erinnert sich, daß in den letzten Augusttagen 1941 unter den SS-Männern Gerüchte über einen großen Transport von Sonderhäftlingen umgingen. Gesprächigere SS-Männer behaupteten, daß er aus „russischen Kommissaren, Politruks" bestehen werde. Man traf viele Vorbereitungen. Die Strafkompanie wurde von Block 13 in den Block verlegt, in dem die *Erziehungskompanie* untergebracht war. Mit sichtlicher Nervosität wartete man auf den Transport. Zweimal wurde sein Eintreffen angekündigt, zweimal auch die Arbeit in den „Kommandos" vorzeitig beendet und die Häftlinge ins Lager geholt. Aus Gründen, die Kalus nicht kennt, war das beidesmal falscher Alarm. Eines Tages dann – an das Datum kann er sich nicht erinnern – wurde der Abendappell in aller Eile beendet, das Kommando „Abmarsch in die Blocks" fiel, und ein Verbot wurde erlassen, aus dem Fenster zu schauen.

Diese Einzelheiten bestätigen andere, die von einem früheren Gong und einer *Lagersperre* an diesem Tag (Ing. Leon Mackiewicz, Häftlingsnummer 3618) berichten. Im Lager wurde gezielt das Gerücht verbreitet, in Block 13 werde eine Entlausung stattfinden. Davon berichtet Karol Siemek (Häftlingsnummer 1338). Czeslaw Kamiński (Häftlingsnummer 9444), der im Stall arbeitete, erinnert sich, daß man an diesem Tag früher als gewöhnlich, gegen 6 Uhr abends, in die Blöcke zurückkehrte. Eine *Blocksperre* wurde verkündet, den Häftlingen Decken und Kleidung abgenommen; man ließ sie splitternackt stehen und untersagte ihnen, sich den Fenstern zu nähern. Die Häftlinge dieses Blocks waren auf den Tod vorbereitet. Ein anderer Häftling, der damals neben dem Todesblock wohnte (Edward Liszka, Häftlingsnummer 7771), berichtet davon, daß damals die Fenster an der rechten Seite von Block 12 (d. h. zum Hof von Block 13) wie im Gefängnis mit Brettern vernagelt wurden.

Stanisław Pawliczek (Häftlingsnummer 1085), der im Kartoffelmagazin des Lagers arbeitete, beschrieb die Stimmung, die damals unter den Häftlingen herrschte.

»Im Kartoffelmagazin ging das Gerücht, in Block 13 seien irgendwelche seltsamen Vorbereitungen im Gange. Gerüchte verschlangen wir mit einem Heißhunger, besonders solche, die uns Hoffnung auf das Kriegsende, auf eine Landung von Fallschirmjägern im Lager, auf eine wundersame Befreiung machten. Aber dies Gerücht war anders. Es klang bedrohlich. Es enthielt eine tragische Vorahnung von den blutigen Geschehnissen in Auschwitz. Die Alleswisser, denn auch solche gab es im Lager und besonders im Kartoffelmagazin, behaupteten hoch und heilig, daß im Kellergeschoß von Block 13 die ganze Nacht hindurch seltsame und geheimnisvolle Vorbereitungen getätigt worden seien. Vorbereitungen, die sich sehr von jenen unterschieden, die immer stattfanden, wenn Palitzsch an der Todeswand auf dem Hof von Block 13 (später 11) ‚abknallte'. Angeblich sollten die Zellenfenster, einige Türen usw. abgedichtet worden sein. Kisten mit irgendwelchen Dosen waren eingetroffen. Wer mehr Ahnung in Chemie hatte, behauptete, diese Dosen enthielten bestimmt ein gefährliches, blaues Gas in festem Zustand, d. h. von der Form her ähnele es Stärke, nur besitze es eine andere Farbe. Bei Berührung mit Luft und Körperwärme von Menschen verwandelten sich diese Steinchen in Gas, das Gift, das sie enthalten, sei tödlich. Tadek Lisowski, ein ehemaliger Offizier der Polnischen Armee, der Chemiker war und bald darauf in Block 11 erschossen wurde, erzählte mir selbst davon. Ich saß an der Tonne, in die wir die geschälten Kartoffeln warfen; Professor Dobrowolski aus Tarnów war auch dabei. Er bestätigte, was Tadek über Zyklon B gesagt hatte. Wir waren ungefähr 100 Mann im Kartoffelmagazin. Uns befiel Entsetzen, das noch durch die Worte von „Kapo" Max verstärkt wurde. Er stand am Fenster, sah zum Block 13 hinüber und sagte etwas, das ich wohl nie vergessen werde: ‚Die Nazis werden heute viele Russen ermorden, wahrscheinlich bolschewistische Kommissare, und auch viele Kranke.' Natürlich sagte Max das auf deutsch. Er war deutscher Kommunist. Er hatte schon seit 1933 in Gefängnissen und Lagern gesessen. Er war kein von Natur aus böser Mensch, nur unheimlich nervös.«

Die Verlegung der Strafkompanie von Block 13 in Block 5 erwähnen auch Ing. Jan Pilecki, ein Häftling aus dieser Kompanie (Häftlingsnummer 808), Ing. Leon Mackiewicz (Häftlingsnummer 3618) und Leon Czekalski, der als Friseur im Kommando SS arbeitete (Häftlingsnummer 2955). Nach ihren Angaben erfolgte diese Verlegung zwei oder drei Tage vor der Aktion.

Zu den Vorbereitungen der Räume von Block 13 für die Vergasung äußern sich viele Häftlinge. Sie teilen mit, daß die Abdichtung von Block 13 durch das Kommando vorgenommen wurde, das vorher das Lager entlaust hatte (Ing. Stanisław Hüpsch, Häftlingsnummer 889). Man merkte im Lager, daß vor Block 13 Sand, Kalk und Zement angefahren wurde und daß irgendetwas in den Kellern dieses Blocks im Gange war (Edward Sobczyk, Häftlingsnummer 203). Der Wachturm bei Block 13 wurde weiter abgerückt (Dr. Władysław Tondos, Häftlingsnummer 18871). Marian Zawodny (Häftlingsnummer 8366) erinnert sich, daß vom *Industriehof*, auf dem er

8 [Der Zeuge Eugeniusz Motz, der von August bis Oktober 1941 in der Bekleidungskammer arbeitete, berichtete im ersten Frankfurter Auschwitz-Prozeß über einen ähnlichen Vorfall einen oder zwei Tage vor der Einlieferung der sowjetischen Kriegsgefangenen: Nach der Entlausung von schmutziger Wäsche mit Gas in einem dicht verklebten Raum sagte der Chef der Bekleidungskammer Arthur Breitwieser zu seinem Stellvertreter Bruno Reichenbacher: „Jetzt haben wir das Mittel zur Vernichtung der Häftlinge." In: Hermann Langbein. Der Auschwitz-Prozeß, Wien 1965, Bd. 2, S. 788.]

arbeitete, Baustoff zum Zumauern der Kellerfenster von Block 13 geholt wurde. Tadeusz Kopyt (Häftlingsnummer 2151), der als Kanalarbeiter innerhalb des Lagers tätig war, erinnert sich, daß „Kapo" Job ihm Anfang September 1941 befahl, die Fenster des Bunkers von Block 13 mit Erde zuzuschütten. Palitzsch trieb sie bei dieser Arbeit an. Die Arbeit dauerte ungefähr zwei Stunden. Damals wußten sie noch nicht, welcher Zweck damit verfolgt wurde. Gleichzeitig wurden am Tag vor der Vergasung die Häftlinge Fikus, Andrzej Kobusiński und Bolesław Lewicki als Installateure beauftragt, die Zentralheizung in Block 13 zu überprüfen (Ing. Leon Mackiewicz, Häftlingsnummer 3618).

Marian Giemza (Häftlingsnummer 342) konnte aus einem Dachbodenfenster des Spitals beobachten, wie die Türen von Block 13 zugeklebt und verschlossen wurden. Und der Sanitäter Jan Wolny (Häftlingsnummer 15496) bemerkte damals, daß am Nachmittag mit einem Kraftfahrzeug Erde angefahren und vor Block 13 abgeladen wurde. Am selben Tag schleppten Häftlinge mit Maurertragen diese Erde auf die der Umzäunung zugewandte Seite von Block 13 und schütteten damit die Kellerfenster zu. Diese Arbeit beaufsichtigten der Häftling Wacław Szymborski und SS-Mann Schlage. Sie zeigten sich sehr stark daran interessiert, daß die Fenster zugeschüttet wurden. Wolny nahm damals an, daß die SS-Männer Angst vor Luftangriffen hatten und die Keller zu Luftschutzbunkern umbauen wollten. Die Häftlinge beratschlagten, was sie im Falle von Luftangriffen und Bombardierungen tun und wo sie Unterschlupf suchen sollten.

Józef Paczyński (Häftlingsnummer 121) teilt mit, daß sich die höchsten SS-Führer einschließlich des Lagerkommandanten Höß und des Leiters der Politischen Abteilung Grabner für die Vergasung interessierten. Nach Angaben von Józef Plaskura hat fast die gesamte SS-Leitung des Lagers an der Vergasung teilgenommen, denn das war das erste derartige Experiment, das in so großem Maßstab in Ersatzräumen durchgeführt wurde.

Die Selektion der Kranken

Eine eigene Gruppe von Quellen und Berichten betrifft die Selektion, die SS-Ärzte zuvor unter den Kranken durchgeführt hatten.

Nach dem Bericht von Dr. Leon Głogowski (Häftlingsnummer 1281) suchten die deutschen Ärzte im Sommer 1941 schon seit mehreren Wochen nach einem wirksamen Mittel zur Tötung von Kranken. So gaben sie den Betreffenden intravenöse Injektionen von Arsenik mit Wasser in einer Verdünnung 1 zu 10 000, oder sie spritzten intravenös Wasserstoffsuperoxyd und Luft, bevor sie Phenol anzuwenden begannen. Lagerarzt war damals der SS-Arzt Dr. Siegfried Schwela. Auf seinen Befehl durchleuchtete der Häftlingsarzt und Röntgenologe Dr. Czesław Gawarecki die Häftlinge und schickte Kranke mit offenen tuberkulösen Lungenveränderungen auf Block 15. Am 2. September 1941 wurde auf Schwelas Befehl eine Liste der 180 Tuberkulosekranken angefertigt, die in diesem Block lagen.

Zenon Ławski (Häftlingsnummer 6561), der damals auf der chirurgischen Abteilung (Block 16) arbeitete, erinnert sich an ein Gespräch, das er mit angehört hatte, in dem Schwela auf die Verwendbarkeit der Kranken zu sprechen kam. Er hörte die Wörter „Zyklon-Gas". Er berichtet, daß der dort anwesende Häftling Dr. Diem, als Schwela von einer Sonderbehandlung sprach, auf die ärztliche Ethik hinwies und Schwela damit zur Weißglut brachte. Schwela habe Dr. Diem verbal regelrecht besudelt und ihm sogar mit den Handschuhen ins Gesicht geschlagen. Einige Tage darauf führte Schwela in Begleitung von Dr. Dering eine Selektion in Block 16 durch. Ławski hat Dr. Schwela als SS-Offizier und hochrangigen Arzt in Erinnerung. Schwela war von äußerer Eleganz und interessierte sich für die besonderen medizinischen Fälle. Er galt als „eleganter Mörder".

Ein anderer Sanitäter des chirurgischen Blocks, Wiesław Kielar, erinnert sich an die Selektion in den drei „Revierblökken". Die Pfleger trugen die Selektierten auf den Platz vor Block 16, von wo aus Häftlinge der Strafkompanie sie zu Block 13 transportierten. Jan Wolny (Häftlingsnummer 15496) erinnert sich, wie in den letzten Augusttagen ein SS-Arzt in Begleitung des Lagerältesten Hans Bock (Häftlingsnummer 5) und Dr. Derings eine Visite in allen Sälen von Block 16 durchführte.

»Aus meinem Saal wurden fünf Fieberkurven mitgenommen, darunter die der Häftlinge Ogrodowczyk und Madej. Ogrodwoczyk hatte eine Rippenresektion hinter sich, und durch einen Gummidrain floß ihm der Eiter vom Rippenfell in ein daruntergestelltes Gefäß. Madej hatte eine ziemlich große Wunde am Bein, die lange nicht verheilen wollte. Aus dem ganzen Block 16 wurden bei dieser Visite ungefähr 35 Fieberkurven mitgenommen, was bedeutete, daß so viele Kranke zur Tötung ausgesucht worden waren. An den nächsten Tagen wurden in den anderen Spitalblöcken Selektionen durchgeführt. Die meisten Krankenblätter wurden bei den Tuberkulosekranken mitgenommen. Zwei oder drei Tage später erhielten wir nach der Mittagspause von „Papa" Bock den Auftrag, diejenigen, deren Fieberkurven entfernt worden waren, nach Block 11 zu verbringen. Bei Block 16 lagen an der Zaunseite aufgestapelte Kalksteine. Ich trug meine fünf Kranken heraus und setzte sie auf diese Seite. Die Kollegen taten dasselbe mit den Kranken, die sie aus dem Spital trugen. Dann befahl uns Bock, alle Kranken sofort auf Block 13 zu tragen. Den Transport der Kranken beaufsichtigten der *Blockälteste* von Block 20, Peter Welsch, und Hans Bock selbst. Die Liste der Kranken, die für Block 13 bestimmt waren, hielt der SDG. Ich nahm einen meiner Kranken im Huckepack auf die Schultern und begab mich hinter den anderen Sanitätern eilig zu Block 13. SS-Männer, die dort standen, zeigten uns den Weg und die Stelle, wo wir die Kranken absetzen sollten. Zum ersten Mal sah ich in den Kellern von Block 13 einen langen Flur, der in bestimmten Abständen durch Gitter geteilt war. Von beiden Seiten des Flur führten Türen zu den Bunkerzellen. In allen

Türen befanden sich Gucklöcher, durch die die SS-Männer ins Innere sehen konnten. In dem Keller, in dem ich den Kranken abladen mußte, war es ziemlich finster, und ich bemerkte im Dunkeln Kranke, die übereinander lagen. Sie stöhnten und schrien fürchterlich. In diesem Moment hielt sich der Kranke, den ich trug, mit aller Kraft an meinem Hals fest und klammerte sich mit den Beinen um meine Hüften. Er wollte sich vor Entsetzen nicht abladen lassen. Ich bekam einen Fußtritt und ein paar kräftige Schläge von SS-Mann Stark, der daneben stand. Er stieß mich mit Gewalt zu den Kranken, und dort gelang es mir, mich aus den Armen und Beinen des Kranken zu befreien. Ich warf ihn auf die, die dort lagen und verließ schnell den Keller. Ich war so entsetzt von dem, was ich dort gesehen hatte, daß ich mich voll Angst in der Zahnstation versteckte; so weiß ich bis heute nicht, wer meine anderen vier Kranken getragen hat. Ich erinnere mich genau, daß 252 Kranke in Block 13 getragen wurden.« (Jan Wolny)

Ein kranker Häftling aus Block 20, Władysław Sikorski (Häftlingsnummer 18612), erinnert sich, wie die SS-Ärzte dort am Morgen eine Selektion durchführten. Einer der Todgeweihten war Atamanow, „ein Kopfkranker". Einige der Kranken, die nach der Selektion zu Block 13 gingen, hielten sich an den Händen; andere wurden auf Tragen transportiert. Stanisław Rospenk (Häftlingsnummer 15504), Sanitäter in Block 15, im „Schonungssaal", erinnert sich, daß er die Ausgewählten nach der Selektion persönlich zum Bunker hatte tragen müssen. Einer von ihnen hieß Jan Winkler und kam aus Trzemieszno (Kreis Inowrocław). Es war Freitag, der fünfte Tag der ersten Septemberwoche 1941. Der Häftling Stanisław Dworakowski erhielt von Sanitäter Czesław Jaskiewicz von Block 15 die Nachricht, daß damals ein Albertinermönch, Bruder Józef aus dem Kloster Kalatówki, zum Gas selektiert worden ist; als Bergführer hatte er Polen über das Gebirge im Süden des Landes geführt. Bruder Józef arbeitete im Lager im Kartoffelmagazin.

Wie Leon Turalski (Häftlingsnummer 2691), damals als Kranker in Block 15, berichtet, wurde während des Abendappells bekanntgegeben, daß ein neuer Krankenblock eingerichtet werde (Block 13). Das war eine Anweisung von oben, deren Ausführung Bock übertragen wurde. Ein mit ihm bekannter Sanitäter informierte Turalski später, daß im Korridor unten in Block 13 ein SS-Mann mit einem Revolver gestanden habe und zwei „Kapos" die herbeigeführten Kranken packten und auf einen Haufen in der Bunkerzelle warfen, einen auf den anderen. Der Haufen war schon einen Meter hoch. Die, die ganz unten lagen, waren schon erstickt.

Dr. Władysław Tondos (Häftlingsnummer 18871) arbeitete damals in Block 20. Er erinnert sich an die Selektion im September. Am Tag darauf hatten er und die *Pfleger* die ausgesuchten Kranken nach Block 13 getragen. Nach seinen Angaben waren damals aus den Spitalblöcken 180 Kranke ausgesucht worden. Auf dem Flug in Block 13 wurden sie von SS-Männern in Empfang genommen. Einen ausführlicheren Bericht über dieses Ereignis liefert Dr. Kazimierz Hałgas (Häftlingsnummer 5670):

»Am 2. 9. 1941 kamen gegen 10 Uhr einige SS-Ärzte in Begleitung einer Gruppe von SDG und der Blockältesten des ‚Reviers' zu einer überraschenden Inspektion der Kranken in das ‚Revier'. Unter den SS-Ärzten waren, glaube ich, Dr. Schwela und Jung. Auf der Station der sog. septischen Chirurgie, das heißt im ersten Stock von Block 16, wo ich damals mit Dr. Wilhelm Türschmid arbeitete, geschah die Selektion auf folgende Weise. Im gesamten Stockwerk dieses Blocks gab es damals keine Säle; es existierten nur ein kleiner Raum neben dem Treppenhaus für den Blockältesten sowie zwei große Flächen, die vollständig mit Kranken belegt waren. In der Mitte dieser Säle verlief, so wie der Korridor unten, ein ziemlich breiter Durchgang, zu dessen Seiten dreistöckige Betten in Vierergruppen zusammenstanden. Auf der Südseite konnte man durch die rechten, oberen Fenster auf einen Teil des schwarzen Todeshofes in der Strafkompanie (Block 13) und den Ausgang des Blocks zum Hof blicken. Aus diesem Grunde waren die äußeren Flügel dieser Fenster mit Milchglasscheiben versehen, und es war verboten, sie zu öffnen. Von einer der unteren Scheiben des zweiten Fensters von außen war beim Einsetzen ein zwei bis drei Quadratzentimeter großes Stück herausgebrochen. Um nicht dafür zur Verantwortung gezogen zu werden, verbargen wir diesen Fehler sorgfältig mit angeklebtem Papier. Diese kleine Öffnung diente uns später dazu, den Strafblock die ganze Nacht hindurch zu beobachten. An diesem Tag ordneten die SS-Ärzte nach ihrem Eintreffen an, alle Kranken in die linke Saalhälfte zu tragen und in der Mitte des Durchgangs einen Tisch aufzustellen, an dem sie Platz nahmen. Die Kranken gingen an ihnen im Gänsemarsch vorbei in die andere Hälfte des Saals. Das alles geschah so schnell, daß die Schwerkranken nicht rechtzeitig die Betten verlassen konnten und so der Selektion damals entgingen. Die Kranken dachten, das wäre eine Untersuchungskommission, die sie von der Arbeit befreien oder zur Erholung in ein anderes Lager schicken sollte; deshalb waren sie bemüht, ihre Beschwerden zu übertreiben und sie so anschaulich wie möglich darzustellen. Die SS-Ärzte beurteilten die Kranken nach Augenmaß, ohne irgendjemanden eingehender zu untersuchen. Nur gelegentlich stellten sie dem Kranken eine Frage wie: ‚Lungenschmerzen? Nierenschmerzen?' und hießen einige Kranke, besonders die sehr geschwächten, zur Seite treten. Ich stand mit der Krankenkartei daneben, zog die entsprechende Karte heraus und reichte sie weiter, während der Sanitäter die mit Kopierstift auf der Brust der Häftlinge geschriebenen Nummern (damals waren die Häftlinge noch nicht tätowiert, das geschah erst ein Jahr später) notierte oder nachzog. Auf diese Weise wurden aus unserem Block 54 Kranke ausgesucht. Wir waren anfangs überzeugt, daß ein Transport in ein anderes Lager vorbereitet wird, dies umso mehr, als nicht die Schwerstkranken weggeholt wurden. Die Kranken erhielten sofort Suppe und wurden ohne Bad, Desinfektion oder Verbandswechsel, die die Verlegung von Kranken in ein anderes Lager gewöhnlich begleiteten, auf den kleinen Platz zwischen den Blöcken 16, 13 und 20 hinausgeführt, der damals nicht bebaut war. Dort wurden dann auch die Kranken aus den anderen Abteilungen nach und nach hingebracht, so daß schließlich, wie ich mich erinnere, insgesamt 257

Kranke versammelt waren. Sie standen dort den ganzen Nachmittag unter Bewachung von SS-Männern; es war uns verboten, dort hinzugehen. Die Sache sah verdächtig aus. Viele Kranke legten sich vor Erschöpfung auf die Erde, andere saßen zitternd vor Kälte, weil sie nur ein Hemd trugen. Es war ein furchtbarer Anblick. Vor dem Abendappell, ungefähr um 17 Uhr, wurden die Kranken von Blockältesten und SS-Männern durch den Haupteingang in den Block der Strafkompanie, d.h. zu Block 13, geführt. Nach dem Abendappell kehrten weder die Strafkompanie, noch die Quarantäneabteilung, die dort den ersten Stock belegte, zum Schlafen in ihren Block zurück. Diese Häftlinge wurden in den Block 4, der damals auf dem Appellplatz errichtet wurde, geführt und dort provisorisch einquartiert. In Block 13 sah man kein Licht, es war dunkel. Wir nahmen an, daß man die Kranken entweder in den Keller gebracht oder das Licht ausgeschaltet hatte. Abends bekamen wir Verpflegung, Brot und Zulagen für den vollen Krankenstand. Ich ging zum ‚*Oberkapo des Reviers*', zum *Lageräitesten* Bock, und fragte ihn, wohin ich die Verpflegung für die Kranken schicken sollte. Er zeigte mir einen Vogel und sagte, ich solle das Essen an die anderen Kranken verteilen, denn jene würden nie mehr etwas essen. Schweigend verteilten wir das Brot an die übrigen Kranken.«

Priester Konrad Szweda war Sanitäter in Block 15. In seinem bereits erwähnten Kassiber beschreibt er die Selektion von Kranken für die Vergasung in den Bunkern von Block 13.

»Es ist Anfang September letzten Jahres (1941). Heute kommt eine Kommission und räumt auf – diese Nachricht schlug wie ein Blitz ein und verbreitete sich in Windeseile im ganzen Lagerspital. Sie elektrisierte alle und brachte Ärzte und Pfleger auf die Beine. Jeder gab sein Bestes, damit Ordnung und Sauberkeit selbst im kleinsten Winkel herrschten. Auch ich tat das meine. Gegen 10 Uhr vormittags wurde das Eintreffen der Kommission gemeldet. Sie begann die Visite in Block 20, der Inneren Abteilung. Die Kranken mußten auf den Korridor hinaustreten. Musterung! Auf wen der deutsche Arzt zeigte, dessen Nummer mußte notiert werden. Wir warten in höchster Spannung, voller Ungeduld! Jeden Augenblick werden sie bei uns, in Block 15 (Isolierstation) sein! Da komme ich plötzlich auf die Idee, mir noch einen leichten Verband am Bein anzulegen. Ich rase in die Ambulanz, ins Verbandszimmer. Gleich darauf bin ich zurück, aber schon zu spät. Die Kommission hält sich gerade in meinem Saal auf, die Kranken werden nicht mehr auf den Flur geführt. Ich warte auf dem Flur, das Herz hämmert mir vor Angst. Was wird passieren? Was wird der Chef des Spitals sagen, daß ich nicht im Saal anwesend war und den Krankenstand gemeldet habe? Doch diese Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet. Alle waren mit etwas anderem beschäftigt. Nach dem Verschwinden der Kommission gehe ich in den Saal und erfahre, daß fünf ausgewählt worden sind. Gegen Mittag ist die Visite beendet. Ach, das ganze Spital ist im Aufruhr! Wozu diese Inspektion? Wozu sind soviele Nummern ausgewählt worden? Aus meinem Saal hat man 30 genommen, sagt ein Pfleger, aus meinem 40 – prahlt ein anderer; und bei mir die ganze Tuberkulose-Abteilung, schreit ein dritter. Aber wozu? Sie kriegen besseres Essen – kommentiert jemand von rechts. Sie fahren ins Sanatorium – höre ich von links sagen. In Wahrheit wußte niemand etwas Genaueres. Die Nachmittagsstunden vergingen. Gegen 4 Uhr kam die Nachricht: Die Bögen der aufgeschriebenen Kranken sind in der Hauptschreibstube des Spitals abzugeben. Das Abendessen rückt näher. Wir teilen die Brotrationen aus. Plötzlich gegen 6 Uhr der Befehl: ‚Die von der Kommission Ausgewählten auf den Spitalhof führen!' Weil meine Kranken sehr geschwächt waren, renne ich nach einer Trage. Einen nach dem anderen tragen wir auf den Tragen zum Spitalhof, der nach kurzer Zeit voll ist. Ungefähr 300 Kranke in dünnen Hemden und Unterhosen stehen, sitzen, liegen und warten auf weitere Befehle. ‚In die Strafkompanie führen!' – brüllte jemand ganz vorn. Ich erzitterte vor schierem Entsetzen. Ich wurde blaß wie eine Wand. Aber die Kollegen erklärten mir, die Kranken würden in der SK (Strafkompanie) auf einen nächtlichen Transport warten. Da war ich beruhigt. Wir nehmen die Trage mit einem Kranken auf. Betreten den Flur der SK. Und von dort, oh Grausen, schicken sie uns runter, in den Bunker (. . .). Mir wurde schwarz vor Augen, als ich mich in dem übelriechenden Verlies befand. Wir legten das Unglückskind auf den kalten Beton. Auf ihn wurde sofort ein zweiter, ein dritter, ein vierter gelegt. Man häufte sie auf, stapelte sie bei lebendigem Leibe! In eine Zelle, die für einen Häftling gedacht war, packte man 30, 40, ja sogar 50 Menschen! Einer kam auf den anderen. Die Schwächeren wurden hineingetragen, die Gesunden gingen allein. Ach, hättet ihr diesen Zug der Todgeweihten gesehen, ihre entsetzten Gesichter, denn sie ahnten wohl, daß sie in den Tod gingen (. . .). Ich ging auf und ab und erteilte die Absolution und segnete nach allen Seiten. Dort sah ich schattenhaft die Gestalt von Priester Schulc, einem 70jährigen Greis aus dem Posenschen, vorbeihuschen (. . .). Es verging keine halbe Stunde, und die letzte Eisentür wurde zugeschlagen. Man schob die Riegel vor.«

Tadeusz Paczuła (Häftlingsnummer 7725) lag damals krank in Block 15. Er gibt an, daß die Selektion dort von *Untersturmführer* Dr. [Julius] Jung durchgeführt wurde. Es war, wie es hieß, nicht die erste Selektion; die vorherige hatte [Dr. Max] Popiersch durchgeführt. Die gehfähigen Kranken untersuchte Jung auf dem Hof zwischen Block 15 und 16. Paczuła erinnerte sich noch daran, daß damals lange über den Geistlichen Antoni Kafka aus Krakau beratschlagt wurde, der ein großes Unterschenkelgeschwür hatte. Schließlich wurde er zurückgestellt (er wurde am 12. 6. 1942 erschossen). Wie Paczuła sich erinnert, intervenierten die Doktoren [Stanisław] Suliborski und [Jan] Pakowski damals entschlossen, um Kranke zu retten. Paczuła, dessen Zustand sehr schlecht war, wurde von dem Pfleger Priester Konrad Szweda gerettet, der ihm einen Streifenanzug über die Beine legte, eine Decke über den Kopf warf und dem SS-Mann sagte, hier liege der Nachtwächter, der nachts die Schieber austrage und jetzt schlafe.

Wacław Maziński [Häftlingsnummer 8039] berichtet vom Verlauf der Selektion in Block 20. Gegen 12 Uhr befahl Dr.

[Nicet] Włodarski den Kranken sehr nervös, sich nackt auszuziehen und, wenn sie könnten, auf die andere Seite des Blocks zu gehen. Sie sollten versuchen, einen gesunden Eindruck zu machen. Die Nummern auf der Brust sollten lesbar sein. Den Zweck dieser Anweisung konnte er nicht nennen. Nach einer Stunde erschienen unbekannte SS-Männer mit einem *Schreiber*. Die Kranken mußten auf die gegenüberliegende Saalseite gehen. Dabei zeigte der SS-Mann mit dem Finger auf jeden zweiten oder dritten. Niemand ahnte, daß dieser Finger für den Häftling, auf den er zeigte, ein unwiderrufliches Todesurteil war. Von Mazińskis Kameraden wurden Stefan Oziemski, Kamiński und Spychaj aufgeschrieben. Spychaj hatte zuvor die Entlassung aus dem Spital bekommen, aber er mußte sich zunächst auskurieren, denn eins seiner Beine war regelrecht in Verwesung begriffen. Zwei Stunden später kam Dr. Włodarski in den Saal und las die Liste vor. Maziński befand sich auch auf der Liste, aber er überlebte, weil es ihm gelang, in den „Schonungsblock", Nr. 12, zu kommen. In diesem Block waren die Fenster mit Bretterverschlägen vernagelt. Durch die Ritzen beobachtete Maziński, wie seine Kameraden nackt in Block 13 getrieben wurden, und wer nicht gehen konnte, wurde über die Erde geschleift.

Edward Ferenc (Häftlingsnummer 281) hielt sich bei den Tuberkulosekranken in Block 15 versteckt. Die Tuberkulosekranken waren damals in zwei Sälen an der Lagerstraße, der sog. Mittelallee, untergebracht.

»Bevor es zu der Septemberselektion kam, wurden die Tuberkulosekranken zweimal zum Röntgen gebracht. Die Schwerkranken mußte man auf den Armen tragen. Viele hatten chirurgische Eingriffe hinter sich und trugen Drains zur Eiterableitung aus dem Rippenfell. Ein geringer Prozentsatz der Leichtkranken bzw. diejenigen, die hier untergetaucht waren, erfüllten Hilfsfunktionen bei den Sanitätern. Arzt war dort Dr. Stefan Pizło; Sanitäter Stanisław Hedorowicz aus Jarosław. Wie aus den Röntgenbüchern in der Gedenkstätte Auschwitz hervorgeht, wurden die Tuberkulosekranken am 24. 7. 1941 und am 13. 8. 1941 durchleuchtet. Sowohl beim ersten wie beim zweiten Mal wurde unser Gewicht notiert. Ungefähr zehn Tage später, an das genaue Datum erinnere ich mich nicht, ordnete Dr. Pizło an, sorgfältig aufzuräumen, weil wieder eine Visite der SS bevorstand. Wir mußten uns in unserem Saal, in den zuvor auch die Kranken aus dem anderen Saal getrieben worden waren, in einer Reihe aufstellen und dann einzeln durch den Korridor zum gegenüberliegenden, leeren Saal gehen. Im Korridor nahm die SS-Kommission die Selektion vor. Das ging sehr schnell. Wir wurden nach Augenmaß eingeschätzt. Ich sah Dr. Pizło und Hedorowicz neben der SS-Kommission stehen. Sie hielten sich etwas abseits. In der Kommission erkannte ich den *SS-Lagerarzt* wieder, der in unserem Saal zweimal zuvor Visite gemacht hatte. Ich glaube, es war Dr. Schwela. Vor der Selektion hatte uns Dr. Pizło auf Anweisung der SS-Kommission die Rede eines SS-Mannes übersetzt, aus der wir erfuhren, daß die ausgesuchten Kranken zur weiteren Behandlung mit einem Transport in ein Sanatorium im Reichsinneren gebracht würden, wo sie viel bessere Bedingungen vorfänden. Bei dieser Selektion wurden fast alle Kranken ausgewählt. Gerade noch acht von uns blieben übrig. Die Ausgesuchten wurden nur mit Unterwäsche bekleidet im anderen Saal gesammelt und, wie ich später erfuhr, am späten Abend, nach dem Appell, zu Block 13 gebracht. In den Nachmittagstunden des nächsten Tages suchte dieselbe SS-Kommission noch fünf weitere Kranke aus, die ebenfalls (das sagte mir Sanitäter Hedorowicz) in den späten Abendstunden in Block 13 geführt wurden. Hedorowicz war furchtbar aufgeregt, als er mir das mitteilte. Auch Dr. Pizło war so erschüttert, daß er nicht in der Lage war, sich mit uns zu beschäftigen. Mich hatte Dr. Pizło gerettet, indem er auf deutsch bei der Kommission intervenierte und sagte,daß meine Lungen ohne krankhaften Befund seien.« (Edward Feronc)

Dr. Stanisław Suliborski (Häftlingsnummer 2876), der zu jener Zeit *Blockältester* von Block 15 war, beschreibt die Selektion in Block 15:

»Ich wurde vom *Lagerältesten* des Krankenbaus, Hans Bock, gewarnt, daß eine Selektion zur Tötung von Häftlingen aus dem Saal für Entkräftete und für Hungerkranke (*Durchfall*) bevorstehe. Der Block war eigentlich für Kranke mit Flecktyphus vorgesehen; er war aber nicht voll belegt, so daß man einen Saal im ersten Stock, in dem 50 vorbereitete Pritschen standen, für Durchfallkranke bestimmte und mindestens zwei auf einen Platz legte. Auf diese Weise befanden sich über 300 Häftlinge in diesem Saal (. . .). Zwischen 8 und 9 Uhr früh kündete ein lautes *‚Achtung!'* der Torwache unüberhörbar von der Ankunft der unliebsamen Gäste. Es waren drei SS-Ärzte: der damalige Lagerarzt, Homöopath der SS, Hauptsturmführer Schwela, *SS-Truppenarzt* Blaschke sowie ein dritter, den ich einige Male im Lager gesehen hatte, dessen Namen ich aber nicht kannte. Er war ein großer Mann mit dunklem Haar und großen, braunen Augen, ein gutaussehender SS-Mann, *Obersturmführer*, mit dem Bändchen irgendeiner Auszeichnung im Knopfloch der Uniform sowie der Aufschrift *SS-Standarte Adolf Hitler* auf der Armbinde. Die hiesigen SS-Männer hatten auf diesen Armbinden die Aufschrift *SS-Standarte Großdeutschland*. Sie waren begleitet von einem SDG sowie von Hans Bock und Alfred Stössel. Sie stellten sich auf die obere Plattform des Treppenhauses, ihnen gegenüber Stössel mit dem Notizbuch. Sie befahlen den Häftlingen, aus dem Saal für Entkräftete herauszukommen. Die Selektion führte der mir unbekannte *SS-Obersturmführer* durch. Er rauchte eine Zigarette und wies nonchalant mit dem Finger auf seine Opfer, wobei er jedesmal *P'ff!* rief. Stössel notierte die Nummern der Unglücklichen. Dieses Schauspiel war in seinem Zynismus so abstoßend, daß selbst Blaschke auf seinem kürzeren Bein umherhinkte und angewidert dreinschaute und Schwela nervös eine Zigarette rauchte. Jene Kranken, die sich noch auf den Beinen halten konnten – etwa die halbe Belegung des Saales –, wurden sofort in Block 13 geführt. Zum Transport der Bettlägrigen mobilisierte man außer dem *Leichenträgerkommando*, das von Teofil Banasiak, einem ehemaligen Pfleger am Jesuskind-Spital in Warschau, und dem jungen, 17jährigen Eugeniusz Obojski geleitet wurde, auch sämtliche *Pfleger* mit

Ausnahme der *Blockältesten* und der Ärzte. Zur Tötung wurden fast alle Häftlinge aus dem Saal für Entkräftete ausgewählt; die Flecktyphuskranken hatte man verschont. Kazimierz Szczerbowski, Chef der *Krankenbauschreibstube*, nannte eine Zahl von 330 Kranken, hauptsächlich aus Block 16. Die Evakuierung unter Aufsicht des SDG leitete Stössel nach der von ihm angefertigten Nummernliste. Nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, wurden die Häftlinge in die Bunker von Block 13 getragen. Das erledigten zwei Träger; der eine packte sie an den Beinen, der andere an den Schultern. Teofil Banasiak erzählte mir, im Bunker hätten mehrere SS-Männer wie üblich mit Gebrüll und Pistolengefuchtel die Arbeit beaufsichtigt, und einer habe eine brennende Zigarette im Ohr eines Kranken, der gerade vorbeigetragen wurde, ausgedrückt. Die Träger mußten die eiligst hereingetragenen Kranken in die engen Bunker werfen und das Gebäude im Laufschritt wieder verlassen.«

Der Häftling Jerzy Dyrowicz (Häftlingsnummer 506) verbarg sich zu dieser Zeit auf der Station von Dr. Pizło, in der TBC-Abteilung, unter lauter Kollegen, die „ihre Lunge ausspien". Er behauptet, daß fast alle aus der Abteilung in Block 13 gebracht worden seien. Er allein sei durch Dr. Pizło vor der Selektion bewahrt worden. Er wurde zum Abort- und Flurreiniger.

Im Auschwitz-Prozeß in Frankfurt am Main hat der ehemalige Häftling Józef Mikusz u. a. über die erste Vergasung in Block 13 ausgesagt. Er lag damals, im August 1941, im Krankenbau:

»Ich hatte damals Typhus. Mein Vater war ebenfalls im Krankenbau, er hatte vor mir Typhus bekommen. Etwa Anfang September kam ein polnischer Häftlingsarzt in unsere Stube und las zwölf Namen vor, darunter auch den Namen meines Vaters. Ich meldete mich an seiner Stelle, wurde aber bei der Nummernkontrolle durch meinen Vater ausgetauscht. Uns waren damals die Nummern auf die Brust geschrieben. Von unserer Stube wurden zwölf ausgesucht, insgesamt waren es etwa zweihundert Kranke. Sie wurden zur ersten Vergasung in den Block 11 gebracht. Ich sah von der Stube aus, wie man sie, nur mit Decken umhüllt, dorthin führte. [...] Das war Anfang September 1941. Meine Schwester erhielt zu Hause ein Telegramm mit der Todesnachricht von meinem Vater. Es war vom 9. September 1941 datiert.«[9]

Die sowjetischen Kriegsgefangenen

In dieselben Räume, in die man die in den Krankenbau-Abteilungen selektierten Häftlinge geworfen hatte, wurden etwas später auch sowjetische Kriegsgefangene getrieben. Wir konnten mehrere Zeugen erreichen, die berichten, wie diese Gruppe durch das Lager Auschwitz geführt wurde. Nach Aussagen von Sławomir Kalus (Häftlingsnumnmer 137) waren die sowjetischen Kriegsgefangenen vom Lager Neuhammer bei Görlitz nach Auschwitz gebracht worden; es sollen höhere Offiziere gewesen sein.

Ein anderer Häftling, Jan Wolny (Häftlingsnummer 15496), beschreibt den Durchmarsch der Kriegsgefangenen am Tage der Vergasung, d.h. am 5. 9. 1941:

»An diesem Tag wurde den Häftlingen nach dem Appell verboten, die Blöcke zu verlassen und aus den Fenstern zu schauen. Trotzdem bemerkten wir, daß die SS-Männer von außerhalb des Lagers mit Autos gutgebaute und körperlich kräftige sowjetische Kriegsgefangene brachten und in kleinen Gruppen zu Block 13 führten. Schon vom Aussehen konnte man sehen, daß es Offiziere waren. Die SS-Männer waren schwerbewaffnet und verhielten sich sehr vorsichtig. Die Eile und das Geschrei verhießen nichts Gutes. Wir nahmen an, daß die Gefangenen zur Strafe oder zur Erschießung an der Todesmauer in Block 13 getrieben werden.«

Die Berichte ergänzen einander. Edward Liszka (Häftlingsnummer 7771) erinnerte sich, daß am Tag der Ankunft der Kriegsgefangenen Bewegung auf dem Appellplatz zwischen Block 12 und 13 herrschte. Durch Ritzen in den Verschlägen, mit denen die Fenster des Blocks (an der Hofseite) zugenagelt waren, sah Liszka Kriegsgefangene in Uniform; ein SS-Mann, der „Perle" gerufen wurde und einen Hund bei sich hatte, trieb sie auf eine Seite des Hofes. Ein anderer Bewohner dieses Blocks, Ryszard Sobczyk (Häftlingsnummer 203), wurde in der Nacht von Lärm und Getrampel geweckt, trat ans Fenster und sah Männer in Jacken; manche trugen auch Fliegermützen auf dem Kopf. Auch Leon Czekalski (Häftlingsnummer 2955) war in dieser Nacht vom Lärm geweckt worden. Er trat ans Fenster und sah einen Transport sowjetischer Kriegsgefangener, der von zwei Seiten mit Scheinwerfern angeleuchtet wurde. Er schätzt, daß sie in fünf Gruppen zu etwa 100 Mann gingen, während die sechste Gruppe etwa 50 Mann, die siebente 25 und die achte nur zwei Gefangene zählte.

Dr. Kazimierz Hałgas (Häftlingsnummer 5670) berichtet, daß er am Abend dieses Tages gemeinsam mit Dr. Türschmid die Beobachtung durch ein kleines Loch in einem Fenster von Block 16 begonnen hatte. In diesem Teil des Saals befand sich statt einer 4-Bett-Gruppe ein Raum, der durch Kasernenspinde vom übrigen Saal abgegrenzt worden war. Diese Ecke diente als Ärztezimmer für Untersuchungen und Eingriffe. Da die Kranken, die im dritten Stock um dieses improvisierte Kabinett herum lagen, dort hineinschauen konnten, hatten sie die Kranken in dieser Nacht so plaziert, daß sie absolut allein waren. Die beiden Ärzte wechselten sich oft ab, denn die Beobachtung durch das kleine Fenster bei ständig stark geneigtem Kopf war sehr anstrengend. Bis Mitternacht war Ruhe, sie wollten schon aufgeben, als sie plötzlich Lärm im Lager hörten. In Marschordnung wurden etwa 1000 Menschen in Uniform über die Hauptstraße durch das breite Tor auf den schwarzen Hof geführt. Der Konvoi der SS-Männer war ziemlich umfangreich. Lichter in Block 13 und auf dem Hof gingen an, und diese Menschen wurden durch den Seiteneingang in den Block getrieben.

9 Ebenda, Bd. 2, S. 731.

Nach dem Bericht von Konrad Szweda ging es auf Mitternacht zu, er hatte noch nicht geschlafen. Er hörte ein Schluchzen, irgendwelche Laute einer unbekannten Sprache. Er hatte den Eindruck, sie kämen immer näher und sprang ans Fenster. Er sah, wie, flankiert von Bajonetten und Karabinern, sowjetische Kriegsgefangene zum Block der Strafkompanie getrieben wurden. Die Soldaten schlugen die Kriegsgefangenen mit Ochsenziemern, traten und bespuckten sie. Daher dieses Klagen und Wimmern. Es handelte sich um etwa 600 Kriegsgefangene. Priester Szweda ahnte, daß man sie zu den zur Tötung bestimmten Häftlingen bringen würde, die sich schon in Block 13 befanden.

Es gibt noch viele weitere Berichte von Häftlingen, die den Durchmarsch der Kriegsgefangenen durch das Lager beobachtet und verschiedene Details bemerkt hatten. Die einen wiesen auf die Uniformjacken, die Soldatenmützen, Feldmützen und Sturzhauben hin, andere auf die SS-Bewachung; wieder anderen sind die Laternen und Scheinwerfer, der Schnitt der Uniformen, die Bewaffnung der SS-Männer, ihr Aussehen und ihr Verhalten im Gedächtnis geblieben. So hat Józef Wnękowski (Häftlingsnummer 11593) unter den SS-Männern [Karl] Fritzsch erkannt. Manche Häftlinge verständigten sich untereinander, um festzustellen, was überhaupt geschehen war; Adam Zacharski (Häftlingsnummer 18239) hörte in dieser Nacht z.B. Schreie, die in ein geradezu wildes Gebrüll übergingen, und erfuhr von seinen Kollegen, daß dort eine Gruppe sowjetischer Kriegsgefangener vorübergetrieben wurde.

Einen ausführlicheren Bericht dazu schickte Dr. Stanisław Suliborski (Nr. 2876):

»In den Abendstunden nach dem Appell wurden auf dem Gelände des KL Auschwitz besondere Vorbereitungsmaßnahmen getroffen: das absolute Verbot, die Blocks zu verlassen und aus dem Fenster zu schauen, sowie Anweisung, die Blocks zu verdunkeln und völlige Ruhe zu wahren. Das galt eigentlich immer, an jenem Tag aber wurde besonders auf die Einhaltung dieser Vorschriften gedrungen. Es sah alles nach einem außergewöhnlichen Ereignis aus. So blieben wir zu mehreren wach und paßten auf. Mit mir waren, soweit ich mich erinnere, Dr. Jan Pakowski, Dr. Władysław Fejkiel, Dr. Michał Okoński, Roman Gabryszewski und noch andere Funktionshäftlinge von Block 15. Gegen 23 Uhr hörten wir aus der Richtung des Lagertores Geschrei und Hundegebell näherkommen. Wir traten auf den Flur und versteckten uns an einem Fenster, durch das man einen Teil der Lagerstraße sehen konnte, die zum Block 13 führte. Bald darauf zogen die Silhouetten von mehreren hundert Menschen in Uniformmänteln an uns vorbei, die durch ein Spalier von bewaffneten SS-Männern, das an beiden Straßenseiten Aufstellung genommen hatte, marschieren mußten. Die Beobachtung war durch die Schatten erschwert, die die Gebäude auf die Straße warfen. Wir durften auch nicht zu nahe ans Fenster treten, um uns nicht zu verraten. Das Geräusch der Schläge, das Hundegebell, das Gebrüll der SS-Männer und die Schreie der von ihnen mißhandelten Menschen erinnerten uns an unseren eigenen Kreuzweg von der Eisenbahnrampe zu dem Tor mit der Aufschrift *Arbeit macht frei*. Rufe wie ‚Quäl nicht, töte!' auf russisch machten uns klar, daß es sich bei den Gefangenen um Russen handelte. Der Lärm verstummte hinter dem Tor von Block 13. Die SS-Männer gingen davon, Stille trat ein. Erschüttert legten wir uns auf die Pritschen und konnten lange nicht einschlafen.«[10]

Die Vergasung

So haben also zahlreiche Zeugen den Marsch der Kriegsgefangenen durch das Lager in Richtung Block 13 und danach den Abzug ihrer Bewacher beobachtet. Erheblich weniger Berichte konnten wir über die Vergasung selbst zusammentragen. Das liegt daran, daß Block 13 vom übrigen Lager isoliert war und die Vergasung ausschließlich von SS-Männern ohne Beteiligung von Häftlingen durchgeführt wurde.

Dr. Kazimierz Hałgas bemerkte, daß ungefähr drei bis vier SS-Männer, nachdem die Kriegsgefangenen in Block 13 getrieben worden waren, Gasmasken aufsetzten und den Block betraten, wobei sie irgendwelche Behälter trugen, die Konservendosen ähnelten. Bald darauf kamen sie zurück, setzten die Masken ab, steckten sich Zigaretten an, wechselten ein paar Worte und gingen weg.

Edward Liszka, der im benachbarten Block 12 wohnte, stellte fest, daß die Bunkerfenster von Block 13 mit Sand zugeschüttet wurden, nachdem die Kriegsgefangenen dort hineingetrieben worden waren. Die ganze Nacht hindurch drang furchtbares Geheul aus den Kellern. Das bestätigt Priester Konrad Szweda: „Die diensttuenden Häftlinge der *Strafkompanie*, die über dem Bunker untergebracht war, sowie Kollegen aus dem benachbarten Block 12 erzählten mir später, daß das Stöhnen der Vergasten die ganze Nacht hindurch wie aus dem Grab zu hören gewesen sei." Szweda schrieb in der Sammlung „Szenen aus Dachau" (unveröffentlichtes Manuskript, Fragment Nr. 4, „Der erste Vergasungsversuch im Konzentrationslager Auschwitz"): „Nach ein Uhr nachts, als die letzte Zellentür zugeschlagen war, begann die Vergasung. SS-Soldaten warfen durch kleine Öffnungen oberhalb der Tür je zwei Dosen ins Innere, die das Gas in Form von kleinen, blauen Kristallen enthielten. Daraufhin wurden die kleinen Fenster dicht verschlossen (...). Das seit 6 Uhr abends andauernde Stöhnen, Schreien und Röcheln verstummte allmählich, bis schließlich eine entsetzliche Stille eintrat. Die Haupttür wurde zugeschlagen, der Riegel vorgeschoben; die Henker begaben sich zur Ruhe."

Nach Zbigniew Tryczyński (Häftlingsnummer 276) „schüttete Palitzsch am nächsten Tag, als der Bunker geöffnet worden war und man festgestellt hatte, daß noch nicht alle tot waren, mit einer Gasmaske bekleidet zusätzliches Gas in die Zellen, und der Bunker wurde erneut geschlossen. Anwesend waren dabei Palitzsch, Fritzsch und der SS-Lagerarzt."[11]

10 In der Literatur finden sich weitere solche Beschreibungen; Hermann Langbein zitiert z. B., ebenda, Bd. 1, S. 70, die Aussage von Wojciech Barcz vor dem Frankfurter Gericht.

11 Dies bestätigt auch Jerzy Brandhuber, a. a. O., S. 17.

Hermann Langbein zitiert in seiner Dokumentation über den Frankfurter Auschwitz-Prozeß eine Aussage des ersten SS-Apothekers im Konzentrationslager Auschwitz, *SS-Untersturmführer* Henry Storch, über die erste Vergasung. Auf die Frage des Gerichtsvorsitzenden, was er von den Vergasungen wisse, sagte Storch aus:

„Einmal habe ich dienstlich davon erfahren. Die Vergasung fand in Kellerräumen im Lager statt. [. . .] Am nächsten Morgen ließ mich der Standortarzt Doktor Popiersch holen. Ich sollte feststellen, daß keine Spuren von Gas mehr in den Räumen sind. [. . .] Dr. Popiersch sagte, daß es sich um ein Blausäurepräparat handelt, das nach bitteren Mandeln riecht. Ich bin in den Keller gegangen. Die Toten sind auf dem Fußboden gelegen. Ich erinnere mich an einzelne Räume mit Türrahmen, die Türen selbst waren ausgehakt. Die Leichen waren verteilt. Sie waren bekleidet, ich glaube, einheitlich graubraun, kann aber nicht sagen, um welche Uniform es sich gehandelt hat. Es waren nur Männer. Ein Geruch war nicht mehr feststellbar. Alle Fenster waren geöffnet. Mein Auftrag war erledigt. Die Aktion lief unter ‚Geheime Reichssache' – damals hielt man sich noch daran."[12] Ebenfalls vor den Frankfurter Richtern sagte der ehemalige Häftling Erwin Bartel aus: „Man wollte prüfen, ob Tötungen auf diese Weise durchführbar seien."[13] Auch in den einleitend erwähnten „Autobiographischen Aufzeichnungen" von Rudolf Höß finden sich eine Reihe von Informationen über die hier beschriebene Vergasung:

„Während einer Dienstreise hatte mein Vertreter, der Schutzhaftlagerführer Fritzsch, zur Tötung Gas verwendet. Und zwar das Blausäuregas Cyklon B, das zur Ungeziefervertilgung im Lager laufend gebraucht wurde und vorrätig lag. Nach meiner Rückkehr meldete er mir dies und beim nächsten Transport wurde wiederum dies Gas benutzt. Die Vergasung wurde in den Arrestzellen des Block 11 [damals noch Block 13; S.K.] durchgeführt. Ich selbst habe mir die Tötung, durch eine Gasmaske geschützt, angesehen. Der Tod erfolgte in den vollgepfropften Zellen sofort nach Einwurf. Nur ein kurzes, schon fast ersticktes Schreien, und schon war es vorüber. So recht zum Bewußtsein ist mir diese erste Vergasung von Menschen nicht gekommen, ich war vielleicht zu sehr von dem ganzen Vorgang überhaupt beeindruckt. Stärker erinnerlich ist mir die bald darauf erfolgte Vergasung von 900 Russen im alten Krematorium, da die Benutzung des Block 11 zuviel Umstände erforderlich macht."[14]

12 Hermann Langbein, Der Auschwitz-Prozeß, Bd. 1, S. 71.

13 Ebenda, Bd. 1, S. 458.

14 Kommandant in Auschwitz, S. 122. Zweifelhaft ist Höß' Ausflucht, er sei auf einer Dienstreise gewesen; immerhin schreibt er, daß er die Vergasung selbst gesehen habe. Zu bezweifeln ist auch, ob das Zyklon so schnell gewirkt hat – Palitzsch mußte bekanntlich Gas nachschütten, und die Häftlinge hörten die ganze Nacht hindurch die Schreie der Sterbenden. [Möglicherweise beschrieb Höß die zweite Vergasung im „alten Krematoium"]

Unzweifelhaft haben an der ersten Vergasung die von Höß genannten Fritzsch, Palitzsch (er war nach übereinstimmenden Aussagen Haupttäter dieser Morde), Walter Quakernak von der Politischen Abteilung, Storch und Dr. Schwela teilgenommen. Darüberhinaus erwähnen ehemalige Häftlinge noch andere SS-Männer, die sie bei dieser Aktion gesehen haben wollen oder von deren Anwesenheit sie gehört haben. So gibt etwa Adam Zacharski (Häftlingsnummer 18239) an, daß der SDG Theuer sich vor Häftlingen der Teilnahme an diesem Mord gebrüstet habe. Eugeniusz Niedojadło (Häftlingsnummer 213) nennt als Beteiligte an der genannten Vergasung Scherpe, Hantl, Nierzwicki und Trzebinski, und Eugeniusz Motz erwähnt Breitwieser, Reichenbücher, Fritzsch, Hössler, Lachmann, Dylewski, Stark und Wosnitza als die SS-Männer, die direkt mit der Vergasung zu tun hatten. Roman Taul (Häftlingsnummer 1108) hat auch den SS-Mann Josef Hofer aus Kreuzburg bei dieser Vergasung gesehen. Die Namen sämtlicher beteiligter SS-Männer können heute nicht mehr vollständig und genau ermittelt werden.

Diese Mordtat, deren Widerhall die ganze schreckliche Nacht hindurch in den Nachbarblocks zu hören war, erschütterte und entsetzte die Häftlinge im Lager trotz aller Versuche, sie geheimzuhalten. Mußmaßungen und Kommentare dazu, was da eigentlich geschehen war, wurden insgeheim in unterschiedlichen Versionen weitergegeben. Diese Reaktion ist in den Berichten vieler ehemaliger Häftlinge beschrieben.

Auch Reaktionen der SS-Männer werden erwähnt. So teilt Eugeniusz Niedojadło mit, daß die meisten während der Aktion und danach alkoholisiert gewesen seien. Sie waren wortkarg und gereizt. Ein Teil der SS-Männer kam erst um 14 Uhr ins SS-„Revier" zurück, wo sie erhöhte Lebensmittelzuteilungen und Tee mit Rum erhielten. Wenn sie von der Vergasung sprachen, schimpften die SS-Männer heftig über ihre Opfer und betonten, nun werde endlich „Schluß gemacht mit Bolschewiken und Kommunisten", oder behaupteten, diese hätten einen Aufstand angezettelt und seien dafür bestraft worden. Diese Haltung der SS-Männer bedarf keines Kommentars.

Auch die Ereignisse, die auf die Vergasung der Häftlinge und der sowjetischen Kriegsgefangenen folgten, sind den Funktionshäftlingen des Lagerspitals tief im Gedächtnis geblieben. Ihre Berichte sind erschütternd.

Am wahrscheinlichsten ist wohl die Chronologie der Ereignisse, die Priester Szweda in dem erwähnten Kassiber darstellt.[15] Daraus geht hervor, daß die Vergasung der Häftlinge in der Nacht von Freitag auf Sonnabend am 5./6. September 1941 erfolgte. Montag abend, d.h. in der Nacht vom 8./9. September, wurden die Pfleger beauftragt, die Leichname aus den Bunkern von Block 13 zu entfernen und sie durch das ganze Lager zum nahegelegenen Krematorium zu bringen. Die Pfleger begannen diese Arbeit nach dem zweiten Abendgong. Sie dauerte bis in die frühen Morgenstunden, wurde vor dem Wecken unterbrochen und in der folgenden Nacht fortgesetzt.

15 [Vergleiche jedoch die Datumsangaben weiter oben. Auch Jadwiga Bezwinska und Danuta Czech, Auschwitz in den Augen der SS, S. 92 f., Anm. 112, geben 3.–5. 9. 1941 an.]

Die Beseitigung der Leichname

Zum Abtransport der Leichen schreibt Dr. Kazimierz Hałgas:

»Nach der Vergasung beobachteten wir Block 13 den ganzen darauffolgenden Tag, aber dort tat sich nichts. Abends kamen einige SS-Männer auf den Hof, gingen aber bald darauf wieder, die Lichter waren aus, und am Morgen des dritten Tages standen schon die Fenster und Türen auf der Hofseite von Block 13 offen. Im Laufe dieses Tages kamen einige SS-Männer dorthin und untersuchten beim Verlassen des Gebäudes einige Details, die man aus der Entfernung nicht erkennen konnte. Nach dem Abendappell, als es schon dunkel war, wurden sämtliche Sanitäter auf der Straße vor Block 20 zusammengerufen *(Sämtliche Pfleger antreten!)*. Wir waren ungefähr 120. *Lagerkommandant* Höß erschien mit Rapportführern und dem Häftlingsdolmetscher Baworowski, der uns einen Befehl übermittelte, der ungefähr so lautete: Ihr werdet heute nacht für eine Arbeit gebraucht, von der niemand wissen darf. In den Krankenblocks bleiben nur die unbedingt nötigen Diensthabenden. Nach der Arbeit waschen, desinfizieren und ab zur Arbeit. Wenn ihr die Arbeit gut macht, bekommt ihr eine Zusatzportion Brot mit Wurst.

Zu dieser Arbeit waren mindestens 80 von uns erschienen; es war schwierig, sich davor zu drücken, sogar der Chefarzt Dr. Dering mußte mitgehen, auch einige Mitarbeiter der Diätküche. Die Arbeit wurde natürlich von SS-Männern geleitet. Wir traten auf den schwarzen Hof. Dort wurden wir in Gruppen eingeteilt. Die einen trugen die Leichen aus dem Block, andere zogen sie aus und sortierten die Kleidung, eine andere Gruppe lud die Leichen auf Wagen, und wieder andere schoben die Rollwagen zum Krematorium. Die meiste Zeit lud ich in dieser Nacht Leichen auf den Wagen. Die ganze Strecke durch das Lager war dicht von SS-Wachen mit schußbereiten Waffen gesäumt, die die Fenster in den Block beobachteten.

Die Arbeit war sehr mühsam und schmutzig. Insgesamt waren es ungefähr 870 Getötete, davon über 600 sowjetische Kriegsgefangene und 257 von unseren Häftlingen. Die Leichen waren schon in Verwesung begriffen, sie waren grün und stanken. Fast alle sowjetischen Kriegsgefangenen waren sehr jung, meist um die 18 Jahre und ohne militärischen Rang. Sie waren überwiegend polnischer Abstammung, aus der Gegend von Stanisławów und Tarnopol. Das konnten wir aufgrund der Militärpapiere feststellen, die fast jeder von ihnen bei sich trug. Sie hatten einen Militärausweis in Form einer 5 x 10 cm grossen Karte, die zusammengerollt war und in der Hose in einer kleinen Tasche oder am Gürtel in einer kleinen Bakelitschachtel aufbewahrt wurde, die der bei uns gebräuchlichen Nadelbüchse ähnelte. Wir fanden auch andere Gegenstände. Die mußten wir, so wie alle anderen Kleinigkeiten, Uhren usw., dem beaufsichtigenden SS-Mann aushändigen. Die meisten Namen klangen polnisch, es gab aber auch Namen mit russischem oder ukrainischem Klang. In den Fluren und im Keller, wo die Leichen lagen, waren verstreute Granulatkörner zu sehen. Die Leichname der Kriegsgefangenen lagen dichtgedrängt in unterschiedlichen Positionen. Unsere Gefangenen wurden ganz zum Schluß herausgeholt. Höchstwahrscheinlich hatten sie die Vergasung geahnt, denn sie hielten Verbandswatte in den Händen und im Mund.

Die SS-Männer trieben uns bei dieser Arbeit sehr an. In den Morgenstunden wurden die Gruppen gewechselt; ich fand mich in der letzten Gruppe, die die Leichen ins Krematorium fuhr. Als der Morgen dämmerte, zwischen 4 und 5 Uhr, brachen uns wegen Überladung die Bordwände, und der ganze Wagen mit einigen Dutzend Leichen fiel direkt vor der Küche auseinander. Das versetzte die SS-Männer in solche Wut, daß wir die Leichen einzeln auf die Schultern nehmen und sie im Laufschritt ins Krematorium tragen mußten. Ich selbst habe auf diese Weise mindestens zwei Leichen getragen, und sogar Dr. Dering, der eigentlich die ganze Nacht nur herumgestanden und uns kommandiert hatte, half mit zu tragen. Im Krematorium war kein Platz mehr für die Leichen, deshalb warfen wir sie draußen vor der Tür und an der Wand hin. Danach, kurz vor dem Gong, kehrten wir ins Revier zurück; nur ein Teil der Leute blieb, um den Block und die Räume zu waschen und zu desinifizieren. Nach dem Bad wechselten wir die Kleidung und gingen wieder an die Arbeit. Zum Frühstück bekamen wir eine *Zulage* von einem Viertel Brot und ungefähr 150 g Wurst. Die ganze Arbeit war erst gegen 5 Uhr früh abgeschlossen.«

Etwas anders beschreibt Jan Wolny, Sanitäter vom Chirurgischen Block, das Ereignis:

»Die nächsten beiden Tage herrschte Stille im Gebiet von Block 13, nur gelegentlich gingen dort verschiedene SS-Männer hinein. Erst dann bestimmten eines Tages der SDG und *Lagerältester* Bock nach dem Appell aus jedem Spitalblock mehrere Sanitäter, und diese ganze Gruppe, in der auch ich mich befand, wurde im Laufschritt auf den Hof von Block 13 gejagt. Dort standen einige SS-Männer, und einer von ihnen erklärte uns, daß wir die Toten aus den Kellern tragen und sie entkleiden werden. Nach dem Ausziehen sollten wir die Leichen auf den Hof legen. Was ich nach dem Betreten der Keller sah, werde ich nie vergessen. Dieser Anblick verfolgt mich bis zum heutigen Tage, und wenn ich an jene Tage im Lager zurückdenke, kann ich nächtelang nicht schlafen. (. . .) In wirrem Durcheinander lagen dort die vergasten, ineinander verklammerten toten Leiber von Häftlingen und sowjetischen Kriegsgefangenen. Augen und Münder hatten sie weit aufgerissen. Beim Tragen und Entkleiden der Leichen stellte ich fest, daß viele von den Vergasten sich Lappen in Mund und Nase gestopft hatten; offensichtlich hatten sie sich auf diese Weise vorm Ersticken und der Vergiftung schützen wollen. Die Augenhöhlen waren geschwollen, die Zehen und Finger sowie der Bauch deutlich blaugefärbt. Anfangs versuchten wir, die Leichen auf die mitgebrachten Tragen zu legen und sie die Treppen nach oben zu tragen. Aber weil der Korridor sich wie ein Labyrinth verzweigte und scharfe Ecken aufwies, fiel uns das Tragen sehr schwer, zumal wir geschwächt und die Kriegsgefangenen noch ganz gut genährt waren. Die SS-Männer hatten es eilig; sie trieben uns an. Da meinte Obojski, daß es schneller und leichter gehen würde, die Leichen ohne Tragen

die Treppe hochzuschleifen. Es zeigte sich, daß diese Methode nicht so erschöpfend war, weil wir keine Kraft für das Hin- und Herschleppen der Tragen brauchten. Eine Gruppe trug die Leichen, eine andere entkleidete sie und lagerte sie auf dem Hof. Als mir das Leichenschleppen zu schwer wurde, wechselte ich zur Gruppe der Entkleider (. . .). Beim Ausziehen der Kleider guckten wir unauffällig in die Taschen, aus denen wir ein bißchen Geld (Tscherwonzen), Fotos, Briefe, Taschenuhren usw. holten.

Am nächsten Tag wurden wir auch gezwungen, die Leichen auf Rollwagen zu laden und sie ins Krematorium zu fahren. Im Lager herrschte Blocksperre. Jeder Leichnam wurde von zwei Sanitätern an Armen und Beinen gepackt und dann mit einem Schwung auf den Wagen geworfen. Die Sanitäter, die auf dem Wagen waren, stapelten die leblosen, steifen Leiber in mehreren Schichten, hoch über den Wagenkasten. Den so beladenen Wagen schoben wir durch das ganze Lager ins Krematorium. Der SS-Mann, der die Arbeit im Krematorium beaufsichtigte, und die dort beschäftigten Häftlinge zeigten uns, wie wir die Leichen vom Wagen laden und in den großen Saal tragen sollten. Sie öffneten die Seitenwände des Wagens, legten Gürtelschlingen um Arme und Beine und zogen dann auf das Kommando ‚Hau ruck!' 10, 20 Leichen mit einem Mal auf den Zementboden. Es klang fürchterlich, als die Toten so hart auf den Boden aufschlugen. Über den mit Wasser bespülten Boden zogen wir die Leichen an den Armen ins Krematorium, die andere Gruppe stapelte sie bis unter die Decke. Es verging kein Tag, und der Saal des Krematoriums war voll, während auf dem Platz von Block 13 noch viele Leichen liegengeblieben waren. Das Personal des Krematoriums stellte wahrscheinlich fest, daß es keinen Platz für die übrigen Leichen mehr hatte, deshalb wurde im Wald von Birkenau, dicht neben dem trigonometrischen Turm, ein Massengrab ausgehoben, in dem wir an den folgenden Tagen die übrigen Leichen der sowjetischen Kriegsgefangenen begruben. In Begleitung von Palitzsch, Boger und einigen weiteren SS-Männern kam Kommandant Höß persönlich mit einem Auto in den Wald gefahren. Sie befahlen uns, mehr Kalk in das Grab zu werfen und es dicker mit Erde zuzuschütten. Es regnete an dem Tag, und der Boden wurde matschig.

Zum Mittag bekamen wir ungeschälte Kartoffeln. Es gab keine Gelegenheit, sich die Hände zu waschen; wir hatten ohne Handschuhe gearbeitet. Die SS-Männer machten sich darüber lustig, daß wir mit solchen Händen essen mußten, und fragten uns, wie es schmecke.

Ich erinnere mich sehr gut, daß ich im ersten Moment, als ich die vergifteten Häftlinge und Kriegsgefangenen in den Bunkern von Block 13 sah, dachte, die Verbrecher hätten den Massenmord mit Chlor verübt, denn der Bunkerboden war mit einer Art weißem Kalk verschmutzt und es roch nach Chlor. Aber schon am nächsten Tag erfuhren wir, daß die SS erstmals Gas (Zyklon B) verwendet hatte, mit dem ungefähr 600 sowjetische Kriegsgefangene und etwa 250 kranke Gefangene vergiftet worden waren.

Wir alle, die wir beim Heraustragen der Vergasten, ihrem Transport ins Krematorium und ihrem Vergraben in dem Massengrab in Birkenau teilgenommen hatten, befürchteten lange Zeit, man könnte uns zur Wahrung des Geheimnisses ebenfalls liquidieren.

Im Oktober 1942 wurde ich nach Birkenau verlegt; wir lebten im Männerlager, arbeiteten aber im Frauenlager. Damals sah ich, wie ein Kommando aus jüdischen Häftlingen die Kriegsgefangenen wieder aus ihrem Gemeinschaftsgrab herausholte und die in Verwesung begriffenen Leiber stapelte und verbrannte. Der Rauch und ein unerträglicher Gestank wehten auf das Lager in Birkenau zu. Die Juden, die an dieser Arbeit beteiligt waren, sind danach wahrscheinlich zur Tilgung der Spuren ins Gas geschickt worden.«

Zahlreiche wichtige Einzelheiten berichtet Wiesław Kielar, Sanitäter aus Block 16, an. Er schreibt in seinem Bericht, daß die Vergasung die erste Nacht gedauert habe; morgens wurde dann gelüftet. Am nächsten Tag befahl Palitzsch einen Appell der Pfleger Obojski und Banasiak und forderte zwei Lastwagen an. Die genannten Leichenträger sollten sich Hilfskräfte suchen. Kielar kam auf den Wagen von Obojski. Auf dem Hof von Block 13 wartete das gesamte SS-Gefolge mit *Rapportführer* Palitzsch. Dieser und einige weitere Blockführer, sowie Obojski und Banasiak setzten Gasmasken auf und gingen zur Erkundung in die Bunker. Das Gas hatte sich offenbar verflüchtigt, denn als sie herauskamen, hatten sie die Gasmasken abgenommen. Daraufhin wurden die Sanitäter in Arbeitsgruppen eingeteilt. Die erste zog die Leichen aus den Zellen, die zweite schleppte sie die Treppe hoch, die dritte entkleidete die Vergasten und die vierte lud sie auf die Wagen. Kielar sah zu, daß er in die erste Gruppe kam, die im Keller arbeiten sollte, weil er möglichst weit von den SS-Männern und von Palitzsch entfernt sein wollte, den er besonders fürchtete. Unten war es stickig und heiß und roch nach Aas. Sämtliche Zellen waren geöffnet, und in ihnen waren die dicht zusammengedrängten Leiber der Vergasten in stehender Position zu sehen. Dort, wo sich die Kranken befanden, war etwas mehr Platz. Einige Leichen lagen schon durcheinandergeworfen an den Türen. Mit ihnen begann auch die Arbeit. Es war schwer, die verklammerten Körper voneinander loszureißen. Man zog sie einzeln auf den Korridor, und von dort trugen andere sie dann über die Treppe nach oben. Je tiefer man in die Zellen vordrang, desto schwieriger war es, die Leiber herauszubekommen, die einen geradezu makabren Anblick boten. In den engen Zellen zusammengedrängt, standen die Vergasten, obwohl sie schon tot waren, noch in derselben Position, in der sie sich vermutlich vor zwei Tagen befunden hatten. Ihre Gesichter waren bläulich, fast schwarz-violett angelaufen. Die weit aufgerissenen Augen waren fast aus den Höhlen getreten, aus den geöffneten Mündern ragten die Zungen, und die gebleckten Zähne verliehen ihren Gesichtern ein unheimliches Aussehen. Zuerst trug man jeweils eine Leiche zu zweit, aber dadurch kam es auf der engen Treppe zu einem Gedränge, und die Sanitäter behinderten sich gegenseitig. Die Arbeit ging zu langsam, und so faßte nun jeder allein eine Leiche an Arm oder Bein und schleppte sie, statt sie zu tragen.

Noch einige andere Einzelheiten führt der damalige Sanitäter von Block 20, Dr. Władysław Tondos (Häftlingsnummer 18871) an:

»Als man die *Pfleger* zur Evakuierung der Leichen aus Block 13 zusammenrief, hatte ich Angst, man könnte die Zeugen des Verbrechens später liquidieren. In einem schwach beleuchteten Raum sah ich 24 bis 30 Leichen. Es waren sowjetische Soldaten. Sie saßen alle wie schlafend da. Zwei hielten ihre Mützen am Mund (. . .). Auf dem Hof wurden sie entkleidet. Die Toten hatten schon Gas unter der Haut. Wie aus den gefundenen Papieren hervorging, waren es einfache Leute – Sowchosenarbeiter, Kraftfahrer u.ä. Je 70 Leichen wurden auf einen Wagen gepackt, der dann mit Planen bedeckt und ins Krematorium geschoben wurde. Man schob 3 Leichen auf einmal in den Ofen. Der Abtransport ins Krematorium dauerte zwei Nächte.«

Dr. Adam Zacharski, ein ehemaliger Richter in Krakau, der zu dieser Zeit als Bote des Krankenbau in Block Nr. 16 eingesetzt war, wurde zur Schreibstube von Block 13 geschickt. Ein Häftling zeigte ihm einen der Bunker mit geöffneter Tür. Zacharski berichtet:

»In einem der Bunker dieses Blocks sah ich durch die offene Tür auf sehr engem Raum eine ungeheure Anzahl von Leichen in Soldatenuniformen der sowjetischen Armee, in den unterschiedlichsten Positionen. Der Anblick war geradezu unheimlich, denn man konnte sehen, daß diese Menschen sich kurz vor dem Tod in einem Anfall von Raserei gegenseitig gekratzt und gebissen hatten, viele hatten zerrissene Uniformen (von den Uniformblusen und Ärmeln waren Fetzen abgerissen), andere zeigten blutüberströmte Münder und Gesichter und waren in einer makabren Todesumarmung ineinander verklammert. Obwohl ich schon so manchen makabren Anblick im Lager gewohnt war, wurde mir doch schwach, als ich diese ermordeten Menschen sah, und ich mußte mich heftig übergeben.«

In einigen Berichten wird der Anblick der Leichen nach dem Öffnen der Bunker näher beschrieben. So gibt der damalige Pfleger Józef Weber (Häftlingsnummer 15386) an, daß „die Körper aufgedunsen, geschwollen und bläulich, die Gesichter verzerrt waren und die Augen aus den Höhlen traten; beim Herausziehen ging die Haut der Toten in Lappen ab und rutschte in den Händen, so daß man Gürtel zum Herausziehen benutzen mußte." Wie ein anderer Pfleger, Marian Mikołajczk (Häftlingsnummer 3725) berichtet, wurden zu diesem Zweck auch Haken und Schnüre benutzt. Aleksander Germański (Häftlingsnummer 715), der in der Diätküche des Spitals arbeitete und ebenfalls an der Evakuierung der Vergasten beteiligt war, schreibt: „Die Gesichter der Vergifteten waren aufgequollen, bläulich, gedunsen, und ihre Körper befanden sich in unterschiedlichen Positionen; sie waren glitschig; die Haut löste sich beim Ziehen von den Gliedmaßen ab." Nach dem Bericht von Hilfspflegers Karol Sienek (Häftlingsnummer 1338) „waren die Leiber so glitschig, daß man das Gefühl hatte, die Oberhaut würde an der Hand kleben bleiben; aus den Hosengürteln machten wir Schlingen und legten sie um die Extremitäten."

Wie Tadeusz Kurant aus Block 28 (Häftlingsnummer 4593), der als „Trachomkranker" (Trachom – Körnerkrankheit) registriert, tatsächlich aber in den Jahren 1940–1943 als Leichenträger tätig war, mitteilt, „waren infolge der hohen Temperatur die Bäuche der Vergasten aufgebläht und blau, und die Haut begann sich ‚abzubalgen'. Die dort beschäftigten Häftlinge mußten erbrechen und bekamen einen Schock. Beim Abtransport der Leichen, als der Deichselführer einmal den Rollwagen zu abrupt herumriß, verruschten die Leichen plötzlich so, daß ein an der Seite des Wagens stehender Sanitäter von ihnen verschüttet wurde und sich zwei Rippen brach. Der Abtransport, der die ganze Nacht dauerte, wurde von einem SDG beaufsichtigt. Er wühlte den Toten in den Taschen und stahl, was ihm unter die Finger kam."

Stanisław Ślizowski (Häftlingsnummer 362), ein Häftling, der den Rollwagen bediente, erinnert sich, daß dieser Wagen nach der Leichenevakuierung „ganz naß und mit Chlor bestreut war. An allen Beschlägen klebten Überreste von menschlichen Körpern, Haut mit Haaren. ‚Kapo' Walter Dyning meldete damals Palitzsch, daß unser Rollwagen u.a. auch Lebensmittel in die Küche und für die SS-Kompanie transportiere und es deshalb nicht angezeigt sei, ihn für solche Zwecke zu benutzen. Für einige Tage wurde ein Leichenwagen ins Lager gebracht, von dem das gesamte dekorative Oberteil entfernt worden war, so daß nur die Plattform auf vier Rädern blieb; sie diente zum Transport von Ermordeten und Gestorbenen. Damals transportierte unser Rollwagen auch Büchsen mit Zyklon B. Wir lagerten sie auf dem Dachboden von Block Nr. 3a. Es hieß, daß sei ein Desinfektionsmittel gegen das Ungeziefer, das im Lager überhand nahm."

Noch mehrere Tage lang fanden die Häftlinge auf den Lagerstraßen, die zu Block 13 führten, Knöpfe von sowjetischen Uniformen, Kreuzchen mit russisch-orthodoxen Inschriften usw. In der *Bekleidungskammer* wurden, wie Eugeniusz Motz in seinem Bericht mitteilt, die Uniformen und die Unterwäsche der Vergasten gewaschen.

Dr. Hałgas berichtet, daß die Vergasung „so streng geheimgehalten wurde, daß der Durchschnittshäftling noch nach mehreren Wochen nicht glauben wollte, was da geschehen war (. . .). Als ich am 17. 12. 1941 gemeinsam mit Dr. Żegleń mit einem Gefangenenwagen aus dem Lager Auschwitz ins Lager Groß-Rosen transportiert wurde, verbrachten wir die Nacht vom 17. auf den 18. Dezember im St. Michael-Gefängnis in Krakau in einem großen Gemeinschaftssaal. Wir waren wohl die ersten Auschwitzer in diesem Gefängnis. So mußten wir den Mithäftlingen die ganze Nacht lang vom Lager erzählen. Als wir von der Vergasung berichteten, wollte absolut niemand daran glauben; wir mußten es sogar schwören."

Schlußbemerkungen

Die Umstände der ersten Häftlingsvergasung in Auschwitz konnten nicht in allen Einzelheiten geklärt werden. Strittig ist z.B. nach wie vor das Datum der Vergasung, denn die einen, wie etwa Danuta Czech, datieren sie auf den 3.9.1941, während aus dem Kassiber eines Häftlings, eines authentischen Zeugen der Vergasung, Priester Konrad Szweda, sowie aus mehreren anderen Berichten hervorgeht, daß es sich eher um den 5. September gehandelt hatte.

Angesichts des Fehlens jeglicher Dokumente zu diesem Thema ist nicht anzunehmen, daß es jemals gelingen wird, die Namen der Vergasten und ihre genaue Anzahl zu ermitteln; dies scheint jedenfalls für die sowejtischen Kriegsgefangenen ganz unmöglich zu sein. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man davon ausgehen, daß sich unter den Vergasten, die vorher im Lagerspital selektiert worden waren, folgende Häftlinge befunden haben:

1. Czesław Gil, Häftlingsnummer 32, durchleuchtet am 26. 7. 1941 und am 13. 8. 1941 (laut Einträgen im Lager-Röntgenbuch, das sich heute im Archiv der Gedenkstätte Auschwitz befindet). – 2. Tadeusz Lekki, Häftlingsnummer 9234, Eintrag ins Röntgenbuch am 23. 7. 1941: *„Tbc-Verdacht"*. – 3. Stanisław Milówka (Häftlingsnummer 6778), Eintrag vom 23. 8. 1941 mit der Diagnose *„Bronchitis"*. – 4. Marian Sobieszczański, Häftlingsnummer 8024, eingetragen am 21. 7. 1941. – 5. Edward Warzecha, Nr. 9318, geboren am 7. 9. 1922 in Zagórze, Landwirt, eingetragen im August 1941.

Was die Zahl der Vergasten betrifft, gibt Danuta Czech im „Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau" die Daten an, die bereits einleitend in der zitierten Enquete angeführt wurden. Die ehemaligen Häftlinge, die Berichte über diese Vergasung eingesandt haben, können die genauen Zahlen nicht feststellen. Ein Quellenvergleich deutet darauf hin, daß nicht weniger als 600 und nicht mehr als 900 Kriegsgefangene und Häftlinge vergast worden sind.

Mgr. Tadeusz Iwaszko von der Gedenkstätte Auschwitz teilt in einem Brief vom 3. November 1969 mit, daß sich für die Zeit der Vergasung in dem erhalten gebliebenen Kontrollbuch aus Block 20 bezeichnende Einträge finden. Am 5. und 10. September 1941 wurden außergewöhnlich viele Häftlinge aus dem Krankenstand von Block 20 herausgeschrieben. Dieser Umstand weckt ebenso wie die Angaben von Dr. Kazimierz Hałgas, Roman Taul und in der Haupt-Schreibstube des Lagers arbeitenden Häftlingen den Verdacht, daß die vergasten Häftlinge während jener Zeit in kleinen Gruppen „vom Bestand abgesetzt" wurden; das bedeutet, daß diese Häftlinge trotz ihrer Vergasung noch eine Zeitlang als lebend in den Spital- und Lagerregistern geführt wurden, während man die Sterbeurkunden allmählich, unter verschiedenen Daten, an die Familien versandte.[16]

Allen Kollegen, ehemaligen Häftlingen von Auschwitz, die auf die Umfrage geantwortet und ihre Berichte eingesandt haben, sowie den Mitarbeitern der Staatlichen Gedenkstätte von Auschwitz, darunter Mgr. Tadeusz Iwaszko, spricht der Autor seinen herzlichen Dank aus.

16 Ein Beispiel für diese Sterbeurkunden mit gefälschten Daten, wie sie die Politische Abteilung an die Familien schickte, ist die Sterbeurkunde des Häftlings Tadeusz Lekki, Häftlingsnummer 9188, der im September 1941 in den Bunkern von Block 13 des Konzentrationslagers Auschwitz I vergast wurde. Die Urkunde wurde vom Standesamt des KL Auschwitz ausgestellt und vom Leiter der Politischen Abteilung des Lagers, Maximilian Grabner, unterzeichnet. Als Todestag ist unzutreffend „6. September 1941" angegeben. Lekki wurde beim Appell am 30. August 1941 von SS-Führern ausgesucht und in das Lagerspital (Block 15a) geschickt. Am folgenden Tag, d. h. am Sonntag vormittag, konnte er noch einen Brief an seine Mutter schreiben, den die Familie aufbewahrt. Der Brief zeigt, daß er nicht krank war. Selektiert wurde Lekki von der SS, weil er groß und mager war, was auf Tuberkulose schließen lassen mochte. Bald darauf erfuhr ein Freund aus dem Lager, der mit dem gleichen Transport eingeliefert worden war, Władysław Czajkowski (Häftlingsnummer 9239), von einem anderen Kollegen im Lager, Mieczysław Oleś (Häftlingsnummer 9188), der dann am 11. November 1941 erschossen wurde, daß dieser als Arbeiter im Krematorium in den ersten Septembertagen persönlich den Leichnam von Tadeusz Lekki hatte verbrennen müssen.

Stanisław Kłodziński

Phenol*

Nach der rassistischen Weltanschauung der Nazis wurden Juden, Zigeuner und bestimmte Gruppen von Häftlingen und in die Konzentrationslager eingewiesene kriegsgefangene sowjetische Kommissare und politische Offiziere ohne Rücksicht auf rationale wirtschaftliche Aspekte durch Tod und Arbeit vernichtet. Als die Zahl der Kriegsgefangenen 1941 nach den ersten Erfolgen an der Ostfront stark anstieg, schrumpfte der Wert der Häftlinge als Arbeitskraft. Trotz aller Organisationsfähigkeiten der Deutschen war es technisch schwierig, ihre Arbeitskraft auszunutzen. In den überfüllten Konzentrationslagern tauchte ein neuer, von der SS nicht vorgesehener Faktor auf, der dazu führte, daß die Zahl arbeitsunfähiger Häftlinge weiter anstieg: Fleckfieberepidemien, Unterleibstyphusepidemien, Hungerdurchfälle, Tuberkulose, Krätze, Erfrierungen.[1]

Um die Vernichtung der Häftlinge zu beschleunigen, wurde der SS-Gesundheitsdienst eingesetzt. Phenol und Gas sollten den für die Zwecke des Lagers zu langsam eintretenden Tod schneller eintreten lassen. Der symbolisch funktionierende Krankenbau konnte regulär kaum zehn Prozent der Belegung des Lagers aufnehmen und wurde zur Stätte der Massenvernichtung.

Am 28. Juli 1941 verließ ein erster Transport von 575 kranken und verkrüppelten Häftlingen, die der SS-Arzt Dr. Horst Schumann ausgesucht hatte, begleitet von *Rapportführer* Hössler das Stammlager Auschwitz. Alle Häftlinge kamen in den Gaskammern von Sonnenstein** in Pirna in Sachsen um.

Bereits im August 1941 wurden im Häftlingskrankenbau in größerem Umfang Versuche vorgenommen, schwerkranke Häftlinge durch intravenöse Injektionen von Wasserstoffsuperoxyd, Benzin, Evipan und schließlich Phenol zu töten.

In der Lagersprache wurde der durch Phenolinjektion herbeigeführte Tod als „szpryca" (vom deutschen „Spritze"), und die ganze Mordaktion als „szpricowanie", „szpilowanie" oder „fenolowanie" (etwa: „Abspritzen", „Fenolisieren") bezeichnet.

Getötet wurde auf diese Weise anfangs direkt im Leichenkeller von Block 28, zeitweise im Ambulanzsaal dieses Blocks und manchmal im chirurgischen Block 21. Etwas später wurde ein besonderer Raum im Infektionsblock 20, das sog. *Behandlungszimmer,* als Exekutionsstätte bestimmt.

Von September 1941 bis April 1943 „steuerte" der SS-Lagerarzt in großem Umfang und systematisch den Krankenstand, indem er den „Überschuß" unter Anwendung von Phenol in das Krematorium schickte.

Kranke Juden starben grundsätzlich den Phenoltod. Zwar gab es unter den auf diese Weise Ermordeten auch kranke *reichsdeutsche* Häftlinge, aber bei Juden ließ sich der SS-Arzt, wenn er selektierte, nicht im geringsten durch ärztliche Kriterien leiten. Die anderen Häftlinge starben dann durch Phenol, wenn der SS-Arzt der Auffassung war, ihre Krankheit sei unter den im Lager herrschenden Bedingungen „unheilbar" (Tuberkulose, allgemeine Entkräftung, ausgedehnte Phlegmone), ohne daß es jedoch überhaupt eine ärztliche Untersuchung und also medizinische Kriterien gab. Eine weitere Häftlingsgruppe, die zum „Phenoltod" verurteilt wurde, waren Häftlinge aus sog. Sonderaktionen, wie z.B. bei der Ermordung der Kinder aus dem Kreis Zamość.

Unter dem Vorwand der Bekämpfung von Epidemien, vor allem des Fleckfiebers, wurden darüber hinaus auch kranke und bereits genesene Häftlinge mit Phenol ermordet.

Eine eigene Gruppe der mit Phenol Getöteten waren gesunde Häftlinge, die die Politische Abteilung auf Anweisung der Gestapo am Heimatort bzw. auf Anordnung der Lagerkommandantur aus den Arbeitsblöcken in den Krankenbau schickte.

In Einzelfällen konnte sogar ein SS-Sanitäter oder ein anderer SS-Mann aus dem Arbeitslager einen Häftling auf Block 20 bringen und zum Phenoltod verurteilen.

Nach annähernden Schätzungen und Berechnungen, die Häftlingsärzte und -pfleger noch während des Bestehens des Lagers vornahmen, wurden in Auschwitz I etwa 20 000 Häftlinge mit Phenol ermordet. Die Wahrscheinlichkeit dieser Zahl läßt sich noch erhärten, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Mordaktion mit Phenol etwa 20 Monate, d.h. etwa 500 Tage andauerte. Im Durchschnitt wurden täglich zwischen 30 und 60 Kranke ermordet. An Sonn- und Feiertagen wurden Exekutionen in der Regel nicht vorgenommen. Es gab jedoch Tage, an denen die Zahl der Getöteten um 200 schwankte.

Zur Tötung wurde eine konzentrierte wässrige Phenollösung verwendet, da sie billig, leicht anzuwenden, bei der Einführung in die Herzkammer absolut sicher war und darüber hinaus das

* Fenol w KL. Auschwitz-Birkenau (1963, H. 1a, S. 62–64; leicht gekürzt). Übersetzung (unter Verwendung eines Manuskriptdrucks des Internationalen Auschwitz-Komitees): Jochen August.

** Im polnischen Text irrtümlich Königstein. Dieser Name wurde auch 1946 von Höß sowie von Zeugen im Prozeß gegen ihn genannt. Vgl. Gesamtverzeichnis, Nr. 203.

1 Ein Teil der Zahlenangaben und der Namen wurde dem von Danuta Czech ausgearbeiteten, in den von der Gedenkstätte Auschwitz herausgegebenen „Heften von Auschwitz" Nr. 2 ff. erschienenen „Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau" entnommen.

Glas und die Metallteile der Spritzen nicht angriff. Lokal angewendet wirkt Phenol ätzend und führt dazu, daß Eiweißkörper denaturieren und gerinnen.

Die toxische Dosis per os beträgt 8 bis 15 Gramm.

Beobachtungen im Lager zeigten, daß etwa 10 bis 15 ml direkt ins Herz eingeführte wässrige Phenollösung innerhalb von ca. 15 Sekunden zum Tode führten.

Wenn die Nadel in der Eile nicht direkt in die Herzkammer traf, trat der Tod einige Sekunden später ein.

Die Leichen der mit Phenol Ermordeten verfärbten sich innerhalb kurzer Zeit rötlich-bläulich, unter der Haut traten kleine Blutergüsse auf, die Bindehaut war blutunterlaufen. Die Leichenstarre trat erst mit mehrstündiger Verspätung ein.

Es kam auch vor, daß die Henker ihren Opfern, wenn sie sich nach der Exekution den Leichenhaufen ansahen, noch den Todesstoß versetzen mußten.

Bei den Exekutionen wurde so verfahren, daß die Verurteilten einzeln oder zu zweit in den Mordraum geführt wurden. Das Opfer mußte sich auf einen Hocker setzen und einen Arm auf den Nacken, den anderen unter das Schulterblatt legen, damit sich der Brustkorb vorwölbte. Manchmal wurden dem Verurteilten die Augen mit einem Handtuch verbunden. Das Einstechen der langen Punkturnadel zwischen der fünften und der sechsten Rippe links von der mittleren Schlüsselbeinlinie und das Einführen mehrerer Kubikzentimeter Phenol ging bei etwas Übung sehr schnell. Die Henker brüsteten sich dabei ihrer Rekorde. „Drei in der Minute." Zumeist war nicht einmal ein Stöhnen zu hören. Man wartete auch nicht so lange, bis der Tod eintrat. In der Agonie wurde der Ermordete von beiden Seiten an den Armen gepackt und auf den Leichenhaufen im gegenüberliegenden Raum geworfen. Dann nahm der Nächste auf dem Hocker Platz.

Diese Abläufe waren weitgehend mechanisiert. Innerhalb von eineinhalb bis zwei Stunden konnten etwa 50 Menschen getötet werden. Um einen Menschen umzubringen, genügten also im Durchschnitt 2 Minuten 22 Sekunden.

Der Ablauf des Mordes

Während der morgendlichen oder abendlichen Musterung im Häftlings-Krankenbau kam der *SS-Lagerarzt* zum ersten und meist auch zum letzten Mal direkt in Kontakt mit den kranken Häftlingen. Die tägliche Musterung fand im Ambulanzsaal von Block 28 statt, wo auch die Handkartei der Kranken stand.

Ein SS-Arzt, ein SDG (Sanitätsdienstgrad), der Häftlingsarzt der Ambulanz und die Häftlingspfleger stellten den täglichen *Zugang* vor. Die Kette der wankenden, nackten, abgemagerten, häufig von anderen gestützten Kranken trat an den *Lagerarzt* heran. Der Häftlingsarzt referierte vom Karteiblatt die Angaben zur Person und zur Krankheit des Vorgestellten. Der SS-Arzt „untersuchte" den Delinquenten aus drei Schritten Entfernung, bestätigte die Diagnose und entschied. Das Ergebnis dieser blitzschnellen Entscheidung waren zwei Stapel Karteiblätter. Einen davon nahm der SDG mit; er enthielt die Namen und die Nummern der Häftlinge, die an diesem Tag zum Phenoltod bestimmt worden waren. Der *Lagerarzt* setzte gewöhnlich eine runde Zahl – 40, 50, 60 – fest. Die übrigen wurden entweder wieder zur Arbeit geschickt oder gelangten in den Krankenbau – das waren die, deren Behandlung sich noch lohnte.

Die zum Phenoltod bestimmten Häftlinge warteten im Durchgangssaal von Block 28 auf die Exekution. Sie warteten nackt, ohne Nahrung, resigniert, bis sie der Henker SDG zur Hinrichtungsstätte führen ließ. Meist am frühen Nachmittag schleppte sich dann der Zug der Verurteilten, ein paar Dutzend Menschen mit nichts als dem Hemd und den Holzschuhen am Körper und einer zerfetzten Decke über dem Kopf, niedergedrückt über den Hof zwischen Block 21 und Block 20 und durch den Nebeneingang in den Korridor der Infektionsstation. Im Block wurde dann *Blocksperre* angeordnet. Weder Kranke noch Personal durften den Krankensaal verlassen. Der Blockälteste, der Schreiber und die als Hilfskräfte bestimmten Häftlinge mußten dagegen neben den Delinquenten Aufstellung nehmen.

Der düstere Korridor der Infektionsstation war durch einen langen Vorhang abgeteilt, der den Eingang des dem Waschraum gegenüberliegenden kleinen Saals Nr. 1 dieses Blockes von den übrigen Krankensälen abtrennte. Das kleine Zimmer Nr. 1 von Block 20 – die Exekutionsstätte – war bescheiden ausgestattet. Es gab dort einen oder zwei Hocker und einen kleinen Tisch, auf dem kleine Laborgläser mit einer durchsichtigen, leicht rötlichen Flüssigkeit standen und 20-cm^3-Spritzen, lange Punkturnadeln, Gummihandschuhe und Talkum lagen. Die Fenster dieses kleinen Saals waren bis zur Hälfte geweißt.

Der gegenüberliegende *Baderaum* für die Häftlinge dieses Blocks wurde während der Exekution zur Leichenhalle, hier hinein wurden die Leichen der Ermordeten geworfen und lagen dort, bis die Häftlinge des *Leichenkommandos* sie in das Krematorium beförderten.

Ein lautes *„Achtung!"*, und die dem eintretenden SDG von der Torwache des Blocks 20 erstattete Meldung kündeten den Beginn der Exekution an. Kurze Zeit herrschte fieberhafte Bewegung im Block. Die Kranken kehrten in die Betten zurück. Die Aborte und die Waschräume wurden geschlossen. Gedämpfte nervöse Befehle der Ärzte, der Pfleger und der Saalwärter brachten das Leben unter den mehreren hundert Kranken dieses Blocks zur Ruhe. Der charakteristische Ruf *„Schwarz – Gebhardt zwei Hocker"* bedeutete, daß die zwei Helfer zu kommen hatten, und das Verbrechen begann. In der Grabesstille des ganzen Blocks, in der Atmosphäre des sich vollziehenden Mordes war nichts als das Verlesen der Nummern und der Namen der *nummerweise* aufgerufenen und hinter dem Vorhand verschwindenden Verurteilten zu hören. Nur ein Stöhnen, ein Schrei oder der harte Fall eines leblosen Körpers auf den Beton signalisierten ab und zu den Fortgang des Verbrechens. Die lange Schlange der in dem dunklen Korridor Wartenden wurde allmählich kürzer, und entsprechend wurde der Haufen der achtlos übereinander geworfenen Leichen im Baderaum größer.

Die Kranken in den Sälen schwiegen, sogar die halb Bewußtlosen hörten auf zu stöhnen. Viele beteten. Im Laufe

von einer oder zwei Stunden wurden mehrere Dutzend Menschen aus dem Verzeichnis der Lebenden gestrichen.

Ein lautes „*Achtung!*" der Torwache bedeutete, daß der SS-Henker den Block verläßt. Die *Blocksperre* galt noch so lange, bis die vor dem Abendappell schon erstarrten Leichen mit einem breiten Flachwagen zum Krematorium gebracht wurden.

Die Technik des Verbrechens war psychologisch gut vorbereitet. Der zum Phenoltod verurteilte Häftling war sich bis zum letzten Moment, bis ihm die Nadel ins Herz gestoßen wurde, seines Schicksals nicht bewußt. Die Tötung mit Phenol war absolutes Geheimnis des Häftlingskrankenbaus, über das zu sprechen verboten war. Wer die Kranken darüber informierte, beging ein Verbrechen, das das Leben kosten konnte. Das Personal des Häftlingskrankenbaus sah keinen Grund, die Verurteilten über das ihnen bevorstehende Schicksal aufzuklären, da es dieses Schicksal als unausweichlich und unabänderlich betrachtete, und unternahm im Gegenteil völlig bewußt alles, um das Opfer in dem Glauben zu lassen, der Gang hinter den Vorhang und die dort verabreichte Spritze sei ein normaler ärztlicher Behandlungsvorgang.

Die neu in den Krankenbau aufgenommenen Kranken wurden nämlich fast ebenso behandelt. Hinzu kam noch, daß die Aufnahmefähigkeit der durch das Lager und Krankheiten entkräfteten Häftlinge beträchtlich herabgesetzt war. Daß dies alles nicht zu Bewußtsein kam, wurde entscheidend durch den Faktor bestimmt, daß die Natur des Menschen sich bis zum letzten Augenblick nicht damit abfinden will, daß das Leben zu Ende sein soll. Jeder Umstand, der auf den bevorstehenden Tod hätte hinweisen können, wurde deshalb in der Gruppe der zum Tode verurteilten genau umgekehrt gedeutet. Bei Begriffen wie Spital, Arzt, Pfleger, Spritzen, ärztlicher Eingriff, die ja seit vielen Jahren vertraut waren, dachte doch jeder an den Kampf um das Leben, nicht an Mord.

Alle diese Faktoren führten dazu, daß es erst tausender Opfer bedurfte, bevor die Wahrheit über das Phenol in das Bewußtsein der Häftlinge drang. Wenn man noch bedenkt, daß die ganz primitiven physiologischen Fragen die Häftlinge restlos absorbierten und jede Minute verschlangen, wird verständlich, daß der Tod durch Phenol einem durchschnittlichen Häftling verborgen bleiben und ihn überrumpeln konnte.

Nur einige wenige „alte" Häftlinge, die das Lager und die Methoden der SS wirklich kennengelernt hatten, kannten sich in den Geheimnissen des Krankenbaus aus. Sie starben auch nicht den Phenoltod, da sie sich davor hüteten, in den Krankenbau aufgenommen zu werden.

Ein Beispiel für die sog. Sonderaktionen, bei denen Phenol verwendet wurde, ist die Ermordung der aus der Region Zamość ausgesiedelten Kinder, die nach Auschwitz gebracht wurden, um dort getötet zu werden. Der *Generalplan Ost,* der Plan zur Germanisierung der Ostgebiete Europas, sah vor, Deutsche in Gebieten anzusiedeln, die von der einheimischen Bevölkerung ‚gesäubert' worden waren. Versuchsgebiete waren die vier Kreise Zamość, Hrubieszów, Biłgoraj und Tomaszów im Generalgovernement. Die Aussiedlungsaktion wurde vom Referat Eichmann durchgeführt und persönlich von Hans Günter [„Vertreter im Amt" Adolf Eichmanns im RSHA, Referat IV B 4] geleitet, von Seiten der Behörden des Generalgouvernements von [Friedrich Wilhelm] Krüger, darüber hinaus von dem Umsiedlungsspezialisten [Hermann] Krumey. Geplant war, 140 000 Polen auszusiedeln, von denen 41 000 ausgesiedelt wurden. Ein Teil der Ausgesiedelten wurde zur Arbeit ins Reich geschickt, ein Teil wurde in sog. Rentendörfern angesiedelt, ein Teil in das KZ Auschwitz deportiert. Die Aktion dauerte von November 1942 bis März 1943.

Die nach Auschwitz Deportierten wurden normale politische Häftlinge. Einige kamen direkt in die Gaskammern, die übrigen, vorwiegend Kinder, wurden mit Phenolinjektionen getötet.

Aus den erhaltenen Dokumenten ergibt sich folgendes: Am 21. Januar 1943 brachte *Rapportführer* Gerhard Palitzsch die beiden Häftlinge Mieczysław Rycaj (Nr. 83911), geboren am 3.5.1930 in Wólka Zlojecka, und Tadeusz Rycyk (Nr. 83910), geboren am 9.10.1930 in Sitaniec, aus dem Lager Birkenau in den HKB (Block 20) in Auschwitz I. Beide Jungen wurden am gleichen Tag durch Phenolinjektionen in das Herz ermordet. Der SS-Lagerarzt Dr. Friedrich Entreß gab in der Todesbescheinigung der Häftlinge die falsche Todesursache „beiderseitige Lungenentzündung und infektiöse Angina" an.

Einen Monat später, am 23. Februar 1943, wurden aus Birkenau 39 Häftlinge, ebenfalls Jungen, und am 1. März 1943 weitere 80 Häftlinge, Jungen im Alter von 13 bis 17 Jahren, in Block 20 von Auschwitz I gebracht. Der Gesundheitszustand der Kinder weckte am Tag ihrer Aufnahme keine Befürchtungen, sie waren fröhlich und ahnten den bevorstehenden Tod nicht. Nicht allein das Personal von Block 20, wer immer es konnte, schenkte den Kindern Leckerbissen aus den Paketen. Es fand sich auch ein Ball zum Spielen. Das Lachen und Geplauder von Kindern war in Auschwitz I etwas Neues. Am Nachmittag des Tages ihrer Einlieferung ermordete der SDG *Unterscharführer* Herbert Scherpe die Kinder mit Phenolinjektionen ins Herz. Wer Zeuge dieses Verbrechens war, dem werden die Schreie der entsetzten, dahingemordeten Kinder – „Warum tötest du mich" – ein Leben lang in den Ohren klingen.

Als am 25.9.1942 der Reichsarzt SS und Polizei, Chef des Sanitätshauptamtes SS und Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, Dr. Ernst Robert Grawitz, das Konzentrationslager Auschwitz visitierte, wählte der Lagerarzt 48 Kranke aus dem Krankenbaublock Nr. 28 für die Phenolspritze aus, die am gleichen Tag ermordet wurden.

Phenol wurde auch angewandt, um gesunde, von der Politischen Abteilung im Lager zum Tode bestimmte Häftlinge zu töten. Unter dem 24.10.1942 ist zum Beispiel verzeichnet, daß der *Oberscharführer* Josef Klehr, SDG im Krankenbau Auschwitz I, als Rache für die Revolte in der Strafkompanie in Budy sechs weibliche Häftlinge getötet hat.

Am 28.10.1942 gab *Rapportführer* Gerhard Palitzsch den Befehl, fünf Häftlinge mit Phenol zu töten, darunter den Rechtsanwalt Weber (Häftlingsnummer 39610), Mieczysław Krupisz (Häftlingsnummer 13909) und Dąbrowski. Das Urteil

wurde vollzogen. Als sich 1942 das Fleckfieber in Auschwitz I immer mehr ausbreitete, kam es als Reaktion zu einer ganz spezifischen Methode der Bekämpfung dieser Epidemie. Aus den erhaltenen Dokumenten geht hervor, daß der SS-Arzt unter den Kranken im Häftlingskrankenbau Selektionen durchführte, nach denen fast jeden Tag mehrere Dutzend Kranke durch Phenolinjektionen starben. In der Zeit vom 8. bis zum 29. August [1942] wurden so 821 bereits wieder genesende Häftlinge und wegen Fleckfieber behandelte Kranke durch Phenol ermordet:

Am 8.8.1942 wurden 40 Kranke aus Block 20 von Auschwitz I mit Phenol getötet, am 10.8.1942 aus dem gleichen Block 55 Kranke, am 11.8.1942 70 Kranke, am 12.8.1942 37 Kranke, am 13.8.1942 60 Kranke, am 14.8.1942 58 Kranke, am 15.8.1942 38 Kranke, am 18.8.1942 82 Kranke, am 19.8.1942 67 Kranke, am 20.8.1942 59 Kranke, am 21.8.1942 50 Kranke aus Block 13 von Auschwitz I, am 22.8.1942 92 Kranke aus Block 20 von Auschwitz I, am 24.8.1942 33 Kranke aus Block 20 von Auschwitz I und am 25.8.1942 80 Kranke aus den Blöcken 13, 20, 28 und 21.

Als am 29.8.1942 im ganzen Lager eine Desinfektion durchgeführt wurde, wurden aus dem Krankenbau Auschwitz I 746 Häftlinge in die Gaskammern von Birkenau gebracht, und so ein beträchtlicher Teil des Häftlingskrankenbaus leergemacht. Ein Teil der Häftlingsärzte und -pfleger kam hierbei mit den Kranken um.

Um keine neuen Krankheitsfälle nach Berlin melden zu müssen, starb nach dieser „Liquidierung" der Epidemie jeder Kranke, der sich neu meldete, und jeder Fleckfieberverdächtige den Phenoltod. Von September bis Dezember 1942 ermordeten die SS-Ärzte Dr. Paul Johann Kremer und Dr. Friedrich Entreß noch weitere 1 657 Häftlinge mit Phenol. Die Fleckfieberepidemie dauerte jedoch weiter an.

Die Namen der Mörder, die Kranke wie gesunde politische Häftlinge mit Phenol töteten, sind heute zum Großteil bekannt. Es sind die SS-Ärzte:

Dr. Horst Fischer [am 25.3.1966 vom obersten Gericht der DDR zum Tode verurteilt],

Dr. Hans Wilhelm König,

Dr. Joseph Mengele und

Dr. Horst Schuman (nicht verurteilt)

SS-Arzt Dr. Georg Franz Mayer wartet in Österreich, SS-Arzt Dr. Kurt Uhlenbrock in Frankfurt am Main auf sein Urteil [das Verfahren gegen Uhlenbrock wurde auf Antrag der Staatsanwaltschaft eingestellt].

Ebenfalls in Frankfurt angeklagt sind:

SS-SDG Unterscharführer Emil Hantl,

SDG Oberscharführer Josef Klehr [am 19./20.8.1965 vom Landgericht Frankfurt am Main zu lebenslangem Zuchthaus und weiteren 15 Jahren Zuchthaus verurteilt],

SS-SDG Unterscharführer Hans Nierzwicki und

SS-SDG Unterscharführer Herbert Scherpe.

Diese Liste ist mit Sicherheit nicht vollständig.

Auf Befehl der SS haben auch die heute nicht mehr lebenden Häftlinge Mieczysław Pańszczyk, Alfred Stössel, Feliks Walentynowicz, Jerzy Szymkowiak und Dr. Landau mit Phenol gemordet. Bei den Genannten traten deutliche psychopathische Züge auf. Die SS-Angehörigen, die Exekutionen mit Phenol ausführten, bekamen für jeden getöteten Häftling eine gesonderte Belohnung.

Phenol wurde als todbringendes Gift während des Zweiten Weltkrieges nicht allein im Konzentrationslager Auschwitz, sondern in fast allen Nazi-Konzentrationslagern, in Lagern für sowjetische Kriegsgefangene und auch in Krankenhäusern, in denen Geisteskranke und Invaliden getötet wurden, verwendet.

Die Widerstandsbewegung im Lager registrierte nicht allein die Informationen über die Verbrechen im KZ Auschwitz und leitete sie an den polnischen Untergrund weiter, sondern versuchte auch im Rahmen ihrer Möglichkeiten, aktiv zu handeln. Eine mutige Aktion unternahmen die Häftlinge Józef Cyrankiewicz, Władysław Fejkiel, Ludwig Wörl, Karl Lill und Herman Langbein (der Schreiber des *SS-Standortarztes* Dr. Eduard Wirths); sie inszenierten ein riskantes und vorzüglich durchdachtes Ränkespiel, das dazu führte, daß der wohl größte Mörder, SS-Arzt Dr. Friedrich Entress aus Auschwitz versetzt wurde.

Organisiertes Handeln der als politische Häftlinge einsperrten Häftlingsärzte und -pfleger rettete auf jede nur mögliche Weise kranke Häftlinge, die in den Arbeitsblöcken behandelt oder innerhalb des Krankenbaus versteckt wurden. Für die Visiten wurden die Kranken instruiert, sich als kräftige und arbeitsfähige Häftlinge darzustellen, um ihre Gebrechen zu tarnen.

Einen kranken Kameraden den verbrecherischen Krallen des SS-Sanitätsdienstes zu entreißen, galt zu recht als größte Heldentat.

Indem die Wiederstandsbewegung im Konzentrationslager Auschwitz die Welt über das Verbrechen informierte, die Namen der SS-Verbrecher veröffentlichte und von den Alliierten Rache forderte, leistete sie ihren Beitrag, daß die Anwendung von Phenol im Konzentrationslager Auschwitz I eingestellt wurde.

Zdzisław Ryn, Stanisław Kłodzinski

Tod und Sterben im Konzentrationslager*

Einführung

Ist es heute noch möglich, vierzig Jahre nach ihrer Befreiung, den Seelenzustand von KZ-Häftlingen zu rekonstruieren, die damals mit einer allmächtigen Todesdrohung konfrontiert waren? Ist das sinnvoll und gerechtfertigt? Ist von einer solchen Untersuchung außer wissenschaftlichen Erkenntnissen ein praktischer Nutzen zu erwarten, besonders im Hinblick auf die ärztliche Betreuung noch lebender ehemaliger Lagerhäftlinge? Diese grundlegenden Fragen drängen sich auf, wenn man an das ungemein schwierige und komplexe Thema von Tod und Sterben in den Konzentrations- und Vernichtungslagern der Nazis herangeht.

Warum so spät? Es bedurfte wohl einer gewissen zeitlichen wie persönlichen Distanz, ehe man dieses Thema – im Problemkreis der Lagerpathologie sicher das wichtigste – überhaupt angehen konnte. Außerdem verlangte es sowohl von den ehemaligen Häftlingen wie von den Verfassern eine gewisse Portion Mut und Reife. Schon bei den ersten Versuchen, die Problematik einzukreisen, stellte sich heraus, daß auch ein Abstand von vierzig Jahren nicht ausreichte, um bei den ehemaligen Häftlingen die erforderliche Objektivität zu gewährleisten; auch den Verfassern war es nicht gelungen, eine optimale Untersuchungsmethode zu entwickeln. Der Entschluß, dieses Thema dennoch zu behandeln, entspricht daher einem Kompromiß zwischen begrenzten Forschungsmöglichkeiten und der Einsicht, daß dieses Problem einer Darstellung bedarf. Man muß ferner bedenken, daß der Kreis ehemaliger KZ-Häftlinge Jahr für Jahr zusammenschmilzt. Einem beschleunigten Alterungsprozeß ausgesetzt, sterben sie vorzeitig und nehmen den Albtraum der Lagerwelt, den sie im Lager bis an die Grenze des Todes durchlebt haben, mit sich in den Tod.

Während des Zweiten Weltkriegs sind, wie man weiß, rund sechs Millionen Polen umgekommen, davon ca. 90 Prozent in Konzentrationslagern und Gefängnissen. Adolf Gawalewicz, Verfasser der „Refleksje z poczekalni do gazu" [Gedanken im Warteraum zum Gas] fragte mit Recht, ob uns die Zahl von zwölf Millionen oder mehr Mordopfern in den Vernichtungslagern zu erschüttern vermag, solange sie nicht aufgelöst wird in das Empfinden konkreter Menschen (Gawalewicz, 1968). Die statistische Darstellung dessen, was in den Lagern geschehen ist, löst bei heutigen Menschen keine angemessene Gefühlsreaktion aus. Die unpersönlichen Zahlen sind so abstrakt, daß sie tatsächlich niemanden zu erschüttern vermögen.

Ebenso macht man sich über die psychischen Krankheiten und über die gewöhnlich als düster und pessimistisch empfundene Atmosphäre eines psychiatrischen Krankenhauses in allgemeinen Vorstellungen, die wenig zu tun haben mit der farbigen, anziehenden, bisweilen sogar faszinierenden Empfindungswelt des einzelnen, von einer Psychose betroffenen Kranken. Man darf sich daher der Problematik von Tod und Sterben in den Lagern auf dem Wege individueller, sog. kasuistischer Analysen nähern, die erst das Material für allgemeinere Überlegungen liefern.

Von solchen Empfindungen werden in diesem Aufsatz die wenigen Häftlinge sprechen, die dank glücklicher Umstände die Lagerhölle überlegt haben. Sie empfinden ihr Leben, wie sie selbst sagen, als „geschenkt". Die Erinnerungen an den Lageraufenthalt haben durch den zeitlichen Abstand nichts an Deutlichkeit verloren, im Gegenteil, sie haben in manchen Fällen trotz der verflossenen Zeit an Deutlichkeit gewonnen. Man kennt dieses Symptom als anfallartige Hypermnesie aus der Lagerliteratur (Półtawska, 1978). Andererseits wurde durch den zeitlichen Abstand eine stärker durchdachte Aussage möglich, die nicht mehr unter dem unmittelbaren Einfluß der Lager-Traumata steht.

Bevor wir an die Analyse des von uns zusammengetragenen Materials gehen, einige Bemerkungen über die mit dieser Analyse verbundenen methodologischen Schwierigkeiten. Das grundlegende Problem bildet die Tatsache, daß der Mensch keine unmittelbare Erfahrung des Todes hat. Auch Menschen, die schon gestorben waren oder in den Augen ihrer Mitmenschen als tot galten, können über den Tod selbst nichts mitteilen, da sie ihn nicht erlebt haben, und wer einem Sterbenden beisteht, bekommt zwar einen tiefen Einblick in den menschlichen Todeskampf, überschreitet aber nicht zusammen mit dem Sterbenden die Schwelle des Todes. Der Tod stellt ein unbekanntes und, wie es scheint, unerkennbares Gebiet dar. Man kann deshalb sagen, daß das Sterben, nicht aber das Wesen des Todes selbst der Erkenntnis zugänglich sei. (Boros, 1977)

In seinem klugen und zutiefst menschlichen Buch „Thanatos" bekennt der hervorragende französische Chirurg und Onkologe Jacques Bréhant, daß der Arzt angesichts eines sterbenden Menschen ein Gefühl der Ohnmacht empfindet.

„Den Sterbenden zu verstehen, das ist leichter gesagt als getan. (. . .) Selten ruft uns der Sterbende spontan zu sich, fast immer

* Śmierć i umieranie w obozie koncentracyjnym (1982, H. 1–3, S. 56–90; gekürzt). Übersetzung: Friedrich Griese.

muß man ihn zum Sprechen bewegen (...). Wir müssen zu erkennen versuchen, was er empfindet, erraten, wobei man ihm noch helfen kann. Es ist auf keinen Fall einfach. Um Zugang zu den Halluzinationen zu bekommen, die das herannahende Ende bei den Sterbenden hervorruft, muß man ihre Sprache verstehen, die stets eine esoterische ist. Sie bedienen sich, da sie sich in dieser Stunde nicht klar auszudrücken mögen, fast immer einer Symbolsprache, die zu entschlüsseln wir praktisch genauso lernen müssen wie bei Ideogrammen oder bei einer unbekannten Sprache. (...) Mit einem Sterbenden ein Gespräch zu führen, ist allein eine Sache des Herzens, des Verstehens, ist eine so individuelle Sache, daß sie sich in kein System pressen läßt. Jeder Sterbende erlebt den Tod auf seine ganz persönliche Weise." (Bréhant, 1980)

Auch die von Raymond Moody untersuchten Patienten betonten, daß die mit dem Sterben zusammenhängenden Erlebnisse in Worten nicht ausgedrückt werden können. Die Alltagssprache ist, so stellte sich heraus, zu arm und unzureichend, als daß man diese Empfindungen getreulich in ihr wiedergeben könnte. Es fehlt der Umgangssprache gewissermaßen an der zusätzlichen Dimension, die für die komplexen Prozesse des Sterbens so charakteristisch ist (Moody, 1975).

Einem Menschen, der einmal klinisch tot war, fällt es gewöhnlich sehr schwer, von seinen Erlebnissen zu berichten, so wie es gewöhnlich auch schwerfällt, psychotische Empfindungen in Worten auszudrücken.

„Zunächst findet er in der menschlichen Sprache keine Worte, die Erlebnisse dieser Art angemessen ausdrücken könnten. Da man ihm außerdem mit Ungläubigkeit und Spott begegnet, verzichtet er gänzlich darauf, von diesem Anderen zu berichten. Dennoch hinterläßt das Erlebnis, das er hatte, tiefe Spuren in seiner Seele und läßt ihn das Leben in seinem Verhältnis zum Tode neu begreifen." (Pszon, 1977)

Erst in den letzten Jahren hat sich die Wissenschaft stärker der komplexen und schwierigen Problematik des Todes und des Sterbens zugewandt, besonders dem Sterben von Kranken und Leidenden. Es geht besonders um die von ihnen benötigte ärztliche Hilfe in physischer und psychischer Hinsicht. Hier sei am Rande darauf hingewiesen, daß das bekannte, seit 1967 von Cecily Saunders geleitete englische St. Christopher's-Hospital, an dem man die Möglichkeiten der Linderung seelischer und körperlicher Leiden sterbender Menschen untersucht, unter anderem auf die Stiftung eines Polen zurückgeht, der 1940 an der Schlacht um England teilgenommen hat.

Kurz nach dem Kriege kehrte dieser Pole, nunmehr schwer an einem Tumor erkrankt, nach England zurück. Im Sterben liegend führte er mit Cecily Saunders, die zu dieser Zeit dort als Pflegerin tätig war, inspirierende Diskussionen über die Gründung eines Spezialkrankenhauses für unheilbar Kranke. Tausende von unheilbar Kranken haben in diesem Zentrum seither eine fachkundige Pflege genossen, durch die ihre mit dem Sterben verbundenen Leiden gemildert wurden.

Manche neuen Erkenntnisse aus dem Grenzbereich von Leben und Tod verdanken wir den Beobachtungen von Menschen, die nach dem klinischen Tod wiederbelebt wurden. Danach erstreckt sich das Sterben nicht bloß auf einen kurzen Augenblick, sondern auf einen gewissen Zeitraum, der gewöhnlich von komplexen subjektiven Empfindungen erfüllt ist. Elisabeth Kübler-Ross (1970), eine hervorragende Expertin auf diesem Gebiet, hat vor längerer Zeit sieben psychologische Phasen im Prozeß des Sterbens ausgemacht und beschrieben. Ihre Untersuchungen gaben den Anstoß zu einem neuen Zweig der Psychologie, zur Psychologie des klinischen Todes, aber auch zur Psychologie des Sterbens. Kurz darauf sprach man von einer Psychopathologie des Sterbens (Bukowczyk et al., 1971).

Es gehört zu den wichtigsten und erstaunlichsten Beobachtungen, daß Sterbende in der Phase des klinischen Todes vielfach eine außergewöhnliche Aktivierung des Bewußtseins erlebten. Dr. Moody (1979) bezeichnete sie als mysterium fascinosum, als faszinierendes Mysterium. Zu ähnlichen Ergebnissen ist Johann Christoph Hampe gelangt. In seinem Buch „Sterben ist doch ganz anders – Erfahrungen mit dem eigenen Tod" zitiert er Berichte von Menschen, die vom klinischen Tod gerettet wurden. Sie bestätigen, daß der sterbende Mensch, der nicht bei Bewußtsein ist, gleichwohl bemerkt, was sich in seiner Umgebung abspielt. Der Tod ist für den Sterbenden nichts Schmerzliches, Unangenehmes.

Diese ersten Veröffentlichungen verstärkten das Interesse von Ärzten und Psychologen an der Problematik des Sterbens und machten darauf aufmerksam, daß der Grenzbereich von Leben und Tod noch viele unerforschte Aspekte besitzt.

Die Todesproblematik in der KZ-Literatur

Man wird kaum fehlgehen in der Behauptung, daß fast die gesamte Literatur über die Konzentrationslager in einem gewissen Grade das Problem des Todes und des Sterbens berührt. Ob es sich nun um wissenschaftliche und fachmedizinische Publikationen oder um „gewöhnliche" Erinnerungen an den Lageraufenthalt handelt – in jedem Fall ist diese dokumentarische Literatur in höchstem Maße erschütternd. Fast alles, was über die Lager geschrieben und in anderen menschlichen Ausdrucksformen geäußert wurde – zum Beispiel in Gedichten und Bildern, in Briefen und Kassibern aus dem Lager, ja sogar in Witzen –, trägt den unauslöschlichen Stempel des Todes. Anders war es gar nicht möglich, denn diejenigen, die sich so äußerten, tragen selbst diesen Stempel, sind vom Tode gezeichnet. Sie haben im Lager in einer unübersehbaren Zahl von Fällen den Tod von Mithäftlingen erlebt, und sie haben – zum Teil mehrfach – an sich selbst den Zustand des Sterbens erfahren.

Diese Erlebnisse haben bei den ehemaligen Häftlingen seelische Spuren hinterlassen, die dauerhafter und offenkundiger sind als körperliche Narben. Als das empfindlichste Instrument, mit dem sich diese Änderungen registrieren lassen, hat sich die psychiatrische und psychologische Untersuchung

erwiesen, so daß sich gerade in diesen Arbeiten das Problem des Todes und des Sterbens im Konzentrationslager wie in einem Vergrößerungsspiegel beobachten läßt.

Entsprechende – aus unserer heutigen Sicht dieser Dinge bisweilen sogar karikaturhafte – Ausmaße nimmt dieses Phänomen in der Memoirenliteratur an; man braucht hier nur noch einmal an die „Gedanken im Warteraum zum Gas" von Adolf Gawalewicz oder an den mittlerweile bereits klassischen „Anus mundi" (1972) von Wiesław Kielar zu erinnern.

Ein erschütterndes Dokument ist die von den Belgiern Yves Ternon und Socrate Helman, verfaßte „Histoire de la Médecine SS ou le Mythe du Racisme biologique" (1973). Die Verfasser zeigen anhand von Archivmaterialien, daß die Konzentrations- und Vernichtungslager der Nazis zu Recht als „Todesfabriken" bezeichnet wurden. Detailliert beschreiben sie die Methoden des Massenmordes in den Lagern, die Selektions- und Ausrottungsverfahren sowie die in den Lagern von SS-Ärzten durchgeführten pseudomedizinischen Experimente. Besonders hinzuweisen ist darüber hinaus auf eine zusammenfassende Darstellung, die Mitarbeiter der Gedenkstätte Auschwitz verfaßt haben: „Auschwitz. Geschichte und Wirklichkeit des Vernichtungslagers" (1980).

Wir verweisen den Leser auf diese und andere Publikationen und können es uns deshalb an dieser Stelle ersparen, Schilderungen der Techniken der massenhaften Tötung in den Lagern anzuführen; zu ihnen gehörten sowohl Methoden der indirekten Vernichtung durch Hunger und Krankheit, erschöpfende Arbeit, Strafen und Exekutionen als auch die Methoden der massenhaften Vernichtung, also die Tötung durch Giftspritzen, in den Gaskammern, durch Erschießungen usw. Dem ist nur noch hinzuzufügen, daß das Kriegsende und die Befreiung der Lager die Einführung neuer Ausrottungsmethoden, etwa durch Sterilisationsversuche oder andere pseudomedizinische Experimente, unterband.

Wir möchten die Aufmerksamkeit vielmehr auf die psychische Projektion dieses Prozesses im Erleben der einzelnen Häftlinge lenken.

Man befindet sich sogleich in der psychischen Atmosphäre des Lagertodes, wenn man die Überlegungen von Jadwiga Apostoł-Staniszewska (1981) liest, die sich ebenfalls an unserer weiter unten vorgestellten Enquete beteiligt hat.

»In den von der Welt abgeschirmten Vernichtungsstätten gab es nur eine Wahrheit – den Tod. Er war überall: in der Baracke, auf der *Lagerstraße*, in den Revieren, bei den Blöcken, vor und hinter dem Tor, in den Bunkern, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Der Tod verbarg sich in Reitpeitschen, Knüppeln, beschlagenen Stiefeln, in Revolvern, in Spritzen, in den Dosen, deren Inhalt in die Gaskammern geschüttet wurde. Vom Tod durchtränkt war die mit Kot oder einer rissigen Kruste überdeckte Erde, vom Tod erfüllt waren die Luft und der Himmel über dem Lager, der von einem Dunstschleier oder von Rauchwolken bedeckt war. Tödlich waren die unter Hochspannung stehenden Drähte und die Gewehrläufe, die aus den Luken der Wachtürme hervorragten (. . .).

Im heißen Sommer des Jahres 1944 kamen die überlasteten Gaskammern und Krematorien mit dem Töten und Verbrennen der hierher verfrachteten Menschen nicht nach. Berge von Leichen wurden in Gruben, die man an der Weichsel aushob, verbrannt. Tief zogen sich dichte graue Rauchwolken über die Erde hin, schwer von der größten Massentragödie, welche die Welt bis dahin erlebt hatte. Die Asche der verbrannten Leichen verstreute man auf den angrenzenden Feldern. Es wurden alle verbrannt, diejenigen, die man auf Lastwagen und in verplombten Waggons herangekarrt hatte, ebenso wie die, die zu Fuß durch das Tor des Todes geschritten waren. Man verbrannte Hunderte, Tausende menschliche Wesen, die Tag für Tag auf dem weitläufigen Gelände getötet wurden, das vom Leben abgezäunt war durch einen Kordon von SS-Leuten, durch Wachttürme und durch die Hochspannung des elektrischen Stroms, der die Stacheldrahtumwehrung des Lagers ständig durchfloß. Aus diesem für immer erloschenen Vulkan steigen noch Wolken des Todes auf und bestätigen die Wahrheit eines detailliert ausgearbeiteten Programms der massenhaften Vernichtung in allen Lagern zur Ausrottung der Menschheit (. . .).

Der Tod im Vernichtungslager folgte unausweichlich aus dem ersten Schritt, den die Gefangenen auf den Boden des hierfür vorgesehenen Geländes setzten. Entwickelt worden war dieser Tod in wissenschaftlichen Instituten und Laboratorien, er war die Frucht einer politischen Ideologie und Propaganda, entstanden in den Hirnen von Wahnsinnigen und all jenen, die an diesen Wahnsinn glaubten. Dieses Werk vorsätzlicher Ausrottung unterschied sich von allen Todesarten, die die Welt kannte. Er erwartete jeden, der die Schwelle des Tores zu seinem Herrschaftsbereich überschritt.

Warum ich am Leben geblieben bin? Ich glaube, ich habe mich in der vorgezeichneten Richtung bewegt, aber das Ziel nicht mehr erreicht. Oder anders gesagt: Der Tod, der auf mich zukam, hat mich nicht mehr erreicht, obwohl ich ihm so nahe war, als wäre ich ständig Arm in Arm mit ihm gegangen, mal spürte ich ihn näher, mal etwas weiter weg, ich atmete seinen Dunst ein, von dem die Luft erfüllt war, ich kannte ihn durch und durch. Vielleicht bin ich übersehen worden. Vielleicht wurde mein Leben von anderen Kräften bestimmt, für welche die Urteilssprüche, die über das Schicksal so vieler Menschen entschieden, keine Geltung hatten.«
(Apostoł-Staniszewska, 1981)

Professor Franciszek Ksawery Walter, ein Dermatologe und Venerologe, wurde im Rahmen der berüchtigten *Sonderaktion Krakau* gefangengenommen und landete wie viele andere im Lager Sachsenhausen. In einem unveröffentlichten Buch „Przyjaciel Thanatos. Legenda i prawda o śmierci" [Freund Thanatos. Legende und Wahrheit über den Tod] hat er gründlich über Tod und Sterben im Konzentrationslager nachgedacht. Der „Przegląd Lekarski-Oświęcim" hat 1977 aus dem Typoskript ein Kapitel veröffentlicht.

»Das Gespenst des Todes hat uns nicht einen Augenblick verlassen. Beharrlich wurden wir an die unabwendbare Bestimmung unseres Lebens erinnert – den Tod. Man hat uns nicht

einen Augenblick vergessen lassen, welches der eigentliche Sinn unseres Lebens im Lager ist (. . .).

Als ich diese Erinnerungen niederschrieb, hat man mich gefragt, warum ich über ein so trauriges Thema schreibe, über den Tod. Es sind Lagererinnerungen, es war ein Zwang: Man mußte an den Tod denken während der langen Stunden des Appells, während der langen Nächte, besonders in den unerhört kalten Nächten, wenn mein Gefährte, mit dem ich die Imitation eines Strohsackes teilte, mein aufrichtiger Freund Silvio, sich zusammen mit der Hälfte unserer Kameraden zum Kartoffelschälen begeben mußte (. . .). Mit dem Schlaf war es vorbei, und dann kamen die Gedanken, verschiedene Gedanken (. . .). Vor allem Gedanken an den Tod, das natürliche Ende unseres Lebens, an den Tod in Gestalt eines geflügelten Jünglings, der die Fackel meines Lebens in der Hand hält. Thanatos löscht meine Fackel aus und bringt mich in die Unterwelt, wo Charon mich schweigend zum Fluß des Vergessens führt (. . .). Die Glut und die Flammen des Krematoriums bringen das Metall zum Schmelzen, und vielleicht wird mir der Fährmann befehlen, zurückzukehren und weiterhin Zeuge und Prüfstein der Tötungserfindungen zu sein, mit deren Hilfe der germanische Blutdurst und die entsetzliche Pseudowissenschaft unser irdisches Dasein beenden.

Auch der Tag regte zu Todesgedanken an. Wenn es zum Appell ging, befanden sich unter den Häftlingen stets einige, die schon im Sterben lagen und denen Freund Thanatos die Augen geschlossen hatte – sie wurden auf Händen, auf Hockern getragen, in Schubkarren mitgeführt oder auf dem Rücken mitgeschleppt (. . .). Den Tod vor uns, den Tod unter uns, konnten wir nicht anders als an die Zukunft denken, die das Leben jedes auf dieser Erde lebenden Wesens beenden würde. Wir Ärzte spürten manchmal, wie Thanatos sich uns näherte, um den, den er sich ausgesucht hatte, zu umarmen und aus unserer Mitte fortzuführen. Es gab kein Erbarmen mit uns, barmherzig war allein er, Thanatos (. . .). Wenn wir Ärzte unsere kranken Kollegen untersuchten, wußten wir, daß man dem Schicksal nicht entrinnen kann (. . .). Unsere Hilfe war kraftlos, ja sogar gegenstandslos (. . .).

Der Tod machte sich unter uns breit. Bisweilen zögerte Thanatos seine Ankunft hinaus, und die Zeit vor dem Hinscheiden zog sich in die Länge, weil das Leben hartnäckig weiterglimmte (. . .). Wir lebten im Schatten des Todes, und so wurde er uns vertraut. Er war der treue und unzertrennliche Gefährte der hundert im Lager verbrachten Tage. Wir wußten nicht, wen er sich aussuchen würde, rasch und unverhofft tauchte er auf und riß, ohne uns aus unseren stillen Gedanken aufzuschrecken, den Besten aus unserer Mitte (. . .). Am schrecklichsten ist jedoch der Tod durch die Hand eines Menschen, die verbrecherische Hand eines folternden Henkers, die Ausgeburt eines verbrecherischen Gehirns, einer menschlichen Bestie, die sich alle Mühe gibt, das Sterben so schmerzhaft wie möglich zu machen.

Es ist also kein Wunder, daß ich ständig an den Tod dachte (. . .). Wie ist die letzte Stunde, in der die natürliche Bestimmung unseres Lebens uns aus dem sonnigen Dasein reißt, hinein ins ewige Schweigen? Wie und was ist das Sterben? Worin besteht die letzte Betätigung im Dasein des lebenden Organismus, wenn die Symptome des Lebens und die körperliche Substanz langsam und unaufhaltsam schwinden, bis sie ganz vergehen, oder wenn sie plötzlich und gewaltsam unterbunden werden? Wie ist der letzte Weg dessen, der diese Welt verläßt, und was empfindet er?

Es gibt in meinem Bewußtsein die unerschütterliche Gewißheit, daß ich ewig bin, daß ein ewiges Wesen, das ewige Leben in mir wohnt. Daß andere das nicht empfinden, stört mich nicht. Diese Worte des Philosophen [Sokrates; Z.R.,S.K.] tauchten in meinem Unterbewußtsein auf, aus dem Vergessen erwuchs die Erinnerung an das ewige Leben derer, die vieles getan haben und die, auch wenn sie uns verlassen haben, in unserer ewigen Zukunft weiterleben werden. Sie sind nicht gestorben, gestorben ist nur ihr Körper, ihr Leben ist geblieben und bildet einen Vorrat an schöpferischen Kräften für lange Jahre, wenngleich die unvernarbten Wunden nach ihrem Verlust vielleicht noch lange schmerzen werden.«
(Walter, 1977)

Im Dezember 1962 fand man in Birkenau in der Nähe des Krematoriums III neben der Gaskammer ein in der Erde vergrabenes Weckglas, in dem sich ein Bündel Papiere befand, darunter auch handschriftliche Notizen in jiddischer Sprache. Die erhaltenen Teile des Textes wurden übersetzt. Sein Verfasser, Zalmen Lewental, arbeitete 1942 bei der Bedienung einer der Gaskammern in Birkenau und bei den Gruben, in denen man die Leichen der Häftlinge verbrannte. Hier einige Auszüge aus den Notizen dieses Augenzeugen der Lagerhölle:

»Die Psychologen sagen, daß ein Mensch, der völlig verloren ist, der keine Aussichten und auch keine Hoffnung mehr hat, ganz und gar handlungsunfähig und fast zu einer Leiche wird. Solange der Mensch zu irgendetwas fähig ist, besitzt er Energie, kann er etwas riskieren, solange er glaubt, daß er durch sein Handeln etwas erreichen, etwas gewinnen kann. Und umgekehrt, wenn er die letzte Aussicht, die letzte Hoffnung verliert, ist er nichts mehr (. . .), beginnt er an Selbstmord zu denken. (. . .) ließen sich führen wie die Kälber, selbst die Stärksten und Mutigsten (. . .).

Jeder von uns hatte solche quälenden Gefühle. Jedem von uns kamen solche Gedanken in den Sinn. Wir schämten uns voreinander und wagten uns nicht in die Augen zu schauen. Unsere Augen waren geschwollen von Schmerz und Scham, vom Weinen und Jammern, und jeder drückte sich in die Ecke, um nicht dem anderen zu begegnen (. . .), ich gebe zu, daß ich selbst (. . .).

Wir hatten uns so sehr vergessen, daß keiner von uns wußte, was er tat und was überhaupt in ihm vorging. Wir hatten uns selbst so sehr verloren, daß wir wie leblos waren. Gehetzt rannten wir wie die Automaten, ohne zu wissen, wohin wir rannten, was wir taten und weshalb. Keiner achtete auf den anderen. Ich weiß, daß keiner von uns voll bei Bewußtsein war, daß keiner sich Gedanken machte. (. . .) wenn wir ein wenig zur Besinnung kamen, sahen wir, wen sie zum Verbrennen schleppten und was überhaupt um uns herum vor sich ging. Die

Arbeit war rasch erledigt. Alle Menschen wurden aus dem Gasbunker geschleppt, auf die Ladefläche geworfen und auf den Scheiterhaufen gebracht, wo die gestern und vorgestern vergasten Menschen brannten. Nach der Arbeit kehrten die Leute in ihren Block zurück und legten sich hin, um sich auszuruhen, und dann begann die Tragödie. Alle glaubten an das Entsetzliche, das man ihnen gestern erzählt hatte: daß ihre Nächsten und Liebsten nicht mehr am Leben seien, daß es für immer mit ihnen vorbei sei (. . .).

Der Mensch redet sich selber ein, es gehe ihm nicht um das eigene Leben, nicht um die eigene Person, sondern einzig um das Allgemeinwohl. Er möchte überleben, egal, warum, und darum erfindet er Hunderte von Scheingründen. Die Wahrheit aber ist, daß man leben will, um jeden Preis, man hat den Wunsch zu leben, weil man lebt, weil alle Welt lebt. Und alles, wonach er verlangt, alles, woran er auch nur ein wenig hängt (. . .), vor allem hängt er am Leben, ohne Leben (. . .) das ist die reine Wahrheit.« (Lewenthal, 1972)

Im Nachwort zu diesem erschütternden Dokument schreibt Władysław Bartoszewski: „Die in der Asche neben den Krematorien von Birkenau gefundenen Handschriften sind nicht nur postumes Bekenntnis und Anklage gegen das verbrecherische System, dessen Funktionsweise die Verfasser der wiedergefundenen Dokumente in besonders drastischer Weise kennengelernt haben (. . .). Sie sind zugleich ein Kommentar, der uns einen genaueren Einblick in eine Situation und in Vorgänge ermöglicht, angesichts derer die Vorstellungskraft des normalen Menschen und die Fähigkeit zur moralischen Beurteilung von Handlungen versagt." (Bezwińska und Czech, 1971)

Mit der Pathologie des Krieges hat sich auch der Amerikaner Robert Jay Lifton befaßt, der sein hervorragendes Buch den medizinischen Problemen von Menschen widmete, die die Explosion der Atombombe in Hiroshima überlebt haben. Bei diesen Personen entwickelte sich ein eigentümliches Krankheitssyndrom, von den Japanern hibakusha genannt, was wörtlich übersetzt „von der Explosion getroffene Personen" bedeutet (in der amerikanischen Terminologie: atomic bomb survivor). Am Schluß vergleicht Lifton dieses Syndrom mit den psychischen Spätfolgen, die man bei ehemaligen Häftlingen der Nazi-Konzentrationslager festgestellt hat. Das Grundmotiv, das diese beiden Syndrome miteinander verbindet, ist das Erlebnis des massenhaften Todes und das psychische Stigma, das dieses Erlebnis für immer in der Persönlichkeit der Probanden hinterlassen hat (Lifton, 1967, 1963, 1964).

Nicht selten überstieg das Pandämonium des Lagers die psychophysischen Möglichkeiten der Häftlinge. Bevor sie sich an das Lagerleben anpassen konnten, kamen sie um oder begingen Selbstmord. Der Tod von eigener Hand war in den Lagern ein häufiges Phänomen, besonders in der ersten Phase des Lageraufenthalts. Dieser Art des Todes in den Lagern wurde eine eigene Untersuchung gewidmet (Ryn und Kłodziński, 1976). Aus ihr geht hervor, daß in den Lagern die Zahl vollendeter Selbstmordfälle die der Selbstmordversuche überstieg.

Selbstmord verübten vornehmlich solche Häftlinge, denen man auf besonders spürbare und raffinierte Weise das Lagerleben zur Hölle machte. Überwiegend waren das Häftlinge jüdischer Herkunft, Ausländer, Angehörige der Intelligenz, aber auch ältere Häftlinge. Unmittelbarer Grund des Selbstmords waren häufig depressive Angstzustände infolge eines psychischen Zusammenbruchs sowie unterschiedliche somatische Krankheiten, die Todesdrohung, der Verlust des emotionalen Halts usw. Die Lagerrealitäten erzwangen ungewöhnliche Selbstmordmethoden, die man unter anderen Verhältnissen nicht antrifft, darunter auch den kollektiven Selbstmord. Für die Häftlinge war Selbstmord in vielen Fällen ein dramatischer Protest gegen das KZ schlechthin, bzw. gegen die Lagerfunktionäre.

Methode und Material

Um das Thema Tod und Sterben im KZ zu untersuchen, beschlossen die Verfasser, auf persönliche Originalaussagen ehemaliger Häftlinge zurückzugreifen. Sie wandten sich deshalb im Jahre 1976 mit einem speziell zusammengestellten Fragebogen an 120 ehemalige Häftlinge (darunter 45 Frauen und 75 Männer) und baten sie, sich freimütig zu diesem Thema zu äußern, wobei sie jedoch einige wesentliche, mit dem Thema zusammenhängende Probleme nicht verschwiegen. Die meisten der angesprochenen Personen waren Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz, die nunmehr im Süden Polens lebten, hauptsächlich in den Wojewodschaften Krakau, Katowice, Tarnów, Nowy Sącz und Krosno. Einige der Befragten leben in Warschau, Łódź, Szczecin und Piotrków Trybunalski.

Die Mehrheit der Befragten befand sich zum Zeitpunkt der Umfrage im vorgerückten Alter, im Durchschnitt zwischen dem 55. und dem 70. Lebensjahr. Innerhalb von anderthalb Jahren gingen Antworten von 56 Personen ein, darunter 18 Frauen und 38 Männer. 64 Personen haben also die Enquete nicht beantwortet. Das hatte unterschiedliche Ursachen: objektive, wie etwa Wohnungswechsel, Rücksendung des Fragebogens oder Tod des ehemaligen Häftlings, und subjektive wie die Abneigung, auf das Thema einzugehen.

Die Verfasser waren sich darüber im klaren, daß der Tod im Lager ein heikles und schwieriges Thema ist und für viele ehemalige Häftlinge zu einem traumatisierenden Faktor werden konnte. Das hat sich in vielen Antworten niedergeschlagen.

»Als ich mich zu dem Versuch entschloß, dieses schwierige Problem anhand meiner persönlichen Empfindungen und Beobachtungen zu untersuchen, dachte ich nicht, wie hilflos und verloren ich gegenüber den herandrängenden Gedanken sein würde, daß ich einerseits einen Zwang zum Schreiben empfinde und andererseits merkwürdige Widerstände, die es nicht zulassen, die längst vernarbte Wunde wieder aufzureißen. Hieß das nicht, dem Tod erneut ins Auge zu schauen. . . ?« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Ich muß reumütig gestehen, daß ich mich mit Mühe zu solchen Erinnerungen und Überlegungen zwinge. Es fällt mir

sehr schwer, auf dieses Thema zurückzukommen, und jedesmal erfordert es eine besondere Anstrengung.«

Der Verfasser dieser Aussage hat eine viele Seiten umfassende Ausarbeitung eingeschickt, die bedeutsame Verallgemeinerungen und Überlegungen über Leben und Tod in den Lagern enthält (er wollte seinen Namen nicht genannt wissen).

Auch andere Befragte erwähnen solche Schwierigkeiten.

»... wie schwer es ist, heute auf Ihre Umfrage zu antworten, das ist schon über 30 Jahre her, die Spuren der Erinnerung verwischen sich, denn im Lager mußte man an alles denken. Uns einfachen Leuten fällt es vielleicht schwerer, uns zu diesem Thema zu äußern, obwohl wir genau wissen, was das Lager bedeutete....« (Józefa Szkodzińska)

Einige der Befragten haben den Fragebogen nicht an die Redaktion des „Przegląd Lekarski-Oświęcim" geschickt, sondern an einen der Verfasser der vorliegenden Studie persönlich. Als Begründung wird beispielsweise angegeben:

»Ich schreibe bewußt nicht an die Redaktion, sondern an Dich. Der Tod im Lager und das Verhältnis zum Tode, das ist ein so persönliches Thema, daß es mir leichter fällt, direkt an Dich zu schreiben. Ich brauche wohl nicht zu erklären, warum. Du hast mein volles Vertrauen, wie ein Mensch, der einem nahesteht und verständnisvoll ist (...). Was damals war, läßt sich in Worten nicht wiedergeben. Außerdem muß der 16jährige Junge, der ich damals war, die Dinge völlig anders sehen als der Mann von 54 Jahren, der ich heute, gut 30 Jahre später, bin.« (Nikodem Pieszczoch)

»Ich bitte um Entschuldigung für diese zusammenhanglosen Bemerkungen, aber ich schreibe, wie es mir gerade einfällt, ich möchte nicht auf diese Dinge zurückkommen, sie bringen mich doch durcheinander. Ich sähe es lieber, wenn mein Name nicht genannt wird. Leute, die diesen Artikel lesen, suchen dann später das Gespräch mit mir, und dazu habe ich keine Lust. Entschuldigung.« (Aleksander Giermański)

Einige der Befragten offenbaren ihre gegenwärtigen Schwierigkeiten und die Probleme, die sie quälen, besonders, wenn sie an die Erlebnisse im Lager zurückdenken.

»Ich kann Dir keine Beschreibungen, Namen und Daten geben. Entweder ist mein Kopf leer, oder tausend Gedanken gleichzeitig rasen an der Wahrnehmung vorbei, aber nichts bleibt hängen. NICHTS! Verzeih. Du erwartest Erinnerungen, Reflexionen über geschichtliche Tatsachen, und bekommst statt dessen die Gedanken, die ein nichtnormaler Mensch aus seinen Eingeweiden herausschleudert (...). Das, was Du erwartest hast, geht über meine Kräfte. Was Du bekommst, ist das elende Geschreibsel eines Menschen, für den Vergangenheit und Gegenwart abgeschlossen sind und für den es keine Zukunft gibt. PUNKT! (...). Das alles quält mich, ich breche die Kontakte mit den Menschen ab (...). Es quält mich, die Leute zu sehen, ihre Äußerungen zu hören und mich mit ihnen unterhalten zu müssen (...). Das ist nicht unsere Welt. Wir verstehen sie nicht! (...) Verzeih mir alles Böse.«
(Nikodem Pieszczoch)

»Es entsteht die Frage, ob die angeführten Details der Nazi-Greuel für die heutige Generation faßbar sind, ob die Beschreibung dieser Methoden nicht irgendwann ähnlichen Machthabern wie Hitler dazu dienen wird, die Schwächeren zu vernichten. Die von den Nazis entwickelten Methoden sind eine neue ‚Errungenschaft' der germanischen Zivilisation des 20. Jahrhunderts.« (Marian Zieliński)

Unsere Enquete löste, wie zu erwarten war, in einigen Fällen bei den Befragten eine scharfe Reaktion aus und bereitete ihnen erhebliches Unbehagen.

»... ich finde das Thema heikel; es ist nicht einfach, ja, es ist kompliziert. Nach vielen Jahren haben sich die Erinnerungen verwischt, und außerdem geht es um Erlebnisse, die so persönlich sind, daß man sie gar nicht objektiv beurteilen kann.« (Władysław Łyczkowski)

Allerdings waren unter den Bemerkungen zu der Umfrage selbst auch ausgewogenere Äußerungen, ja sogar Anregungen und Ratschläge an die Verfasser.

»... ich meine, daß die Aufzeichnungen, Erinnerungen, Antworten auf verschiedene Umfragen, die Beteiligung an Ausschreibungen zur Lagerthematik in einem gewissen Maße dazu beitragen können, die Erkenntnisse zu erweitern, ohne die es nicht gelingen wird, das fünfjährige Martyrium zu beschreiben und wiederzugeben.« (Zygfryd Ręblas)

»Ich rate den verehrten Urhebern der Umfrage über den Tod im Lager, sich mit einem Theologen in Verbindung zu setzen und ihre Ansichten mit ihm zu besprechen, denn es geht um ein schwieriges und verwickeltes Thema, das von allen Seiten beleuchtet werden muß. Der Tod ist etwas Absolutes, und deshalb muß man von einem metaphysischen, einem übernatürlichen Standpunkt an ihn herangehen.« (Konrad Szweda)

»Wir alle, besonders die Angehörigen der Intelligenz im Lager, hatten den Wunsch, daß jemand das überlebt, es beschreibt, es in Büchern oder Filmen festhält, daß Wissenschaftler sich damit befassen mögen, daß die Deutschen das Lager nicht niederbrennen, daß eine weltweit bekannte Gedenkstätte Auschwitz entstehen möge, daß nach dem Krieg unseren Familien geholfen würde, daß die deutschen Ärzte, die verschiedene pseudomedizinische Experimente durchführten, bestraft würden. Aber angesichts des Todes machten alle sich Gedanken, wer das denn wohl schildern und beschreiben würde, wenn keiner von uns bis zur Befreiung am Leben bliebe, und es bestand keine Hoffnung darauf.« (Stanisław Biedroń)

Hinzuzufügen ist, daß manche Äußerungen einige -zig Schreibmaschinenseiten umfassen und durchaus als eigenständige Arbeiten veröffentlicht werden könnten. Die Verfasser haben bei der vorliegenden Studie nur einen Teil der in den Fragebögen enthaltenen Informationen genutzt und die Möglichkeit vorgesehen, in weiteren, geplanten Arbeiten erneut auf diese Quellen zurückzugreifen. Die Würdigung des Belegmaterials erfolgt wie gewöhnlich am Schluß, doch sei der Leser schon hier darauf vorbereitet, daß er auf überaus persönliche, erschütternde und daher überaus eindringliche Bekenntnisse stoßen wird, zu denen ein Mensch gewöhnlich nur in Situationen äußerster Bedrohung und Verzweiflung fähig ist. Die direkten Schilderungen der ehemaligen Häftlinge versetzen uns wie keine andere Quelle in die Welt der Lagerhölle und lassen vor unserem geistigen Auge die verschlungenen Wege wiederauftauchen, auf denen das menschliche Leben umherirrte, um den Tod zu täuschen.

Die Umfrage-Aussagen wurden einer eingehenden Analyse unterzogen und nach naheliegenden inhaltlichen Kriterien geordnet. Außerdem wurden in den einzelnen Abschnitten sorgfältig ausgewählte Quellen, darunter wissenschaftliche Titel ebenso wie Erinnerungen, berücksichtigt. Nach Ansicht der Verfasser vermag erst eine solche Zusammenstellung dem Leser den geheimnisvollen Grenzbereich von Leben und Tod in den Lagern nahezubringen.

Die Namen der Befragten werden jeweils am Ende der Zitate genannt. Wo ein Name fehlt, hat der Befragte darum gebeten, seine Anonymität zu wahren. Eine Namensangabe mit Jahreszahl verweist auf das Literaturverzeichnis am Ende des Aufsatzes.

Die Atmosphäre des Todes

Die Häftlinge des Lagers Auschwitz wurden, sobald sie das Tor durchschritten hatten, durch das Begrüßungsritual in die Atmosphäre des Todes eingeführt:

»Ihr seid in einem deutschen Konzentrationslager. Ihr kamt herein durch das Haupttor mit der Aufschrift *Arbeit macht frei.* Macht euch keine Illusionen und laßt alle Hoffnung fahren. Heraus führt hier nur ein Weg: durch den Schornstein des Krematoriums. Für uns seid ihr keine Menschen, sondern nur ein *Misthaufen.* Dementsprechend werden wir mit euch verfahren, wie ihr im übrigen bald selber merken werdet. Mit solchen Feinden des Dritten Reiches wie euch werden wir Deutschen keine Nachsicht und kein Mitleid haben. Mit wahrer Befriedigung werden wir euch alle durch die Roste der Krematoriumsöfen schicken.« (Paczuła, 1963)

Die mit den Transporten eintreffenden Häftlinge wurden durch eine solche „Begrüßung" im Lager, durch die Realität ringsum und durch das ihnen gegenüber gezeigte Verhalten zugleich in einen Zustand der Angst und der Erwartung des Allerschlimmsten versetzt. Dies war das erste Symptom der Atmosphäre des Todes.

„Stellen wir uns vor, daß ein junger Mann, der in der Atmosphäre und in den Schulen der Zwischenkriegszeit erzogen wurde und Bewunderung für den Heldentod mit der Waffe in der Hand hegte, in ein Nazi-Konzentrationslager geriet, wo der Verlust des Lebens des heldischen Nimbus beraubt war und der Tod einen durch seine Massenhaftigkeit, seine Zufälligkeit und seine Abscheulichkeit mit Entsetzen erfüllte. Der Tod in einem solchen Lager – das waren übereinander getürmte Leichen, daß waren Menschen, die im Dreck, in Erniedrigung, in äußerster Auszehrung, unter Schlägen, Verwünschungen und Exkrementen zugrunde gingen. Der Mensch im Lager spannte seine Kräfte aufs äußerste an, um einem solchen Tod zu entgehen, um zu überleben, koste es, was es wolle, und das Leben zu verlängern, und sei es auch nur um eine weitere Stunde, wie etwa in den Strafkompanien, oder um einen weiteren Tag. Dieses Streben war die Voraussetzung des Überlebens; wenn der Häftling anfing, sich nach dem Tode zu sehnen, dauerte es gewöhnlich nicht lange, und sein tragischer, verzweifelter Wunsch, von den unaussprechlichen Leiden befreit zu sein, wurde Wirklichkeit."
(Kępiński und Masłowski, 1972)

Im Grunde gab es im Lager nicht einen Augenblick Ruhe, das Leben war ständig, unablässig bedroht, wodurch ständige Anspannung und Aufmerksamkeit erzwungen wurden, die bei empfindsameren Menschen rasch zur Erschöpfung und zum Zusammenbruch führten.

„Es muß betont werden, daß nach Meinung der meisten Befragten nicht die verschiedenen alltäglichen Schikanen und materiellen Mängel, sondern die psychisch-moralischen Leiden am deprimierendsten waren. Seit ihrer Verhaftung sahen die Häftlinge dem Tod, der sie in jedem Augenblick ereilen konnte, ins Auge. Diese Gefahr blieb während der gesamten Zeit ihrer Freiheitsberaubung bestehen (...). Der ständige, alltägliche Umgang mit dem ringsum wütenden Tod, die Gewöhnung an den Anblick von Getöteten und Gefolterten mußte am Ende dazu führen, daß nicht nur die Angst vor dem Tod, sondern auch die altruistischen Gefühle abstumpften. Die Furcht vor Folterungen war im allgemeinen größer als die Angst vor dem Tod. Diese Abstumpfung hat sich zweifellos positiv im Sinne der Anpassung ausgewirkt, hat sie ermöglicht und erleichtert, indem sie die Seele des Häftlings wie ein Panzer abschirmte." (Teutsch, 1962)

Ehemalige Häftlinge erinnern sich noch heute, fast 40 Jahre nach der Haft, an die im Lager herrschende Atmosphäre des Todes.

»Die Bedrohung des eigenen Lebens war in Auschwitz etwas Alltägliches, denn man wußte nie, was einen nach der Rückkehr von der Arbeit erwartete (...). Oft wurden Fluchtvorhaben organisiert, und hinterher wurden immer bestimmte Kommandos dezimiert; und dann bangte man um sein Leben, ob die Zahl 10 mich treffen oder an mir vorbeigehen würde, das war schrecklich, der Tod war für uns also etwas Vertrautes.

Kommandos, aus denen Häftlinge entflohen waren, wurden häufig bis auf den letzten Mann vernichtet.« (Stefan Szostak)

»Die Häftlingsgemeinschaft war so stark von der Atmosphäre von Mord und Tod durchdrungen, daß sich der Häftling nach zwei oder drei Monaten Lageraufenthalt völlig an sie gewöhnt hatte und ständig auf den Tod gefaßt war. Ihren Ausdruck fand diese Atmosphäre auch in der Umgangssprache der Häftlinge, die in aller Seelenruhe solche Dinge äußerten wie ‚Sie haben ihn geholt', ‚Er wurde plattgemacht', ‚Er wurde kaputt gemacht', ‚Er hat die Nadel gekriegt', ‚Er ist durch den Schornstein geflogen', ‚Der Kollege *Himmelkommando* wartet schon auf euch'.« (Jan Stawarz)

»Die Gewöhnung an den Tod trat auch bei solchen ein, die dagegen immun waren, und bei Mißhandelten. Denn jeden Tag, nachts, überall konnte der Tod uns ereilen und ereilte viele von uns. Schon die Quarantänezeit hatte uns Schrecken eingeflößt, ja geradezu Angst vor dem plötzlichen Tod, der von irgendwoher, unter irgendwelchen Umständen aus irgendwelchen Gründen, zumeist aber ohne Grund zuschlug. Ein SS-Mann oder ein Funktionshäftling konnte einfach aus einer Laune heraus einen Menschen töten, denn der Häftling besaß für ihn absolut keinen Wert.« (Julian Niewiarowski)

Die Atmosphäre des Todes entstand vor allem durch die brutale, unmenschliche Behandlung der Häftlinge.

»Schlagen und Treten war eine verbreitete und anerkannte Verhaltensweise gegenüber den Häftlingen. Man wurde geschlagen, weil man zu langsam oder zu schnell ging; man wurde geschlagen und getreten, weil der Winkel oder ein Knopf falsch angenäht waren oder weil ein Knopf fehlte; man wurde geschlagen und getreten wegen Läusen, obwohl bekannt war, daß jeder sie hatte; man wurde geschlagen und getreten wegen verschmutzter Kleidung oder Holzschuhen; man wurde geschlagen und getreten, wenn man einen Fuß auf die Rasenflächen bei den Blöcken gesetzt hatte; man wurde als Häftling geschlagen und getreten, wenn man nicht auf deutsch Meldung machen konnte, wenn man keine deutschen Lieder singen konnte oder wenn man die Mütze nicht richtig abnahm oder das Strammstehen vergaß; man wurde geschlagen und getreten in den Blöcken, auf der Lagerstraße, bei der Arbeit, überall; man wurde wegen einer Übertretung und ohne eine Übertretung geschlagen, oft wurde man zum bloßen Vergnügen geschlagen. Man wußte nicht, ob nicht einer dieser Schläge oder Tritte der letzte war, der einem Menschen endgültig den Garaus machte. Auf diese Weise sind viele Häftlinge umgekommen (. . .). Wenn es von der Arbeit ins Lager zurückging, wurden sie am Ende des Arbeitskommandos mitgetragen. Die Köpfe der Erschlagenen schaukelten im Marschrhythmus.« (Jan Marszałek)

»Man muß sagen, daß die Nazi-Konzentrationslager geplante, bis ins einzelne durchdachte und perfekt organisierte Zentren der massenhaften Vernichtung von Menschen waren, die man loswerden wollte, sei es aus ideologischen Gründen (die Juden), sei es aus politischen (die Kommunisten und die Oppositionellen jeglicher Richtung), sei es, um die weiten Gebiete freizumachen, die als künftiger Lebensraum für die Deutschen vorgesehen waren (Polen und Russen).

(. . .) als erstes verschleppte man ohne jeden Grund massenhaft die Angehörigen der polnischen Intelligenz ins Lager – und all jene, die auf irgendeiner Stufe des wissenschaftlichen und kulturellen, politischen oder gesellschaftlichen Lebens eine Führungsrolle spielen konnten (. . .). Das Ziel war offensichtlich, in erster Linie alle national aktiven Elemente zu vernichten (. . .). Schließlich wurden Menschen bei Razzien auf der Straße eingefangen und ins Lager gebracht, nur um das polnische Volk soweit wie möglich zu dezimieren. Der Rest sollte hier bei uns auf polnischem Boden als Arbeitskraft in deutschen Unternehmen und auf deutschen Bauernhöfen dienen.

Die Konzentrationslager waren also bewußt geplante Zentren der Vernichtung von bestimmten, durch die Nazis zur Ausrottung verurteilten rassischen, politischen, nationalen, gesellschaftlichen und sogar religiösen Gruppen.«
(Jan Marszałek)

»Vom ersten Augenblick unseres Aufenthalts im Lager an begleitete uns der Tod. Der Tod war überall, überall wurde getötet: im Block, auf den Aborten, die weiblichen Häftlinge stieß man in den Jauchegraben, wo sie ertranken, es wurde getötet während der Aufstellung zum Appell, während des Appells, wenn eine nicht mehr auf den Beinen stehen konnte, auf dem Weg zur Arbeit, während der Arbeit, auf dem Rückweg ins Lager, während wir durchs Lagertor marschierten. Der Mensch als Individuum galt nichts, selbst in Massen nicht (. . .). Am längsten dauerte die Verbrennung der Juden, drei Tage und Nächte ohne Pause, wenn die Krematorien nicht mitkamen, verbrannte man in speziell dafür hergerichteten Gruben, dort wurden die jüdischen Kinder verbrannt, indem man sie einfach ins Feuer warf. Meistens wurden die Menschen mit Knüppeln erschlagen, mit den Füßen totgetreten, erst wurde der am Boden liegende Häftling getreten, damit er aufstand, dann aus reiner Lust am Töten, die Häftlinge wurden mit Hunden gehetzt, die sie totbissen. Diese Szenen spielten sich in aller Öffentlichkeit ab, vor den Augen der anderen weiblichen Häftlinge, wir sahen uns das von morgens bis abends tagtäglich an und konnten nichts tun. Wir waren passive Zeugen der ablaufenden Todesszenen. Wir standen gelähmt von Angst und Entsetzen, erfüllt von Schmerz und Trauer, ganz selten von Empörung (. . .). Ich hatte mich vom ersten Moment des Aufenthalts bei der Gestapo an aufgelehnt, selbst gegen Gott, aber hier stand ich angesichts dieser entsetzlichen Szenen gelähmt von Furcht und Entsetzen, daß so etwas möglich war. (. . .) Keine von uns hat opponiert, hat eine zu Boden gestürzte Mitgefangene verteidigt, jede bemühte sich, während des Appells strammzustehen.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Nicht anders, ja sogar noch grauenhafter wirkte die Todesfabrik in Birkenau. Als wir am 13. August 1942 dort ankamen (Orchester), haben sogar wir als alte Häftlinge

gestaunt. Das Lager – das war ein nach menschlichem Kot und Leichen stinkendes ausgedehntes Gelände, auf dem tote, bzw. sterbende Menschen herumlagen, oder vielmehr menschliche Gespenster aus Haut und Knochen. Um sie kreisten menschliche Hyänen, die begierig waren auf einen Krumen Brot oder einen Kleiderfetzen (. . .). Als das *Sonderkommando* vorbeimarschierte, kotzten sogar die Orchestermitglieder in ihre Trompeten. Das Schlimmste war, daß im Block, der durch eine Trennwand aufgeteilt war, auf der einen Seite das Orchester und auf der anderen Seite das jüdische *Sonderkommando* stand. Um den Gestank fernzuhalten, stopften wir die Ritzen in der Trennwand mit Papier zu, aber das half nichts. Obendrein sangen sie an jedem Sabbat ihre hoffnungslosen Gesänge, in denen eine so verzweifelte Klage laut wurde, daß es uns den Atem verschlug. Nicht einmal in Homers Tartaros wird es einen solchen Gesang gegeben haben. Diese Menschen wußten, daß ihre Tage gezählt waren, denn alle paar Wochen war ein solches Kommando erledigt, und neue Märtyrer traten an ihre Stelle (. . .). Die Frauen, besonders die französischen Jüdinnen, waren diesen Bedingungen am wenigsten gewachsen. In ihren Blöcken war die Sterblichkeit daher am höchsten. Auf den Feldern von Birkenau brannten die Feuer, denn Krematorien gab es damals noch nicht, sie wurden erst gebaut. Ein solcher Tod war jämmerlich und mehr als tragisch, nämlich anonym und abscheulich.« (Ludwik Skarszewski)

»Ich wurde zusammen mit mehreren Kameraden selektiert, wir wurden ärztlich untersucht und in einem Sonderblock isoliert. Man gab uns Spritzen; wie sich herausstellte, waren das medizinische Experimente. Viele Kameraden aus dieser Gruppe hielten die schmerzhaften Spritzen nicht aus und starben. Wenn ich zwischen den Fieberträumen für kurze Zeit wieder zu Bewußtsein kam, dachte ich über das Schicksal des Lagerhäftlings nach (. . .); gleich zu Beginn des Lageraufenthalts durch eine Malaria-Injektion erledigt zu werden (. . .).

Als ich in Auschwitz der Todesgefahr begegnete, glaubte ich, gefaßt zu sein, glaubte ich, ich hätte mich mit dem Schicksal und dem unausweichlich auf mich zukommenden Tode bereits abgefunden. Das stimmte aber nur zum Schein, im Grunde war es anders; ich mußte an meine Jugendzeit denken, ich sehnte mich nach jenen Jahren, ich hatte den Wunsch, wenigstens für einen Augenblick die Heimat wiederzusehen, bevor der Tod nahte, kurz, ich wollte leben.

Was ich während der an mir vorgenommenen Experimente erlebt habe, hat in mir eine gewisse Angst hinterlassen, eine Furcht, ich könnte zwecks weiterer Experimente erneut aufs Revier gerufen werden. Deshalb wollte ich um jeden Preis einem Kommando außerhalb des Stammlagers zugeteilt werden.« (Zygfryd Rębilas)

»Ich glaubte felsenfest, jeder Tag des Ringens mit dem harten Schicksal bringe unausweichlich den Tag des endgültigen Sieges und der Freiheit näher. Wenn ich die Massenhaftigkeit des Lagertodes in Auschwitz etwa mit Leonberg vergleiche, dann scheint mir, daß der Tod in Auschwitz gemeiner und ausgefeilter war, und obwohl er kontinuierlich auf Hochtouren lief, sprang er nicht so in die Augen, war er gleichsam unsichtbar, verborgen (. . .). Auschwitz war insofern eine Todesmaschine im Abseits. Anderswo wurde fast jeder einzelne Todesfall augenfällig. Es waren die Sonderkommandos, die die nackte Wahrheit über den Tod in Auschwitz aus der Nähe sichtbar machten, und ihre Existenz dauerte im günstigsten Fall ein halbes Jahr (. . .). Ganze Kommandos verschwanden eines Tages zusammen mit den Getöteten (. . .). Es ist heute schwer zu sagen, in welchem dieser Lager ich meinem Tode wirklich näher war (. . .). Vermutlich gab es keinen Unterschied!« (Edward Garwoliński)

Durch einen glücklichen Zufall ist ein ungemein wichtiges Dokument erhalten geblieben. Es handelt sich um die Rede, die Professor Włodzimierz Ławkowicz am 23. März 1945 im Lager Mauthausen gehalten hat anläßlich des Todes von Dr. Jerzy Gromkowski – „Grzela", der ebenfalls Häftling dieses Lagers war. Professor Ławkowicz ging auf die Unterschiede ein, die zwischen dem ehrenvollen und manchmal heldenhaften Tod des kämpfenden Soldaten und dem grauen, hoffnungslosen und verzweifelten Tod des Häftlings bestehen. Hier ein Auszug aus diesem Text, den Kazimierz Rusinek, ein Leidensgefährte aus dem Lager, aufbewahrt hat:

»Wir, die wir in den Konzentrationslagern einsitzen, sind Menschen, für die der Tod ein ständiger Begleiter ist. Um uns und neben uns sind Menschen gestorben, die uns nahe sind, und zu Hunderten und zu Tausenden sterben Menschen, die uns vielleicht fern und fremd sind, die aber gleichzeitig auch jemandem nahe und teuer sind, die jemandem bekannt sind, die von jemandem geschätzt und geliebt werden. Zu Tausenden sterben Menschen, zermalmt vom Räderwerk der ungeheuerlichen Vernichtungsmaschine, passive, möglicherweise zufällige Opfer des großen Kampfes, der im Gange ist.

Es sterben andere, ebenso machtlos gegenüber der Gewalt, aber sie sterben bewußt als Teilnehmer an diesem Kampf, unbewaffnet, aber bis zum Schluß unnachgiebig kämpfend. Sie sterben einen soldatischen Tod, könnte jemand sagen. Nein. Der Tod des Soldaten in der Hitze des Gefechts, das ist etwas ganz anderes als der Tod des bewußten politischen Häftlings, der lange Monate und Jahre festgehalten wurde in einem abstumpfenden seelenlosen Gefängnis, wo es galt, eine endlose Reihe elender Tage durchzustehen, zu überleben. Weit mehr als der Soldat im Kampfgetümmel, der seinen Kampfeseifer auch aus all dem nähren kann, was ihn umgibt, weit mehr von dem wahren, von innen entfachten Kampfgeist muß der politische Häftling besitzen, wenn er angesichts all der Stumpfheit, die ihn umgibt, angesichts der Eintönigkeit, der manchmal fast tödlichen Stille, der manchmal fast verzweifelten Hoffnungslosigkeit am Kampf festhalten soll, wenn jeder noch so graue, eintönige Lagertag, jeder Tag eines langsamen Sterbens, jeder Tag eines ohnmächtigen Zuschauens beim Sterben anderer für ihn ein mühseliger Tag des Kampfes mit all dem Äußeren, mit der Hoffnungslosigkeit, mit der Eintönigkeit sein soll, wenn er durch all solche Tage hindurch imstande sein soll, wie ein Soldat zu marschieren, in dem Wissen, daß, falls er noch

vor dem Ende dieser hoffnungslosen Tage sterben muß, ein Soldat in diesen Tod geht, daß aber ein unbewaffneter Märtyrer stirbt. Ein solcher Tod – der Tod in einem nicht zu Ende geführten Kampf – ist vielleicht das Schwerste. Einen schweren, unendlich schweren Tod des Soldaten, der kämpfen möchte, aber zu einem unbewaffneten Märtyrertum verurteilt ist, sterben all die in den Gefängnissen und Konzentrationslagern, die bis zum Schluß unnachgiebig und unbesiegt ihre Ideen verteidigen. Bis zum Schluß unbesiegt, wenn andere ihren Kampf weiterführen, wenn die Lebenden ihre Bürde aufnehmen. Einen solchen Tod ist mein Freund gestorben.«
(Ławkowicz, 1945)

Die Atmosphäre des Todes im Lager wurde – abgesehen von den physischen Beschwernissen – vor allem gekennzeichnet durch die „unablässige, ständige, allgegenwärtige Angst, die zu den ganz und gar absichtlich und planmäßig eingesetzten Elementen eines Systems gehörte, das aus der Notwendigkeit des Terrors entstanden war" (Kamiński, 1964, S. 230). Kajzer hat (1962, S. 44) mit Recht darauf hingewiesen, daß die Angst vor dem Schlag schlimmer war als der Schlag selbst, so wie ein Schlag ins Gesicht in der Seele eines Menschen Spuren hinterlassen kann, die die physische Verletzung überdauern.

Zum Abschluß dieses Kapitels über die Atmosphäre des Todes in den Lagern sei noch die folgende Stellungnahme zitiert: „Allein die Lebensbedingungen in den Nazi-Konzentrationslagern haben unzählige Häftlinge getötet, die ohne direkte Gewalteinwirkung eines ‚natürlichen' Todes gestorben sind. Genaugenommen mangelte es dem Häftling dauernd an allem." (Kamiński, 1964, S. 226)

Methoden der Ausrottung

In diesem Kapitel haben wir Äußerungen zusammengestellt, die sich auf Methoden der massenhaften oder individuellen, indirekten oder direkten Tötung beziehen – unter Berücksichtigung der subjektiven Beurteilungen und der Gemütszustände, die die Häftlinge als Augenzeugen dieser Verbrechen durchlebt haben. Diese Zusammenstellung soll deutlich machen, wie unglaublich raffiniert die Methoden der Tötung im Lager waren und wie sie sich auf die Psyche der Häftlinge auswirkten.

»Es gab im Lager eigentlich zwei Todesarten. Am schlimmsten war das langsame Dahinsterben als Folge von Auszehrung, Entkräftung, Krankheit, Durchfall, Infektion und Tod durch Erschöpfung. Manchmal half ein Kapo nach, ein SS-Mann, häufig ein rascher Wetterwechsel, verhältnismäßig selten auch der Selbstmord, wenn einer in den elektrisch geladenen Stacheldraht rannte (. . .). Die Stimmung der Menschen in der Erwartung des Todes war Ohnmacht, gekennzeichnet durch Verzweiflung, zumeist aber Gleichgültigkeit, selten panische Angst. Ich habe bei ihnen nicht einmal einen Abwehrwillen beobachtet, denn es gab keinen, und oft war auch kein Wille zum Leben vorhanden. Als ich ‚resignierte', gab es keine Abwehrmöglichkeit mehr. Man verfiel zwangsläufig in einen Zustand der Resignation. Dabei dachte ich selten an den Tod und machte auch keine Zukunftspläne, sondern ich durchlebte in Gedanken noch einmal die Vergangenheit (. . .).

Ich rechnete eher mit der anderen Todesart, mit dem plötzlichen Tod, verurteilt zum Tode, erschossen, erhängt, vergast. Das war eine andere Todesart, und sie wurde von den Verurteilten anders erlebt. Es war ein gewissermaßen verdienter Tod; ‚sag meiner Mutter, sag meiner Frau, sag meiner Verlobten, daß ich dem Tod tapfer ins Gesicht geschaut habe'. So starben diejenigen, die in Block 11 erschossen wurden. Ich habe kurz im Bunker gesessen, in der Nähe von Genek Obojski. Die Erschöpften baten um den Tod, diejenigen, die verurteilt waren und auf die Vollstreckung warteten, schwiegen, eine andere Hoffnung gab es nicht mehr. Ruhig vernahm ich durch das vernagelte Fenster vom Hof her die Schüsse vor der Todeswand. Ich dachte, wenn es doch endlich vorbei wäre. Noch mehrere Jahre nach Kriegsende behielt ich diese Gelassenheit gegenüber dem Tod, erst später gewann ich das Leben lieb, und jetzt läßt es mich nicht mehr gleichgültig, wenn ich daran denke, daß der Tod auf mich wartet.«
(Aleksander Giermański)

Allein schon die Verhältnisse im Lager waren dazu angetan, binnen kurzer Zeit den Tod der Häftlinge herbeizuführen, ohne daß Funktionäre unmittelbar und aktiv einzugreifen brauchten.

»1. Der Häftling mußte arbeiten, und das oft sehr schwer, um dem Deutschen zu opfern, was ihm noch geblieben war, seine Kräfte und Fähigkeiten. 2. Gleichzeitig waren die Ernährungsbedingungen so unzureichend, daß der baldige Tod von vornherein feststand (. . .). 3. Die schlechten Ernährungsbedingungen lösten bei jedem ankommenden Häftling einen bösartigen Durchfall aus, dem unter Lagerbedingungen kaum beizukommen war. Viele hielten schon diesem ersten Test des Lagerlebens nicht stand (. . .). 4. Einen nicht geringen Anteil an der Liquidation der Häftlinge hatte der Mangel an elementarsten hygienischen Voraussetzungen; es fehlte an Wäsche und an Bädern, für das Waschen war kaum Zeit, und viele Häftlinge mußten sich ein Handtuch teilen. Die Folge davon war eine verbreitete Krätze, allgemeine Verlausung und Typhusepidemien, die in Wellen kamen und die Häftlinge dezimierten. 5. Auch die Wohnverhältnisse in den Blöcken trugen zur Liquidierung der Häftlinge bei. Oft war es so eng, daß an Schlafen einfach nicht zu denken war (. . .). Das galt besonders für die sogenannten Zugangsblöcke (. . .). 6. Die Lagerordnung in den Blöcken – besonders in Dachau – war so pedantisch und so perfide ausgedacht, daß sie den Blockältesten, den Stubenältesten und den SS-Männern geradezu unbegrenzte Möglichkeiten gab, die Häftlinge zu schlagen, zu treten, zu schikanieren und auf jede erdenkliche Weise zu demütigen. Mancher Häftling ist daran zugrunde gegangen. Sehr viele sind schwach geworden und zusammengebrochen.« (Jan Marszałek)

Der Tod durch Erschöpfung und Auskühlung wurde durch die atmosphärischen und klimatischen Bedingungen herbeigeführt, besonders in Auschwitz. Die Appelle, besonders die

Strafappelle, waren so organisiert, daß sie einen Zweck verfolgten: die physische und psychische Erschöpfung des Organismus herbeizuführen.

»Wenn Schnee und Sturm die Arbeit außerhalb des Lagers unterbanden, ließ man die Häftlinge dennoch nicht in den Block. Wenn wir an solchen Tagen wegen des Schneesturms nicht zur Arbeit ausrücken konnten, spazierten wir in Kolonnen über den Appellplatz. Ich sage Spazierengehen, denn tatsächlich zogen wir sehr langsam um den Appellplatz, und dahinter steckte die Absicht, daß die Häftlinge erfrieren sollten. Von den Kapos, die uns beaufsichtigten, hatte keiner etwas dagegen, wenn wir uns ausruhten. Wir durften uns sogar in den Schnee setzen. Das endete natürlich mit dem Erfrierungstod. Wir warnten uns gegenseitig davor, auf diese Weise auszuruhen, aber viele Häftlinge waren schon so abgestumpft, daß sie auf die Warnung nicht hörten und sich in den Schnee setzten, um nie wieder aufzustehen.

Ich selbst habe mich nie hingesetzt, habe während des Marsches mit den Füßen gestampft und beharrlich die typischen Armbewegungen zum Aufwärmen gemacht, und doch spürte ich, wie ich langsam erfror. Das sah so aus, daß mir irgendwann nicht mehr kalt war und mich eine solche Müdigkeit überkam, daß ich Lust hatte, mich zum Schlafen sogar in den Schnee zu legen, der nun etwas Anheimelndes gewonnen hatte. Die heiße Suppe zum Mittagessen belebte den Kreislauf, aber nach der Mittagspause begann erneut das allmähliche Erfrieren. Glücklicherweise gab es nicht allzuviele solcher Tage, an denen wir nicht zur Arbeit ausrückten.« (Marian Zieliński)

Gelegentlich kam der Tod nachts im Schlaf, das war der „stille Tod".

»Eines Tages wurde ich im Zugangsblock 9 morgens wach und bemerkte, daß mein Gefährte, ein älterer Häftling, mit dem ich unter einer Decke schlief, tot war. Wir haben zwar miteinander gesprochen, aber ich weiß heute nicht mehr, wer er war. Er hat sich nicht beklagt. Er starb so ruhig und still, daß ich nicht weiß, wann es passiert ist.« (Jan Marszałek)

»Manchmal kam der Tod unverhofft. Ich teilte das Lager mit K., einem Schulleiter. Das Stück Brot, das wir erhielten, aß er langsam. Traurig schaute er in die Ferne. Bei Tagesanbruch weckte uns der Blockälteste durch Trommelschlag. Ich fuhr hoch, doch mein Nachbar stand nicht auf. Er lebte nicht mehr. Trotz der vielen Gefährten in der Baracke ist er still und einsam gestorben. Dieser Tod war für mich wieder eine Mahnung, daß das Leben so unbemerkt enden kann. Dieser scheinbar normale Tod, dieser stille Tod, erschütterte mich.« (Marian Zieliński)

Die Funktionsträger wandten eine ganze Reihe von Methoden an, um die Häftlinge psychisch fertig zu machen, verschiedene Verfahren, deren Ziel es war, ihren Widerstand, ihren Glauben ans Überleben zu brechen, ihnen jede Hoffnung auf ein Überstehen des Lagers zu rauben.

»Geschlagen und getreten, gedemütigt, gehetzt und bedroht, lebten die Häftlinge in einer Atmosphäre des tagtäglich an Tausenden von unschuldigen Menschen begangenen Mordes, der stinkenden, von den bei Tag und Nacht verbrannten Opfern aufsteigenden Rauchwolken. Das alles war eine entsetzliche psychische Belastung, die einer, der nicht dort gewesen ist und das nicht selbst erlebt hat, nicht verstehen kann.

Es waren also nicht nur der Hunger, die Arbeit, das Schlagen und Treten, die Erniedrigung, die Krankheiten und die Epidemien, die ständige Bedrohung des eigenen Lebens, sondern auch diese schreckliche psychische Belastung durch die Atmosphäre des tagtäglichen ungestraften Mordes an Tausenden unschuldiger Menschen, was die Häftlinge zermürbte, ihnen jede Hoffnung und jede Kraft im Kampf ums Überleben raubte. Viele begingen Selbstmord, indem sie in den Hochspannungsdraht liefen. Wenn ich nachts Schüsse hörte, betete ich für die Sterbenden, unglückliche Menschen, welche die ständige Morddrohung psychisch nicht mehr ausgehalten hatten (. . .).

Was die Häftlinge erledigte, war die Art, in der man mit ihnen umging, und das ganze System der Strafen und Repressionen. Die Häftlinge sollten gar nicht erst an Unabhängigkeit, Widerspruch und Auflehnung denken. Man hat sich deshalb Methoden erdacht, um alles Menschliche aus dem Menschen herauszuprügeln, so daß er völlig terrorisiert und vollkommen gehorsam wurde, gleichsam ein lebender Automat.

Der Häftling (. . .) durchlief Blöcke, in denen verschärfte Disziplin herrschte: ständiges Schlagen und Treten der Gefangenen, fortwährend Flüche und abscheuliche Ausdrücke, Erniedrigungen und Beschimpfungen, dauerndes Anschreien und furchtbare Enge. Immer kamen neue Gefangene, ständig neue Gesichter und unbekannte Menschen. Es waren nicht die Bedingungen, um Freundschaften zu schließen. In dieser Hölle fühlte sich jeder Mensch einsam und verlassen, verloren, verängstigt, ständig bedroht und völlig machtlos (. . .). Ältere und schwache Menschen hielten das nicht aus und starben sehr häufig schon im Zugangsblock.« (Jan Marszałek)

Man brauchte, wie gesagt, nur für kurze Zeit den Glauben zu verlieren, daß man das Lager überleben könne, und schon kam der Tod, gleichsam unbemerkt.

»Halina Zwolińska kam mit der Überzeugung ins Lager, sie würde es nicht überleben. Sie nahm keinen Ratschlag an, ein freundliches Wort oder eine kleine Hilfeleistung ließen sie ungerührt. Sie machte keine Anstrengungen zur Selbsterhaltung. Wenn sie sah, wie wir uns bemühten, etwa unsere durchnäßte Häftlingskleidung zu trocknen, setzte sie ein trauriges, nachsichtiges Lächeln auf. Jung und stattlich wie sie war, ist sie bald gestorben«.

»Der Tod war in den Lagern etwas so Alltägliches, daß es keine Metapher ist, wenn man sagt, es gab mehr Tod als Brot. Außer dem Tod aus der Phenolspritze, außer dem Tod durch einen Schuß aus der Pistole mit Schalldämpfer, außer dem Tod am Galgen, außer dem Tod in der Gaskammer, außer dem Tod infolge einer Nierenspiegelung während der Untersuchung,

außer dem Tod im Bunker, außer dem Tod als Folge der Tritte von Kaduks Stiefeln, gab es den Tod als Folge hungerbedingter Auszehrung des Organismus, von Typhus, Durchfall, als Folge eines ganzen Sortiments ansteckender Krankheiten, gab es ihn schließlich als Resultat psychischer Erschöpfung, und dieser hält seine Ernte bis zum heutigen Tag, und ich bin wohl nicht weit von der Wahrheit entfernt, wenn ich sage: Solange es Häftlinge der Nazilager geben wird, solange wird der Tod ernten, was dort gesät wurde.« (Alojzy Fros)

Ein besonders starker psychischer Schock war für die Häftlinge die obligatorische Anwesenheit bei öffentlichen Hinrichtungen von Häftlingen, die „aufgefallen" waren, die versucht hatten, Widerstand zu leisten, und sich gegenüber den Bewachern aggressiv verhalten hatten, aber auch – und das war die Regel – von Personen, die versucht hatten, aus dem Lager zu fliehen.

»Es hatte einen Fluchtversuch gegeben, an dem rund 40 Häftlinge beteiligt waren. Anderntags wurde dieser ganze Transport auf dem Hof der Strafkompanie aufgestellt, den Häftlingen wurden die Hände mit Stacheldraht auf den Rücken gefesselt, und eine Kompanie mit Hunden führte sie ins Gas. Aus dem Krankensaal wurden Typhuspatienten herbeigetragen und im Hof auf den Boden gelegt. Vier von uns rief man aus dem Block heraus, darunter auch mich, und jetzt mußten wir zu zweit einen Kranken nehmen und in sitzender Stellung festhalten, und Moll trat von hinten heran und schoß ins Genick. Was für eine schreckliche Sache und was für ein entsetzliches Gefühl, bei der Tötung eines bewußtlosen und unschuldigen Kameraden den Henkersknecht zu spielen (. . .).«

»Im Januar 1945 mußte ich in Auschwitz eine Hinrichtung mit ansehen. Nach dem Appell hatten wir zu bleiben. Zwei sehr junge Jüdinnen wurden aufs Schafott geführt. Sie gingen ruhig, ohne Widerstand, wie im Traum. Sie stiegen die drei Stufen zum Schafott hinauf, stellten sich auf den Hocker, ließen sich die Schlinge um den Hals legen, ein jüdischer Häftling stieß ihnen den Hocker unter den Füßen fort, und sie hingen; es war schrecklich, aber da hingen sie. Ein paar Minuten vorher hatten sie noch gelebt, sich bewegt – eine Sekunde, und alles war vorbei. Sie hingen mit seitwärts geneigtem Kopf. Durch die Reihen der versammelten weiblichen Häftlinge ging ein Schluchzen (. . .). Gleich nach der Hinrichtung, einfach um des Gegensatzes willen, trieb man uns in den Block, in dem sich das SS-Kino befand. Dort wurden uns zwei deutsche Filme vorgeführt: ‚Der Pinguin' und ‚Zwei Schwestern'. Ich war wie betäubt von dem, was einen Augenblick zuvor geschehen war, aber auch davon, daß ich nach über zwei Jahren einen Liebesfilm sah. Entsetzlich.«

»Besonders eindrücklich habe ich (. . .) eine öffentliche Hinrichtung erlebt, bei der ein 22jähriger Bursche aus Krakau, mit dem ich in dem selben Kommando gearbeitet hatte, gehenkt wurde. Man hängte ihn auf dem Appellplatz, weil er aus dem Lager geflohen und auf der Flucht gefaßt worden war. Alle Häftlinge des Nebenlagers wurden zum Richtplatz getrieben. Nachdem er das Schafott bestiegen hatte, rief der Delinquent: ‚Es lebe Polen, macht's gut Jungs!'. Das Schrecklichste war, daß er noch zwanzig Minuten lang Lebenszeichen von sich gab, er hat furchtbar gelitten. Der Eindruck dieser Ermordung war umso stärker, als ich zweimal die Qual durchgemacht habe, daß man mich henkte, um Geständnisse zu erzwingen. Beide Male wurde mir der Strick vom Hals genommen, bevor ich das Bewußtsein verlor.«
(Arnold Andrunik)

»Ende Februar 1945 kam ein SS-General mit einem Haufen SS- und Gestapo-Leuten nach ‚Dora' und erklärte bei einem Sonderappell, es sei zu Sabotage gekommen und die V2 habe bei Abschußversuchen versagt. Die Sabotage legte man russischen Häftlingen und Kriegsgefangen zur Last. Es wurde Befehl gegeben, die Häftlinge bei der geringsten Verfehlung in der Arbeit auf der Stelle zu erschießen. Zur Warnung schleppten sie eines Tages alle Häftlinge aus dem Bunker und der Baracke und nahmen vor den Augen aller Häftlinge des Lagers an ihnen – es waren einige Dutzend – eine Massenhinrichtung vor. Nachts holten sie sich Häftlinge aus den Baracken und hängten sie zusammen an den Balken in den Haupttunneln auf. An einem Balken hingen 12 Häftlinge, und darunter hindurch gingen wir zur Arbeit. Einmal wurden 40 bis 48 Häftlinge gleichzeitig aufgehängt. Es war ein entsetzlicher, bedrückender Anblick.«
(Józef Janus)

Die nachfolgend zitierten Mitteilungen lassen ganz ungewöhnliche und ausgefallene Verfahren der Mißhandlung und Tötung von Häftlingen erkennen. Sie zeugen von einer ungeheuren moralischen Entartung der Lagerfunktionäre, von ihrem Sadismus:

»Schon während der ersten Tage meines Lageraufenthalts rannte einer der Mithäftlinge aufgeregt und verängstigt zwischen uns umher, weil er das Kärtchen mit seiner Lagernummer verloren hatte (. . .). Wegen des Verlusts der Häftlingsnummer wurde er dermaßen verprügelt, daß nach einigen Wochen nur noch ein Schatten von ihm übrig war (. . .). Ich denke deshalb daran zurück, weil ein Häftling, der schon zu Beginn des Lageraufenthalts seelisch zusammenbrach, keine große Chance hatte, das Lager lebend zu verlassen.

Der erste Tote, den ich in meinem Saal zu Gesicht bekam, war ein älterer Häftling. Von der Arbeit erschöpft, legte er sich auf den Boden, auf den Strohsack. Am Morgen war er schon nicht mehr am Leben. Man könnte sagen, er hatte einen ruhigen Tod. In den folgenden Tagen häuften sich solche Todesfälle (. . .). Ich habe auch solche gesehen, die auf der Flucht getötet wurden. Die Deutschen legten diese Erschossenen auf Bohlen neben das Haupttor. Daneben stellten sie Schilder mit der Aufschrift: ‚Sie wollten fliehen'. Das sollte uns vor einer Flucht aus dem Lager warnen.« (Piotr Hirońi)

»Ende April 1941 wurde ich zum Straßenbau innerhalb des Lagers Auschwitz abkommandiert. Eines Tages wurde ich in Block 14 gerufen, wo sich einige SS-Männer und rund 20

jüdische Neuankömmlinge befanden. Ich mußte ihnen einen Straßenabschnitt zuweisen, Hacken, Schaufeln und Schubkarren an sie austeilen, und sie sollten eine Rinne graben und die Erde fortschaffen (. . .).

Nach einiger Zeit ging ich nachschauen, wie die neuen Kollegen arbeiten. Einige lagen schon blutüberströmt am Boden und die SS-Männer schlugen mit Schaufelstielen wahllos auf sie ein (. . .). Die SS-Männer suchten sich fünf Kameraden aus, die sich hinsetzen mußten, ein Bein in Kniehöhe über einen Bordstein gelegt, mit dem Fuß am Boden. Neben jedem stand ein SS-Mann, und auf ein bestimmtes Zeichen hin sprangen alle mit beiden Füßen auf den Unterschenkel des über den Bordstein gelegten Beines. Es ertönte ein furchtbarer Schrei, und man hörte das Krachen der brechenden Knochen. Die SS-Männer lachten jedoch und mißhandelten auch noch die übrigen aus der Gruppe. Ich konnte das Stöhnen und den schrecklichen Anblick nicht ertragen und kehrte zu meinem Kommando zurück. Als ich vor der Mittagszeit noch einmal an diesem schrecklichen Ort nachschaute, waren die SS-Männer nicht mehr da, kein Häftling arbeitete, sondern die 20 Kameraden lagen tot oder halbtot in ihrem Blut. Solche Fälle, aber nicht ganz so schrecklich, gab es mehrere, und immer blieben Tote zurück. . .

Einmal hatte es geregnet, die Zufahrt zu unserem Block und der Hof standen voller Pfützen. Nach dem Appell nahm ein SS-Mann die ganze Strafkompanie und befahl, uns auf den Boden zu legen und uns so lange zu wälzen, bis das Wasser aus den Pfützen in unsere Kleider eingezogen war. Anschließend mußten wir uns nackt ausziehen und so lange auf dem Hof hin- und herlaufen, bis wir in Schweiß gebadet waren. Dann suchten sich die Kapos drei Häftlinge aus, stellten sie unter den Wasserhahn und ließen ihnen so lange Wasser über den Kopf laufen, bis sie einen Anfall bekamen, der Reihe nach umfielen und in der Nacht starben.

Einmal diskutierten die Kapos darüber, wie man einen Häftling am einfachsten töten könne. Da nahm der Kapo Getinger eine Hacke, befahl einem Häftling, sich hinzuhocken und den Kopf zu beugen, dann schlug er ihm mit dem Stiel der Hacke ins Genick. Der Häftling fiel um, sein Hals schwoll sofort um einige Zentimeter. Die Kameraden trugen ihn in den Block, wo er starb. Der Kapo Bagiński suchte sich dagegen einen dicken, starken Juden aus, der den Hosengürtel ablegen mußte, dann mußte er ihn in einer Schlinge um den Hals legen und sich auf dem Boden ausstrecken. Der Kapo nahm das Ende des Gürtels in den Hand und drückte mit dem Fuß die Schlinge zu. Das Opfer zappelte mit Händen und Füßen, wenn es aufhörte, lockerte der Kapo die Schlinge, und so trieb er es ziemlich lange. Als er sah, daß der Häftling schon stark geschwächt war, rief er einige Kollegen herbei, legte ihm einen Strick um die Füße, und sie hängten ihn mit den Füßen am Dachsparren auf. In der Nacht starb der Häftling.« (Franciszek Gulba)

Die geringsten Chancen, das Lager zu überstehen, hatten die Juden, unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit. Sie auszurotten war einer der Hauptgründe, aus denen die Vernichtungslager eingerichtet worden waren. Kein Wunder, daß man gerade sie mit besonders raffinierten Ausrottungsmethoden traktierte. Das zeigte der folgende Bericht aus dem Lager Gusen.

»Besonders grauenerregend war eine Gruppe von Juden, die *Dreckträger*. In löchrigen Holzgefäßen trugen sie die menschlichen Exkremente aus dem Lager, hauptsächlich aus dem Krankenrevier, zu einer früheren Kiesgrube, die einige hundert Meter von den Baracken entfernt war. Diese Menschen gehörten zur Strafkompanie. Der Kapo war dauernd mit einem dicken Knüppel oder einem Stock hinter ihnen her, damit sie den Weg zwischen den Baracken schneller zurücklegten. Diese Leute hatten gebrochene Nasen, abgerissene Ohren, ausgeschlagene Zähne, bei vielen sah man nur das vertrocknete Blut, nachdem ihnen Hautfetzen vom Schädel gezogen worden waren. Hände und Finger waren blutig, die Kleider hingen in Fetzen, und der Körper war voller Kot. Diese Bilder erinnerten an den blutbefleckten Christus auf dem Weg nach Golgatha. Hier hatte die Abscheulichkeit der Menschenschinderei ihren Höhepunkt erreicht. Wenn diese Gruppe jedoch zum Abendappell antrat, mußte sie relativ sauber sein, durfte sie nicht stinken. Ich habe aus der Nähe beobachtet, wie diese Menschen in einer tiefen früheren Kiesgrube gebadet wurden. Unter der Aufsicht von SS-Männern warfen Funktionshäftlinge die Unglücklichen ins Wasser und schauten zu, wie die Ertrinkenden reagierten. Während die einen um ihr Leben kämpften, machten sich ihre Häscher über sie lustig und rissen Witze über sie, es war entsetzlich und kam mir wie ein schrecklicher Traum vor. Am Ufer stand ein SS-Mann und hielt einem Ertrinkenden einen langen Stock hin, der Häftling hielt sich daran fest und gelangte ans Ufer. Für einen kurzen Augenblick sah ich in dem SS-Mann einen Menschen, doch dieser Eindruck war falsch. Der ‚Retter', der den Ertrinkenden aus dem Wasser gezogen hatte, stieß diesen plötzlich wieder zurück und quittierte diesen Streich mit satanischem Gelächter (. . .). Auf diese Weise wurden später alle Juden in Gusen erledigt. Was die erwähnten Juden empfunden haben, haben die Psychiater und Soziologen nicht mehr erfahren, weil die Gefolterten nicht mehr unter uns sind.« (Marian Zieliński)

Über den Tod durch Vergasung sind aus verständlichen Gründen die wenigsten Berichte erhalten geblieben. Nur in Ausnahmefällen hatten Häftlinge die Möglichkeit, diese Methode der Massentötung zu beobachten. Sie konnten sich jedoch eine Vorstellung machen anhand der verzweifelten Schreie, die in den ersten Minuten nach dem Einlassen des Gases aus den Gaskammern drangen, und anhand des unmenschlichen Anblicks der ineinander verkrallten Leichen, die sie nach der Vergasung aus den Kammern herauszutragen hatten.

»Das Gas begann unverzüglich zu wirken. Die Häftlinge des Sonderkommandos hörten durch die dicken Wände hindurch die Schreie der erstickenden Menschen, das ging zwei Minuten so, dann wurde alles still. Gas tötet nicht sofort, es mordet unter Zuckungen, es erstickt, es läßt die Augen allmählich aus den Höhlen treten, es paralysiert die Atemwege, die Muskeln werden gelähmt, und der Tod tritt nicht sehr schnell ein, der

Mensch schreit, sucht nach Rettung, windet sich, schlägt die Nägel in die Wände, blutet aus der Nase und schließlich klammert er sich unter entsetzlichen Qualen in den letzten Zuckungen an den anderen und stirbt. Die Gliedmaßen der Menschen hingen derart miteinander zusammen, daß die Leiber einen einzigen großen Haufen bildeten. Die Gesichter waren gezeichnet von dem großen Ringen mit dem Tode; die letzten Klagerufe dieser Menschen, die Versuche, die Tür aufzudrücken, der erstickte Schrei, das alles war umsonst. Die Hilferufe der Sterbenden und auch die Gebete einzelner blieben ohne Echo, von dort kam keine Rettung. Die Gebete nützten nichts, denn die Qualen waren dort grenzenlos. Kurz darauf wanderten die übereinandergestapelten Leichen der Vergasten durch den Rost des Krematoriums.« (Zygfryd Rębilas)

»Etwas so Schreckliches wie den Tod Tausender von Menschen in der Gaskammer kann man kaum beschreiben. Zehn Minuten lang drang aus einer Entfernung von 400–500 Metern ein Geschrei zu unseren Baracken, das so unmenschlich war, wie man es sich nur vorstellen kann, ein Schrei der Verzweiflung von Tausenden schrecklich leidenden Menschen. Dann trat eine unheilverkündende Stille ein, die für uns Lebende genauso grausam war wie der Todesschrei. Auf diese Weise haben die Nazis Millionen Menschen ermordet.«
(Józef Majchrzak)

»Bei Menschen, die Mut haben, ist der Tod infolge einer raschen Entscheidung frei von Angst (. .). Aber bei vollem Bewußtsein und im Vollbesitz der geistigen Kräfte im Bunker des Konzentrationslagers oder in der Isolierzelle des Gefängnisses auf den unausweichlichen Tod zu warten, ist sicher die schlimmste Qual. Man kann sich das entsetzliche Warten dadurch erleichtern, daß man sich in verstärktem Maße Gott, dem Vaterland oder einer Idee zuwendet, oder man kann es durch Selbstmord abzukürzen versuchen.

Volle vier Wochen lang wartete Tadeusz in einer unbeleuchteten Einzelzelle auf den Tod, mit Händen und Füßen an die Wand gefesselt. Ich erhielt durch Kassiber Nachricht von ihm. Er schrieb bruchstückhafte Sätze auf Papierfetzen. ‚Ich weiß, daß ich sterben werde. Mir ist kalt. Die Ketten drücken mich. Wenn ich bete, fühle ich mich leichter. Die Zeit wird mir lang. Bewahre mir ein gutes Andenken. . .' Ich war ratlos. Ich fand keine Antwort auf die Frage, warum man die Hinrichtung nicht gleich nach dem Ende der Untersuchung vollstreckt hatte, sondern den Häftling zusätzlich folterte (. . .). Nachdem man ihn am 17. September 1942 erschossen hatte, wartete ich auf meinen Tod, und ich war so gleichgültig geworden, daß ich keine Angst empfand. Dann kam die Angst wieder und mit ihr das volle Bewußtsein. Ich hatte keine Angst mehr, an den toten Tadeusz zu denken. Im Gegenteil, er ging mir nicht aus dem Sinn und mit ihm alle, die nicht mehr unter den Lebenden weilten. Ich kann den Seelenzustand nicht definieren, aber eigentlich war ich mehr mit ihnen zusammen als mit den Lebenden. Ich fühlte mich in jener Welt viel besser als in dieser, und fast war ich neidisch auf sie, fast wollte ich wirklich mit ihnen sein (. . .).« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

Noch grausamer war der Tod durch langsames Ersticken in einer engen Zelle infolge mangelnder Luftzufuhr. Dieses allmähliche Sterben zog sich über Stunden, ja über Tage hin. Wie die Praxis gezeigt hat, konnte man auch aus dieser bedrückenden Lage noch lebend herauskommen.

»Am ersten Samstag im Februar 1942 wurden 45 Kameraden von uns aus Block 9 wegen angeblicher Vergehen verurteilt, fünf bis sieben Nächte im Bunker zu verbringen. Weil es an Platz fehlte, schloß uns der *Blockführer* in die Zelle 23. Dort sind 32 Kollegen wegen Luftmangels umgekommen, aber 13 von uns blieben am Leben. Es war eine schreckliche Nacht, wenn man hörte, wie die Kameraden um Hilfe baten, wenn man das Geröchel hörte, wenn sie nach Luft schnappten wie ein Fisch, den man aus dem Wasser genommen hat, und keiner konnte dem anderen helfen, und als man selbst spürte, daß man keine Luft mehr bekam, wie schwer es war, als einen die Kräfte verließen und es keine Hilfe gab, bis man schließlich das Bewußtsein verlor.« (Franciszek Gulba)

Manche der Bewacher quälten die Häftlinge gern in der Weise, daß sie Hunde auf sie hetzten. Diese Hunde hatten eine spezielle Dressur erfahren, und man benutzte sie hauptsächlich dazu, aus dem Lager entflohene Häftlinge aufzuspüren.

»Anfang August 1942 schickte mich (. . .) *Lagerführer* Schwarzhuber zum Straßenbau in der Nähe des Krematoriums III (. . .). Wir hatten schon drei Tage gearbeitet, und ein ganz schönes Stück der Straße war bereits fertig. Am Nachmittag durchquerten drei Lastwagen voll mit halbnackten weiblichen Häftlingen die Baustelle und fuhren zu dem kleinen Haus im Wald, das als getarnte Gaskammer hergerichtet war. Die Wagen wurden unverzüglich von SS-Männern mit Hunden umstellt, und als die leeren Wagen weggefahren waren, wurden die Türen dieses Gebäudes geöffnet und die Häftlinge aufgefordert hineinzugehen, was sie jedoch nicht taten. Die Aufforderung wurde ein zweites und drittes Mal wiederholt, als das nicht fruchtete, wurden fünf oder sechs Hunde auf die Frauen losgelassen. Die Hunde bissen wie wilde Bestien in die Kehlen hinein, bissen Hände ab, zogen die Haut vom Rücken, rissen Brüste und Bäuche auf, verstreuten ganze Eingeweide auf dem Platz unter dem entsetzlichen Geschrei der Opfer. Das geschah vor den Augen von rund hundert Menschen, die etwa 50–60 Meter von diesem Gebäude entfernt beim Straßenbau arbeiteten. Mehr als ein Dutzend Häftlinge blieben tot und halbtot auf dem Platz zurück. Die SS-Männer trieben einige der Frauen an, diese Leichen einzusammeln und in das Gebäude zu tragen. Die Türen wurden geschlossen und es trat Stille ein (. . .).« (Franciszek Gulba)

»Vor der Küche in Birkenau ließ sich einer der SS-Männer einen Stuhl holen, setzte sich hin, schlug eine Zeitung auf, forderte einen *Häftling* auf, sich vor ihm aufzustellen, und ließ kurz darauf einen Polizeihund auf ihn los. Der Hund stürzte sich auf den Häftling, riß ihm die Kleider herunter, durchbiß ihm die Kehle und legte die Eingeweide bloß. Der SS-Mann war

mit Lesen beschäftigt. Als er sah, daß der Hund fortging, erhob sich der SS-Mann und ging in die Küche. Wir haben das Ganze aus einem Abstand von wenigen Schritten beobachtet. Wo kurz zuvor der SS-Mann gesessen hatte, lagen der zerbissene Körper und der umgefallene Stuhl.« (Józef Brudz)

»Wenn sich die Häftlinge in Birkenau nach dem Abendappell hingelegt hatten, zerrte der Blockälteste die schlaftrunkenen Männer auf den Korridor und setzte ihnen den Stiefel auf den Kehlkopf; auf diese Weise sind auf einen Schlag 50 bis 70 Häftlinge umgekommen. Ich habe aus dem oberen Stock zugesehen. Dieser Mensch machte sich aus dem Tod ein Vergnügen. Es war ein grausames Vergnügen.«
(Józef Brudz)

Nicht selten zwang man Häftlinge, Urteile an anderen Häftlingen zu vollstrecken. Daß aus dieser Praxis schwierige moralische Probleme erwuchsen, kann man sich leicht vorstellen. Sie machten jedoch den Häftlingen nicht lange zu schaffen, weil sie kurz darauf selbst zu Opfern wurden.

»Ich habe gehört, daß man in manchen Nazi-Gefängnissen und Lagern (z.B. in Myslowitz) sagen wir zehn Häftlinge auf den Appellplatz führte und fünfen von ihnen befahl, ihre Kollegen aufzuhängen. Wenn sie es nicht taten, wurden sie selbst mit dem Tode bestraft. Wie ich gehört habe, führten diese Häftlinge aus Angst vor dem Tod meistens den Befehl aus. Unmittelbarer Zeuge eines solchen Ereignisses bin ich nicht gewesen, ich habe jedoch mehrfach aus verschiedenen glaubwürdigen Quellen davon gehört.« (Jan Sikorski)

»Juli 1942, Block 11 in Auschwitz. Ein Franzose, 40 bis 45 Jahre alt, ist vor dem Morgenappell aus dem Tor [von Block 11] entwichen und direkt auf den unter Hochspannung stehenden Draht zugerannt. Der Wachtposten hat schon auf ihn angelegt, doch es gelingt, ihn zu fassen und zu retten. Er hat indes sein Vorhaben wiederholt, und am dritten Tag war er bereits im Krematorium.

1943, ein junger Pole aus der Gegend von Lublin, 23 bis 26 Jahre alt. Er arbeitete dort, wo ich auch arbeitete (Barackenbaukommando). Wir mochten ihn. Bei der Arbeit sagte er, er müsse seinem Leben ein Ende machen (. . .). Er erklärte, er sei ständig hungrig und möchte sich die Qual verkürzen. Während der Arbeit sammelte ich von den Kollegen ein bißchen Brot, gab es ihm und bat ihn, es zu essen und seine Absicht aufzugeben. 20 Minuten später schickte man mich in die Baracke, in der er allein arbeitete, aber ich fand ihn schon tot, auf dem Boden sitzend und mit Hilfe des Gürtels an einem Nagel aufgehängt; im Mund und in der Tasche hatte er noch das Brot.«
(Stefan Firlej)

Diese Auszüge stellen nur einen Bruchteil dessen dar, was die KZ-Schergen den Häftlingen zufügten. Die Liste der Methoden der Tötung und Verhöhnung menschlichen Lebens ließe sich endlos fortsetzen. Es gab, wie einer der Befragten schrieb, „eine reiche Auswahl".

»Ich habe mich an den verschiedenen Arten des Todes sattgesehen. Es gab damals eine reiche Auswahl: den Schlag mit dem Knüppel, das Ersticken eines am Boden Liegenden mit Hilfe eines Spatens, indem man sich auf den Stiel stellte, das Ertränken in der Tonne mit dem Wasser zur Brandbekämpfung, den Tod dessen, der vom Schlagen verrückt geworden war und in den Draht rannte; den Tod dessen, der während der Arbeit vom Wachtposten niedergeschossen wurde, den Tod dessen, der nach dem Schlagen von der Wache in Ketten weggeführt wurde, den Herzschlag desjenigen, der am Pfosten hing, den Tod dessen, der während eines Durchfalls in seinem Kot erstickte bis hin zum unbeschwerten Erlöschen des ausgemergelten Organismus in der Stille der Nacht. Vielleicht nenne ich noch die Berge durcheinander gewürfelter Leichen, die aus dem Gaskeller herausgezogen wurden, die blutigen Leichen, die nach der Erschießung in Block 13 haufenweise weggekarrt wurden, die schwankenden Leichenberge, die das Lagertor verließen. Eine reiche Auswahl (. . .).«
(Nikodem Piesczoch)

Erste Begegnung mit dem Tod

Über das, was sich im Lager wirklich abspielte, drangen nur dürftige Nachrichten nach draußen. Die Zeugen landeten früher oder später im Ofen des Krematoriums. Die Schilderungen derer, denen die Flucht aus dem Lager gelang, waren so unwahrscheinlich, daß man ihnen nicht glaubte. Die Legenden von einer „Todesfabrik" nahmen jedoch reale Gestalt an, sobald man das Lagertor durchschritten hatte. Die erste Begegnung mit dem Tod im Lager oder mit Leichen hinterließ gewöhnlich den tiefsten Eindruck. Verfolgen wir diesen Prozeß anhand einiger Berichte.

»Während der ersten Tage des Lageraufenthalts stieß ich vor dem Revierblock auf einen Haufen Leichen, die auf einen Wagen mit gewaltigen Rädern und großer Fläche geladen wurden. Die Leichen wurden wie Knochen aufgeladen, man warf sie auf den Wagen, es waren menschliche Skelette, der Anblick war schrecklich. Ich betete für die Seelen der Verstorbenen, daß sie in Frieden ruhen möchten (. . .).

Das zweite Erlebnis im Zusammenhang mit dem Sterben war mein Aufenthalt im Revier. Die Sterblichkeit war hoch, der Tod kam rasch und raffte junge und ältere Menschen in kurzer Zeit hinweg. Irena, eine enge Freundin aus meinem Transport, war lungenkrank. Sie wollte mich ständig um sich haben. Ich werde nie vergessen, wie ihr die Wanzen über die Stirn liefen, aber sie spürte es nicht. Es waren so viele Wanzen, sie waren so groß, daß ich weglaufen mußte, aber Irena rief mich zu sich. Es waren tödliche Wanzen, sie starb wie im Schlaf. Der Tod kam leicht, unbemerkt (. . .).« (Zofia Filipczyk)

»Ich mußte mich vor dem Herannahen des Todes in acht nehmen. Ich wollte mit ihm kämpfen, wußte aber selbst nicht, wie. Das Wichtigste war für mich, nicht zu schlafen, sondern wachzubleiben, ich stellte mir vor, der Tod käme während des

Schlafs, wenn ich also nicht schliefe, würde ich sogar den Tod überlisten. Ich war sehr schwach und erschöpft, drei Wochen lang blieb die Temperatur über 40 Grad.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Im Lager Auschwitz begegnete ich dem Tod einige Tage nach meiner Einlieferung, und zwar wurde ich in den HKB aufgenommen, und als man mich zum Krankensaal führte, sah ich durch die angelehnte Tür des Waschraums im Erdgeschoß des Blocks einen Haufen unbekleideter Leichen. Seit diesem ersten Anblick (und wenn ich die Augen zukneife, kann ich mir dieses Bild jederzeit wieder in Erinnerung rufen, sogar mit genauen Einzelheiten) bringe ich bis zum heutigen Tage diesen Leichenhaufen mit einem Holzstapel im Wald in Verbindung. Ich hatte damals Fieber, ich litt an Scharlach, aber dieses Bild hat sich mir so stark ins Gedächtnis eingeprägt, daß ich es bis an mein Lebensende nicht vergessen werde. Mehrere Wochen lang hat mich dieses Bild ständig verfolgt, ich konnte es keinen Augenblick vergessen, und ehrlich gesagt, ich hatte Angst, auch ich würde so enden (...). Wie mir Kollegen berichteten, handelte es sich bei diesen Leichen um Opfer, denen man Phenol gespritzt hatte (...).

In den ersten Tagen und Wochen haben mich alle Todesfälle stark mitgenommen, zumal ich oft Zeuge eines ungeheuren Lebenswillens, eines Kampfes um das entfliehende Leben war. Da ich gläubig bin, habe ich inbrünstig für die Sterbenden gebetet. Ich habe erfahren müssen, daß selbst die Kranken, die nur noch ein Schatten ihrer selbst waren und für die der Tod meines Erachtens eine Befreiung war, nicht sterben wollten, sie wollten um jeden Preis und trotz allem leben. Deshalb glaube ich bis heute, daß Selbstmörder Menschen sind, die in einer bestimmten Richtung psychisch krank sind.

Im Laufe der Zeit begann ich mich an den Tod zu gewöhnen, der Tod unter den Bedingungen des Lagers wurde zu etwas Alltäglichem, und wenn er nicht einen Menschen betraf, der mir nahestand, machte er keinen größeren Eindruck. Vielleicht war diese Reaktion so etwas wie eine instinktive Abwehr, um einen seelischen Zusammenbruch zu verhindern.«
(Alojzy Fros)

»Ich stand an diesem Tag neben dem Orchester, als die Arbeitskommandos von der Arbeit zurückkamen. Ich sah, wie in den letzten Reihen eines der Kommandos ein bewußtloser Häftling getragen wurde. Ich ging näher heran. Der Häftling, den man trug, war ein Vikar aus Biały Dunajec. Man trug ihn an Händen und Füßen, und sein Kopf hing schwer herab. Das Gesicht war blau, Mund und Augen standen offen. Ich sah vor meinem geistigen Auge den jungen Pfarrer aus Tarnów, einen schönen Mann, mit blitzenden Augen und einem Lächeln auf den Lippen, und nun dieser hier, den die Kameraden trugen, mit einem erstickten Schrei auf den weit geöffneten Lippen und Entsetzen in den aus ihren Höhlen hervortretenden Augen. Ich konnte die Tränen nicht zurückhalten. Das waren die ersten und die letzten Tränen, die ich im Lager vergoß, bis zur Stunde der Befreiung am 29. April 1945, als alle vor Freude weinten.

Wenn ich mir heute überlege, warum mich der Anblick des jungen Priesters, den man tot hereintrug, so erschüttert hat, dann denke ich, daß mir der leblose Körper des jungen Mannes, den man schon nach zweiwöchigem Lageraufenthalt bei der Arbeit ermordet hatte, jegliche Illusionen raubte (...). In seinen starren, weit geöffneten Augen sah ich unausweichlich die ganze schreckliche Wahrheit über das Leben und den Tod der Häftlinge in den Konzentrationslagern der Nazis.

Meine Tränen, das waren kurze Momente der Schwäche, die rasch vorübergingen. Vielleicht waren diese Momente sogar nötig, damit ich letzten Endes in mir die Kraft fand, um volle vier Jahre in den deutschen Lagern zu überstehen.«
(Jan Marszałek)

»In der Zeit vom 2. Mai bis zum 26. Juni 1941 saß ich im Gefängnis von Rzeszów in Zelle 44; unter den 18 Mithäftlingen befand sich dort ein gewisser Szpila, ein Eisenbahner, ungefähr 50 Jahre alt (...). Er war ein mutiger Mensch und genoß in der Zelle Sympathie und Achtung. Man brachte ihn nach Auschwitz.

Zwei Monate später war ich selbst in Auschwitz und fand ihn in einem der Blöcke: Er stand Schlange zum ‚Friseur'. Er war so verändert, so abgezehrt, daß ich ihn kaum erkannte. Mit dünner Stimme erklärte er mir, ganze Jahre im Gefängnis seien leichter zu überstehen als ein Tag in Auschwitz.

Als ich am gleichen Tag nach dem Abendappell noch einmal zu Szpila wollte, lebte er schon nicht mehr. Ich fand seine Leiche neben den in einer Ecke der Stube niedergelegten sterblichen Überresten einiger Häftlinge. Dieser Anblick machte auf mich einen starken, niederdrückenden Eindruck und ließ mich in eine seelischen Depression versinken, die ich kaum abzuschütteln vermochte. Das war meine erste Begegnung mit dem Tod im Lager und meine erste tiefe Reaktion auf ihn (...).

Was dann folgte, war ein schmerzhafter Prozeß der allmählichen Abstumpfung der Reaktionen auf den Anblick des Todes. Trotzdem machte ich eine Beobachtung, die einen gewaltigen Eindruck, fast eine psychische Lähmung bei mir hinterließ: Im Hof von Block 23 hatte man die Leichen von sowjetischen Kriegsgefangenen aufgeschichtet, die während der Arbeit getötet worden waren; einige, die man nicht ganz erledigt hatte, rappelten sich wieder auf und krochen von dem Leichenhaufen herunter, lehnten sich an die Wand des Blocks und schauten halb benommen mit einem wahnsinnigen Blick vor sich hin, ohne sich offenbar über ihren Zustand, über den Ort, an dem sie sich befanden und über das, was ringsum geschah, im klaren zu sein. Die Reaktion auf diesen Anblick ging tief, alles erschien mir widerwärtig: die Welt, die Menschen, das ganze, verfluchte Dasein in der Fabrik des Todes.« (Józef Kret)

»Erstmals begegnete ich diesem schrecklichen Problem gleich am Beginn meines Lageraufenthalts, nämlich im Sommer 1940. Mit mir zusammen wurde mein Schulfreund aus Jarosław, M.N., verhaftet, mit ihm zusammen war ich im Mai und Juni 1940 im Gefängnis von Tarnów in einer Zelle gesessen. Die ersten Tage der Quarantäne in dem einstigen Magazingebäude (...) fielen uns sehr schwer, denn statt Arbeit verordnete man uns eine doppelte Portion ‚Sport'.

Ich konnte M. beobachten, weil wir das Strohlager im ersten Stock miteinander teilten. M. war durch die Verhaftung, durch die Situation Polens (. . .) und durch unsere Situation als Lagerhäftlinge (. . .) ganz gebrochen. Da es keine Toilette gab, hatte man im Korridor des ersten Stocks eine große Eisentonne aufgestellt, dort hinein konnten die Häftlinge Urin und Stuhl ausscheiden (. . .). Irgendwie kam es eines Abends dazu, daß die Häftlinge sich zum Kessel drängten und dabei die Tonne mit den Exkrementen umstießen (. . .). Plötzlich waren einige SS-Männer da, zogen die Pistolen und begannen die Häftlinge zu treten und zu schlagen, weil sie wissen wollten, wer die Tonne ausgeschüttet habe. Niemand wollte es zugeben, die Atmosphäre war sehr gespannt.

In diesem Augenblick erhob sich M. von dem ‚Strohlager' und sagte zu uns, er werde sich bei dem SS-Mann melden, daß er die Tonne ausgeschüttet habe, nur solle der SS-Mann nicht schießen. In M.'s Augen bemerkte ich den Wahnsinn, und so hielt ich ihn mit Hilfe einiger Kollegen fest, denn ich wollte nicht, daß er in den sicheren Tod ging. Nach einiger Zeit zog der SS-Mann unverrichteter Dinge ab, doch M. hatte einen schrecklichen Schock davongetragen, und zwar von diesem Wahn, denn er jammerte die ganze Nacht, zerrte an seinen Kleidern und wiederholte immer wieder: ‚Ich habe es getan, ich habe den Kübel ausgeschüttet, aber erschießt mich nicht, rettet mich'. Wir haben die ganze Nacht kein Auge zugetan, denn M. stand immer wieder auf und wollte das Fenster öffnen, bzw. gegen die Türe schlagen, damit sie aufgemacht würde. Am Morgen führten wir M. in zerrissenen Kleidern zum Appell, *Lagerführer* Fritsch bemerkte das natürlich und befahl dem SS-Mann, M. in den Keller mitzunehmen. Die SS-Männer schlugen M. einige Tage lang, die entsetzlichen Schreie des gequälten Kameraden drangen aus dem Keller zu uns.

Nach einigen Tagen wurde M. aus dem Keller entlassen, er erhielt andere Kleidung, er schrie nicht mehr, zappelte nicht mehr, er war sehr ruhig, aber das war nicht mehr M. Er erkannte uns nicht, er machte alles wie ein Automat, er verstand zwar, was man ihm sagte, aber es schien, als käme es ihm nicht zu Bewußtsein. Einige Wochen darauf starb M. Es war der erste Todesfall unter uns, ein Tod, der ihm die Befreiung schenkte und uns traurig stimmte. Nach M. griff das Sterben auf andere Kameraden über, die nicht so widerstandsfähig waren, die nicht soviel Glück hatten wie wir.«
(Kazimierz Tokarz)

»Meine erste Begegnung mit dem Tod im Lager vollzog sich im Block des Todes, in Block 11. Dort erlebte ich die wahre Hölle, die Angst ums eigene Leben, denn bis zum April 1943 gab es keinerlei Verfahren. Zweimal wöchentlich, d. h. dienstags und freitags, fand die Erschießung von bis zu 120 Häftlingen statt. Kapo Jakub, begleitet von einem SS-Mann, machte die Tür auf, der SS-Mann suchte sich nach Belieben einige Leute aus dem ‚Bunker' aus, und die armen Kerle gingen in den Tod an der Todeswand. Manche weinten, anderen liefen zitternd die Tränen herunter, und die übrigen wären fast ohnmächtig geworden.« (Stefan Szostak)

»Die erste Begegnung mit dem Tod hatte ich im Januar 1943 in Birkenau, nachdem unser Transport auf die Baracken verteilt worden war. Von den Lagerinsassen erfuhren wir, was für Bedingungen hier herrschten. Es war so erschütternd, daß einige Kameraden zusammenbrachen und in den elektrischen Stacheldraht rannten. Ich beobachtete, wie drei Häftlinge wegen des Diebstahls einiger Kartoffeln getötet wurden. Im Todesblock Nr. 7 erlebte ich, wie ‚Muselmänner', ein Knäuel von nackten Leibern, von Kranken, denen der Wahn aus den Augen sprach, erwürgt und ermordet wurden. Was sich in diesem Todesblock abspielte, das hat Dante in der Hölle nicht zu sehen bekommen (. . .). Nach einigen Tagen Aufenthalt im Block habe ich ein seelisches Trauma behalten, ich habe grauenhafte Träume, bis heute fahre ich nachts stöhnend hoch.« (Zdzisław Soleski)

Diese Berichte bestätigen, daß in der ersten Phase des Lageraufenthalts der stärkste Eindruck von den Leichen und von ihrer Menge ausging, aber auch von der Einsicht, daß man im Lager ohne gewaltsame Ereignisse sterben konnte, einfach aus Entsetzen über die Welt, die den Menschen dort umgab. Diese ersten Begegnungen mit dem Tod haben sich am tiefsten ins Gedächtnis eingegraben, sind auch Jahrzehnte nach dem Lageraufenthalt noch vorhanden und machen sich in Gestalt lästiger Gedanken und Vorstellungen bemerkbar oder tauchen in Albträumen auf. Von der Art der ersten Reaktion auf den Tod im Lager hing häufig die weitere Anpassung an die Lagerbedingungen und damit auch die Chance ab, das Lager zu überstehen.

Psychische Reaktionen auf den Tod von Mithäftlingen

Die Massenhaftigkeit und Allgegenwärtigkeit des Todes im Lager führte bei den Häftlingen rasch zu einer Abstumpfung der Gefühlreaktion. Es trat dann rasch ein Sichabfinden ein, eine Gewöhnung, bis schließlich der Tod von Mithäftlingen, wie auch in vielen Fällen der mögliche eigene Tod gleichgültig wurde. Dieser Prozeß, der als einer der grundlegenden Schutzmechanismen in der Anpassung an den Lagerstress gilt, muß gleichzeitig als eine der größten Paradoxien der menschlichen Existenz betrachtet werden.

»Anfangs waren unsere Reaktionen schrecklich: manche meinten, wozu das alles, es wäre besser, nicht zu leben. Jede hat irgendwann an Selbstmord gedacht. Es war denn auch kein Wunder, daß einige sich in den Hochspannungsdraht stürzten. Dieser Stacheldraht. Er hat so seine Geschichte (. . .). Einige von uns wurden wahnsinnig, traten während des Appells aus der Reihe, tanzten, sangen wie auf der Bühne, andere reagierten nicht mehr, starrten nur noch auf einen Punkt und hörten nicht einmal, was man zu ihnen sagte. Das Denken war ihnen abhanden gekommen (. . .). So vollzog sich die allmähliche Tötung, in diesen unblutigen Fällen machten die Verbrecher sich nicht die Hände schmutzig (. . .).« (Józefa Stefaniszyn)

»Den stärksten Eindruck hat auf mich das Sterben von Pfarrer Antoni Kwarta gemacht, der an Typhus litt. Ich kannte ihn noch als einen älteren Kollegen vom Priesterseminar in Tarnów. Er war in meinen Augen ein hochbegabter und im vollen Wortsinne edler und rechtschaffener Mensch. Als er nach der Ankunft in Dachau in der Quarantäne an Typhus erkrankte, pflegte ich ihn. Es gab keinerlei Medikamente. Es kam kein Arzt. Vom Pfleger erhielt ich für den Kranken eine Handvoll Pyramidon. Der Patient hatte Fieber und wurde immer schwächer. Als er vier Tage lang nicht zu Bewußtsein kam und zu phantasieren begann, glaubte ich, dies sei das unausweichliche Ende. Da begann ich – ich weiß es noch – am Abend zu beten, ich bat Gott, er möge lieber mich holen, aber den so verehrten Pfarrer Antoni Kwarta wieder gesund werden lassen. Schließlich wurde er wieder gesund, anschließend hat er noch ein Malaria-Experiment überlebt; er hat das Lager überlebt – er lebt und arbeitet in Kanada.« (Jan Marszałek)

»Wenn Kameraden starben, habe ich das in dieser Zeit voller Resignation hingenommen, nicht gleichgültig, sondern mit Trauer, aber gewissermaßen mit dem Komplex, ich müßte ohnehin früher oder später mein Leben opfern. Tatsächlich hatte ich in dieser Zeit den Kampf insgeheim aufgegeben, ich konnte mich in dieser Zeit noch nicht an die Lagerverhältnisse anpassen, und ich meinte, wir alle seien zur Vernichtung verdammt, und man käme nicht lebend aus dem Lager heraus. Ich erwachte aus der Erstarrung und Abstumpfung, als ich (. . .) die Leichen von erschossenen jungen Partisanen transportierte, die in Schlesien im Untergrund gearbeitet hatten – einige Mädchen und einige Burschen (. . .). Dieser Anblick riß mich aus meiner Resignation heraus, ich haßte die Deutschen und ihre Vertreter in den SS-Formationen, und zugleich wuchs der Wunsch nach Rache für den Tod der unschuldigen Mädchen und Jungen. Dies Verlangen nach Rache steigerte sich später (. . .), das Verlangen nach Rache und Vergeltung wuchs, aber zugleich war ich auf den eigenen Tod gefaßt.«
(Kazimierz Tokarz)

»Es gab eine Zeit, da glaubte ich, auch in mir würden die menschlichen Gefühle ersterben, da bat ich Gott um den Tod. Ich wollte nicht wie ein wandelnder Eisblock durch diese Welt gehen, kalt und unfähig, auf das Leiden und Sterben der Menschen zu reagieren: ‚Herrgott, laß mich lieber zusammen mit ihnen sterben'. Da wußte ich, daß ich doch nicht herzlos geworden war, daß ich weiterhin auf menschliches Leiden reagierte; gerade dieses Gebet und meine Qual waren der Beweis dafür. Ich begriff, daß meine Reaktion auf das Sterben und den Tod, der einem so häufig begegnete, zwangsläufig weniger emotional geworden war, weniger gefühlsmäßig, obwohl es auch weiterhin nicht an stärkerer Anteilnahme fehlte, was sich ja gerade in diesem Gebet und in der Auseinandersetzung mit Gott über die so zahlreich und in solcher Erniedrigung sterbenden Mithäftlinge zeigte.« (Jan Marszałek)

»An den Anblick der Gestorbenen, der Erschlagenen, der Sterbenden, derer, die sich in den Draht stürzten, gewöhnte ich mich allmählich. Der Tod machte auf mich nicht mehr den Eindruck, etwas Schreckliches zu sein. Entsetzt bemerkte ich, daß ich, wenn neben mir während des Appells ein in der Schubkarre liegender Leidensgefährte starb, nicht daran dachte, wie ich ihm helfen könnte, sondern daran, wie ich am Abend zusätzlich etwas zu essen auftreiben könnte. Je schwerer die Bedingungen im Lager wurden, um so stärker wurde mein Wunsch, zu leben und das Lager zu überleben. Nach der ersten Zeit der seelischen Zusammenbrüche, während derer auch ich eine kurze Zeit daran dachte, mir das Leben zu nehmen, fand ich zu einem gewissen seelischen Gleichgewicht. Manchmal versuchte ich zu vergessen, daß ich im Lager war, die Aussicht auf die künftige Freiheit gab mir zusätzlich Mut und Zuversicht und ließ mich die schwersten Momente überstehen.«
(Piotr Hirońi)

»Als mein Freund an der Front in meiner unmittelbaren Gegenwart starb, kam es bei mir zu einem Bruch im Verhältnis zum Tod und zu den Gestorbenen (. . .). In Auschwitz wurde ich in dieser Haltung bestätigt, und alles, was mit dem Tod zusammenhing, ließ mich vollkommen gleichgültig. Es machte nicht den geringsten Eindruck auf mich. Nachdem ich aus dem Lager heraus war, hat sich mein Verhältnis zu diesen Dingen eine Zeit lang erhalten, doch nach Jahren habe ich eine gewisse Veränderung an mir bemerkt (. . .).

Was die Bedrohung des eigenen Lebens im Lager betrifft, so waren wir uns alle unserer geradezu hoffnungslosen Lage und der minimalen Aussichten, lebend aus dem Lager herauszukommen, bewußt; ich habe zum Beispiel daran absolut nicht geglaubt. Manche haben, solange für sie keine unmittelbare Gefahr in diesem Sinne bestand, viel von ihrer Lebensverachtung gesprochen und von ihrer Bereitschaft, in jedem Augenblick zu sterben. Als sie dem Tod dann ins Auge schauen mußten, haben manche nicht nur ihre Selbstsicherheit verloren, sondern sich auch unwürdig verhalten. In gewisser Weise haben sich im Lager auch meine Ansichten geändert, was das Nationale betrifft. Ich persönlich habe Juden gesehen, die vor der Hinrichtung ausriefen: ‚Lang lebe mein Vaterland, die strahlende Republik Polen!', und ich habe waschechte Polen erlebt, die um materieller Vorteile willen mit den Besatzern kollaboriert und Polen denunziert haben.« (Jan Sikorski)

Bei vielen Häftlingen hat sich also nach einer Phase der Gewöhnung an den Tod und der Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod trotz der weiterhin bestehenden objektiven Schwierigkeiten nach und nach ein Glaube ans Überleben entwickelt, man hat inmitten völliger Hoffnungslosigkeit der Verhältnisse im Lager trotz allem begonnen, winzige Strahlen der Hoffnung auf eine glückliche Wendung der Dinge, auf ein künftiges Wunder, auf das Überleben wahrzunehmen. Und ein solches Wunder hat sich in vielen Fällen ereignet. . .

Mysterium Tremendum

Die unterschiedlichen Haltungen und Reaktionen der Häftlinge angesichts der tödlichen Bedrohung schildert Antoni Kępiński in seinem Essay „Anus mundi".

„Diejenigen, die im Wege waren, die nichts als Material waren, das zur Vernichtung bestimmt war, damit es die neue Welt nicht länger verunreinigte, nahmen ihr Schicksal unterschiedlich auf. Manche kamen nicht mehr aus der Betäubung heraus, in welche die plötzliche Verlegung in die Hölle des Lagers sie versetzt hatte, und schon rückte das Ende ihres Lebens näher. Andere gingen mit der fatalistischen Überzeugung, daß das Schicksal unabänderlich sei, dem Tod entgegen. Wieder andere wollten um jeden Preis leben. Diese bemühten sich, die Formen ihrer Unterdrücker zu übernehmen, weil im Vernichtungslager nur die sich bequem einrichten konnten, die anderen den Tod gaben und die die Herren waren. Es gab auch solche, die es trotz Hunger und Durst, Kälte, Schmerz und Erniedrigung der menschlichen Würde irgendwie schafften, von ihrem Leiden Abstand zu nehmen und nicht bloß daran zu denken, wie sich etwas zum Essen auftreiben ließe, daß es nicht mehr kalt oder heiß seien möge, daß der gequälte Leib nicht mehr schmerze (. . .). Dieser Anstrengung bedurfte es jedoch, um die innere Freiheit zu bewahren, einen Freiraum, in dem es möglich war, unbehindert zu denken, zu träumen, zu planen, Entschlüsse zu fassen, sich vom Albtraum der Gegenwart zu befreien. Wenn es im Lager, in diesem ‚anus mundi' soviel Aufopferung, Mut und Nächstenliebe gab, also Erscheinungen, die unter diesen Verhältnissen, wie man hätte meinen können, ganz und gar unmöglich waren, dann gerade dank dieser inneren Freiheit." (Kępiński, 1965)

Ähnliche Reaktionen bei Häftlingen, auf die der Tod in der Gaskammer wartete, schildert Adolf Gawalewicz (1968).

»Ich habe im Warteraum zum Gas sogar fünf Monate überlebt. Während dieser Zeit hat sich die jeweilige Belegung des Blocks ständig geändert. Ich bin daher vielen tausend Menschen begegnet, auf die der Tod wartete. Trotzdem meine ich den Versuch wagen zu dürfen, die psychischen Zustände und Reaktionen all der wechselnden Bewohner dieses Blocks zu charakterisieren. Unter ihnen lassen sich die folgenden Einstellungen und Reaktionen unterscheiden:

- eine Gruppe von Menschen, die sich mit ihrem Schicksal abgefunden hatten, es sogar bejahten: es gibt keine Hoffnung, der Tod ist die Erlösung, und so möge er rasch kommen;
- eine Gruppe von Menschen, die trotz allem nicht an das ihnen bestimmte Los glaubten: das ist nicht wahr, das kann nicht sein;
- schließlich viele, die sich bis zum letzten Augenblick einbildeten, gerade ihnen werde es trotz allem gelingen, noch lebend herauszukommen.

Gerade einem sehr kleinen Häuflein von Häftlingen, welche diese dritte Gruppe von Einstellungen repräsentierten, Menschen, die an das Unmögliche, das Unwahrscheinliche glaubten, gelang es, lebend aus Block 7 herauszukommen. Der Glaube allein reichte natürlich nicht, man mußte sich außerdem dazu aufraffen, innerhalb der zwar minimalen und aussichtslosen, aber doch realen Möglichkeiten, das eigene Verhalten zu bestimmen, etwas zu tun. Man mußte aktiver Muselmann sein. Und solche gab es auch, wenngleich die Muselmänner im allgemeinen charakterisiert werden als völlig teilnahmslose Menschen mit verzögerten Reaktionen, die das unausweichliche Fatum apathisch hinnehmen (. . .).

Der abgehärtete Muselmann ertrug den Typhus und die Rekonvaleszenzzeit leichter. Seine Temperatur war in der Regel niedriger, sein Organismus hatte keinen so großen Flüssigkeitsbedarf, später begnügte er sich mit kleineren Lebensmittelrationen (. . .).

Manchmal erhoben sich in der Nacht, von Fieberträumen geleitet, die Gespenster und versuchten, die Blockumzäunung zu überwinden, vor allem auf der Suche nach Wasser; diejenigen, die man nicht aufhalten konnte, beschleunigten dadurch ihr eigenes Ende.« (Gawalewicz, 1968)

Unter den vielen Schilderungen des Verhaltens von Häftlingen vor und während der Hinrichtung möchten wir noch die Mitteilung von Iwaszko und Kłodziński (1977) über die zum Tode Verurteilten in Block 11, dem Todesblock, zitieren.

„Die zum Tode verurteilten Häftlinge wurden über die bevorstehende Urteilsvollstreckung unterrichtet und aus dem Bunker in den *Waschraum* geführt, wo sie sich nackt ausziehen mußten, dann wurde ihnen mit einem Kopierstift die Häftlingsnummer auf die Brust geschrieben, in der Regel wurden ihnen die Hände auf den Rücken gedreht und mit Stacheldraht gefesselt; in dieser Lage verloren sie alle Illusionen. Die Mehrheit der Verurteilten trat mit letzter Anstrengung vor die sogenannte schwarze Wand im Hof von Block 11. Meist hielten nur die muskulösen Arme des Bunkerkalfaktors das wankende Opfer noch aufrecht. Der scharfe, schrille Befehl des SS-Henkers, den Kopf zu senken, um ihm den *Genickschuß* zu erleichtern, ließ den Verurteilten zu einer letzten Reaktion auffahren (. . .).

Nur kleinen Gruppen von Verurteilten gelang es bisweilen, bis in die letzten Augenblicke ihres Lebens die unbeugsame Haltung des politischen Häftlings durchzuhalten, der durch einen Ausruf (. . .) einen patriotischen Akzent (. . .) oder einen religiösen Seufzer (. . .) gegen das Unrecht protestiert. Das steigerte nur die Wut der Häscher, bisweilen nötigte es ihnen aber auch Bewunderung ab.

Nur in ganz wenigen Fällen wagten es die Verurteilten, gegen die ihnen zugefügte Gewalt handgreiflich zu protestieren; sie spuckten dem Häscher ins Gesicht, öffneten sich mit einer Rasierklinge die Adern, legten sich eigenhändig den Strick um den Hals oder stießen den Hocker unter dem Galgen weg."

Aus den Mitteilungen ehemaliger Häftlinge erfahren wir viel über die mit der tödlichen Bedrohung im Lager einhergehenden Empfindungen. Was dachte und fühlte der Häftling, wie verhielt er sich, wenn für ihn unabweisbar wurde, daß sein Tod

nahe bevorstand, daß ihm nur noch Stunden, Minuten oder Sekunden zu leben blieben? Was nahm den ganzen Raum seiner Seele ein? War seine Aufmerksamkeit eher auf sich selbst und auf die entsetzliche, erbarmungslose Realität gerichtet, oder versuchte er, sich von den Fesseln des näherrückenden Todes durch psychische Flucht oder Sublimation zu befreien? Auf diese Fragen finden wir Antworten in einer weiteren Reihe von Äußerungen der Befragten.

»Ich dachte fieberhaft darüber nach, was ich tun würde, wenn die Reihe an mich kommt. Eines wußte ich, daß ich mich nicht einfach so hinmorden lassen würde. (. . .) Ich war im Laufe dieser Jahre unzählige Male Zeuge des individuellen und des massenhaften Todes. Unmöglich, all diese Fälle zu zählen. Ich erinnere mich an die Namen derer, die in meinen Armen gestorben sind (. . .). Angesichts ihres Sterbens, ihres stillen Dahinscheidens beschloß ich, daß das so nicht gehe. Ich muß raus! (. . .)

Ich wurde 22 mal in der *Politischen Abteilung* verhört. In den Akten stand der Vermerk: ‚*Vernichten*', und so war ich schon die ganze Zeit, war ich jede Minute auf den Tod gefaßt. Ich hatte elf Stunden am Pfahl gehangen, war ohnmächtig geworden, aber als ich wieder bei Bewußtsein war, sagte ich mir: Du mußt durchhalten. Ich habe mich nie auf das Sterben vorbereitet. Ich bin nie ‚zusammengebrochen'. Ich hatte immer saubere Kleider und saubere Wäsche und im Hinblick auf die Flucht hatte ich Wäsche zum Wechseln organisiert. Meine Wünsche und Gedanken waren immer bei dem vorher schon gelungenen Fluchtunternehmen, während ich Kurier nach Ungarn war. Ich war den Slowaken, den Deutschen entflohen, das kam mir immer wieder in den Sinn und ließ mich nicht in Ruhe (. . .). Am 14. Juni 1944 floh ich aus dem Lager Auschwitz. Nachdem ich einen Posten getötet hatte, machte ich am anderen Ufer der Soła Halt und spürte, daß ich frei war. Ich habe mich riesig gefreut, daß mein Wunsch in Erfüllung gegangen war. Ich bin jetzt 68 Jahre alt.« (Andrzej Gąsienica-Makowski)

»Immer wenn in ‚großem Stil' ein Massenmord vorbereitet wurde, stieg die nervliche Spannung an. Bei den SS-Männern war eine anormale Erregung zu beobachten. In einem Falle verbrachte ich im Januar 1944 mehrere Stunden mit zum Tode Verurteilten im Krankenblock. Sämtliche kranken Juden und ein Teil des Blockpersonals waren selektiert worden. Nachdem die SS-Männer gegangen waren, breitete sich plötzlich eine kollektive Psychose der Todesangst aus. Wie auf Kommando begann die ganze Gruppe der Verurteilten unartikulierte Verzweiflungslaute auszustoßen, die so entsetzlich klangen, daß die ‚Arier' dieses Geschrei nicht aushielten. Sie aßen ihr Abendbrot nicht, sondern zogen sich die Decken über die Ohren, um diese Szenen nicht hören und sehen zu müssen. Mit kurzen Unterbrechungen dauerten diese Verzweiflungsschreie die ganze Nacht an. Die Arier sagten nichts und schliefen nicht. Als am Morgen die Henker kamen, ihre Opfer zu holen, verstummte das Stöhnen und Schreien. Im letzten Augenblick vor dem Tode verhinderte offenbar die Angst, daß ein Ton aus der Kehle kam.« (Stefan Krupa)

»Ich habe siebenmal erlebt, daß mein Leben bedroht war. Im Februar 1943 geriet ich zufällig in den Todesblock Nr. 7 [in Birkenau], aus dem man nur durch den Schornstein des Krematoriums heraus kam. Was mich vor dem Gas rettete, war die Hilfe von Dr. Ostrowski. Ende März 1943, ich arbeitete im Kommando *Königsgraben,* wurde ich vom Kapo zusammengeschlagen. Ohne daß ich das Bewußtsein erlangt hätte, trug man mich ins Lager zurück und warf mich vor den Block. Die Kameraden standen mir die ganze Nacht hindurch bei, und am Morgen kam ich in den Krankenblock Nr. 8 (. . .).

Im April 1945 war ich im Lager Buchenwald-Wansleben und arbeitete 580 Meter unter der Erde in den Flugzeugwerken Junkers. Am Tag der Evakuierung wollten sie uns unter der Erde vergasen. Nach einem Tagesmarsch wollten sie uns nachts in der Grube einer Ziegelei erschießen, nach einem weiteren Tagesmarsch wollten sie uns ins Torfmoor treiben und ertränken und am sechsten Tag beschlossen sie schließlich, uns einer in den Wäldern bei Dessau stationierten SS-Division zu übergeben. An diesem Tag wurden wir um 11 Uhr von den Amerikanern befreit.« (Zdzisław Soleski)

Priester Jan Marszałek aus Tarnów wurde im Laufe von vier Jahren, die er in Auschwitz und Dachau verbrachte, immer wieder mit dem Tode bedroht, zumeist unter „harmlosen" und überraschenden Umständen. Durch glücklichen Zufall, aber auch durch seine aktive Haltung konnte er diese Gefahren abwenden.

So wollte ihn *Oberkapo* Grönke im Jahre 1941 in Auschwitz zwingen, das Beichtgeheimnis zu brechen. Er lehnte das trotz Todesdrohung ab und erklärte, auch der Kapo und der bei dem Gespräch anwesende Kommandoführer hätten Ideen, für die sie ihr Leben zu opfern bereit seien. Im Sommer 1942, nunmehr im Lager Dachau, verdächtigte ihn ein Kapo grundlos eines Fluchtversuchs. Darauf stand bekanntlich der Tod. Im Herbst 1942 begann Priester Marszałek zu verfallen; „mir war klar, daß es mit mir zu Ende ging, daß es nun wie auf einer schiefen Ebene mit mir bergab gehen würde, bis ich zum Muselmann würde und dann Schluß". Wieder rettete ihn der Zufall; in seinem Block brach eine Tyhusepidemie aus, der Block wurde isoliert, die Lebensbedingungen besserten sich ein wenig. Jan Marszałek erhielt Pakete von der Familie und wurde gerettet.

»Den eigenen Tod habe ich zweimal mitgemacht. Das erstemal im Monteluppi-Gefängnis in Krakau, als die Gestapo unter dem falschen Vorwurf der Flucht aus dem Gefängnis die Gefangenen in unserer Zelle zu dezimieren drohte. Wir waren ungefähr dreißig. Die ganze Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1942 drangen sie immer wieder in die Zelle ein, mißhandelten und schlugen uns in sadistischer Weise, bis sie schließlich gegen morgen einzelne Häftlinge aus unserer Zelle herausholten und der Reihe nach auf dem Gefängnishof erschossen. Insgesamt haben sie elf von uns Häftlingen ausgesucht und erschossen. Und gerade während sie ihre Auswahl trafen, glaubte ich, nicht mehr lebend davonzukommen. Ich weiß noch, daß ich, als sie den ersten Häftling zur Erschießung bestimmten und aus der

Zelle abführten, einen Schmerz (Krampf) in der Herzgegend empfand, einen Druck auf die Harnblase und ein großes Bedauern, daß ich mich nicht von meiner Mutter verabschiedet hatte. Nachdem ich mein Gewissen erforscht hatte, trat eine gewisse Entspannung und Gleichgültigkeit ein, ich war auf die Erschießung gefaßt. Ich weiß noch, daß ich mich unbewußt danach drängte, dem Gestapo-Beamten, der die Todgeweihten aussuchte, unter die Händen zu geraten.

Noch lange nach dem Ende der Exekution herrschte in der Zelle Schweigen. Keiner begann ein Gespräch. Jeder vollzog in Gedanken noch einmal das ganze Geschehen nach (...). Zygmunt Ziembicki aus Krakau, der diese Exekution durch einen Fensterspalt seiner zum Hof gelegenen Zelle beobachtet hatte, behauptet, die Leichen der Erschossenen hätten noch ziemlich lange herumgelegen, dann wären die Schweine gekommen, die im Gefängnis gehalten wurden, und hätten ihnen das Blut abgeleckt.« (Jan Stawarz)

»Am 10. November 1941 wurden Dr. [Józef] Żegleń und ich während des Abendappells herausgerufen. Insgesamt wurden 56 Personen herausgerufen. Wir wußten nicht, warum und wozu. Man führte uns auf den Hof, dort standen wir ziemlich lange vor der Todeswand, vielleicht an die zwei Stunden (...). Es kam ein sehr schwerer Augenblick. Die einen beteten, andere weinten. Ich stand dort, stank nach Leichen, fühlte mich wie eingemauert und war unfähig, mich zu rühren. Nur der eine Gedanke kreiste in mir, ob es sehr weh tun würde. Nach ungefähr zwei Stunden rief man uns beide raus und führte uns zur Quarantäne in den ersten Stock, wo wir erfuhren, daß wir nach Groß-Rosen verlegt würden. Die übrigen 54 polnischen Offiziere wurden in den Bunker geführt und am nächsten Tag, d.h. am 11. November 1941, nach dem Morgenappell mit einem Kleinkalibergewehr an der Todeswand erschossen.« (Kazimierz Hałgas)

Wenn die tödliche Bedrohung entsprechend lange anhielt, ging die Phase der außergewöhnlichen seelischen Anspannung und Angst bei manchen Häftlingen in einen Zustand der Erregung, der Mobilisierung, ja nicht selten sogar der Ekstase über.

»Mich erwartete die Todesstrafe. Nach der Empörung und den Tränen kam entweder eine Phase der Resignation oder der moralischen Kraft. Ich hatte mich damit abgefunden, daß sie mich töten würden. Ich wollte jedoch würdig sterben, mit dem ganzen Ernst einer Achtzehnjährigen. Ich wollte hübsch aussehen, meine Mama sollte mir deshalb das schwarze Kleid mit dem weißen Kragen und den weißen Manschetten schikken, Kragen und Manschetten mußten schneeweiß und gestärkt sein, ich wollte in der Stunde des Todes ernst sein. Nachdem ich in Birkenau angekommen war, wollte ich mich nicht mehr auf den Tod vorbereiten, ich wußte, daß der Tod mich dort ohnehin holen würde. Ich nahm eine kämpferische Haltung der Selbstverteidigung ein. Sie hielt bis zum Ende des Lageraufenthalts an. Das gab mir ein Gefühl von Kraft und Stärke.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»1941 hatte ich Flecktyphus bekommen und lag in Block 20. Als das Fieber nachgelassen hatte, verlegte man uns nach oben (...). Eines Tages begann die Selektion (...). Uns, die wir transportfähig waren, ließ man für den nächsten Tag übrig, da sollten wir in den Gaskammern beseitigt werden. Ich war mir darüber im klaren, daß wir alle für den Tod vorgesehen waren. Ich bemühte mich auf jede erdenkliche Weise, ins Lager zu kommen, aber meine Bemühungen fruchteten nicht. Ich resignierte. Wehmütig dachte ich an das Leben zurück, denn wäre ich nicht besser im Fieber gestorben, als ich bewußtlos war? Warum sollte ich nach zwei Jahren, in denen ich um jeden Tag, um jede Stunde gekämpft hatte, nun so schrecklich in der Gaskammer enden?

In Gedanken weilte ich schon im Jenseits. Als Katholiken glaubten wir an das ewige Leben und bereiteten uns darauf vor, sprachen die Gebete, die wir kannten und die uns Mut und Zuversicht für unseren letzten Weg gaben. Es war sonderbar, aber ich lebte schon mein zukünftiges Leben, ich dachte nicht einmal an meine Nächsten und an die Familie; das Sonderbare ist, daß ich überhaupt nicht an den bevorstehenden Tod dachte. Ich befand mich jetzt im Zustand der Exaltation, der geistigen Abwendung von den Dingen dieser Welt und der Zuwendung zu einer anderen, schöneren Welt, einer Welt ohne Mord, Kälte, Schläge, Hunger und Appelle.

In diesem seelischen Zustand ging ich anderntags zu den Autos, welche die Kranken zu den Gaskammern fuhren.

Dank der Intervention polnischer Häftlingsärzte nahmen die SS-Männer noch einmal eine Musterung der für die Gaskammer bestimmten Kranken vor, und so blieb ich aus einer Gruppe von rund 600 Häftlingen zusammen mit rund 40 Kameraden am Leben. Daß ich am Leben bin und diese schreckliche Selektion überlebt habe, verdanke ich in hohem Maße Julek K. (...). Als man uns an jenem Tage zu den Gaskammern fuhr, stand er zusammen mit den Ärzten auf dem Hof von Block 20. Als er mich in der Schlange mit den übrigen Kranken sah, gab er mir durch Zeichen zu verstehen, daß es noch eine Chance gäbe, mein Leben zu retten. Obwohl ich inzwischen auf den Tod gefaßt war und gleichmütig zum Auto ging, flößte Julek mir dennoch ein wenig Zuversicht ein, weckte einen Funken Hoffnung, daß ich vielleicht doch gerettet würde. Diese Ermunterung, um das Leben zu kämpfen, tat das ihre. Ich schüttelte diese Stagnation ab, ich fand wieder den Glauben an mich selbst, an die eigenen Kräfte, und deshalb habe ich den Kampf ums Leben auch gewonnen. Hätte es diesen Anstoß von außen, diese Ermunterung zum Kämpfen nicht gegeben, wäre ich sicher in die Gaskammer gefahren. Dieser Moment hat sich mir sehr tief ins Gedächtnis eingegraben, denn bis heute träume ich oft von der Gaskammer im Krematorium, von den letzten Augenblicken vor dem Tod, von der Wirkung des Gases und davon, daß ich zum Fenster (zu einer Öffnung) flüchte, das es aber in den Gaskammern gar nicht gegeben hat, um noch einmal Luft zu schöpfen. Das sind furchtbare, entsetzliche Träume, ich wache mit Gefühlen der Angst und des Entsetzens auf, in Schweiß gebadet, mit schmerzendem Kopf. Sehr häufig träume ich vom Vorraum der Gaskammer, in die mich SS-Männer gewaltsam hineinstoßen, von anderen Situationen, die

mit Exekutionen zusammenhängen, etwa vom Galgen, vom Strick um den Hals, von der Todeswand.« (Kazimierz Tokarz)

»Sie erzählte mir ihren Traum. Sie sah ihren Kopf in einem tiefen wasserlosen Brunnen, um den Kopf wand sich eine Schlange, daneben befanden sich zwei Armknochen. Man sagte mir nach, ich könnte aus Träumen wahrsagen, ein bißchen psychologisch, ein bißchen hatte ich von einer Mitgefangenen, Lusia aus Lublin, gelernt (. . .).

Eine andere Haftgefährtin fragte mich, ob ich ihr ihren Traum erklären könnte; sie war besorgt, denn es war ein so schrecklicher Traum. Was sie erzählte, ließ mich direkt erzittern, aber ich bewahrte Ruhe. Ich wußte sofort, daß ihr die Hinrichtung bevorstand, daß sie erschossen würde (. . .). Ich bestätigte ihr, daß es ein abscheulicher Traum gewesen sei, und ihr wurde von selbst klar, daß man sie erschießen würde. Ich wollte sie beruhigen und sagte, sie würde noch einmal verhört werden. Mindestens für den Augenblick war sie vom Gedanken an den Tod abgelenkt (. . .). Bald danach, vielleicht eine Stunde später, platzen in größter Eile zwei SS-Männer mit Hund herein, schreien, suchen laut nach einer Nummer 7 000, und das war ihre Nummer (. . .). Wie leblos stand sie auf, starrte auf einen Punkt und reagierte nicht auf äußere Reize. Innerlich nahm sie schon ihren Tod vorweg, sie sagte nichts mehr, schleppte sich mühsam dahin (. . .). Die Gefangene, die sie geholt hatten, wurde in den Bunker gesperrt, die Hinrichtung sollte am nächsten Morgen vollstreckt werden, aber in der Nacht starb sie in diesem Bunker am Herzen (. . .). Gerade in dieser Nacht träumte ich von ihr, sie war ungeheuer verschreckt, lila im Gesicht, ihr Mund stand offen und zeigte ungeheure Zähne, ja regelrechte Hauer. Entsetzt stand ich auf, ich hatte sie so deutlich wie in Wirklichkeit gesehen.«
(Józefa Stefaniszyn)

»Als ich im April 1942 in Block 11 war, waren mit mir zusammen dort Wissenschaftler von der Jagiellonen-Universität Krakau. Die abendlichen Gespräche drehten sich meistens um den zu Ende gehenden Tag: Wieviel Unglück jedem von ihnen erspart geblieben sei, daß wieder ein Tag vorbei sei, daß die Freiheit und die ersehnte Heimkehr um einen Tag näher gerückt sei. Leider blieben ihnen nur noch wenige Tage (. . .). Wir waren alle voller Angst, was uns der nächste Tag bringen würde, ob wir ihn überleben würden, für wen er der letzte Tag sein würde. Der schlimmste Tag war, als wir auf dem Hof von Block 11 standen. Ungefähr 150 Nummern wurden aufgerufen. Man sagte ihnen, sie sollten auf dem Hof bleiben und nicht zur Arbeit ausrücken, denn auf sie warte der Transport. Die Nichtaufgerufenen sollten zu ihren Kommandos gehen. Ich ging, aber mit einem schlimmen Vorgefühl. Diejenigen, die beim Appell neben mir standen, streichelten mir zum Abschied über den Kopf, wie ein Vater, der zum Abschied sagt: Lieber Sohn, ich hoffe, daß du die Freiheit erlangst und so rasch wie möglich nach Hause zurückkehrst! Sie hofften, man würde sie vielleicht in ein leichteres Lager verlegen. Sie glaubten sogar, jemand habe sich für sie eingesetzt, jemand wolle ihnen helfen. Sie bedauerten uns, daß wir bleiben mußten (. . .). Kurz vor ihrem schrecklichen Tod hatten sie so viele Hoffnungen (. . .).

Es begann eine furchtbare Nacht, aber wieder kam ein Tag, an dem neue Opfer ihre Leben hingeben sollten. Auf diese Weise überlebte ich mehr als tausend grauenvolle Tage, von denen jeder der letzte Tag meines Lebens sein konnte.

Ich wollte noch einmal meine Familie sehen, meinen Eltern Lebewohl sagen. Ich hatte der Familie so viel zu sagen, Worte des Dankes dafür, daß sie sich so um mich gesorgt hatten. Ich wollte alle Verwandten warnen, lieber den Tod in Freiheit zu wählen, als ein Leben unter diesen entsetzlichen Lagerbedingungen. Ich hatte einfach Angst um meine Familie. Wenn einer von ihnen bei mir im Lager aufgetaucht wäre, dann hätte meine Sorge um sein Leben mich ganz sicher zusammenbrechen lassen und meinen Tod beschleunigt. Ich hätte es nicht ertragen können, wenn meine Brüder oder meine Eltern gelitten hätten, ohne daß ich etwas dagegen tun konnte. Das spürte ich in mir, und wenn Transporte ankamen, fürchtete ich, einen Verwandten zu erblicken. Bei Fremden war dieses Gefühl viel schwächer, wenngleich ich angesichts des Leidens anderer immer großen Schmerz und Bitterkeit und den Wunsch nach Vergeltung empfand (. . .). Dieses Gefühl gab mir jedoch auch Kraft, viele Leiden zu ertragen (. . .).

Ich glaube, was am wahrscheinlichsten einen seelischen Zusammenbruch herbeiführte, war gerade der Gedanke an den Tod, und die eigentliche Lebenskrise bestand darin, sich auf das Sterben gefaßt zu machen. Wir wußten alle, daß der Tod uns in jedem Augenblick und an jedem Ort ereilen konnte. Wenn das den Häftling dazu veranlaßte, sich auf das Sterben, auf das Ende seiner Leiden vorzubereiten, endete das binnen kurzem in einem Schock. Bei mir war es jedoch so: Je mehr die Dinge um uns herum darauf hindeuteten, daß das Ende des Lebens näherrückte, um so mehr wichen meine Gedanken vor dem Problem des Todes aus, um so stärker wandten sie sich den Dingen zu, die das Leben künftig für mich bereithalten mochte.

Im September 1942, ich war aus dem Revier entlassen und sehr schwach, bekam ich morgens beim Appell in Block 18 einen Zettel für die *Politische Abteilung*. Entsetzt dachte ich, dies ist das Ende. Die Kameraden trösteten mich, es ginge bloß um irgendwelche Klärungen. Ich spürte zwar in jeder Zelle und jedem Nerv die Angst, und ich zitterte wie ein Nervenkranker, doch weil ich daran glauben wollte, war dieser Gedanke an die Klärungen so stark, daß er mein ganzes Sinnen ausfüllte und den Gedanken an den Tod verdrängte. Sicher würde der Augenblick des Todes einmal kommen, aber dann, glaube ich, entsteht eine Leere, so etwas wie ein Sterben von innen heraus (. . .). Jedenfalls arbeitete mein Gehirn so intensiv, daß es mir vorkam, als seien alle Jahre meines Lebens und alles, was mich umgab, in einem Augenblick in meinem Kopf konzentriert und als entstünden daraus Tausende von Vorschlägen, Möglichkeiten, Erklärungen usw. Erst als ich in die *Politische Abteilung* geführt wurde und ein Protokoll der *Gestapo* unterschreiben sollte, in dem ich beschuldigt wurde, ich sei aufgrund konspirativer Tätigkeit eine Gefahr für das Dritte Reich, würde in ein Konzentrationslager eingewiesen und später abgeurteilt, wurde mir klar, das bedeutete das Ende meines Lebens, wenn auch noch nicht sofort (. . .). In diesem Augenblick entstand bei mir

ein Haß auf die Funktionshäftlinge, die SS-Männer, auf alles Deutsche (. . .). Die Mithäftlinge dagegen beneidete ich, daß sie weiterleben durften, während mich etwas fortriß; dann empfand ich aber auch wieder ein Gefühl des Behagens, der Erleichterung, der Brüderlichkeit, daß ich hier so viele Freunde hatte, die mir wohlgesonnen waren, die mit mir fühlten, die mir halfen, so daß ich nicht einsam war und auf sie setzen konnte. Auch in einem solchen Moment fand ich Kraft und Linderung der Spannungen durch das Gebet und den Glauben an Gott. So konnte ich mich meiner Phantasie überlassen, mich gewissermaßen in eine Welt der Träume versetzen. Man könnte sagen, das war Balsam für die bis zum Äußersten erschöpften Nerven und die Seele. Wie durch ein Wunder erschien einem das Leben nach einem solchen Schock sicherer, während der Tod etwas von seiner Gewißheit verlor. Das Erlebnis der Angst und der Anspannung war gewissermaßen eine Abhärtung für Seele und Körper. Es bestärkte einen in der Überzeugung, daß man den Tod überleben könne.« (Józef Majchrzak)

Diese Äußerungen bedürfen keines Kommentars. Sie lassen ungemein klar und durchsichtig einen der stärksten psychischen Schutzmechanismen hervortreten, über den der Mensch in kritischen Situationen verfügt. Auf einen ähnlichen Mechanismus der Verdrängung der realen Gefahr aus dem Bewußtsein stoßen wir gewöhnlich in überaus bedrohlichen Zuständen, so etwa im Verlauf unheilbarer Krankheiten oder in ausweglosen Situationen. Das Vorliegen dieses Mechanismus sagt natürlich etwas über die Ernsthaftigkeit der Lebensgefahr, in der sich die Häftlinge im Lager unter bestimmten Umständen befanden.

Zur Erkenntnis dessen, was in der Seele eines Menschen vorgeht, der sich in tödlicher Gefahr befindet, kann auch die folgende Äußerung beitragen, die wir mit geringfügigen Kürzungen zitieren:

»Im April 1945 befand ich mich in einem zur Vernichtung bestimmten Transport. Ich war einer von 12 000 Häftlingen. Eine Tagesreise von Buchenwald entfernt wurden wir auf eine Waldlichtung geführt und mit Maschinengewehren umstellt. Die deutschen Häftlinge waren vorher herausgeholt worden, und uns befahl man, uns in den Dreck zu legen. Als es dunkelte, wurde von allen Seiten das Maschinengewehrfeuer auf uns eröffnet. Ich weiß nicht, wie lange geschossen wurde. Das Rattern der Maschinengewehre, die Schreie der Menschen, das Schwirren der Geschosse von allen Seiten, das alles ergab zusammen einen höllischen Lärm. Ich wartete darauf, getroffen zu werden. Manchmal glaubte ich, es sei schon geschehen. Ich dachte, ich sterbe, ich hatte Angst, mich zu rühren, ich lag im Dreck und drängte mich an einen Kameraden, der wie schlafend dalag, der aber, wie sich am Morgen herausstellte, nicht mehr lebte, er war getroffen worden. Dann kam es mir so vor, als seien alle schon tot, nur ich sei noch am Leben, aber wie ich spürte, nur für kurze Zeit, weil ich schon langsam am Sterben war. Ich spürte keinen Schmerz, aber ich hatte den Eindruck, schwer verletzt zu sein. Im ersten Augenblick weinte ich, es tat mir leid, jetzt sterben zu müssen, kurz vor Kriegsende, nach so vielen Leiden. Ich bedauerte, nicht schon früher gestorben zu sein, wozu hatte ich soviel durchmachen müssen. Ich wollte schreien, aber etwas drückte mir die Kehle zu, damit ich nicht verriet, daß ich am Leben bin.

Ich kann heute nicht mehr erklären, wieviele Stunden das alles gedauert hat. Alles spielte sich innerhalb einer Nacht ab, einer schrecklichen Nacht, die nicht vergehen wollte. Ich vernahm Schreie, Rufe, traute mich ein wenig hervor und bemerkte irgendwelche Gestalten, die sich bewegten. Da stand auch ich auf, ich konnte nicht glauben, daß ich noch am Leben war und mußte mich ein paarmal kneifen, um mich davon zu überzeugen. Ich hatte große Angst und weinte, ich hielt das für eine Hinterlist (. . .). Ich folgte einer Eingebung, irgendetwas in mir drängte mich, ich solle gehen (. . .). Von den über 10 000 Häftlingen hatten, wie sich herausstellte, ungefähr 2 000 überlebt, die übrigen waren für immer entschlafen (. . .). Von diesem Ort des Todes wurden wir ins Lager Buchenwald getrieben. Am Abend des 4. oder 5. April kamen wir dort an. Dort habe ich noch einmal den eigenen Tod erlebt.«
(Józef Majchrzak)

Dieser Bericht ist vor allem wegen seines Faktenreichtums bemerkenswert. Es fällt jedoch auf, daß bei diesem Häftling offenkundig Wahrnehmungsstörungen auftraten, denn er glaubt ja, von einem Geschoß oder von mehreren Geschossen getroffen worden zu sein, während er in Wirklichkeit nicht verletzt wurde. Der Eindruck, langsam zu sterben, die Unempfindlichkeit des gesamten Körpers, die Lähmung des Bewegungs- und Sprechapparates, aber auch die wahnhafte Einstellung und die Dehnung des Zeitablaufs – das sind Symptome von psychischen Störungen reaktiver Art, die durch das grauenhafte Erleben hervorgerufen waren. Ein psychisches Trauma von so extremen Ausmaßen hinterläßt in der menschlichen Seele in der Regel eine bleibende negative Spur, obwohl es auch Ausnahmefälle gibt, in denen eine solche Erfahrung sich positiv auswirkt.

Wir können von hier die Verbindung ziehen zu einem anderen Typus von Einstellungen angesichts einer Gefahrensituation, zu den heroischen Haltungen. Wohl jeder Mensch trägt dieses Element in sich, doch nur wenige haben die Möglichkeit, es in aller Fülle zu zeigen. Die Hölle des KZ vermochte neben äußerster Erniedrigung und Schändung der menschlichen Würde auch die altruistischen und heroischen Elemente im Menschen freizusetzen.

»Hier muß man sicher auch einen Häftling erwähnen, den ich gut kannte, Bachleda (den Vornahmen weiß ich nicht mehr), er war schon etwas älter, ein Rechtsanwalt, glaube ich, aus Katowice, er stammte aus der Gegend von Zakopane; im Frühjahr 1942 hat er – ich habe es selbst gesehen – sein Brot einem jungen Häftling aus Block 22 gegeben. Auf die Frage, warum, erwiderte er: ‚Ich bin alt. Ich werde es sowieso nicht durchstehen, aber er ist jung und wird es vielleicht überleben'. Was dann aus Bachleda geworden ist, weiß ich nicht.

Zu den heldenhaften Verhaltensweisen gegenüber dem eigenen Tod muß man auch die Haltung der polnischen Priester zählen, die Häftlinge in Dachau waren. 1944 wurde das Lager

von der schrecklichsten Flecktyphus-Epidemie heimgesucht, die man bis dahin erlebt hatte, die Funktionshäftlinge flohen aus den Blöcken, in denen die Kranken sich aufhielten, und ließen sie ohne Hilfe und Pflege zurück; da stellte sich in vollem Bewußtsein der Ansteckungs- und Todesgefahr eine Gruppe polnischer Priester Abend für Abend am Tor auf und bat, als handele es sich um eine Gnade, um die Erlaubnis, den unglücklichen kranken Häftlingen zu Hilfe eilen zu dürfen. Was sie auch taten. Alle diese Priester steckten sich an und erkrankten, einige starben, unter ihnen auch Priester Stefan Frelichowski, vor dem Krieg Vikar in Toruń, nunmehr Kandidat für die Heiligsprechung (. . .).

Ich bin fest überzeugt, daß Tausende von Mithäftlingen heldenhaft gestorben sind und ganz bewußt ihr junges Leben geopfert haben, sei es aus Liebe zu Polen, sei es aus religiösen Motiven, sei es schließlich für eine Idee oder aus all diesen Gründen zusammen. Es hat so viele solcher namenloser Helden gegeben!« (Jan Marszałek)

»Ich weiß noch, wie eine Handvoll Schlesier an mir vorbeimarschiert sind, die man zum Tode verurteilt hatte. Eine Handvoll junger Burschen marschierte in Fünferreihen die Lagerstraße entlang, von SS-Männern eskortiert, und um den Gleichschritt zu halten gab einer von ihnen das Kommando: links, links. Da ich einige von ihnen kannte, fragte ich: Hans, wohin marschiert Ihr denn? Er antwortet: Pierunie, Du siehst doch, daß es zum Elfer geht! – Diese Burschen wurden erschossen, aber ihre Tapferkeit und ihren Mut im Angesicht des Todes fand ich imponierend. So etwas hatte ich im Lager noch nicht gesehen. Todesverachtung, der unheimliche Mut, das imponierte mir, es brachte mich auf den Gedanken, daß der Tod doch nicht etwas so Schreckliches sei, und daß ich mich, wenn ich würde sterben müssen, ihrem würdigen Vorbild entsprechend verhalten würde.« (Kazimierz Tokarz)

Anpassung und Abwehr

Wie in jeder schwierigen Situation, so bediente sich der Organismus auch im Lager bewußt oder unbewußt solcher Verhaltensformen und psychischen Reaktionen, die wesentlich dazu beitragen konnten, der drohenden Gefahr, vor allem aber dem Tode, auszuweichen. Wenn jemand, der nicht im Lager gewesen ist, sich einen einzelnen Häftling, einen einzelnen Menschen vorstellen kann, der es unter diesen Bedingungen vermocht hat, sich für den Kampf ums Überleben zu entscheiden, so muß allein schon dieser Willensakt unzweifelhaft als heroisch betrachtet werden. Denn er entschied sich damit zum Widerstand nicht nur gegen die Lagerrealität, sondern auch gegen die Ideologie derer, die diese Realität geschaffen hatten. Gerade in solchen Akten bewies der Häftling seine menschliche Größe, gleichgültig, wie lange er dann der Lagermaschine zu widerstehen vermochte.

Aus früheren Überlegungen wissen wir, daß nur eine solche Haltung Chancen des Überlebens bot. Ob es möglich war, das Lager zu überstehen, hing letztlich sowohl von der Fähigkeit ab, sich an das Lager anzupassen, wie auch von der Fähigkeit, sich gegen seine verhängnisvollen Mechanismen zu wehren. Aufgrund der Äußerungen der ehemaligen Häftlinge kann man sagen, daß viele dieser Mechanismen unbewußt waren. Damit ließen sich ihre Schwierigkeiten erklären, die Frage zu beantworten, warum sie das Lager überlebt haben.*

Am wichtigsten für das Überleben war nach Ansicht ehemaliger Häftlinge die Fähigkeit, sich an die Bedingungen im Lager anzupassen, in dem Sinne, daß sie wachsam blieben, aufmerksam die laufenden Ereignisse beobachteten und jeder unnötigen Begegnung mit den Angehörigen der Lagerbesatzung geschickt auswichen. Die Entwicklung dieser Fähigkeiten wurde erleichtert durch den stereotypen Charakter der Lagerdisziplin und durch die Trägheit der Masse der Häftlinge, die sich in ihrer Mehrheit widerstandslos dieser Disziplin unterordneten. Ob der Häftling die erste, schwierigste Zeit überlebte, hing in der Regel davon ab, ob er bei einer informellen Gruppe, mochte sie auch noch so klein sein, Rückhalt fand.

»Kaum ein Häftling, vielleicht mit Ausnahme der offenkundigen Kriminellen, war sich bei seiner Ankunft im Lager ganz darüber im klaren, was ihn hier erwartete, wie er sich einstellen und verhalten sollte, um den ringsum lauernden Gefahren und dem Tod zu entgehen. Es dauerte einige Zeit, bis man sich mit dem Lagerleben und mit der Atmosphäre des Verbrechens, des Hasses, der Verachtung und der Rücksichtslosigkeit vertraut gemacht hatte. Gewöhnlich halfen einem dabei Mithäftlinge, die schon mit dem Lager vertraut waren, vor allem Bekannte, die aus dem gleichen Ort oder aus der gleichen Gegend stammten.

Nach der Ankunft im Lager mußte man also solche Menschen ausfindig machen und mit ihnen in Kontakt treten. Isolierte Neulinge, die auf sich allein gestellt waren, hatten keine großen Aussichten, die erste Zeit zu überstehen, die immer am schlimmsten war. Ebenfalls keine größeren Chancen hatten solche, die unter ‚Treibhaus-Bedingungen' aufgewachsen waren, aber auch die lebensunerfahrenen Vertreter der humanistischen Berufe, träumerische Menschen, solche, die an gewissen Mythen hingen, religiöse Fanatiker, die allein auf die göttliche Gnade setzten, und überhaupt Menschen ohne praktische Lebenserfahrung, die sich nicht an die gegebenen Verhältnisse anzupassen vermochten, weil ihnen all das, was sie im Lager erlebten, den Verstand raubte, und sie nicht glauben mochten, daß es die Hölle auf Erden geben kann (. . .).

Wir haben also diese armen Neulinge unterstützt, aufgeklärt, ihnen geholfen. Wir haben ihnen die eherne Devise eingetrichtert, daß man im Lager Augen und Ohren offenhalten muß, daß man immer und überall vor Gefahren auf der Hut sein muß, daß man seinen ganzen Scharfsinn darauf verwenden muß, nicht aufzufallen und sich keiner Gefahr auszusetzen, daß man die Lagererlebnisse leicht nehmen muß, daß man es verstehen muß, Arbeit vorzutäuschen, damit man sich nicht allzu sehr verausgabt, daß man es schaffen muß, sich nebenbei durch

* Vgl. Bd. 1 S. 13–52.

‚Organisieren' etwas zu essen zu besorgen, und daß man vor dem Einschlafen niemals über die Tageserlebnisse nachdenken soll, sondern einfach schlafen. Viele dieser Häftlinge haben sich im Lager angepaßt, doch diejenigen, die dazu nicht imstande waren, haben sich vor der Realität in eine Welt der Träume, der Phantasie und des Mystizismus geflüchtet, sind schließlich depressiv geworden und schon in den ersten Wochen des Aufenthalts im Lager umgekommen.

Daß ein Teil der Häftlinge, darunter auch intelligente Menschen, mit der Zeit so stark von der Lageratmosphäre geprägt wurden, daß ihre geistigen Vorzüge allmählich verloren gingen und durch ein ganz primitives, steriles, manchmal geradezu animalisches Verhalten ersetzt wurden, steht auf einem anderen Blatt. Sie haben nach der Rückkehr aus dem Lager erst durch eine längere Rehabilitation ihr seelisches Gleichgewicht und ihre intellektuellen Vorzüge wiedergewonnen, wenn auch nicht immer in vollem Ausmaß. Was von den schrecklichen Erlebnissen zurückgeblieben war, schuf bei vielen Gelegenheiten ein trauriges Odium.« (Arnold Andrunik)

»Es ist eine Grundtatsache, daß im KZ eine Eingewöhnungszeit nicht vorgesehen war und man von Anfang an voll dasein mußte, und deshalb kam es sehr darauf an, wie empfindlich und widerstandsfähig ein Häftling war, wenn seine kümmerliche Lagerexistenz begann.

Nachdem die Gestapo schon meine Gefühle ‚in die Mangel genommen' hatte, hätte man meinen sollen, daß ich bei der Ankunft in Auschwitz vollkommen gefaßt und abgehärtet war, daß ich imstande war, alle Eindrücke, die mich im Lager erwarteten, gelassen aufzunehmen, daß meine Sensibilität gedämpft und ein gesteigertes Maß an Teilnahmslosigkeit vorhanden war. Dazu sollte es später kommen, unter Einfluß physischer Erschöpfung, doch einstweilen war mir meine Menschlichkeit noch nicht abhanden gekommen, ich nahm sie ins Lager mit.

Das Beispiel, das ich gleich anführen möchte, bestätigt vielleicht meine These, daß ein Gefängnisaufenthalt keinen Brückenschlag zwischen der Freiheit und dem KZ darstellte. Gefängnis und Konzentrationslager, das waren zwei unterschiedliche Höllen, zwei unterschiedliche, grauenhafte Welten. Ob man das Konzentrationslager als ‚Todesfabrik' betrachtete, hing weitgehend von der psychischen Struktur und der Vorbereitung des Neuankömmlings ab. Ein Häftling, der schon Verhöre und Foltern hinter sich hatte, reagierte auf ein und dieselbe Geschichte sicherlich anders als einer, den man von der Straße weg verhaftet hatte, und wieder anders einer, der vollkommen erschöpft in einem plombierten Waggon hier ankam (...). Die ethischen Wertvorstellungen eines Häftlings spielten für seine Reaktion auf das gesamte Leben hinter dem Stacheldraht ebenfalls eine Rolle.«
(Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

Einer der Häftlinge, ein Priester, stellte eine Liste von praktischen „Geboten" zusammen, deren Einhaltung das Überleben des Lagers beträchtlich erleichtern konnte. Hier ein Auszug aus diesen Empfehlungen:

»Vor allem habe ich mich bemüht, nicht aufzufallen. Ich tat dazu folgendes: 1. Im Lager oder bei der Arbeit bin ich einer direkten Begegnung mit SS-Männern oder Bediensteten ausgewichen. Es mußte natürlich unauffällig geschehen. 2. Ich bemühte mich, Befehle auszuführen. Wenn ich bemerkte, daß mir etwas befohlen wurde, um mich zu ärgern, mich zu demütigen oder zu quälen, biß ich die Zähne aufeinander, nahm alle Kraft zusammen und sagte mir immer wieder: ‚Dir werde ich es zeigen, daß ein polnischer Priester auch dazu fähig ist'. 3. Wann immer es möglich war, habe ich Arbeit vorgetäuscht, allerdings hielt ich es nicht für richtig, Arbeit vorzutäuschen, wenn ein anderer Mithäftling die von mir nicht erledigte Arbeit ausführen mußte (...). 4. Ich habe mich bemüht, mit Spind und Bett (Dachau) nicht aufzufallen, und ebenfalls, was die persönliche Sauberkeit und die Sauberkeit meiner Kleider betraf, auch wenn das mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war (...). 5. Wie viele Mithäftlinge war auch ich bemüht, beim ersten Schlag eines SS-Mannes zu Boden zu gehen. Mit der Wirkung seines Schlages zufrieden, ließ der SS-Mann es häufig dabei bewenden, schickte noch einen Fußtritt hinterher und ging davon. Wenn ein Häftling sich hartnäckig auf den Beinen hielt, wurde er gewöhnlich so lange geschlagen, bis ihn seine Kräfte verließen und er vor Entkräftung hinfiel, bisweilen auch das Bewußtsein verlor. 6. Um sich vor der Vernichtung zu schützen, war es ungeheuer wichtig, sich ein Arbeitskommando zu suchen, bei dem man etwas zu essen organisieren konnte.

Es ist klar, daß nur eine begrenzte Zahl von Häftlingen in solchen Arbeitskommandos tätig sein konnte. Ebenso wichtig war, sich um ein Arbeitskommando zu bemühen, bei dem die Arbeit unter Dach ausgeführt wurde und der Häftling nicht der Witterung ausgesetzt war.«
(Julian Niewiarowski)

Als hilfreich erwies sich die Methode, sich kurzfristige Ziele zu setzen, für den nächsten Tag, die nächste Stunde, damit man den jeweiligen Tag überlebte, die Nacht durchstand.

»Ich gab acht, daß ich nicht bekannt oder hervorgehoben wurde, daß ich nicht der Erste und auch nicht der Letzte war, dadurch vermied ich Prügel, ich fiel nicht auf. Ich war ein religiöser, gläubiger Mensch. Das hat es mir sicher leichtgemacht, Ruhe, Ausgeglichenheit und Hoffnung zu bewahren.«
(Aleksander Giermański)

»Wer das nicht mitgemacht hat und selber nicht Häftling eines KZ gewesen ist, wird das nicht verstehen, nicht glauben und sich nicht vorstellen können, was sich die Häftlinge angesichts der Todesgefahr alles haben einfallen lassen. Er wird nicht verstehen, was das bedeutet: ständige Ungewißheit und innerer Kampf, Furcht, Angst um das eigene Leben, auf Schritt und Tritt mit der Todesgefahr konfrontiert zu sein, sich um verschiedene, manchmal riskante, manchmal gefährliche Unternehmungen zu bemühen, um die Bedingungen im Lager zu verbessern, um sich vor dem Tod zu schützen.«
(Zygfryd Ręblas)

»Volle fünf Jahre lang habe ich im Lager dem Tod ständig ins Auge gesehen, und trotzdem sehnte ich mich danach, bis zum anderen Tag, zum anderen Morgen, eine Nacht durchzuschlafen, bis zum Abend einen Tag durchzustehen, und für jeden durchgestandenen Tag dankte ich Gott voll Erleichterung und bat ihn um ein Morgen. Auf diese Weise sind 1648 Tage in Auschwitz vergangen, 26 in Buchenwald, 77 Tage im Mittelbau, 13 Tage auf dem Transport, 17 Tage Ravensbrück, 2 Tage in Malchow – zusammen 1 783 Tage in Lagern und 42 Tage im Gefängnis, also 1 825 Tage oder 5 Jahre, während derer Gewehrläufe auf mich gerichtet waren und ein einziges Zucken mit dem Finger mir in jeder Sekunde den Tod bringen konnte.« (Bronisław Gościński)

Diese sorgfältige Auflistung jedes einzelnen durchgestandenen Tages zeugt von ungewöhnlicher Hartnäckigkeit und von der Konzentration aller Kräfte auf das eine Ziel, das Lager zu überleben.

»Ich begann jeden Tag in der großen Angst, ob es nicht mein letzter Tag sein würde. Alles in mir war gespannt auf das eine Ziel: mich zu wehren und um das Überleben dieses Tages zu kämpfen. Nicht Jahre oder Monate bildeten meine Perspektive, nicht einmal Wochen. Die längste Zeitspanne, die ich vor mir sah, war ein Tag und bisweilen waren es sogar nur Minuten und Sekunden. Es fällt mir schwer, zu Papier zu bringen, was sich in meiner Seele abspielte. Eins stand fest: Alles, was in mir lebendig oder für das Leben bedeutsam war, konzentrierte sich auf eine Frage: wie ich überleben könnte und, falls ich sterben müßte, wie ich sterben würde. Wenn ich mehr Ruhe zum Nachdenken hatte, suchte ich in meiner Erinnerung nach Helden, aus der Geschichte, aus Volkssagen, ja sogar aus Kindermärchen. Ich wollte etwas finden, dem ich nacheifern konnte, ich wollte glauben, daß ich ebenso siegen würde wie mein Held.

Häftlinge, die an nichts glaubten, ertrugen solche Augenblikke nicht so gut. Als Gläubigem fiel es mir leichter, diese Zeit des Abwartens und der Spannung zu ertragen. Bevor ein Tag des Schreckens begann, betete ich und glaubte, daß der Himmel mir beistehen würde. Ich war im Geiste auf meinen eventuellen Tod gefaßt (...), ich habe immer darum gebetet, diese schrecklichen Tage zu überstehen und zur Familie, zu meinen Angehörigen in der Freiheit zurückzukehren (...). Obwohl ich um das Leben und Überleben gebetet habe, habe ich versucht, auf den Tod vorbereitet zu sein. Das war mir für mein Selbstgefühl ebenso förderlich wie im Kontakt mit den Kameraden. Ich hatte so inneren Frieden und zugleich Kraft zum Durchhalten.« (Józef Majchrzak)

Religiöse Empfindungen und der Glaube an Gott waren, auch wenn sie im Lager des öfteren einer sehr schweren Prüfung ausgesetzt waren, ein ganz wesentliches Element der Abwehr.

»In arbeitsfreien Momenten und während der morgendlichen Appelle betete ich. Ich dachte zurück an die Kindheit, an die religiöse Naivität, ich sehnte mich nach einem Zeichen Gottes, und ich wünschte, daß er die Bitten eines Menschen, der sich in einer Grenzsituation befand, erhören möge. Die Hoffnung, daß dies geschehen würde und daß es doch das Gute gibt, linderte meine Leiden. Dem widersprach allerdings die gesamte Realität. Der Anblick eines SS-Mannes, auf dessen Koppelschloß die Worte *Gott mit uns* standen und der einen Verurteilten mit der Peitsche verprügelte, sowie die allmähliche, vorsätzliche Vernichtung der Muselmänner dämpften die Hoffnung. Man setzte Gott gleich mit dem Begriff des Guten und Schönen, und man nannte ihn einen gütigen Vater. Doch Gott schwieg und schaute dem Treiben der Wesen, die nach seinem Ebenbild geschaffen waren, hilflos zu. Die ganze gedankliche und gefühlsmäßige Konstruktion der Religion hielt der Prüfung durch die Realität des Lagers nicht stand (...). Ich führe diese Empfindungen als ein weiteres Beispiel dafür an, daß die Atmosphäre im Lager es einem schwer machte, in ein Traumreich zu fliehen, daß sie es nicht zuließ, daß man sich zu etwas Höherem aufschwang, um die tragische Realität zu vergessen.

Häftlinge mit einem starken, gefestigten Glauben konnten sich vielleicht in der Ekstase von der Realität lösen. Dann waren sie besser dran. Das Gebet verlief im Zickzack, wie eine Sinuskurve. Oberhalb der Achse stark idealisierte Aufschwünge, unterhalb der Achse Zweifel und Zusammenbrüche. Insgesamt Ratlosigkeit, ein Geflecht von ungeordneten Gedanken und Gefühlen.« (Włodzimierz Borkowski)

»Je höher die Leichen sich türmten, um so weiter reichten meine Gedanken über den Stacheldraht hinaus. Träumereien bewahrten mich vor dem Zusammenbruch, gaben mir moralische Kraft. Der freie Gedanke eilte den blauen Bergketten entgegen, die sich am Horizont abzeichneten. In meinen Verzweiflungen, Sehnsüchten und Enttäuschungen war mir meine Traumwelt von großer Hilfe, sie gab mir die sterbende Hoffnung zurück, sie nährte mich mit schönen Visionen, sie tröstete mich mit Erinnerungen an die Mutter, die Schwestern, das Haus, die Freiheit.

Ich habe im Lager darum gebetet, nach Hause zurückzukehren, und bin nie in Frömmigkeit oder Ekstase geraten. Ich habe Gott gelobt, im Lager freundlich zu sein, nicht zu fluchen, gelegentlich habe ich mich gedemütigt, jedoch nicht all zu sehr, mit Maßen (...). Ich war sicher, daß meine Mutter in der Freiheit zu Gott betet, so wie man beten soll, ohne Vermessenheit und Hochmut, und daß Gott, wenn schon nicht um meinetwillen, so doch für meine Mutter bewirken würde, daß ich heimkehre. Ich bin heimgekehrt. Diese Veränderung, was Gott betrifft, trat bei der Gestapo ein, an dem Tag, als ich restlos aufgelöst und verzweifelt schrie: Gott und die Menschen haben mich verlassen. Etwas war in mir zerbrochen, ich war fest entschlossen, nie mehr um etwas zu bitten. Ich wollte niemandem etwas verdanken. Recht bald (...) demütigte ich mich jedoch und bat Gott um Verzeihung für diese offenkundige, dreiste Auflehnung. Ich begann wieder zu beten, aber irgendetwas war in meinem Inneren geblieben, ich war nicht demütig, ich nahm eine kämpferische Haltung ein.«
(Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Ein wichtiger Schutzfaktor war auch meine idealistische Weltanschauung. Mein Glaube an Gott, daran, daß er mein Leben lenkte, war weit lebendiger, intensiver als vor der Verhaftung. Zu meinem Bedauern, aber um der Wahrheit willen, muß ich feststellen, daß er auch lebendiger war als heute (. . .). Deshalb habe ich mich in Demut und einer gewissen Resignation, zugleich aber, was ein Widerspruch ist, in der Hoffnung, daß es nicht dazu kommen würde, in Myslowitz [Nebenlager des KL Auschwitz] auf den Tod vorbereitet. Ich habe in der Nacht gebeichtet und während der Messe, die in der Zelle abgehalten wurde, heimlich an der Heiligen Kommunion teilgenommen.« (Alojzy Fros)

»Ich habe an Gottes Hilfe geglaubt, und nur Gott hat mich vor dem Tode gerettet, das kann ich ohne weiteres behaupten.« (Julian Niewiarowski)

»Bis zum Sommer 1943 habe ich nicht geglaubt, daß ich das Lager überstehen würde, und ich weiß nicht, ob irgend jemand in dieser Zeit daran geglaubt hat. Und doch hat sich der Mensch unbewußt an diese Hoffnung geklammert, denn wenn es sie nicht gegeben hätte, wenn ich überhaupt keine Hoffnung gehabt hätte, wäre ich sicher zusammengebrochen und erledigt gewesen.

Besonders in dieser schwierigsten Phase des Lagerlebens war es mein Prinzip, den begonnenen Tag zu überstehen. Nicht daran zu denken, was morgen sein würde, in einer Woche, in einem Monat, in einem Jahr. Jeden Tag als ein Geschenk Gottes anzunehmen.

Ich habe mir keine Illusionen gemacht. Die einzige Flucht vor der Realität bestand darin, daß ich mich für kurze Zeit in eine innere Welt zurückzog, in die Welt des Gebets, obwohl auch der Kontakt zu Gott nicht ohne spezifische, lagerbedingte Schwierigkeiten war. Von Ekstasen, Verzückungen konnte bei mir natürlich überhaupt keine Rede sein, es gab das Gebet, das nicht selten mühsam war, voller Fragen und Vorwürfe an Gott, aber auch voller Demut und Dankbarkeit für jeden Tag, den ich erleben durfte.

Eines hat mich immer entzückt: die Vereinigung im Leiden mit dem rettenden Golgatha Christi zur Erlösung der Menschheit, besonders von diesen sich vor meinen Augen vollziehenden Verbrechen. Je länger ich darüber nachdachte, um so mehr bejahte ich die Notwendigkeit dieser schwierigen Sühne.« (Jan Marszałek)

Die Fähigkeit, der Lagerrealität zu entfliehen, die Fähigkeit, sich seelisch wenigstens für Augenblicke von dem Albtraum ringsum zu lösen, der von Kępiński (1971) geschilderte Mechanismus eines „Lager-Autismus" – das alles erwies sich als nützlich für die Aufrechterhaltung des seelischen Gleichgewichts und der seelischen Widerstandskraft.

»Ein Muselmann, der mit 17 Jahren 40 Kilo wiegt, ist infolge des monatelangen Hungers und des ständigen Stress innerlich leer. Nur der Muselmann? Als ich Prominenter wurde (*SS-Küche*), habe ich die Sache wohl genauso gesehen. Der Mensch wird gleichgültig dem Tod gegenüber, nicht nur, wenn es um Fremde, nicht nur, wenn es um die engsten Angehörigen geht, sondern auch gegenüber dem eigenen Tod. Als ich zum Beispiel hörte, daß Mietek, der Kapo vom Krematorium, gestern meinen Vetter verbrannt hatte, habe ich nicht anders reagiert, als wenn man mir erzählt hätte, er habe einen mir gänzlich fremden Menschen verbrannt. Man schließt sich in seine kleine Welt ein, hüllt sich in Unwissenheit und lebt seiner eigenen Vorstellungen. Man klammert sich unablässig an den einen Gedanken: Diese Hölle werde ich überleben (. . .). Dazu braucht man jedoch einen Leitgedanken, zweitens ein gesundes Nervensystem, Glauben und nochmals Glauben! Blinden, kindlichen Glauben! Egal, an was! ‚Der Glaube versetzt Berge' – heute verstehe ich das! Das kann der Glaube an Gott als das Wesen sein, das unser Schicksal lenkt, es kann der Glaube an eine gerechte Sache sein, an den Sieg etwa des Kommunismus über den Faschismus, egal an was. Es muß nur ein idealer Glaube sein, glühend bis zum letzten Atemzug.« (Nikodem Pieszczoch)

Außer dem Glauben half auch die Fähigkeit zum Phantasieren und Träumen. Bei manchen Häftlingen ging sie so weit, daß sie Zustände der Entwirklichung erlebten.

»Zur psychischen Vernichtung trug – neben der Angst, die man um das eigene Leben hatte – die ganze Atmosphäre des Lagers bei, die tägliche Konfrontation mit dem Tod von Mithäftlingen, die Verhaltens- und Äußerungsformen von SS-Männern, Kapos und Mithäftlingen unterschiedlichen Schlages, die sich aus kriminellen Kreisen rekrutierten. Die Enge im Lager, die zusammengepferchten Menschen aus unterschiedlichen Milieus, der Terror der verbrecherischen Elemente – das alles wirkte sich negativ auf die Seele aus, alles war darauf berechnet, die Häftling zu vernichten.

Ein Leben unter diesen Bedingungen wäre auf längere Sicht unmöglich gewesen, wenn einzelne und die ganze Gruppe sich nicht mehr oder weniger ausgeklügelter Abwehrmethoden bedient hätten. Dazu gehörte vor allem, daß die Häftlinge sich zusammentaten und einander gegenseitig halfen. Die Landsleute gaben sich durch Gespräche über das bevorstehende Kriegsende und die Niederlage Deutschlands gegenseitig Halt. Es konnte eine beliebige Nachricht sein, oft genügte ein unüberprüftes Gerücht, das möglicherweise bewußt von solchen verbreitet wurde, die sich darüber im klaren waren, daß es ein gewisses Gegengift darstellte gegen seelischen Zusammenbruch, Frustration und Weltverneinung. Solche Gerüchte gaben einem Hoffnung und Kraft zum Durchhalten. In den Gesprächen, die geführt wurden, kehrte man zurück in die Heimat, die Schulzeit, zu Erinnerungen an erlebte Abenteuer, ja, man sprach sogar viel über Empfänge, Bankette, kulinarische Genüsse, was einem letztlich die Möglichkeit gab, sich von der Realität zu lösen und sich in eine idealisierte Zukunft zu versetzen (. . .).

Zu den Abwehrmechanismen, die ich – damals wohl unbewußt – benutzte, gehörte eine Traum- und Phantasiewelt. Wenn ich auf meiner Pritsche lag, konnte ich mich in eine idealisierte Zukunftswelt versenken und völlig die Umwelt

vergessen, ja, bisweilen verlor ich so sehr den Kontakt mit der Umwelt, daß es einer geistigen Anstrengung bedurfte, um in die Realität zurückzukehren. Außerdem versenkte ich mich in die Welt der Phantasie, in der die Eindrücke so stark waren, daß ich Mühe hatte, mir klar zu machen, daß dies alles unwirklich war. Zu den Empfindungen, die ich häufig hatte, gehörte es, entgegen den physikalischen Gesetzen in der Luft zu schweben, eine überaus angenehme Empfindung, die so intensiv war, daß die phantastischen Empfindungen von damals sich in den verborgenen Winkeln des Bewußtseins bis heute erhalten haben.« (Alojzy Fros)

»Der Rückzug in die Phantasie war mehr als einmal der sprichwörtliche Rettungsanker. Man träumte von allem, was mit der Freiheit zusammenhing. Der Häftling phantasierte, erschuf sich und schilderte seinen Mitmenschen Situationen, mit denen er in der Freiheit Bekanntschaft gemacht hatte, wobei er sich in den unbedeutendsten Einzelheiten erging. Ein hungriger Häftling war in seiner Vorstellung beim Kochen und sprach mit Vorliebe von der Zubereitungsart und dem Geschmack verschiedener Gerichte. Oft genug habe ich hören können, wie phantastisch Kartoffeln mit einer in Butter gebräunten Zwiebel schmecken. Die Flucht in den Traum war gewissermaßen ein Ausgleich für die Mängel des Lagerlebens. Es kam jedoch vor, daß mit der Flucht in die Vergangenheit eine krankhafte Aufdringlichkeit einherging. Bis heute erinnere ich mich an einen Häftling im mittleren Alter, der im Frauenlager an der Straße arbeitete, und ich höre noch seine Worte, die er jedem Vorbeigehenden wiederholte: „... und ich habe doch eine kluge Frau und zwei schöne Kinder'.« (Mieczysława Chylińska)

»Wenn ich heute an diese Ereignisse zurückdenke, muß ich mich wundern, daß ich noch am Leben bin. Außerdem frage ich, warum ich lebe, während so viele und oft so wertvolle Menschen umgekommen sind. In diesem Zusammenhang fühle ich mich beschämt, daß Gott es unter Tausenden gerade mir erlaubt hat, bis zur Befreiung zu überleben und noch so viele Jahre in Freiheit zu leben und zu arbeiten (...). Hinzu kommt eine gewisse Furcht, daß dieses Leben nicht umsonst sein darf.« (Jan Marszałek)

War die Anpassungsfähigkeit erschöpft, kam es innerhalb kurzer Zeit zum physischen und seelischen Zusammenbruch des Häftlings. Eine extreme Form dieses Zusammenbruchs war im Lager die Gestalt des „Muselmanns". Am Anfang dieses Zustands stand die Resignation.

»Erst die Resignation, hervorgerufen durch ein übermenschliches Leiden, durch die biologische Erschöpfung, ließ den Willen zum Kampf ums Leben schwinden und die Häftlinge gegenüber dem herannahenden Tod gleichgültig werden. Doch auch in diesem Fall kam es nicht dazu, daß man sich auf das Sterben gefaßt machte, wohl weil es an der Kraft fehlte, auf das, was ringsum geschah oder geschehen würde, zu reagieren. Doch wenn sich nur ein minimaler verstärkender Reflex zeigte, richtete sich selbst ein Mensch, der schon im Sterben lag, auf und wollte dem Tod entfliehen.« (Józef Majchrzak)

»Eine Regression (...) war in der Regel bei Häftlingen von sehr niedrigem intellektuellem, kulturellem und moralischem Niveau zu beobachten. Diese Form des rücksichtslosen Kampfes ums Leben trug Merkmale des Verbrechens. Früher oder später fand sie ihr Nachspiel in der zwangsweisen Isolierung, wenn nicht im Tod. Resignation bedeutete, sich dem Tod zu unterwerfen. Der resignierte Häftling hatte den Glauben verloren, daß der Kampf ums Leben einen Sinn habe, er bemühte sich nicht mehr um Möglichkeiten des Weiterlebens. Er hatte jegliche Hoffnung auf einen Sinn des Lebens, jeglichen Glauben an die Richtigkeit und die Möglichkeit des Widerstands gegen die infernalischen Repressionen im Lager verloren. Es war ihm gleichgültig, wie und wo er umkam.« (Mieczysława Chylińska)

In den Überlegungen zum Problem von Leben und Tod kommt also der Frage: „Wie war es möglich, daß ich das Lager überlebte?" die Schlüsselstellung zu. Diese Frage beschäftigt übrigens nicht nur die Forscher, sondern auch die ehemaligen Häftlinge. Die Antwort kann sehr unterschiedlich ausfallen, wie die Verfasser einer Enquete erfuhren, die an eine Gruppe ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz versandt wurde. Aus den eingegangenen Antworten ergibt sich, daß zu den Chancen, das Lager zu überstehen, unterschiedliche Faktoren beitrugen, darunter körperliche und psychische Widerstandsfähigkeit und psychische Stärke, positive ideelle und emotionale Einstellungen, insbesondere patriotische Haltung, religiöse Gefühle, der Glaube, das Lager überstehen zu können, das Gefühl einer Gruppenzugehörigkeit innerhalb des Lagers, die Fähigkeit, der Lagerrealität zu entfliehen, aber auch Persönlichkeitsmerkmale wie ein heiteres Gemüt, Kollegialität, Altruismus, praktische Fähigkeiten, Fremdsprachenkenntnisse usw. (Jagoda et al., 1977*)

Die oben wiedergegebenen Äußerungen ehemaliger Häftlinge rechtfertigen die Schlußfolgerung, daß es für den Häftling, wenn er das Lager überstehen wollte, ganz wesentlich darauf ankam, daß er sich an das System des Lagers anpassen konnte, insbesondere an die Widrigkeiten und das Ungemach des Alltags. Größere Überlebenschancen vermittelten auch eine soziale Einbindung und die Zugehörigkeit zu einer informellen Gruppe.

Für das Überleben waren außerdem gewisse pathologische Mechanismen innerhalb des Anpassungsprozesses verantwortlich.

„Bei der überwiegenden Mehrheit der Häftlinge kam es" wie Aleksander Teutsch (1964) schreibt, „innerhalb der ersten drei bis sechs Monate des Lageraufenthalts zu einer Desensibilisierung, einer gefühlsmäßigen Abstumpfung, einer Abschwächung emotionaler Reaktionen auf die einzelnen mit dem Lagerleben verbundenen Traumata". Was man im normalen

* Vgl. Bd. 1, S. 13–52.

Leben als ein pathologisches Phänomen betrachtet hätte, wurde also im Lager zu einem „adaptiven Phänomen, das die Lebensbedingungen im Lager zu ertragen half und den Menschen vor Niedergang, Zusammenbruch und Verderben bewahrte".

Am Schluß dieses Kapitels möchten wir die wertvollen Hinweise eines amerikanischen Experten der Lagerproblematik, Paul Chodoff, zu den psychischen Mechanismen der Anpassung an das Lager anführen. Antoni Kępiński hat seine Auffassungen dem polnischen Leser in seinem Aufsatz „Homo homini lupus est" nahegebracht (Kępiński, 1971; Chodoff, 1970). Chodoff sieht folgende Mechanismen:
- regressives Verhalten (z. B. Infantilisierung),
- Identifikation mit dem Angreifer (z. B. Imitation des Verhaltens der Lagerbediensteten, Übernahme ihrer Wertvorstellungen usw.,
- Leugnung und Verdrängung von Gefühlen (z. B. Nichtwahrnehmung der entsetzlichen Lagerrealität, der Leichen, des Rauches aus dem Schornstein des Krematoriums usw.),
- Entladung der Agression in Ersatzformen, z. B. in Träumen.

Auf einige dieser Probleme werden wir noch in weiteren Abschnitten zurückkommen.

Die Selektion

Es gab im Lagerleben Augenblicke, in denen eine Geste, eine Bewegung der Hand oder des Fingers über Leben oder Tod des Häftlings entschieden. Diese Entscheidungen fielen auf der sogenannten Rampe, dort, wo die Gefangenen aus den Eisenbahnwaggons ausstiegen, die sie zum Lager transportiert hatten. Hier fand die „Selektion" statt, also die Einteilung in solche, die gleich nach der Ankunft im Lager sterben sollten, und solche, denen man zum Ausgleich für das Ungemach der Lagerbedingungen noch eine gewisse Lebenszeit gewährte. Diese letzten waren im allgemeinen nicht zahlreich, das Kriterium dieser Einteilung war die eventuelle Eignung der Häftlinge zur Arbeit.

Trotz der Erschöpfung durch den Transport wurden sich die ausgehungerten, schmutzigen und verängstigten Häftlinge auf der Rampe im allgemeinen rasch darüber klar, was dies für ein Ort war und was die Selektion zu bedeuten hatte. Mindestens zweierlei Qualen mußte man hier durchmachen: die Trennung von den Nächsten oder von der Familie und anschließend die Selektion als solche. Auf der Rampe änderten sich zwei grundlegende Parameter der menschlichen Existenz: Zeit und Entscheidung. Die Zukunft verkürzte sich und bekam eine außergewöhnliche Bedeutung und Intensität. Die Todesdrohung zwang zur raschen und authentischen Entscheidung. Kępiński hat dieses Problem treffend formuliert, wenn er schreibt:

„... man hatte keine Zeit, sich zu überlegen, welchen Weg man wählen sollte, darüber nachzudenken, was besser und was schlechter war. Man mußte rasch handeln, denn Zögern endete häufig mit dem Tod. Man durfte sich nicht irren: Auch eine falsche Entscheidung konnte den Tod bedeuten (...). Die Nähe des Todes bewirkt, daß die Entscheidungen wichtig werden; falsche Entscheidungen können den Tod bedeuten, richtige den Sieg über ihn. Alle sonstigen Entscheidungen, die sich nicht direkt auf den Kampf ums Leben beziehen, werden müßig. Die Verhaltensformen reduzieren sich auf die grundlegenden, die mit dem Kampf ums Leben zusammenhängen."
(Kępiński, 1968)

Man sollte daher den Versuch machen, das, was sich während der Selektion auf der Rampe abspielte, von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten: Aus der Sicht der Selektierten wie der Selektierenden, aber auch mit den Augen von Häftlingen, welche die Möglichkeit hatten, die Selektion aus der Perspektive des Lageraufenthalts zu beobachten.

»Was sich mir tief ins Gedächtnis eingeprägt hat, sind die Szenen, die sich auf der Rampe von Auschwitz bei der Selektion für das Gas abgespielt haben. Ich arbeitete in der Kartoffelschälerei, und um ein wenig das Betriebsklima zu wecheln und das Lager näher kennenzulernen, meldete ich mich als ‚Zugpferd' für den Rollwagen, mit dem die Kartoffeln aus der Miete direkt neben der Bahnrampe geholt wurden, an der* die Judentransporte ankamen und die Selektion für das Gas vorgenommen wurde (...).

Wenn ich zu den Kartoffelmieten wollte (...), mußte ich die ganze Rampe entlangfahren. An diesem Tag war gerade ein Judentransport an der Rampe angekommen, und während er ausgeladen wurde, wurde selektiert. Wir fuhren mit dem Rollwagen mitten durch diese ‚Hölle'. Die Rampe war dicht umstellt von SS-Männern mit Hunden, die unheimlich bellten. Eine Menge von Frauen, Kindern, Männern und Greisen defilierte ungeordnet an den SS-Schergen vorbei, die dort mit ihren silbernen und goldenen Schulterstücken an den Mänteln standen und mit gebieterischen Gesten die Menschen je nach Alter und körperlicher Leistungsfähigkeit für die *Gaskammer* und das Feuer bestimmten oder ihnen noch einige Tage zu leben gaben.

Die Opfer wußten noch nicht, was sie erwartete, aber sie mußten sich jetzt von ihren kleinen Kindern oder von ihren alten Eltern, Großeltern usw. trennen. Das Weinen und Klagen der Opfer und das alles übertönende Geschrei der SS-Männer, die mit Gewalt und Peitsche widerspenstige Familien auseinanderrissen, während gleichzeitig die Hunde bellten und die Rauchwolken aus dem nicht sehr weit entfernten Birkenau tief über die Erde hinzogen – das alles trug bei zu einer Atmosphäre des ‚Jüngsten Gerichts' der *Übermenschen.* Die Rampe war übersät mit liegengebliebenen persönlichen Dingen, Bündeln, Koffern und Körben, Wäsche, Geld und Kostbarkeiten, über die wir, weit nach vorn gebeugt, hinwegschritten, den voll mit Kartoffeln beladenen Rollwagen an Gurten, die über die Schulter liefen, hinter uns herziehend. Zitternd und mit starken Kopfschmerzen kehrte ich ins Lager zurück, mit einer neuen Erfahrung und mit dem festen Entschluß, nicht mehr aus dem Lager hinauszugehen.« (Jan Stawarz)

* Bis Mai 1944.

Die Selektionen gehörten zum festen Repertoire der Lagerbesatzung und hatten die Dezimierung der Häftlinge zum Ziel. In der Lagersprache nannte man sie Auswahlen. Sie verbreiteten immer Schrecken, nicht nur bei denen, die für den Tod „ausgewählt" wurden, sondern bei allen Häftlingen.

»Die Selektion ist etwas Entsetzliches, ein ungeheurer seelischer Kampf, der schwer wiederzugeben und zu beschreiben ist (. . .). Noch jetzt stockt mir das Blut in den Adern, wenn ich daran zurückdenke, und ich bekomme eine Gänsehaut. Damals bei diesem Appell dachte ich daran, wie wohl mein weiteres Schicksal verlaufen würde. Würde mein Äußeres, mein Gesichtsausdruck dem Selektierer nicht gefallen und ich an den Galgen gebracht, oder würde mir ein glücklicher Zufall beschieden sein (. . .). Ich glaube, nein ich bin sicher, daß es mir nicht gleichgültig war, ob ich sterben sollte oder nicht (. . .). Die unheilverkündenden Worte ‚beliebige Anzahl' hatten ihre tragische, tödliche Bedeutung, es würde unweigerlich Opfer geben, aber wen von uns es treffen würde, wußten wir nicht.

Kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat und auch kein Wissenschaftler wird jemals begreifen, was das heißt: Selektion, Auswahl für den Tod. Er wird sich nicht in den Häftling einfühlen können, in den Kampf ums Leben, der in ihm tobt.

Der schlimmste Moment ist, wenn der Blick des Selektierenden auf ihn fällt, wenn es um Leben oder Tod geht, wenn man auf einen Wink des Fingers oder auf das Wort *raus* wartet, von dem es abhängt, ob man sterben oder am Leben bleiben wird. Wenn der Selektierende auf uns zu trat, wußte keiner von uns, wozu er sich entschließen und wie er sich verhalten sollte. Sollte man seinen mörderischen Blick dreist erwidern, was normalerweise hieß, auf das Leben zu pfeifen, oder sollte man den Blick senken und seinen Augen ausweichen, oder sollte man gar um Erbarmen heischen, mit den Blicken um die Gnade flehen, daß einem das Leben geschenkt würde? Manchmal war es nämlich richtig, wenn man ihnen unverfroren in ihr Verbrechergesicht schaute, ein andermal war es wieder falsch. Aber wer konnte ihnen schon hinter die Stirn schauen? Es war ein inneres, seelisches Kräftemessen, sehr viel schlimmer und schwerer als jeder Kampf an der Front, und es hat in uns unauslöschliche tiefe Spuren und ein unheilbares seelisches Trauma hinterlassen.

Ich glaube, ich stand bei diesem Appell in der sechsten Reihe, als sie auf mich zukamen, und ich blieb scheinbar ruhig, so als würde mir mein weiteres Schicksal nichts ausmachen, doch meine Beine zitterten, ich spürte Angst, wie einmal in Auschwitz. Ich war bei vollem Bewußtsein, und es war mir klar, daß sich in diesem Augenblick mein Lebensschicksal entschied. Auf einmal begann sich alles um mich zu drehen, ich blickte ihm kurz in die Augen und dann wieder zu Boden, noch einmal zu den SS-Männern, die mir gegenüberstanden. Ich spürte ihre Blicke bis ins Innerste, und meine Gedanken waren wie gelähmt, ich wußte einen Moment lang nicht, was um mich herum geschah und ob ihr Blick noch auf mir ruhte, oder ob sie überhaupt noch vor mir standen; ich kann nicht sagen, was sich in meinem Kopf abspielte. Irgendwann hatte mich die Welt dann wieder, alles um mich herum schwankte, das ganze Lager, die Berggipfel ringsum drehten sich um das Lager, wie in einem Karussell. Sie waren an mir und den beiden Kameraden neben mir vorbeigegangen – ich atmete erleichtert auf: Auch diesmal war ich davongekommen. . .

Bei diesem Appell wurden einige Kameraden ausgewählt, man verfuhr mit ihnen wie mit den vorherigen, ihre Leichen wurden auf den Lastwagen geladen und zum Krematorium gebracht (. . .). Nach dem Appell ging jeder in seinen Block, einige Tage lang herrschte im Lager eine gedrückte Stimmung.« (Zygfryd Rębilas)

Es gibt nur wenige direkte Mitteilungen von Häftlingen über das, was sie während der Selektion empfanden. Daher sei hier die Schilderung einer Selektion angeführt, die Rudolf Höß, der Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz nach der Flucht mehrerer Häftlinge durchführte.

»Nach dem Abendappell unterblieb der Befehl ‚Wegtreten'. Alle blieben auf ihrem Platz. Nachdem Höß die Meldung des *Rapportführers* entgegengenommen hat, geht er mitsamt seinem Gefolge in unsere Richtung. Der Blockführer gibt das Kommando: *Stillgestanden!* Wir stehen alle stramm, in exakten Zehnerreihen, einer hinter dem anderen. Ich war einer der größeren und stand in der zehnten Reihe. Der Lagerkommandant, hochgewachsen, in einem dunkelgrünen Ledermantel, sein Gefolge hinter ihm, mustert mit lässigem Blick die Menschen in der ersten Reihe, dabei verweilt sein Blick für Sekundenbruchteile bei jedem einzelnen Häftling. In der Mitte der Reihe, also ungefähr beim fünfundreißigsten, deutet er mit dem Zeigefinger auf die Brust des vor ihm stehenden Häftlings und gibt mit der Hand das Zeichen: Heraustreten! Der so Bezeichnete wird von den kräftigen Armen eines SS-Mannes gepackt und aus der Reihe herausgezogen.

Nach der Musterung der ersten Reihe treten alle auf Kommando drei Schritte nach vorn und schaffen so Platz für den Todesspender und sein Gefolge. Die gleiche bedrückende Zeremonie – und wieder fällt der Befehl: Heraustreten! Dabei hat Höß es nicht eilig . . . Langsam, wie bei einem Spaziergang, schreitet er mal in die eine, mal in die andere Richtung und deutet mit dem Finger zumeist auf den, der vielleicht die größte Hoffnung hegte, am Leben zu bleiben. Sieben Reihen sind bereits durchgemustert. Sechs Häftlinge stehen an der Seite. Je mehr sich der Scherge der letzten Reihe nähert, desto höher steigt die nervliche Anspannung. ich habe das Gefühl, daß mein Herz zerspringt. Die Beine geben nach, die Hände zittern und pressen sich unwillkürlich fester gegen die Schenkel. Ich bekomme kaum Luft. Man möchte eine Tarnkappe haben oder auf der Stelle versteinern, um endlich von diesem Albtraum befreit zu sein (. . .).

Schon ist er bei meinem Nachbarn zur Rechten. Er überlegt einen Augenblick, schon hebt er die Hand, läßt sie wieder sinken und blickt mir in die Augen. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das Gefühl, am Rande eines Abgrundes zu stehen. In diesem Augenblick hat sich ein Bruch vollzogen. Ich wünschte geradezu, daß er mit dem Finger auf mich deute. Ich

würde mich nicht ‚wie ein Schaf zur Schlachtbank' führen lassen, sondern mich und andere rächen. Ich mußte ja ohnehin sterben. Herausfordernd schaue ich ihm ins Gesicht, auf seine Enscheidung gefaßt. Es kam mir so vor, als habe er mit den Lidern gezuckt (. . .).

Diesmal war ich dem Tod entronnen. Als neuntes Opfer wurde der zweite Mann rechts von mir ausgewählt (. . .).« (Stryj, 1965)

Kehren wir noch einmal zu den Mitteilungen zurück, die wir von den befragten Häftlingen erhalten haben.

»Eine Zeitlang wohnte ich in Block 18A, in dem das Kommando *Tierpfleger* wohnte. Als ein Häftling aus diesem Kommando entwichen war, wählte Schwarz, der stellvertretende Lagerführer, zehn Personen aus, die im Bunker verhungern sollten. Er traf eine ziemlich passende Auswahl: nur Leute, die ziemlich schlecht aussahen, die dürr und schwach waren (. . .). Der Block stand in Zehnerreihen recht lange auf dem Appellplatz, das zog sich über Stunden hin. Wir hatten Dezember, es fiel Schneeregen. Wir waren völlig durchnäßt und durchgefroren. Schwarz schritt die Front des Blocks ab, musterte die erste Reihe, dann befahl er dem Blockführer, die erste Reihe solle drei Schritte vorwärts tun; Schwarz schritt die zweite Reihe ab. Dann ließ er die zweite Reihe zur ersten treten, musterte die dritte, und auf diese Weise schritt er alle Reihen ab, den ganzen Block.

Beim erstenmal wählte er sieben Häftlinge für den Bunker aus, dann beschloß er, den Block noch einmal durchzugehen, und ging in der gleichen Weise ein zweites Mal an uns allen vorbei, um sich die drei Häftlinge auszusuchen, die ihm noch fehlten. Bei diesem letzten Durchgang wählte er vier Häftlinge aus, und schickte einen von denen, die er vorher ausgesucht hatte, zurück. Dieser hat, soweit ich weiß, das Lager überlebt und ist nach dem Krieg nach Polen zurückgekehrt. Die übrigen zehn wurden in den Bunker abgeführt und sind dort einige Tage später verhungert. So wurde damals die kollektive Haftung für die Flucht eines Häftlings aus dem Lager praktiziert.

Als Schwarz diese zehn auswählte, hat er mich lange angeschaut; das war mein schwächster Augenblick im Lager, und ich kann sagen, daß der Tod damals zweimal an mir vorübergegangen ist! Es stimmt, wie die anderen war ich damals durchnäßt und durchgefroren, und ich wollte, daß das, was kommen mußte, egal was, endlich geschehe, damit ich nicht länger in diesem Regen stehen mußte (. . .).

Dieser Punkt in meinem Leben hat mir immer wieder zu denken gegeben, doch damals war es mir absolut gleichgültig, ob Schwarz mich für den Bunker auswählen würde oder nicht (. . .), so habe ich das damals angesichts der Gefahr empfunden.« (Jan Sikorski)

»Gegen Ende meines Aufenthalts im Lager fanden 1944/45 Selektionsappelle für die einzelnen Blöcke statt. An jede Zehnerreihe traten einige SS-Männer heran, blieben stehen und winkten einzelne weibliche Häftlinge heraus, die wußten, daß sie in den Schornstein wandern. . .

Ich stehe als zweite, daneben meine Schwester Janina, die dritte daneben ist ein Häftling aus Wilna. Er blieb vor mir stehen, machte einfach vor unserer Zehnerreihe halt, und das war schon schlecht, denn einige Reihen hatte er so übergangen. Er schaut nach meiner Nummer, knurrt etwas, wackelt etwas mit dem Kopf. Ich denke in diesem Augenblick absolut nichts, stehe regungslos da, bete innerlich: Herrgott, laß mich noch weiterleben, laß mich nach Polen zurückkehren, zu den Eltern, in das väterliche Haus. Nervös rücke ich meine Brille zurecht, und meine Schwester stellt sich vor mich, verdeckt mich, wenn er dich nimmt, gehe ich mit dir, sagt sie, entweder kehren wir beide zurück, oder wir gehen zusammen durch den Schornstein. Wir sind unmittelbar vom Tode bedroht. Neben mir wiederholt eine Mitgefangene dauernd: ‚Vielleicht holt er mich, oh, er holt mich'. Einige Minuten lang hat der SS-Mann mit dem Finger mal auf mich, mal auf sie gedeutet, dann wieder auf mich, so hat er uns gequält. Ich habe ihm direkt in die Augen gesehen, so lange ich es aushielt, einen Moment, er wendet sich von mir ab, schließlich deutet er auf die, die neben mir steht, die aus Wilna, er holt sie heraus (. . .), geht weiter, ich sage zu ihr, was kann ich für dich erledigen (. . .), der SS-Mann ist ein bißchen weitergegangen und späht wie ein Habicht nach neuer Beute aus (. . .), doch sie hat sich überhaupt nicht auf den Tod vorbereitet, hatte von einem Augenblick zum anderen die Orientierung verloren und wußte nicht mehr, ob sie am Leben war (. . .).« (Józefa Stefaniszyn)

»Ich stand in der Kolonne während der Selektion, die man fast wöchentlich mit uns veranstaltete, wischte mir über die Wange, reckte die Schultern, damit es so aussähe, als ‚strotzte ich vor Gesundheit', damit mich die Hesse oder eine andere *Aufseherin* nicht herausholte und ‚ins Gas' schickte. So machten es alle, fast alle, die den Kampf ums Leben nicht aufgegeben hatten. Ich verstehe bis heute nicht, warum ich die, die schon selektiert waren und vor der Kolonne standen, so teilnahmslos betrachtete. Ich bemühte mich, nicht zu ihnen hinzuschauen, sie nicht zu sehen, als hätte ich sie bereits von der Liste der Lebenden gestrichen, oder als dächte ich: noch bin ich nicht an der Reihe, noch bin ich am Leben, und ich werde den heutigen Tag überleben, vielleicht bis zur nächsten Selektion. Vielleicht bis zur übernächsten (. . .). Dabei standen sie so ruhig da, ohne Muckser, sie regten sich nicht auf, versuchten nicht, sich zu retten, baten und bettelten nicht darum, daß man sie leben ließe. Woher dieser Gleichmut, frage ich mich heute (. . .). Weder die rauchenden Krematorien, noch die Massenmorde, obwohl einem das Blut in den Adern erstarrte, konnten uns brechen und uns den Willen zum Kampf ums Leben und Überleben rauben (. . .). Wir besaßen eine Waffe, von der sich sogar die Erfinder der Menschheitsvernichtung nichts träumen ließen (. . .).

Die Schöpfer der Konzentrationslager täuschten sich, wenn sie glaubten, man brauche den Menschen nur zu erniedrigen, zu demütigen, ihm alles Menschliche zu rauben, ihn wie einen Toten zu behandeln, ihm alle Rechte zu nehmen, und der Mensch werde sich nach dem Tod sehnen und sich ‚freiwillig' zur Vernichtung melden (. . .). Der Aufenthalt im Lager, in

einer vom Tod durchtränkten Luft, mobilisierte jedoch als Gegenkraft den unwiderstehlichen Wunsch, am Leben zu bleiben, und das Bestreben, dieses Ziel trotz allem zu erreichen. Deshalb habe ich den Tod und das Sterben im Konzentrationslager zwangsläufig vollkommen anders gesehen als unter normalen Bedingungen.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

Was hat der Selektierende empfunden, der mit einem Wink seines Fingers Todesurteile über Tausende, vielleicht Hunderttausende menschliche Wesen verhängte? Woran hat er da gedacht, was hat er gefühlt, wenn er dem Gefangenen in die Augen voller Todesangst sah? – Ein deutscher Häftling hat berichtet, wie er sich daran beteiligen mußte, 320 Menschen „vorzubereiten", die als Vergeltung für die Flucht einiger Häftlinge zum Tod in der Gaskammer verurteilt worden waren.

»Ich werde nie den Augenblick vergessen, als wir unter vorgehaltenem Gewehr die Hände der Polen, die in den Tod gingen, mit Stacheldraht fesselten. Die SS-Männer achteten darauf, daß der Draht mit der Zange so fest angezogen wurde, daß die Stacheln tief in das Fleisch eindrangen. Das Blut spritzte aus den gefesselten Händen hervor, doch über die Lippen der gequälten Polen kam keine Klage, ja, vielen war nicht einmal vom Gesicht abzulesen, ob sie litten, nur Haß und Verachtung für die Nazischergen standen in ihren Augen. Eine quälende Stille lag über dem Hinrichtungsplatz, die selbst die SS-Schergen nicht zu unterbrechen wagten, und so trieben sie uns mit stummen Gesten zur Eile an. Die jungen Leute gingen ohne Klagen und Verwünschungen, ohne Flehen und Winseln in den Tod, sie starben wie Helden. So wissen wohl nur die Polen zu sterben, und es muß zweifellos eine gerechte Sache gewesen sein, für die sie gestorben sind.« (Zit. nach: Cegłowska, 1975)

Was in den Henkern vorging, die in den Lagern die Todesurteile fällten und vollzogen, kann man bis zu einem gewissen Grade ihren Erinnerungen und Tagebüchern entnehmen. Rudolf Höß hat beispielsweise in seinen Erinnerungen notiert:

„Im Frühjahr 1942 gingen Hunderte von blühenden Menschen unter den blühenden Obstbäumen des Bauerngehöftes, meist nichtsahnend, in die Gaskammern in den Tod. Dies Bild vom Werden und Vergehen steht mir auch jetzt noch genau vor den Augen." (Kommandant in Auschwitz, 1958, S. 125)

In den Aufzeichnungen, die SS-Arzt Johann Kremer in Auschwitz führte, lesen wir u.a.:

„2. September 1942. Zum 1. Male draußen um 3 Uhr früh bei einer Sonderaktion zugegen. Im Vergleich hierzu erscheint mir das Dante'sche Inferno fast wie eine Komödie. Umsonst wird Auschwitz nicht das Lager der Vernichtung genannt! (...) [(5. 9. 1942)] Heute Mittag bei einer Sonderaktion aus dem F.K.L. [Frauen-Konzentrationslager] (Muselmänner): das Schrecklichste der Schrecken. Hschf. Thilo hat Recht, wenn er mir heute sagte, wir befänden uns hier am anus mundi (After der Welt)."

Es ist erstaunlich, daß die meisten Funktionäre angesichts der in den Konzentrationslagern begangenen Verbrechen keine Schuldgefühle empfanden.

Diesem Problem hat u.a. Jakubik (1975) gründliche Studien gewidmet. Auch Lifton (1980) versucht zu klären, wie die Nazis Ärzte dazu bewogen haben, die Massenmorde nicht nur zu beaufsichtigen, sondern sich aktiv an ihnen zu beteiligen. Bei seiner Beschäftigung mit der Frage, „auf welche Weise die Medizin für den Dienst am Tod eingespannt wurde", ist er auf eine große Gruppe deutscher Ärzte gestoßen, die gegenwärtig in Österreich und der Bundesrepublik Deutschland leben und sich direkt oder indirekt an verschiedenen verbrecherischen Praktiken beteiligt haben. Nur wenige empfinden heute ein Gefühl der Schuld für das, was sie in den Lagern getan haben. Dazu Lifton: „Ich behaupte, daß sie ‚Schritt für Schritt', sozusagen heimtückisch in die Todesmaschine der Nazis hineingezogen wurden, aber sie haben doch pseudomedizinische Experimente durchgeführt, sich an den Selektionen in Auschwitz beteiligt, getötet (...). Ein Arzt, der die Anwendung von Zyklon in Auschwitz beaufsichtigte – das ist ein wahnwitziges Verständnis ärztlicher Kompetenz".

Das Töten im Kriege oder im bewaffneten Kampf ruft in der Regel bestimmte moralische Konflike hervor, die nur in einem größeren Zeitraum zu lösen sind und nicht selten eine Spur im ganzen künftigen Leben hinterlassen. Nicht alle haben die Notwendigkeit des Tötens, v. a. die Exekution von Urteilen, gleichermaßen empfunden. Unterschiedliche Reflexionen und Gefühle bei Kämpfenden lassen sich auf die unterschiedlichen Umstände und Tötungsmethoden zurückführen.

Was diese jedoch von den Bedingungen im KZ unterscheidet, ist das Element des Kampfes mit einem ebenfalls bewaffneten Gegner unter Wahrung gewisser Spielregeln des Krieges. In den Lagern ging es nicht um einen Kampf, sondern um Ermordung von Millionen wehrloser Menschen. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß sich in der Psyche der Verbrecher andere Spuren dauerhaft niedergeschlagen haben als in den psychischen Verfassungen ehemaliger Soldaten oder Widerstandskämpfer (vgl. Małgorzata Mełchior, 1981).

Im Todesblock

Die höchste Intensität erreichten Entsetzen und Angst vor dem Tod bei jenen Häftlingen, die unmittelbar nach dem Eintreffen im Lager in den Todesblock gebracht wurden. Man wußte schließlich, daß niemand dort lebend mehr herauskommen würde; es gab allerdings Ausnahmen. Manche Häftlinge gerieten mehrmals in den Todesblock, bevor sie dort umkamen. Manche hatten sogar das Glück, nicht nur den Todesblock zu überleben, sie erlebten auch noch die Befreiung. Diesen wenigen, die heute noch am Leben sind, verdanken wir Berichte über die Vorgänge im Todesblock, über die extreme „Verdichtung" der Atmosphäre des Todes und Sterbens im Lager.

»Hier sah ich auf dem Hof mehrere Leichen mit zerschlagenen Schädeln, aus denen das Gehirn hervorquoll (. . .). Da begriff ich, daß es Häftlinge waren, die man durch Genickschuß getötet hatte, und mich packte ein solches Entsetzen, daß die Angst vor dem, was mich hier erwartete, mir beinahe die Besinnung raubte. Die Leichen – man hatte sie auf einen Haufen gelegt – fletschten die Zähne, die Häftlingskleidung war voller Blut.

Im Block herrschte eine unheilverkündende Stille und der charakteristische Gestank der geteerten Fußböden. Man steckte uns in Zelle 20 im Keller, wir setzen uns schweigend auf den Boden (. . .). Man hörte nur die Schritte des diensthabenden SS-Manns, monoton wie das Ticken einer Uhr. Nach einiger Zeit tauchte ein SS-Mann auf, der von einem Zettel den Namen eines Kameraden ablas (. . .). Wir schwiegen weiter. Nach einer halben Stunde kam der Häftling zurück, wir atmeten erleichtert auf, denn wenn man von dort zurückkehrte, konnte es doch nicht so schlimm sein (. . .). Wir saßen wie gelähmt da und warteten darauf, an die Reihe zu kommen (. . .). Der Kamerad, der neben mir saß, betete inbrünstig und flüsterte ein Ave Maria nach dem anderen (. . .). Die fürchterliche Lage, in der wir uns befanden, ließ uns nicht einschlafen, obwohl wir nach dem Transport, der Entlausung und nachdem wir wieder unsere Lumpen erhalten hatten, die man in Block 26 aus dem Fenster geworfen hatte, vollkommen erschöpft waren (. . .). Wir wollten uns schon auf dem Boden ausstrecken, da drangen Rufe aus dem Parterre, der SS-Mann rief meinen Namen auf.

Meine Knie waren butterweich, aber ich ging zum Parterre hinauf, wo mich das Licht einer starken Glühbirne blendete. Ich trat in das Vernehmungszimmer, wo ich zur Begrüßung einen Schlag ins Gesicht bekam und umfiel (. . .). Die Angst verschloß mir den Mund, aber nach einem Schlag mit dem Ochsenziemer war ich bereit, das Protokoll zu unterschreiben. Der *Gefreite* fragte, ob ich mich schuldig bekenne. In diesem Fall würde ich morgen ‚erledigt'. Der Selbsterhaltungstrieb ließ mich die Frage verneinen (. . .). Als ich wieder in die Zelle kam, waren die Gefährten schon eingeschlafen. Jetzt war ich soweit, mich nach dem Tod zu sehnen, denn für weitere Verhöre fehlen mir Kraft und Mut. Ja, wenn ich hätte beten können, das hätte mich vielleicht erleichtert.

Doch als mir dann wieder einfiel, wie jämmerlich die Leichen im Hof von Block 11 ausgesehen hatten, packte mich die Panik, ich wollte um jeden Preis lebend herauskommen (. . .). Bei den nächsten Verhören konnte ich schon mehr aushalten. (. . .) In der Zeit, die wir in der Zelle verbrachten, wurden zwölf von uns erschossen, und wir begannen uns schon an den Gedanken des Todes zu gewöhnen. Der Tod erschien uns jetzt nicht mehr so schrecklich. Als wir nach 25 Tagen Block 11 verließen, kam uns das Leben im Lager mit all seiner Schaurigkeit wie eine Idylle vor.« (Ludwik Skarzewski)

». . . wir wurden alle dreizehn zum Tod verurteilt und in die Todeszelle in Block 11 gesperrt. Wir hatten alle einen solchen Schock, daß anfangs keiner ein Wort hervorbrachte. Nachdem sich der erste Schock in dieser düsteren Zelle gelegt hatte, kam das Schluchzen, das Weinen, das Zähneknirschen, das Fluchen, das Beten, das Nachdenken, die Erinnerungen an die Nächsten, die Eltern, die Geschwister, die Kinder (. . .). Jeder war mit seinen eigenen Gedanken und Dingen beschäftigt. Ich betete ebenfalls, die Verzweiflung packte mich, wenn ich an Frau und Kinder dachte, die im September 1939 aus der Wohnung geworfen worden waren (. . .). Diese Gedanken bereiteten mir große Schmerzen, die noch zunahmen, wenn ich an die Ungerechtigkeit dachte (. . .). Diese Nacht in der Todeszelle war schrecklich, denn wir waren alle sicher, daß am Morgen die Hinrichtung stattfände. All diese Qualen und inneren Schmerzen haben bei mir dazu geführt, daß mir ein solcher Tod nichts mehr ausmachte.

Irgendwann hörten wir den Gong zum Wecken. Kurz darauf hörten wir auf dem Gang Schritte, die immer lauter wurden. Einer von uns sagte, es ist ja noch dunkel und schon holen sie uns. Der Schlüssel knirschte im Schloß, die Zellentür geht auf, doch herein kommt der Blockälteste und sagt: ‚Ihr habt Glück, ihr kommt zur Strafkompanie'. Das war um den 20. April 1942. In der Strafkompanie mußte ich meine Strafe beenden, sechs Nächte Stehbunker.« (Franciszek Gulba)

»Während meines zweiwöchigen Aufenthalts (13.–28. Mai 1942) im Bunker von Block 11 hörte ich am 27. Mai mehrere Schüsse: die Häftlinge wurden in Vierergruppen nach und nach aus den Bunkern auf den Hof geführt und erschossen (. . .). Bis zur Mittagspause hatte man 168 Häftlinge erschossen. Am Nachmittag wurden weitere 20 Häftlinge aus den Bunkern herausgerufen, und wir wurden vor die Todeswand gestellt. Alles deutete darauf hin, daß das Massaker fortgesetzt würde. Wir warteten lange, niemand zeigte sich. Das Warten erschien uns wie eine Ewigkeit. Der seelische Zustand und das, was man in diesen sich ewig hinziehenden Augenblicken empfunden hat, läßt sich heute schwer wiedergeben und kaum in Worten ausdrücken. Es war eine Mischung aus Groll (gegen die Welt) und Verzweiflung, aber gleichzeitig wurde der Wille mobilisiert, sich zusammenzunehmen, die Gefühle zu bezwingen und eine feste Haltung zu bewahren. Der unbändige Lebensinstinkt machte sich bemerkbar und ließ immer wieder einen Hoffnungsschimmer aufkommen, daß es nicht zum Schlimmsten kommen würde, denn wir waren zusammen zwanzig und nicht vier (. . .).

Das Warten zog sich lange hin, doch schließlich tauchten nur der Blockälteste und der Schreiber auf. Unsere Nummern wurden vorgelesen, dann wurden wir wieder in den Bunker abgeführt. Am nächsten Tag wurden wir herausgerufen und zur Strafkompanie versetzt.« (Józef Kret)

»In Block 11 in Auschwitz, wo unser ganzer Transport aus Tarnów untergebracht war, sah ich zum erstenmal die ‚Todeswand', an der die Häftlinge erschossen wurden; auf dem Boden waren Spuren von frischem Blut, das durch kleine Rinnen, die man aus dem Boden ausgekehlt hatte (. . .), in den nächsten Kanal floß. Entsetzt betrachteten wir dieses Blut, es belehrte uns über alles, was wir zu erwarten hatten, was uns tatsächlich erwartete. Ich habe mir dieses Bild später oft vor Augen geführt und versucht, mir den inneren Zustand vorzustellen, in dem

sich diese Menschen vermutlich befunden haben, die diese Etappe schon hinter sich hatten und eine schreckliche Mahnung für uns geworden waren.« (Józef Brudz)

Mit dem Todesblock von Auschwitz und den Selektionen verbindet sich die Gestalt von Pater Maksymilian Maria Kolbe, der freiwillig den Hungertod wählte, um das Leben eines anderen zum Tode verurteilten Häftlings zu retten. Wahrscheinlich hat es einer solchen Anhäufung von Bosheit und Menschenhaß, wie sie die Richtstätte von Auschwitz darstellte, bedurft, um im Menschen den entgegengesetzten Pol seiner menschlichen Möglichkeiten, den absoluten Altruismus, hervortreten zu lassen. Die Handlungsweise von Pater Kolbe war kein Einzelfall. Beispielhaft sei der am 27. April 1941 im Bunker gestorbene Physiklehrer des Odrowązy-Gymnasium in Chorzów, Marian Batko, genannt, der Pater Kolbe sogar vorausgegangen war. Über ihn schreibt Adam Kozczka (1977): „Als im Jahre 1941 Rudolf Höß persönlich zehn Häftlinge aus einem der Blöcke für die Erschießung auswählte und Marian Batko (Häftlingsnummer 11795), der nicht in diese Auswahl fiel, unter den Ausgewählten seinen ehemaligen Schüler erkannte, meldete er sich an dessen Stelle, und einige [vier] Tage später war er schon tot."

Pater Kolbe wurde seliggesprochen, die Zelle, in der er starb, ist zur Pilgerstätte geworden. Als Papst Johannes Paul II. 1979 während seines Besuchs in Polen in dieser Zelle Pater Kolbe ehrte, da ehrte er zugleich auf symbolische Weise andere, ähnliche, aber namenlose Helden und alle Opfer des Krieges und der Konzentrationslager. Verweilen wir noch einmal bei den Gedanken, die Karol Wojtyła bei diesem Anlaß formulierte:

„Die ganze Welt sieht in diesem Auschwitzer Sieg von Pater Maksymilian Maria, unserem Landsmann, ein großes Zeichen der Hoffnung. Denn es ist ja in diesen Zeiten, in denen so herrliche Stätten der Arbeit, der Industrie, der Technik und der Zivilisation entstehen, eine Sache der gesamten Menschheit, daß der Mensch nicht besiegt werde. Deshalb begrüßen wir freudig dieses Zeichen des Sieges eines Menschen im Geiste der Liebe, eines Sieges über den Haß. Wir begrüßen dieses Zeichen der Überlegenheit der Liebe über den Haß in einer Zeit, in der der Haß sich leider als so mächtig erwiesen hat."
(Wojtyła, 1979)

Am ersten Jahrestag der Seligsprechung von Pater Kolbe äußerte Karol Wojtyła allgemeinere Überlegungen zum Lager Auschwitz.

„Auschwitz ist ein Ort, der nicht nur in der Geschichte unseres Volkes, sondern auch in der Geschichte anderer Völker und der gesamten modernen Menschheit eine bedrohliche Bedeutung hat. Was wir daran erkennen, ist ein erschreckendes Maß an Menschenverachtung, ist das erschreckende Maß, in dem es möglich ist, den Menschen mit Füßen zu treten, eine Möglichkeit, die dann entsteht, wenn statt des Gebotes der Liebe ein wie auch immer formulierter Imperativ des Hasses das Leben und das Zusammenleben der Menschen zu beherrschen beginnt. Sind diese Möglichkeiten verschwunden? Bedeutet die Auflösung des Lagers Auschwitz, daß in jeder Hinsicht mit ihnen Schluß gemacht wurde?" (Wojtyła, 1979)

Daß man die Geste von Pater Kolbe noch anders verstehen kann, mag eine Überlegung zeigen, die Toynbee geäußert hat: „Die Bekenntnisse unterscheiden sich grundlegend, doch ihre Anhänger verbindet ein gemeinsamer Wunsch. Wenn wir uns aus diesem Leben verabschieden, möchten wir alle von der geistigen Gesundheit, die der Mensch erreichen kann, ein möglichst klares Zeugnis hinterlassen." (Toynbee, 1973)

Die Ausrottung der Kinder

Die Politik der ersten Zeit war darauf ausgerichtet, die Kinder, die in die Lager geschickt wurden, vollständig auszurotten. Sie wurden in die Gaskammern geschickt, in speziellen Gruben verbrannt, mit Phenol getötet, Neugeborene wurden ertränkt. Die Kinder, die aus der Gegend von Zamość herangeschafft wurden, tötete man mit Phenolspritzen*. Später geriet so manches Kind ins Lager und viele kamen im Lager zur Welt. Über Schicksal und Behandlung der Kinder haben wir nur wenige Berichte erhalten.

»Erschütternde Szenen waren das, wenn ein SS-Mann ein gerade geborenes Kind an einer Mauer oder einem Baum zerschmetterte. Das war mehr als bloß raffinierter körperlicher Mord. Die Mütter brachen bei diesem Anblick zusammen, rauften sich die Haare oder begingen Selbstmord. Diese Ausschreitungen von verrohten, betrunkenen SS-Männern und SS-Ärzten fanden meistens an der Bahnrampe in Auschwitz statt, wenn beim Ausladen der Häftlingstransporte selektiert wurde.« (Julian Niewiarowski)

Vom Verlauf einer solchen Selektion kann man sich dank eines Berichts ein Bild machen, der sich in Józef Wnuks Buch „Schicksale polnischer Kinder während der Nazi-Okkupation" (poln.) findet.

»Bei der Selektion von Kindern brachten die SS-Männer in 120 cm Höhe einen Stab an. Alle Kinder, die unter diesem Stab hindurchpaßten, wanderten ins Feuer. Da sie das wußten, streckten die kleinen Kinder ihre Köpfchen so gut es ging in die Höhe, um zu denen zu gehören, die am Leben blieben. Die Kinder ahnten instinktiv, was sie erwartete.« (Wnuk, 1980)

»Die unglücklichen, kleinen Wesen, die in unserem Block, Block 17, geboren wurden, starben einsam, in Zellwatte gewickelt; die jüdischen Kinder starben mit einem leisen Wimmern. Das Tragischste war: Das alles spielte sich vor den Augen aller ab (. . .).

* Vgl. Bd. 1, S. 277–280.

Die winzigen, neugeborenen Kinder starben, und obwohl so viele Frauen, so viele Mütter da waren, passierte nichts. Das war merkwürdig, es muß eine andere Zeit gewesen sein. So rücksichtslos war das Leben, schon in den ersten Stunden.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Vor den Krematorien III und IV, die von unserem Krankenblock etwa 100 Meter entfernt waren, beobachteten wir, wie SS-Männer den Kindern, die aus Angst, ins Krematorium zu kommen, schrien, die Köpfe an einem Baum zerschmetterten. Wenn die Leichen aus den Waggons mit Lastwagen weggefahren wurden, waren zwischen den Toten noch lebende Menschen, denn wenn sie in die Grube mit den brennenden Leichen geschüttet wurden, hörten wir jedesmal sekundenlang ein entsetzliches Geschrei.« (Zdzisław Soleski)

»Bei den Kleinen von fünf bis sechs haben die Deutschen sogar das Gas gespart. Bei zahlreichen Transporten wurden die kleinen Kinder den Müttern fortgenommen und mit Kippern zu den ausglühenden Scheiterhaufen gefahren, direkt ins Feuer gekippt und bei lebendigem Leibe verbrannt.«
(Józef Majchrzak)

Kein Wunder, daß der Tod der Kinder bei den Häftlingen eine besonders schmerzliche psychische Reaktion hervorrief:

»Ich wußte, daß diese Kinder, die über den Hof zum Block 20 gingen, in das Behandlungszimmer von Klehr gingen, der sie mit Phenolspritzen tötete. Die größeren, zwölf- bis fünfzehnjährigen Mädchen, die die Jüngeren führten, wußten ebenfalls, daß sie in den Tod gingen, aber sie verhielten sich heldenhaft: Sie weinten nicht, sie lamentierten nicht, ganz im Gegenteil, sie machten mit den Kleineren ihre Späße, um ihnen die letzten Augenblicke vor dem Tod zu versüßen. Der Tod dieser unschuldigen Wesen erfüllte uns mit tiefer Trauer, aber zugleich mit Schmerz und Wut darüber, daß wir hilflos waren und untätig zuschauen mußten, wie die Kinder umkamen. Das Problem des KZ-Todes war bei uns Häftlingen, die konspirativ arbeiteten und sich restlos verausgabten, etwas ganz anderes als der Tod der unschuldigen Wesen, die von der Besatzung nichts wußten und ihr Leben, ihre Spiele genossen, und dann, an der Schwelle des Lebens, erwartete sie ein schrecklicher Tod . . .« (Kazimierz Tokarz)

Die Lagerbesatzung sah nicht einmal bei den Kindern von Folterungen ab. Ein besonders drastisches Beispiel schildert Stanisław Jankowski (1972):

»Ein anderes Mal fand Moll bei einem jungen Mann aus unserer Gruppe einige Ringe und Uhren. Er hielt diesen Jungen im Krematorium fest; sie steckten ihn in den Ofen, sengten ihn mit Zigaretten an, dann holten sie ihn aus dem Ofen, hängten ihn an den Armen auf und folterten und verhörten ihn, um herauszubekommen, woher er die Dinge hatte, die man bei ihm gefunden hatte. Er sagte natürlich alles, verriet den Häftling, von dem er diese Dinge bekommen hatte. Dann übergossen sie ihn bis zum Gürtel mit Benzin und steckten ihn an, und dann befahlen sie ihm in Richtung Stracheldraht zu laufen. Dort erschossen sie ihn.« (Jankowski, 1972)

Von den Kindern, die im Konzentrationslager geboren wurden oder während ihrer Kindheit dort eingesperrt waren, haben nur sehr wenige überlebt. Bei ihnen sind heute besonders tiefe Spuren des Lagerstresses festzustellen. In einer Zusammenfassung der psychologischen Untersuchungen, die an solchen Kindern durchgeführt wurden, stellt Sarnecki fest:

„Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß unter den Probanden ein Gefühl der Benachteiligung, des Grolls und eine gewisse Entfremdung so häufig sind. Unser aller Psyche weist Stereotypen mit übereinstimmenden Inhalten auf. Für jeden von uns bedeutet der Arzt Hilfe, die Mutter Sicherheit, nicht aber für diese Kinder. Ein weißer Kittel bedeutet Tod, ein Erwachsener bedeutet Hunger, eine Uniform bedeutet Schmerz, die Mutter ist für den Tod bestimmt, und ein neues Kleid bedeutet, daß sie vorgesehen ist für das Gas. Selbst Blumen und Frühling kündigen nicht Leben, sondern Vernichtung an."
(Sarnecki, 1966)

Das Stigma der Lagerpathologie hat die zweite Generation geerbt, und Fachleute machen sogar bei der dritten Generation gewisse Abweichungen aus, die mit der Lagervergangenheit ihrer Großeltern zusammenhängen.* Angesichts dessen fällt es schwer, das Problem heute für abgeschlossen zu erklären.

Der Tod des „Muselmanns"

Das Wesen des letzten Stadiums der Hungerkrankheit, die als „Muselmanisierung" bezeichnet wird**, hat Stanisław Jagielski (1968) kurz und bündig so definiert: „Der Muselmann hat schon zu Lebzeiten die Schwelle des Todes überschritten". In unserer Enquete sandten uns ehemalige Häftlinge viele wertvolle und sachdienliche Informationen über diesen Zustand. Sie verhelfen zu einem besseren Verständnis des Mechanismus, durch den jemand zum Muselmann wurde, der typischen Verhaltensformen im Lager, des psychischen Zustands usw. Deshalb führen wir die Äußerungen zu diesem Thema mit nur ganz unwesentlichen Kürzungen an.

»Die häufigste Todesart in Auschwitz war jedoch der Tod durch ‚Muselmanisierung'. Er hielt eine schreckliche Ernte, ich zähle ihn deshalb zu den massenhaften Todesarten. Von der Ankunft bis zum Verlassen des Lagers bin ich diesem Tod immer wieder begegnet. Wer den Tod eines Muselmanns miterlebt hat, wird das bis ans Lebensende nicht vergessen. Die durch Hunger und Schwerarbeit verursachte Muselmanisierung führte zum seelischen Zusammenbruch des Häftlings, gleichzeitig ließen seine physischen Kräfte nach und er gab den

* Vgl. Bd. 2, S. 97–111.

** Der hier im polnischen Text folgende referierende Abschnitt über den Zustand „Muselmann" wurde ausgelassen; vgl. Bd. 1, S. 89–154.

Kampf ums Überleben auf. Der Tod traf die Muselmänner überall: im Schlaf, während des Marsches, bei der Arbeit, in den Blöcken und im Revier, auf den Aborten, in den Fluren, vor den Blöcken, sie fielen durch Schläge, aus Entkräftung, vor Hunger, Krankheiten usw. Wenn wir von der Arbeit ins Lager zurückkehrten, habe ich mehr als einmal beobachtet, daß am Schluß dieser Kommandos auf provisorisch zusammengezimmerten Tragen tote und sterbende Muselmänner ins Lager getragen wurden, denen jedoch keine Ruhe und kein ruhiger Tod gegönnt war, bevor nicht der Abendappell stattgefunden hatte, bei dem die toten Häftlinge zwecks Feststellung ihres Zustandes neben ihrem Block auf den Boden gelegt wurden.

Dem massenhaften Tod durch Muselmanisierung bin ich noch einmal in der Zeit von November 1944 bis zum April 1945 beim *Außenkommando* ‚Ro-Po' des KZ-Buchenwald bei Ohrdruf begegnet (. . .). Die Bedingungen, unter denen Häftlinge hier lebten, übersteigen das menschliche Vorstellungsvermögen. Ein Teil von ihnen hat nie das Tageslicht gesehen, weil sie in Tunnels arbeiteten und wohnten. Sie schliefen auf Pritschen oder Strohsäcken, ohne Decken, ja sogar ohne Stroh. In all diesen Lagern fehlte es an Wasser zum Waschen. Die Läuse fraßen die Menschen bei lebendigem Leibe auf. Wenn man dann noch die unmenschlichen Arbeitsbedingungen hinzunimmt, den Hunger und das Fehlen jeglicher ärztlichen Hilfe, dann wird einem klar, wie schnell die Häftlinge zu Muselmännern werden mußten. So wurde denn auch im Februar, bzw. März 1945 ein erster Transport mit 3 000 ausgemergelten Häftlingen nach Bergen-Belsen geschickt (. . .). Anfangs wurden die Leichen der toten Häftlinge nach Buchenwald gefahren, später hat man sie in Gruben auf dem Vorgelände des Lagers verbrannt.

Im Januar 1945 stellte man fest, daß infolge der Nekrophagie, die sich im Lager ausbreitete, Leichen beschädigt worden waren. Man erwischte einige Häftlinge dabei, und von da an wurden die Leichen von der aus Häftlingen bestehenden Lagerpolizei (*Lagerschutz*) bewacht.« (Jan Stawarz)

»Man kann sich, glaube ich, von dem Bild, daß die sich dahinschleppenden Muselmänner boten, allein auf der Grundlage von Fotos und Beschreibungen keine Vorstellung machen; um dieses furchtbare menschliche Phänomen richtig zu verstehen, muß man es in verschiedenen Situationen gesehen haben. Diese Augen, die schauen und doch nichts zu sehen scheinen. Kein Schmerz, keine Verzweiflung, kein Schrei. Teilnahmslosigkeit, Passivität, Entblößung, Verwahrlosung der ganzen Erscheinung.« (Mieczysława Chylińska)

». . . Die meisten Häftlinge ähnelten mit Haut überzogenen Skeletten, reglos, halb blind, halb taub, von Zeit zu Zeit verzog sich ihr Gesicht aus unbekanntem Grund zu einer Grimasse, sie lächelten, ein weiteres Zeichen ihrer Abwesenheit und Entfremdung. Die ganze Erscheinung war eine Beleidigung für das Auge, und da der Muselmann die Funktionshäftlinge in Zorn, die SS-Männer in kochende Wut versetzte, wurde er seiner selbst und der anderen wegen gefoltert und erschlagen.« (Jadwiga Trębasiewicz)

»Die Anstrengungen, die Kälte und der Hunger beendeten das Leben der Menschen in beängstigender Geschwindigkeit. Die älteren Häftlinge konnten unfehlbar sagen, wessen Tage gezählt waren. Es begann mit der Muselmanisierung, der physischen Auszehrung des Organismus. Später wurden die Augen starr. Es sah aus, als schiele der Häftling oder habe ein künstliches Auge. Bald sah man, wie einer dieser Häftlinge bei der Rückkehr von der Arbeit von Kollegen gestützt oder auf einer Bahre getragen wurde. Konnte er noch aus eigener Kraft gehen, blieb aber deutlich zurück, dann traf man ihn bald nicht mehr unter den Lebenden. Manche Häftlinge, besonders die Muselmänner, waren so erschöpft, daß sie unbemerkt starben. Ich weiß noch, wie ein junger Bursche von vielleicht 20 Jahren im Gespräch mit mir starb, bevor er ein Wort zu Ende gesprochen hatte (. . .). Sie starben leicht, so als schliefen sie, vom Leben sehr ermüdet, ein.« (Marian Zieliński)

»Ein plötzlicher Kräfteverfall und das Gespenst des Todes waren die Ursache für den Übergang in den Zustand des Muselmanns. Unter biologischem Aspekt ist dieser Zustand schwer zu definieren. Man könnte von einem menschlichen Wrack sprechen. Die Welt wurde einem gleichgültig, man sehnte sich nicht mehr nach seinen nächsten Angehörigen. Die Auszehrung des Organismus isolierte mich nach und nach von der Welt der Lebenden, die die Hoffnung hatten, zu ihren Familien zurückzukehren. Die Bosheiten und Schläge, die ich von den Funktionshäftlingen einstecken mußte, schienen immer weniger zu schmerzen. Es schien mir, als wäre es eine Gnade, wenn jemand von der Aufsicht mich töten würde, denn das würde mich von Leiden und Erniedrigungen befreien. Als mir bewußt wurde, daß ich in verhältnismäßig jungem Alter sterben sollte, wuchs in mir die Auflehnung gegen das Böse. Die im tiefsten Herzen schlummernde Hoffnung auf Befreiung mobilisierte noch einmal die letzten Kräfte.« (Marian Zieliński)

»Sowohl mir als auch ihnen [den aufs Äußerste erschöpften, kranken, weiblichen Häftlingen] wäre es erheblich leichter ums Herz gewesen, wenn ihr Kampf mit dem Tod sich nicht so lange hingezogen und nicht so viele fürchterliche Momente enthalten hätte (. . .). Stunden, ja ganze Tage lagen sie starr wie eine Leiche mit verdrehten Augen und offenem Mund. Man hätte meinen können, sie seien schon tot, aber sie lebten noch. Man wußte nicht, ob sie etwas empfanden und mitbekamen. Hätte man den Kranken, die noch schlucken konnten, einen Löffel Wasser, nach dem sie schmachteten, eingeflößt, es wäre für sie eine Gnade gewesen.« (Józefa Jabłońska)

»Spiegel gab es nicht, also konnte keiner das eigene Antlitz sehen – das Gesicht eines Muselmanns. Ich vermied es, mir Gestalten und Gesichter meiner Mithäftlinge näher anzusehen, um nicht zusammenzubrechen. Der herannahende Tod drückte allem seinen Stempel auf. In den stumpfen Augen, die gleichsam ins Leere blickten, sah man hoffnungslose Trauer und Resignation. Man achtete immer weniger auf die überall lauernde Gefahr. Folglich fielen sie bei der Arbeit und beim Appell auf. Sie wurden geschlagen und mißhandelt, wodurch

sich ihr Zustand noch mehr verschlechterte (. . .). Man war nahe daran, verrückt zu werden. Der Wille und die Fähigkeit, die Gedanken auf andere Dinge zu richten, die mit der erlebten Wirklichkeit nichts zu tun hatten, vermochte die Aufmerksamkeit nicht von dem entsetzlichen Hunger abzulenken, der den ganzen Organismus wie mit einer Zange festhielt. Das war das Folterinstrument, das die Nazi-Bestie benutzte.«
(Marian Zieliński)

Aus medizinischer Sicht ist der Zustand des Muselmanns als Extremform der Hungerkrankheit anzusehen, auf die der Tod folgt. Die psychische Gestalt des Muselmanns trug bestimmte Merkmale, die von der Lagerrealität herrührten. Dadurch unterschied sie sich von anderen, aus der Fachliteratur bekannten Formen der Hungerkrankheit. Der Muselmann war sicherlich das tragischste und erschreckendste Produkt der Konzentrationslager.

In der KZ-Literatur hat man zwar den Muselmännern breiten Raum gewidmet, doch fehlt es bisher* an bedeutenderen Arbeiten zu diesem Krankheitskomplex aus klinischer Sicht. Wichtige Arbeiten zu diesem Thema wurden bislang von Autoren veröffentlicht, die sich gleichsam professionell mit der Lagerproblematik befaßten und selbst Lagerhäftlinge waren (Fejkiel, 1964; Olbrycht, 1948; Sterkowicz, 1971). Obwohl charakteristische psychische Störungen im Krankheitsbild überwiegen, wartet man bislang vergebens auf eine psychiatrische Monographie über diesen Zustand. Dieser Sachverhalt verdiente eine eigene Untersuchung.

Sterbliche Überreste

Die Lagerpathologie äußerte sich auch darin, daß das natürliche und traditionelle Verhältnis zu den sterblichen Überresten des Menschen deformiert wurde. Die Lager, vor allem Auschwitz, waren gigantische Friedhöfe, denn die Überreste der dort ermordeten Häftlinge wurden verbrannt und ihre Asche auf Feldern in der Umgebung verstreut. Nicht umsonst haftet den Konzentrationslagern die Bezeichnung „Todesfabrik" an. Eine weitere Bestätigung fand sie in den späteren Praktiken, die sterblichen Überreste von Menschen für industrielle und kommerzielle Zwecke zu nutzen.

In den folgenden Berichten wird deutlich, welches emotionale Verhältnis die Häftlinge zu den sterblichen Überresten hatten und wie Häftlinge und Lagerbesatzung mit Leichen umgingen.

»Im KZ haben mich anfangs die schrecklich abgemagerten, nackten Körper schockiert. Manche hatten eine veränderte, unheimliche Farbe. Manche wiesen Mißhandlungen auf und waren mit Blut bedeckt. Nicht selten haftete ihnen Urin an. Es gab auch welche, die von Ratten angefressen waren. Anfangs legte man sie zu zweit oder zu dritt in große Holzsärge. Dann gab es nicht mehr genügend Särge. Sie wurden mit Wagen weggefahren, an den Füßen weggeschleppt und auf die Wagen geworfen (. . .).

Mir war klar, daß in einem solchen Lager, (. . .) unter diesen Bedingungen und bei einer so großen Anzahl von Gestorbenen eine andere Behandlung der Überreste der gestorbenen Häftlinge gar nicht möglich war. Für mich war und ist aber auch klar, daß diese Bedingungen der totalen Entwürdigung des menschlichen Leichnams von der Lagerführung geschaffen worden waren. Das war im übrigen logisch. Wenn man im Lager bewußt Bedingungen schuf, unter denen der Mensch aller menschlichen Werte beraubt war, dann war es nur konsequent, nach dem Tod des Häftlings seine Leiche nur noch als stinkenden Abfall zu betrachten, den man so schnell wie möglich loswerden mußte.« (Jan Marszałek)

»Die Behandlung der sterblichen Überreste der Menschen entsprach dem Umgang mit unnützem und lästigem Abfall. Die Häftlinge hatten keine Möglichkeit, sich um die sterblichen Überreste ihrer Mithäftlinge zu kümmern. Allem Menschlichem begegnete die SS mit größter Verachtung, für die sterblichen Überreste hatten sie nur Ekel und Verachtung übrig. Gern hätten sie uns in den Schmutz getreten. Die sterblichen Überreste waren für sie eine Masse, die ihnen größte Ungelegenheiten bereitete. Sie mußten unter Ausnutzung des technischen Fortschritts spezielle Öfen (Krematorien) bauen, um diese lästige Masse zu beseitigen.« (Józef Majchrzak)

»In den Konzentrationslagern haben die Nazis die traditionellen Sitten des Umgang mit sterblichen Überresten aufgegeben und mit Füßen getreten. Die Mißhandlung des Menschen reichte über das Grab – oder besser: über das Aschenfeld – hinaus. Wie Unrat wurden die nackten Leichen vor die Baracke geworfen. Die Leichen derer, die bei der Arbeit gestorben waren, trug man ins Lager, legte sie an die Stelle, an der sie am Morgen noch gestanden hatten, damit die Zahl der Häftlinge beim Abendappell stimmte. Die Leichen wurden rasch beseitigt, denn der Anblick herumliegender, in vielen Fällen beschädigter sterblicher Überreste, die nur noch aus Haut und Knochen bestanden, war selbst dem hartgesottensten SS-Mann zuviel.« (Marian Zieliński)

»Die sterblichen Überreste der Menschen wurden im Lager als eine Sache behandelt, die es zu vernichten, zu verbrennen galt. 1942, Block 25, in Birkenau; der Blockälteste, ein pfiffiger Jude, hatte immer eine frische Häftlingsleiche in Vorrat, und wenn ihm für die Bestandsmeldung einer fehlte, ließ er sie auf den Appellplatz tragen.«
(Stefan Firlej)

»Ich stand auf dem Appellplatz und sah zwischen den Baracken hindurch frühmorgens eine Autokolonne in Richtung Krematorium fahren. Auf den offenen Wagen standen dicht gedrängt Menschen. Sie fuhren in den Tod (. . .). Ich habe gesehen, wie Selektionen durchgeführt wurden. Die SS-Männer standen breitbeinig da (sie wollten sich dadurch mehr Autorität und Selbstsicherheit verschaffen), und aus den Wagen ergoß

* Vgl. Bd. 1, S. 89–154, (1980); Bd. 1, S. 241–260, (1984), Bd. 2, S. 113–133, (1985).

sich eine Menschenmenge. Auch sind mir Berge von Koffern und Reisebündeln erinnerlich, an denen man erkennen konnte, wieviele Menschen herangeschafft worden waren. Auf dem Platz zwischen Block 25 und 26 habe ich durch das offene Tor einen Haufen schon erstarrter Leichen gesehen, die wie ein Durcheinander von dürrem Astwerk und Reisig wirkten. Ich habe gesehen, wie Leichen auf Autos geladen wurden. Ich war dabei, wie Menschen während der Arbeit gestorben sind (...). Ich habe Berge von Skeletten gesehen, die vor den Revierbaracken bereit lagen, um mit Lastwagen an einen bestimmten Ort gebracht zu werden.

Diese Bilder waren keine Halluzinationen und nicht das Produkt einer krankhaften Phantasie. Ich habe sie mit den Augen eines normalen Menschen gesehen, obwohl ich die elende, profane Nacktheit des Todes nur im physischen Sinne wahrnehmen konnte, so als gäbe es die Sensibilität und die damit zusammenhängenden Gefühle nicht. Das Auge nahm die Bilder auf und gab sie instinktiv an den Gedächtnisspeicher weiter, während die mittlere ‚Instanz', die reflexartige, unmittelbare Reaktion, umgangen wurde.

Wenn ich vergleiche, wie sensibel ich in der Vorkriegszeit war, als Tote mir große Angst machten und alle meine Gedanken absorbierten, und wie ich im Lager ganz ohne Angst und nächtliche Obsessionen auf den Tod reagiert habe, dann könnte ich sagen, daß diese letztere Reaktionsweise normal war. Wenn ich aber meine Ansichten, die ja auf Tatsachen beruhen, in dieser Form anderen Menschen vortrage, die sich nicht in die Situation eines Lagerhäftlings hineinversetzen können, dann habe ich den Eindruck, als bemitleideten sie mich, weil man mich (uns) aller menschlichen Gefühle beraubt hat, dann habe ich den Eindruck, als zählten sie mich (uns) zu den Anormalen (...).

Wir mußten, wie gesagt, den Tod teilnahmslos betrachten, und zwar nur deshalb, weil es uns anders nicht gestattet war, weder aus einer altruistischen Position noch gar aus der Position eines schieren Egoismus – in der Überzeugung, daß keine Anstrengung von unserer Seite diesem Tod die ihm gebührende, von der Kulturtradition gebildeter Nationen sanktionierte Bedeutung verleihen würde.«
(Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Ich muß zugeben, daß der Anblick der Leichen immer einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht hat, der Anblick dieser bis aufs Äußerste abgezehrten Körper, in denen die menschliche Gestalt fast nicht mehr zu erkennen war, die auf unmenschliche Weise aufbewahrt, verfrachtet und übereinandergeworfen wurden. Nicht der geringste Respekt vor dem Ernst des Todes. Unter diesen Umständen, bei diesem Anblick, konnte ich nicht scherzen und ungezwungen sein, konnte ich mich nicht entspannen. Bis heute vergesse ich nicht, wie die Köpfe gegen die Treppenstufen schlugen. Einmal im Jahr, an Allerseelen, denke ich an diese mir bekannten und unbekannten Menschen zurück, es ist ein schwerer Tag.

Auch habe ich noch klar das Bild vor mir, das ich in Block 28 vom Dachboden aus sah, den Blick auf die Todeswand. Man sah nur die Köpfe derer, die erschossen wurden. Wenn ein Schuß fiel, verschwanden sie, wir zählten die Hinrichtungen mit.

Ich weiß auch noch, wie nach dem Appell von Zeit zu Zeit die Namen der Kameraden vorgelesen wurden, die man zum Tod durch Erschießen verurteilt hatte. Sie traten aus dem Glied, drehten sich um, fast ein Lächeln auf dem Gesicht, später aber ‚maskenhafte' Starre.« (Aleksander Giermański)

»Wir standen in einer größeren Gruppe von Frauen vor dem Haupttor des Lagers Auschwitz (...). Hinter der Kurve der Lagerstraße tauchte ein Wagen mit sehr hohen Seitenwänden auf, der von Häftlingen langsam und mit großer Anstrengung gezogen wurde. Die Ladung ragte über die Seitenwände hinaus. Sie war mit Decken zugedeckt. Die Häftlinge waren stark zusammengekrümmt. In kleinen Bächen rann Blut vom Wagen, das von anderen Häftlingen mit Sand weggewischt wurde. An der Rückseite fehlte die Abdeckung. Dutzende nackter Beine bewegten sich im gleichen Takt wie die Räder und schlugen mit ihren Füßen aneinander. Bei den Leichen, die auf dem Wagen lagen, war noch keine Starre eingetreten ... nur wir (...) erstarrten in Reglosigkeit. Das Stück Brot, das wir hielten, entglitt unserer Hand. Mir fiel eine Tüte, die ich bis dahin gehalten hatte, aus der Hand, und ich kann gar nicht sagen, wann ich den Zucker verschüttet habe. Man konnte meinen, die auf dem Wagen liegenden Leichen der Ermordeten lebten noch, denn sie bewegten sich noch immer, bis sie mit dem Wagen unseren Blicken entschwanden. Wir aber waren starr vor Entsetzen und hielten den Atem an. Der Eindruck ist mir bis heute geblieben. Die Brust hört gleichsam auf zu atmen, die Augen werden starr und für einen Augenblick bleibt das Herz stehen ...

Es kommt immer wieder vor, daß Menschen beim Anblick einer Leiche ohnmächtig werden, daß sie bei einer Beerdigung einen Schock bekommen, daß sie den Verlust eines geliebten Menschen mit Krankheit bezahlen (...). Da muß man sich wundern, daß die Menschen angesichts dieser Masse von Leichen nicht wahnsinnig wurden (...).

Eigentlich hätten wir, ich und meine Kameradinnen, die mit mir vor dem Tor standen, als der Wagen mit den Leichen der Ermordeten vorbeirollte, ja verrückt werden müssen, mit Schreien oder Gesten reagieren und immer wieder an diesen Anblick zurückdenken müssen. Dabei hat sich alles ohne eine besondere Reaktion von unserer Seite abgespielt. Heute muß ich allerdings zugeben, daß ich eine Gänsehaut bekomme und daß mich schaudert, wenn ich darüber schreibe. Ganz unvermittelt tauchen diese entsetzlichen Bilder und andere, nicht minder grauenhafte Eindrücke wieder vor meinen Augen auf. Ich brauche nur zu sehen, wie vor einem Fleischgeschäft Rinderviertel vom Lastwagen geladen werden, und schon spüre ich, wie meine Beine einknicken, und dabei war ich doch so unempfindlich (...). Genaugenommen hat auch das Kriegsende unsere Verurteilung durch die Gestapo zu lebenslänglichem Konzentrationslager nicht aufgehoben, wir stecken noch immer drin, auch wenn das offenbar niemand bemerkt. Besonders heute, wo uns eine so große Kluft von der jungen Generation

trennt und wir für sie unverständlich geworden sind.« (Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

»Der Anblick von Leichen oder Leichenhaufen, auf die man überall im Lager stieß, hat mich dagegen im Laufe der Zeit immer weniger beeindruckt. Mir war nicht recht bewußt, daß es schließlich Menschen gewesen waren. Leichenhaufen, die im Dreck herumlagen oder auf Handwagen und ‚Tragen' transportiert wurden, machten keinen größeren Eindruck auf mich (. . .). Manchmal begann das Herz heftiger zu schlagen, wenn ich auf eine Leiche stieß, an der etwas auffällig war, wenn zum Beispiel Ratten die Nase abgebissen oder die Wangen angenagt hatten oder wenn Finger und Zehen fehlten. Eine ‚normale Leiche' war aber nur eine Leiche, auf die man nicht weiter achtete (. . .). Zum Glück spürte die Leiche nichts mehr, sie hatte Ruhe, es war egal, ob sie Nase, Finger und Ohren hatte; darauf kam es nicht mehr an. Meistens habe ich beim Anblick von Sterbeszenen nicht geweint, weil schon keine Tränen mehr da waren.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Das Schlimmste war, daß die Leichen nicht sofort vom Revier abgeholt wurden und die Ratten sich darüber her machten, die eine Plage des Lagers waren. Aber auch an die Ratten gewöhnte man sich, denn sie spazierten ohne Angst am hellichten Tage umher. Die Lagerleitung hat nichts zur Rattenbekämpfung getan.« (Zofia Filipczyk)

»Im Lager herrschen Hunger, Krankheiten, ich liege im Revier in Block 15. Wir liegen zu dritt in einem Bett, ich mit Gelenkentzündung und Angina, eine andere mit *Durchfall*, eine Dritte mit Tuberkulose, wir trinken aus einer Schüssel und schmiegen uns aneinander, es herrscht starker Frost, es sind nur zwei Decken da. In der Nacht wird mir kalt von einem auskühlenden Körper, aber es ist nichts zu machen, die Leiche bleibt bis zum Morgen liegen. Der Wagen mit den riesigen Rädern rollt vor den Block, zwei Deutsche ziehen die Tote aus; sie packen sie an Kopf und Füßen, werfen die Leichen zu den anderen auf den Wagen, singen dazu „An der schönen, blauen Donau" und fahren den Wagen zum Krematorium. Später, als ich aus dem Lager zurückkam und in einem Krakauer Vergnügungslokal die Melodie hörte, bin ich in Tränen ausgebrochen, und andere haben mit mir geweint, obwohl sie nicht wußten, warum, aber sie haben sich gedacht, daß es um tragische Erinnerungen ging, denn fast alle Polen haben nahe Angehörige oder Bekannte verloren.« (Maria Zawidzka)

»Später lag ich im Fieber, wußte aber noch, wo ich war, und da habe ich mich ohne Abscheu an die Leiche einer Frau gekuschelt, die mit mir auf einer Pritsche lag. Ich fühlte mich wohl mit dieser Leiche, denn sie war so kalt, und mir war so heiß.« (Józefa Jabłońska)

»Unser Kommando, das *Entseuchungskommando*, war damit beschäftigt, die Asche aus den Lagerküchen, aus den Krematorien und den offenen Gruben, in denen man die Toten verbrannte, durchzusieben. Wir waren ständig unterwegs. Das Kommando bestand aus mehreren Leuten, die den Wagen ziehen mußten, mit dem Tag für Tag Asche herangeschafft wurde. Die durchgesiebte, feine Asche wurde mit einem Gift versetzt und über den Sümpfen von Auschwitz zerstäubt; auf diese Weise bekämpfte man die Malariamücke. Wir hatten spezielle Glaskästen, in denen die Mücken gezüchtet und nach und nach vergiftet wurden. 1943 haben wir, während wir Asche herbeischafften, unterwegs offene Gruben gesehen, in denen Feuer brannte. Dazwischen waren auch kleine, halbtote, vergaste, stumme Kinder – ein unheimlicher, trauriger und entsetzlicher Anblick. Von hier aus breitete sich über das ganze Lager ein kaum erträglicher Geruch von verbrannten Tierhufen aus (. . .). Aus der Ferne formte sich der Rauch über den Gruben zu leuchtenden Kreisen, wie der Strahlenkranz über den Häuptern der Heiligen (. . .).« (Edward Garwoliński)

Die Lagertraumata, die dadurch entstanden waren, daß man inmitten Tausender von Leichen leben mußte, sind bei den ehemaligen Häftlingen bis heute erhalten geblieben und haben ihr Verhältnis zum menschlichen Körper, zu den Bestattungsriten und zu sich selbst verändert. Entstellte Leichen in den unwahrscheinlichsten Zusammenstellungen und Situationen kommen häufig in Albträumen vor.*

Leben und Tod nach dem KZ

Zu den seelischen Belastungen, mit denen die KZ-Häftlinge zu tun hatten, gehörte unzweifelhaft die lang anhaltende Bedrohung mit dem Verlust des Lebens und das Existieren in einer eigentümlichen Atmosphäre des Todes und des Sterbens. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß eine eigentümliche Färbung der Erlebnisse und Empfindungen, aber auch eine verzerrte Haltung ehemaliger Häftlinge zu den Problemen des Lebens und des Todes vor allem auf diese Belastungen zurückgehen. Unter den dauerhaften Persönlichkeitsveränderungen in der Gruppe ehemaliger KZ-Häftlinge stechen besonders eine gedrückte Stimmung und eine allgemein herabgesetzte Lebensaktivität hervor. Vor diesem Hintergrund ergeben sich natürlich spezifische Probleme mit der Wertehierachie, der Einstellung zum Sinn des Lebens und des Leidens, aber auch mit der Haltung ehemaliger Häftlinge zum eigenen Tod.

Veränderungen der Persönlichkeit

»Durch die Konzentrationslager und die Besatzung hat sich vieles in meinem Leben verändert. Die Erlebnisse im Lager haben sich in einem eigentümlichen Sinne auf die geistige und gefühlsmäßige Problematik ausgewirkt. Wie ein drückender

* Im polnischen Text folgen an dieser Stelle, S. 83–85, zwei Abschnitte über „Nachsicht oder Rache", das Verhältnis zu den Peinigern nach der Befreiung, und „Der Tod in der Sprache des KZ"; sie wurden hier ausgelassen, da beide Themen in dieser Edition mit eigenen Aufsätzen vorgestellt werden (vgl. Bd. 1, S. 53–88; Bd. 2, S. 241–260.

Albtraum haben sie sich auf Denken und Fühlen gelegt. Ich wurde empfindlich, jede Kränkung ging mir tief unter die Haut. Als Lehrer wurde ich zu weich (. . .). Beim Essen verziehe ich nie eine Miene. Oft, wenn ich in Gedanken versunken am Tisch sitze, fragt mich meine Frau, woran ich denke. Ich schäme mich zuzugeben, daß ich gerade denke, was für eine große Errungenschaft der Stuhl, auf dem ich gerade sitze, der Tisch und das Tischgedeck darstellen. Ich weiß unseren Hausstand und seinen Wert zu würdigen. Ich kann keinen Krümel Nahrung fortwerfen. Es bereitet mir beinahe physischen Schmerz, wenn ich Weißbrot, mit Schmalz bestrichen oder mit Aufschnitt belegt, im Abfalleimer oder in der Kloschüssel finde (. . .). Ich bin dem Schicksal gram, daß es mir die Freude am Leben, die das Leben schöner macht, genommen hat.« (Marian Zieliński)

»Gegenwärtig habe ich zum Tod des Menschen ein sehr, sehr indifferentes Verhältnis. Als ich den Tod meines Vaters, meines Bruders, meiner Mutter und meiner Schwiegermutter erlebte und die Verwandten weinen und jammern sah, mußte ich aufpassen, ernst zu bleiben, denn ich hatte Lust, über ihr Gejammer zu lachen.

Auch ich denke manchmal so und gerate auf eine schiefe Ebene, von der es kein Zurück mehr gibt, und oft denke ich, wozu ich das alles überlebt habe, wahrscheinlich, damit ich ständig die Sinnlosigkeit meines Lebens empfinde, damit ich ständig Schmerz und Selbstverachtung empfinde, weil ich überlebt habe, während sie sterben mußten. (. . .)

Ob ich an den Tod denke? Oh ja, sehr oft, denn am Leben habe ich keine Freude, und des öfteren bedaure ich, daß ich überlebt habe. Was ist mir geblieben? Ein verzerrter Blick auf die Welt der Menschen, eine in moralischer und psychischer Hinsicht ruinierte Gesundheit, ich meide die Menschen, ich fürchte mich vor der Umwelt. Ich weiß, daß ich mir selbst, den Menschen, der Familie, das Leben schwermache, ich kann nichts dagegen tun (. . .). Überall sehe ich ringsumher Lüge und Heuchelei (. . .). Das Leben ist mir wirklich eine Last, aber das geht ja vielleicht auch vorbei, vielleicht kann auch ich an das alles glauben, vielleicht werde ich dann nicht so ein Pessimist sein (. . .). Über mein eigenes Leben will ich mich nicht äußern, nur, daß diejenigen, die gleich nach der Befreiung Selbstmord begangen haben, glücklich sind, denn sie werden nicht mehr von diesem Albtraum verfolgt, von der jahrelangen Schwerarbeit, der Erniedrigung des eigenen Ich und der eigenen Würde, sie sind glücklich . . . .« (Wacław Flakiewicz)

»Nachdem ich die Lager überstanden hatte, kamen die Gedanken über Wesen und Sinn des Lebens: daß das Leben wundervoll ist, ein einmaliges Geschenk, das man hüten, achten und um das man kämpfen muß; daß es vielfältig, interessant und reichhaltig ist, daß es eine Menge Reize, Freuden und fantastische Erlebnisse bietet. Der erfolgreiche Kampf mit den Widrigkeiten schafft Zufriedenheit und Stolz und steigert den Wert des Lebens. Mißerfolge und Niederlagen, gesundheitliche Beeinträchtigungen usw. haben ebenfalls ihren Sinn, sofern sie vorübergehend sind. Sie zeigen uns nämlich den Wert des Daseins, liefern einen Vergleichsmaßstab, steigern das Verlangen nach dem und den Appetit auf das Leben (. . .). Nur zähe, abgehärtete Naturen, die große Lebenskraft, Geduld und den Glauben an das Überleben besaßen, sind aus dem Lager siegreich hervorgegangen, haben einen gewaltigen Erfolg davongetragen, und das Bewußtsein des erfolgreichen heroischen Kampfes steigert noch einmal den Wert des Lebens und verleiht ihm Sinn.« (Arnold Andrunik)

»Als ich aus dem Todeslager kam, hatte ich nicht den Wunsch, aber jetzt spüre ich immer häufiger ein Verlangen, auszuruhen, einzuschlafen und nichts zu fühlen, nichts zu denken, nichts zu analysieren, um nichts zu kämpfen, nichts zu erringen. Innerlich zu entspannen, so daß auch der Kopf von dieser Anspannung frei wird. . . Solche Ruhe gibt einem nur der Tod (. . .). Nein, sterben möchte ich nicht, ich möchte mich nur von der übermäßigen Bürde befreien, die mich bedrückt. Ich liebe das Leben, ich möchte auch meine ‚verlorene' Zeit wiederfinden.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Jetzt fängt bei mir der seelische Zusammenbruch an, Depressionen, Pessimismus überkommt mich, ich spüre, daß ich bald sterben muß. Sogar bei der Sozialversicherung schauen sie einen scheel an, und weshalb? Weil ich Lagerhäftling war. Es ist traurig, aber wahr.« (Józef Janus)

Sinnverlust

»Als ich aus dem Lager wieder nach Hause kam, wurde ich zu einem schwierigen Patienten. Nach einigen Tagen schwollen meine Beine an, ich konnte nicht mehr gehen. Ich schwitzte einen stinkenden, acetonähnlichen Schweiß aus (. . .). Aus der Rekonvaleszenzzeit weiß ich nicht mehr viel, was man mit mir gemacht hat. Wie durch einen Nebel sehe ich die Frauen der im Lager gebliebenen Kameraden, die mich besuchen kamen und etwas über deren Gesundheitszustand und die Lebensbedingungen im Lager erfahren wollten. Ich habe ihnen erzählt, aber was, das weiß ich nicht mehr. Einige Wochen lang habe ich geistig und gefühlsmäßig im Schneckentempo gelebt, auf sehr niedrigen Touren (. . .). Psychisch bin ich jedoch zu einem anderen Menschen geworden. Was für ein Mensch das ist, kann ich schwer sagen. Ich spürte, daß meinen engsten Angehörigen das Zusammenleben mit mir lästig wurde. Ich war reizbar geworden. Auf jede Bemerkung meiner Frau, jede schärfere Äußerung habe ich scharf reagiert. Ich zog mich an einen einsamen Ort zurück, damit man meine verweinten Augen nicht sah. Es tat mir unendlich leid, daß mir die Nichtigkeiten, die sich im Zusammenleben der Familie ergeben, so nahegingen. Unter dieser merkwürdigen Empfindlichkeit leide ich noch heute. Diese mimosenhafte Sensibilität für Tiere, von Menschen ganz zu schweigen, mag für einen Außenstehenden lächerlich wirken. Seit ich aus dem Lager zurück bin, habe ich zum Beispiel keine Hühner geschlachtet, obwohl es nötig gewesen wäre. Auf unserem Hof sterben die Hühner eines natürlichen Todes und werden unter den Obstbäumen begraben.

Einige Jahre nach der Rückkehr aus dem Lager (. . .) ging ich zur Schlachtviehkontrolle. Die Teilnahme war Pflicht. Ich

hatte keine Ahnung, wie ich auf den Anblick eines ermordeten Tieres reagieren würde. Im Blick der Kuh, die zum Schlachten vorgesehen war, sah ich eine solche Trauer, daß mir die Tränen in die Augen traten, und als der Schuß aus der Betäubungspistole fiel, wäre ich beinahe ohnmächtig geworden. Ich wäre in das strömende Blut gefallen, wenn mich der Tierarzt nicht aufgefangen hätte. Man führte mich rasch auf den Hof, und dort kam ich wieder zu mir.« (Marian Zieliński)

»Ich gehe sehr ungern zu Beerdigungen, und noch weniger mag ich Beileidsbekundungen, weil ich den Eindruck habe, meine Worte seien seicht, nichtssagend (. . .). Wenn ich auf der Straße unverhofft auf einen Trauerzug stoße, wandern meine Gedanken stets nach Auschwitz und zu jenen zurück, die dort umgekommen sind. Stets tun mir dann diejenigen, die hinter dem Sarg hergehen, mehr leid. Stets empfinde ich dann Trauer und bin in Gedanken wieder bei jenen, die nicht die Möglichkeit hatten, einem Verstorbenen das letzte Geleit zu geben (. . .). Als ich aus Auschwitz zurück war, suchte ich die Familie eines der Kameraden auf, die im Lager gestorben waren. Ich tat das von mir aus, weil ich es für meine Pflicht hielt, die Hinterbliebenen von seinem Tod zu unterrichten, und es gab mir eine gewisse Befriedigung, als ich diese Pflicht erfüllt hatte.« (Wincenty Gawliczek)

»Ich bin 73, und in diesem Alter denkt man oft an den Tod. Es ist für mich die Frage, ob ich über meinen Tod anders dächte, wenn ich nicht das Lager mitgemacht hätte. Der Preis des Lebens fiel. Ein geringerer Wert ist leichter zu verschmerzen. Es fällt mir schwer, die Frage zu beantworten, was das Lager aus mir gemacht hat. Ich weiß, daß ich zuvor ein anderer Mensch war.« (Marian Zieliński)

»Nachdem ich wieder frei war, habe ich mir über das Problem von Leben und Tod keine Gedanken gemacht. Mit der Arbeit und der Erziehung meines Sohnes hatte ich genug zu tun (. . .). Aber jetzt denke ich oft über den Sinn des Lebens nach, dessen Ende ohnehin nicht mehr fern ist. Ich bin im Grunde überflüssig, der Sohn hat seine Familie, seine Freuden und Leiden und seine Kinder. Man behandelt mich wie jemanden, der die jungen Leute nicht versteht, ihre Bedürfnisse nicht kennt, kurz, wie ein unnötiges Möbelstück.« (Irena Przybyszowa)

»In dem allgemeinen Chaos der Begriffe und Ansichten war es nicht einfach, sich zurechtzufinden. Die Arbeit in der Schule hat mir Befriedigung gegeben. Mir wurde bald klar, daß ich mich nicht mehr so wie früher am Leben freuen kann, weil meine Seele mit den dortigen Erlebnissen belastet blieb. Das Leben beruhte für mich auf Arbeit, vom Glück hatte ich eine skeptische Auffassung. Dennoch habe ich mich nie nach dem Tode gesehnt. Auch heute sehne ich mich nicht danach, obwohl das Leben mit dem Älterwerden ärmer und uninteressanter wird. Aus einem bequemen Leben mache ich mir nichts, beim Essen lasse ich mir nichts abgehen. Ich glaube nicht an die Wirksamkeit der Behandlung, die ich fortsetze. Das Leben ist in meinen Augen ein natürliches Vergehen, das sich nicht aufhalten läßt.«

»Die Freude über die Befreiung aus dem Lager war für jeden ein großes Erlebnis (. . .). Aber die Angst ist bei uns Häftlingen geblieben. Es hat Jahre gedauert, bis ich wieder lachen konnte. Wenn jemand bei mir anklopfte, hatte ich immer Angst. Ich konnte das Glück der Freiheit nicht genießen, ich war immer traurig, in meinen Augen standen Schrecken, Angst und Trauer, und das hat sich auf mein Leben ausgewirkt, ich kann das erlittene Unrecht nicht vergessen. Menschen, die den Albtraum des KZ durchgemacht haben, sind nach meinem Verständnis für das Leben verdorben. Irgendetwas hat ihr Leben gekreuzt, so wie ein Todesfall, der das Lebensglück hinweggerafft hat.« (Zofia Filipczyk)

Dem Tod nahe

»Ich wollte von dem Albtraum nichts mehr wissen. Ich wollte ein neues Leben beginnen, frei vom Ballast der vergangenen Jahre. Während der ersten Monate habe ich den Hausgenossen nur knapp über das Lagerleben berichtet. Viele Dinge habe ich abgemildert und vereinfacht. Dabei habe ich von den Verstorbenen nicht gesprochen (. . .). Dann bin ich einige Jahre lang nicht auf das Thema zurückgekommen und habe Fragesteller mit wenigen Worten abgespeist. Als neues Unglück über mich hereinbrach, wurde das KZ wieder lebendig und mit ihm alle, die ich dort zurückgelassen hatte. Sie, ihre Seelen, wurden für mich damals zu den liebsten Seelen, und bis heute habe ich mich nicht von ihnen getrennt. In jeder schwierigen Situation wende ich mich an sie. Ich behandele sie wie lebendige Wesen, und jedesmal, wenn ich sie rufe, erscheinen sie. In ihrer Gesellschaft entspanne ich mich. Ihr vorzeitiger, möglicherweise unnötiger Tod hat, als wir mit ihm die Freiheit erkauften, wohl nicht die von uns erhofften Wirkungen gebracht, aber er ist groß und beständig. Sie lassen mich den Sinn des Lebens und des Todes verstehen, besonders dieses Todes auf dem schönsten Feld des Ruhmes, eines heldenhaften und ehrenvollen Todes.«
(Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

». . . meine ich heute, daß ich genug durchgemacht habe. Ich muß mein Leben in Ruhe beenden. Ich bitte Gott nur darum, daß er mich rasch und im Hause sterben läßt. Im Hinblick auf das schwache Fleisch bemühe ich mich, in jedem Augenblick christlich auf den Tod gefaßt zu sein. Ich schließe nicht die Tür ab, damit sie, wenn ich gestorben bin, keine Schwierigkeiten haben, zu mir zu kommen. Ich betrachte die Menschen wie eine mir völlig fremde und gleichgültige Welt. Wenn ich mich ereifere – ein unwillkürlicher Reflex eines rührigen Temperaments –, kommt sofort die Überlegung: wofür denn? (. . .) Ich halte es für töricht, am Grab zu weinen, die Leiche in einem Grabmal beizusetzen usw.«

Erinnerungsreste

»So viele Kollegen und Bekannte sind im Lager umgekommen oder gar gestorben, und irgendwie sind sie dem Gedächtnis entschwunden, nur einer, den ich in Myslowitz kennengelernt

habe und anschließend in Auschwitz, ist in meinen Erinnerungen und meinen Gebeten noch immer gegenwärtig. Ich kann nicht sagen, warum. Er war ein junger Bursche, jünger als ich, Sohn eines Handwerkers aus Żywiec (...). Ich hatte ihn schon in Myslowitz in der Zelle kennengelernt. Dorthin hatte man ihn gebracht, nachdem er eine zweijährige Strafe in Deutschland abgesessen hatte. Er war 1940 in Bielsko wegen Zugehörigkeit zu einer Organisation verhaftet worden. Er wurde damals in einem Strafprozeß zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Als Häftling arbeitete er im Rheinland in der Industrie, nach der Strafverbüßung wurde er nach Myslowitz und von dort nach Auschwitz verlegt. In Auschwitz wurde er zur Schwerarbeit eingeteilt, ich weiß nicht mehr, in welchem Kommando. Ich habe mich über andere, priviligierte Kameraden um eine leichtere Arbeit für ihn bemüht, aber während meiner Bemühungen wurde er Laufbursche in den Schneiderwerkstätten. Die Funktion des Laufburschen hat er einige Tage ausgeübt, bis er auf dem Gelände der Werkstätte umkam durch... eine alliierte Bombe während eines Fliegerangriffs auf Auschwitz. Sein Tod hat mich schwer getroffen, und ich denke bis heute an ihn zurück. Wir sind immer nach dem Appell zusammengekommen und haben Zukunftspläne geschmiedet, haben davon geträumt, ein eigenes Haus, eine eigene Familie zu gründen. Mit seinem Tod konnte ich mich nicht abfinden und kann es bis heute nicht.« (Stanisław Baś)

Paradoxe Gleichgültigkeit

»Befreit wurde ich am 29. April 1945 von der VIII. US-Armee in Dachau. Nach dem, was ich mitgemacht hatte und angesichts dieses massenhaften Sterbens kam es bei mir zu einem körperlichen und seelischen Zusammenbruch. In dem Augenblick, als die Amerikaner das Tor des Lagers aufmachten, war ich gerade dabei, in der Stube Suppe auszuteilen. Es war neun Uhr. Die Nachricht von der Befreiung des Lagers hat mich überhaupt nicht beeindruckt. Ich war apathisch geworden und konnte über die Befreiung keine Freude empfinden, ich teilte weiter Suppe aus. Die anderen Häftlinge, die nach der Suppe anstanden, haben die Befreiung genauso wie ich empfunden. Sie haben ebenfalls keine Freude erkennen lassen. Erst nach ungefähr 20 Minuten zogen wir vom Block zum Haupttor, wo ehemalige Häftlinge zusammengeströmt waren und in freudige Hochrufe ausbrachen. Auch das hat uns nicht mitgerissen. Als wir mit den Kameraden zum Block zurückkamen, sahen wir, wie einige ehemalige Häftlinge zwei SS-Männer quälten, die es nicht mehr geschafft hatten, zu fliehen. Sie schlugen sie und tauchten sie in den Wassergraben, der das Lager umgab. Der Anblick ließ uns gleichgültig, wir meinten, sie sollten das lieber nicht tun. Am nächsten Tag wollte ich aufs Revier zum Arzt, weil ich den Eindruck hatte, alles in mir sei krank: das Herz, die Lungen, die Leber. Leider bin ich nicht hineingekommen. Das Revier wurde nämlich belagert von einer Menge von Kranken und Muselmännern (...). Unter diesen Bedingungen fiel einem die Anpassung an das Leben sehr schwer. Man wußte nicht, was man mit sich anfangen sollte. Die Enttäuschungen, die man erlebte, ließen es allmählich fragwürdig erscheinen, ob es überhaupt einen Sinn hatte, daß man das Lager überstanden hatte.« (Jan Stawarz)

Stumme Zeugen

»In Ravensbrück wurde die Asche der Toten und Ermordeten in den See geschüttet, der an das Konzentrationslager angrenzte. Wenn es stürmt, meldet sich in dem Brausen des Sees eine Stimme, die nach Gerechtigkeit schreit, wie in den Kornähren auf den Feldern, die an das Lager Auschwitz angrenzen, auf denen ebenfalls die Asche der Verbrannten ausgestreut wurde. Solche Zeugen, die Felder, die Seen, die Wälder, die Trauerbirken auf den Gräbern ermordeter Geiseln sterben nicht, und ihre Sprache wird jeder verstehen, der sie verstehen und begreifen will...

Das ist wohl alles, was ich über den Tod im KZ und mein Verhältnis zu ihm sagen wollte. Er war etwas völlig anderes als in der Freiheit, anders, als wir ihn normalerweise verstanden hatten, so wie auch die Bedingungen, die man uns bereitete, andere waren. Dennoch äußerte er sich in sehr unterschiedlichen Formen: apathisch und resigniert, beflügelt und betend, und obwohl er barfüßig, nackt, mit Geschwüren bedeckt und verlaust war, war er groß. So begreife ich ihn.«
(Jadwiga Apostoł-Staniszewska)

Die menschliche Existenz nach Auschwitz

Die aufmerksame Lektüre dieser intimen Bekenntnisse löste anfangs unter den Befragten und den Verfassern dieser Arbeit die Besorgnis, sogar die Befürchtung aus, ob es nicht unnötige Leiden aufrühre, ein so heikles Thema anzusprechen, und die im KZ empfangenen Wunden wiederaufgefrischt würden. So war es in der Tat, doch dann trat eine Beruhigung ein, die Emotionen legten sich, es kam zu gründlichem und weitgreifendem Nachdenken über den Sinn des Leidens und des Sterbens. Diesen Dingen ist der letzte Teil der Aussagen gewidmet.

»Mich beunruhigt unablässig das Problem, wie es geschehen konnte, daß im 20. Jahrhundert, einem Jahrhundert so allseitiger Fortschritte und Errungenschaften, und in einem Volk, das schließlich zu den gebildetsten Völkern der Welt gehört, ganz bewußt geplante Zentren zur Vernichtung bestimmter Völker und bestimmter gesellschaftlicher Gruppen entstanden. Wie konnte es geschehen, daß Menschen, die einem so kultivierten Volk entstammten, mit einer so grausamen Leidenschaft, nicht selten auch mit einer satanischen Lust andere Menschen quälten, die völlig wehrlos, völlig ohnmächtig waren, denen jede Möglichkeit geraubt war, zu protestieren, weil jeder Protest des Häftlings auch zugleich sein Todesurteil bedeutete.« (Jan Marszałek)

»Das Leben im KZ, im Angesicht ständiger Bedrohung, zwang zu einer entsprechenden Abwehrhaltung, zur raschen

Umstellung auf die neuen Bedingungen und zur Wahl einer möglichst günstigen Position. Es gab unterschiedliche Haltungen: Ernst, Gelassenheit, Kühle, Höflichkeit, Unterwürfigkeit, Liebedienerei, Sensibilität, Wachsamkeit, Einschüchterung und Unterstützung der Kapos und Blockführer. Manche konnten ihre Angst unter Kontrolle halten, andere nicht. Die einen reagierten immer richtig, während andere – und das war ein erheblicher Teil der Häftlinge – geschwächt, resigniert, desorientiert und apathisch waren und fast nicht reagierten. Man nannte sie ‚Muselmänner'. Sie fielen am häufigsten auf, hatten am meisten zu leiden. Es war eine ungeheure Masse ausgemergelter, halbtoter Menschen, für die jeder Schritt, jede Bewegung große Anstrengung bedeutete (...). Ihr Tod war unausweichlich, er traf sie im Stehen, im Gehen, in einem merkwürdigen, wahnsinnigen Totentanz. Ich weiß nicht, was sie gedacht haben, ob sie noch etwas gedacht haben, ob ihr Gehirn noch zu einer solchen Anstrengung fähig war. Zwischen den Menschen herrschte eine undurchdringliche Finsternis, wie eine dunkle Wand, wie der Tod. Hier kann man nichts sagen. Es gibt kein Rezept für das Sterben. Diese Grenze überschreitet jeder allein, und er kann niemandem mehr seine Eindrücke mitteilen. Gewöhnlich tritt der Tod in einem Zustand äußerster Erschöpfung des Organismus und bei nachlassendem Bewußtsein ein. Es gibt aber auch Fälle eines bewußten, vorbildlichen, spartanischen Sterbens. Auschwitz hat sich noch lange an den heroischen Tod von Pater Kolbe erinnert, der in religiöser Ekstase starb, der zu sterben wußte, auf daß er lebe. Das Gedenken an ihn und sein historisches Leben begann nach seinem Tode.« (Kazimierz Hałgas)

»Einige wenige waren bereit, jeden Preis zu zahlen und sogar über Leichen zu gehen, um ihr eigenes Leben zu retten. Sie übernahmen dafür jede noch so demütigende Aufgabe, beteiligten sich sogar an der Liquidation von Mithäftlingen, nur um zu leben. Dieser hat sich die Häftlingsgemeinschaft in den folgenden Jahren bei sich bietender Gelegenheit entledigt.«
(Jan Marszałek)

»Wie der Tod im Lager war? Es ist fraglich, ob er bis heute in all seiner unmenschlichen Verächtlichkeit und Häßlichkeit beleuchtet wurde. Ich erkläre von vornherein, daß ich außerstande bin, die entwürdigende Behandlung der sterblichen Überreste des Menschen in ihren düstersten, brutalsten Aspekten zu beschreiben. Ich kann nur versuchen, mich dem grauenhaften Geschehen anzunähern.

Ein Müllhaufen mit all dem, was weggeworfen wird, ist gar nichts gegen den grauenhaften Anblick einer Anhäufung von Requisiten menschlicher Herkunft. Ich sehe noch die reglosen Skelette, unbekleidet und völlig unbedeckt, tot oder kurz vorm Verenden, vor dem Block 25 liegen, achtlos hingeworfen und darauf wartend, daß im Krematorium Platz wird (...).

Es häufte sich die Asche von der Leichenverbrennung. Gleich hinter dem Stacheldrahtzaun des Lagers begann ein leerer Geländestreifen, der das Lager von den zivilen Siedlungen trennte (...). In diesem leeren Geländestreifen waren lange Gruben in verschiedenen Richtungen ausgehoben worden, die randvoll waren mit den weißgrauen Flocken der Asche verbrannter Leichen. Was nicht in die Gruben paßte, wurde auf die Felder gestreut (...). Der Wind, gnädiger als die SS, trug sie in die Wiesen und Wälder, nach denen sie sich zu Lebzeiten gesehnt hatten.« (Mieczysława Chylińska)

»Als nach den ersten Transporten (...) aus den deutschen Konzentrationslagern die Nachrichten eintrafen, daß die Deportierten gestorben waren, wurde man auf die Todesursache aufmerksam. Die offiziellen Mitteilungen nannten als Todesursache lakonisch *Herzmuskelschwäche, Herzanfall* usw. Dabei ging es um Menschen in den besten Jahren, die sich zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung bester Gesundheit erfreut hatten; auf diese Weise wurde in Polen bekannt, daß die Lager ‚Todesfabriken' waren. Nach und nach sickerten Informationen über die in den Lagern benutzten Tötungsmethoden durch. So war mir das Problem des Todes in den Lagern lange vor meiner Verhaftung bekannt, allerdings hatte ich nur vage und, wie sich herausstellte, unrealistische Vorstellungen (...).

Indes hat das Schicksal nicht mit Gelegenheiten gegeizt, bei denen wir dem Tod ins Auge schauen konnten, freilich nicht dem edlen Tod auf dem Schlachtfeld, der einen im Glorienschein des Sieges oder im Staub der Niederlage ereilt und die Befriedigung vermittelt, daß man seine Pflicht erfüllt hat, sondern einem abscheulichen, grausamen, lumpigen Tod voller Leichen, Geschwüre, einem Hungertod, einem Tod von der Phenolspritze, einem Tod in der Gaskammer, einem Tod in den Kasematten der Gestapo, einem Tod in den Bunkern von Block 11. Einem solchen Tod mußte man in die leeren Augenhöhlen schauen, mit einem solchen Tod mußte man auf vertrautem Fuße leben.« (Alojzy Fros)

»Viele haben diesen Kampf hartnäckig und, wie es manchmal schien, wider aller Hoffnung zu Ende geführt. Und wenn sie allen Anstrengungen zum Trotz sterben mußten, haben sie den Tod gleichmütig angenommen. Im großen und ganzen sind die Häftlinge gleichmütig gestorben, versöhnt mit ihrem Los (...).

Ich denke, der Mensch ist beim Sterben immer allein, besonders, was die Empfindungen des Sterbenden betrifft. Aber der Tod des Häftlings im Lager war ein besonders einsamer Tod: Er starb ohne Angehörige, ohne Familie, von Ausnahmen abgesehen ohne Freunde, umgeben von einer Gleichgültigkeit, die nicht aus Bosheit erwachsen war, sondern aus dem Gefühl einer vollständigen und lähmenden Ohnmacht gegenüber dem Phänomen des Todes im Lager und aus der Gewöhnung an den alltäglichen Anblick des Sterbens und der Gestorbenen.«
(Jan Marszałek)

»Es kamen auch – und das waren keine Ausnahmen – katastrophale Haltungen und Verhaltensweisen vor: völliger Zusammenbruch und Versinken in Geisteskrankheit, totale Erstarrung, Apathie, Fehlen jeglicher Reaktion auf die Umgebung oder umgekehrt, was ich nicht verstand, gesteigerte Aktivität derart, daß Mithäftlinge beschimpft und mit unbegründeten Vorwürfen überhäuft wurden, daß man von einer extremen Stimmung in die andere fiel. Wenn ich jetzt an diese

tragischen Ereignisse zurückdenke (. . .), muß ich feststellen, daß es unter uns viele Frauen mit schlechtem Charakter gab, hinterhältige, erbarmungslose, ja sogar grausame. Aber ein großer Teil der Häftlinge waren Frauen, die tiefunglücklich waren und moralische Unterstützung und Hilfe brauchten (. . .).

Meine Gedanken über den Tod in den Konzentrationslagern möchte ich in der Ansicht zusammenfassen, daß es unter den Menschen bestimmte äußerste Gesten gibt, die sich noch in den Grenzen des Menschlichen halten und über die man nicht hinausgehen darf, denn dann nimmt alles monströse Formen an, und aus normaler Strenge wird Bestialität, der Mensch gleicht sich einem wilden Tier an. Im Krieg erweitern sich diese Grenzen und lassen Raum für unvorstellbare Dinge – ‚der Mensch greift nach der Hand des anderen, um sie zu beißen'.« (Józefa Jabłońska)

»Wenn ich heute an diese sich auftürmenden Berge von Leichen denke, packt mich Entsetzen. All diese Leichen waren doch schließlich MENSCHEN, um Gottes willen, warum waren es so viele, ich mag nicht glauben, daß das ein Vernichtungslager war, ich mache mir nur bewußt, daß es MENSCHEN waren. Ich finde keine Antwort, warum man es zugelassen hat, warum die Welt nicht eingegriffen hat, schließlich waren das doch Menschen. So viele Köpfe, so viele Herzen, die für jemanden schlugen, so viele Augenpaare dieser oder jener Farbe, warum hat man ungestraft die Menschen umgebracht; besser denkt man nicht darüber nach, eine Antwort gibt mir sowieso keiner, denn der Hinweis auf den Krieg und auf Hitler genügt mir nicht (. . .). Der Krieg ging zu Ende, die Welt des 20. Jahrhunderts ist zur Tagesordnung übergegangen. Neue Menschen werden geboren, doch die anderen wird keiner ersetzen können, denn sie wurden Opfer des Massenmordes.« (Maria Slisz-Oyrzyńska)

»Ich habe schon oft darüber nachgedacht und kann keine Antwort darauf finden, wie aus diesen entsetzlichen Greueln und aus dem planmäßig durchgeführten Völkermord, den schrecklichen Bedingungen, den Mißhandlungen, dem Hunger und den verschiedensten Mordmethoden einige davongekommen sind, darunter auch ich. Wie konnte man unter diesen Bedingungen vier Jahre lang existieren und durchhalten, wie haben wir das geschafft? Diese Frage habe ich mir oft gestellt, ich habe keine Antwort darauf. Woran hat es gelegen, daß ein bestimmter Prozentsatz trotz allem davongekommen ist? (. . .) War es vielleicht eine Fähigkeit, sich von dem Grauen ringsumher zu lösen, sich in Träume zu flüchten, war es eine ungewöhnliche körperliche Ausdauer, Widerstandsfähigkeit, waren es eiserne Nerven, ein Zusammentreffen von Umständen, vielleicht nur ein blinder Zufall, ein starker, unbeugsamer Wille zum Überleben, war es die Anpassung an die im Lager herrschenden Bedingungen, oder war es schließlich ein glücklicher Zufall oder ein Wunder – ich kann niemandem sagen, was wirklich war, auch mir selbst nicht (. . .). Ein Wunder kann es nicht gewesen sein, denn so etwas gab es nicht. Keiner von uns, die wir überlebt haben, weiß eine konkrete Antwort darauf.« (Zygfryd Rębilas)

»Bei den endlosen Diskussionen damals im Lager sind wir zu dem Entschluß gekommen, daß es nach den Erfahrungen des letzten Krieges und der KZs zu einer machtvollen Hinwendung des Menschen zu Gott kommen werde. Wir dachten, die Menschheit werde nach überzeitlichen, übermenschlichen Werten suchen, nach einer Grundlage, die von dem wandelbaren Willen des Menschen unabhängig ist, um darauf das Zusammenleben zu gründen, damit sich Kriege und Lager nie mehr wiederholen würden. Wie weit sind wir doch heute von dieser Zukunftsvision entfernt (. . .).

Was ist der Mensch? Worauf beruht seine Würde? Wird diese Würde anerkannt? Wo liegt der Sinn seines Lebens? (. . .)

Nur bei Gott findet die Würde des Menschen ihren vollsten Ausdruck, und sein Leben gewinnt unvergängliche und vollkommen unabhängige Werte (. . .).

Aber ich verliere nicht die Hoffnung, und meine Hoffnung ist die offenkundige Tatsache, daß die Generationen vergehen, Gott aber bleibt und lebt." (Jan Marszałek)

»Niemand versteht uns und niemand kann begreifen, was es heißt, unablässig auf Schritt und Tritt mit dem Tod zu kämpfen, der uns heimtückisch bedrohte, uns in unterschiedlicher Gestalt auflauerte, uns als unzertrennlicher, einziger KZ-Gefährte umkreiste, der uns ständig in die Augen schaute. Er war mal heldenhaft, mal feige, oder er war gewöhnlich, alltäglich, so wie wir ihn im Lager gesehen haben und wie er bis heute in uns steckt. Wir sind vom Stempel des Todes gezeichnet, und wenn wir ihm durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen, von Zufällen oder vielleicht durch ein Wunder entgangen sind, so steckt er doch weiter in uns. Jeder, der die Hölle des Lagers überlebt und in der Todesfabrik gearbeitet hat, trägt den Keim einer wissenschaftlich unerforschten Krankheit in sich, einer Krankheit im physischen Sinne und im Sinne eines psychischen Traumas. Selbst wenn ein Häftling nicht gefoltert worden ist, nicht durch übermenschliche Anstrengung aufs Äußerste ausgemergelt war, nicht, was faktisch unmöglich war, vom Hunger erschöpft war, so hat er doch eine Zeit andauernder nervlicher Anspannung durchlebt, denn er hat den Tod der anderen aus der Nähe gesehen, und er war gezwungen, auf Schritt und Tritt mit dem Tod zu kämpfen, ständig war er von ihm bedroht, und nicht einen Moment konnte er ihn von sich fernhalten.

Viel schlimmer war im Lager der psychische Tod, man zwang uns doch zum Schweigen, zu vielen Reaktionen, die unseren Bestrebungen zuwiderliefen; wollte man schreien, sein Mitgefühl äußern, einem anderen beistehen oder sich selbst verteidigen, so bedeutete das doch den Tod. So ein innerer Konflikt blieb nicht ohne Folgen. Jeder von uns hat psychische Störungen gehabt, gegen seinen Willen gehandelt, ist passiv geblieben (. . .).

Der Drahtzaun des Lagers, das war ein Damm gegen das vernünftige und normale Denken, das war eine Einwirkung auf die Psyche des Häftlings, die ihm die Freiheit des Denkens nahm (. . .). Das Leben und Sterben im Lager hat in uns Veränderungen bewirkt, die nicht mehr rückgängig zu machen sind. Wir haben die Hölle des Lagers zwar überlebt, aber vieles

in uns wurde getötet: die Ideen, die Träume, die Jugend, die Freude am Leben, manchmal der Glaube an den Menschen und an die Existenz Gottes, die Grenze zwischen Gut und Böse.« (Zygfryd Rębilas)

»Oft war das Leiden eine Vorbereitung auf den Tod, und der Tod war der Höhepunkt des menschlichen Lebens, ein ‚Höhepunkt', der im übermäßigen tagtäglichen Ringen eintrat. Jemand hat klug bemerkt: ‚Den Sinn eines Satzes kann man erst verstehen, wenn er zu Ende gesprochen ist. Auch das Leben bekommt erst seinen Sinn, wenn es sich im Tod vollendet hat'. Der Tod besiegelt das Leben und wirft auf all seine Erscheinungen und Handlungen einen Abglanz. Die Religion sagt, der Sterbende solle seinen Blick auf das Leben, auf das Licht richten, das sich jenseits der Sphäre der menschlichen Existenz befindet.« (Konrad Szweda)

Statt eines Schlusses

Als die Verfasser dieses ungewöhnliche Material, diese Seelenbekenntnisse ehemaliger KZ-Häftlinge ordneten und bearbeiteten, haben sie unter großen Zweifeln der Absicht entsagt, auf Kommentare zu verzichten. Ihre Zweifel blieben bestehen.

Warum ist dieses Thema – unter allen Problemen und Fragen, die die Konzentrationslager aufwerfen, schließlich das wichtigste – alles in allem erst so spät, nach fast vierzig Jahren aufgegriffen worden, und warum ist das eingegangene Material vor der Bearbeitung noch einmal vier Jahre liegengeblieben? Es gibt keine rationale, objektive Rechtfertigung. Dieses Thema überstieg und übersteigt weiterhin die Möglichkeiten der Autoren, obwohl einer von ihnen selbst durch das Lager gegangen ist. Am Ende überwog ein Gefühl der Loyalität und der Verpflichtung gegenüber den von uns befragten ehemaligen Häftlingen, die die wahren Autoren dieser Arbeit sind. Die formalen Autoren sehen ihr einziges Verdienst darin, das Material gesammelt und geordnet zu haben.

Deshalb möchten wir – statt eines Schlußwortes und anstelle von Schlußfolgerungen – die persönlichen und intimen Reflexionen ehemaliger Häftlinge mit Äußerungen von Menschen konfrontieren, denen das Schicksal, das die Polen im Krieg erlitten haben, am Herzen liegt.

„Man kann nicht Millionen von Menschen töten, ohne die gesamte Menschheit zu verstümmeln. Man kann nicht Hunderttausende von Frauen und Kindern ermorden, ohne daß der Eiseshauch des Entsetzens alle Häuser auf der ganzen Welt erfaßt, in denen Frauen und Kinder glauben, daß die Menschlichkeit von Wesen, die ihnen ähnlich sind, sie schützen werde (. . .).

Diejenigen, die den Menschen töten wollten, haben genau das Gegenteil erreicht: sie haben ihn stärker und edler gemacht. Diejenigen, die die menschlichen Werte vernichten wollten, haben ungewollt den Keim zu einer großen und erhabenen Wiedergeburt gelegt. Auschwitz hat erneut bewiesen, daß kein Abgrund des Grauens imstande ist, die Menschlichkeit zu zerstören und den Willen des Menschen zu brechen, der in Freiheit, Würde und Gerechtigkeit leben möchte." (Giuseppe Saragat am 16. Oktober 1966 in der Gedenkstätte Auschwitz)

„Menschen, die ‚für den Tod bestimmt' sind, kämpfen innerlich stets darum, daß ihr Leiden und ihr Tod den Sinn eines Opfers habe. Darum hat nichts begriffen, wer sich darüber wundert, daß zwischen Menschen, die sich in Gefangenschaft oder im Konzentrationslager befanden, philosophische und weltanschauliche Diskussionen entbrannten. Das darf niemanden wundern. Es ist eine Folge der geistigen Selbsterhaltungstendenz. In diesen äußersten, extremen Situationen ist der geistige Hunger, der Hunger nach geistigem Brot nicht geringer als der Hunger nach materiellem Brot. Es darf auch niemanden verwundern, daß die Häftlinge der Konzentrationslager selbst angesichts dessen, was sie erlebten, nicht den Appetit verloren; das war eine Folge ihres Selbsterhaltungsinstinkts (. . .), der sie durch Ungeheuerlichkeiten und Greuel hindurchführte (. . .). Es ging darum, angesichts der tödlichen Gefahr und der Bedrohung des Lebens mit aller geistigen Kraft um den Sinn des Todes zu kämpfen und dem Tod in würdiger Haltung entgegenzutreten." (Viktor Frankl, 1971)

„Der Häftling, einem unerhörten äußeren Druck ausgesetzt und zugleich durch die Schauerlichkeit der ihn umgebenden Lagerwelt betäubt, mußte die ihm aufgezwungene Weise, sich selbst zu sehen, übernehmen, wurde zu einem willenlosen Automaten, gestoßen, geschlagen, mißhandelt, blind dem Befehl gehorchend und einzig davon träumend, seine Grundbedürfnisse zu befriedigen. Wenn er nicht imstande war, diesem äußeren Druck zu widerstehen und sich selbst anders zu sehen, als dies seine Verfolger taten, dann erfüllte sich binnen kurzer Zeit deren Absicht: er wurde zum ‚Muselmann' und starb in der Erniedrigung. Denn die Entwürdigung des Todes war eines der Merkmale des Lagerlebens. Ein Merkmal jeder menschlichen Kultur ist der Respekt vor dem Tod und die Ehrung des Verstorbenen, worin sich die menschliche Sehnsucht nach Unsterblichkeit äußert. Der KZ-Häftling, der offiziell aufhörte, ein Mensch zu sein, mußte auch dieses Aspekts der Menschlichkeit beraubt werden." (Kępiński, 1966)

„. . . denn vieles deutet darauf hin, daß die Welt der Konzentrationslager lediglich die erste der Formen war (und noch immer ist), in denen sich der aus den Urgewässern sich erhebende Leviathan, der allmächtige Staat, das Tier der Apokalypse offenbart. Die Menschen, die ihm zum ersten Mal als einer Tatsache gegenüberstanden, empfanden unklar, daß die bisherigen Begriffe des Menschen und der Gesellschaft hinfällig sind, daß sich eine neue Dimension enthüllt, und zwar nicht wegen der Größe des Verbrechens, sondern wegen seiner Unpersönlichkeit." (Czesław Miłosz, 1981)

„So komme ich also und beuge mein Knie auf diesem Golgatha unserer Zeit, vor diesen Gräbern, die großenteils keine Namen tragen wie ein gigantisches Grab des Unbekannten Soldaten. Ich knie der Reihe nach vor allen Tafeln in Birkenau, auf denen

das Andenken an die Opfer von Auschwitz in folgenden Sprachen geschrieben steht: Polnisch, Englisch, Bulgarisch, Zigeunersprache, Tschechisch, Dänisch, Französisch, Griechisch, Hebräisch, Jiddisch, Spanisch, Flämisch, Serbokroatisch, Deutsch, Norwegisch, Russisch, Rumänisch, Ungarisch und Italienisch. (...)

Auschwitz ist eine Abrechnung mit dem Gewissen der Menschheit durch diese Tafeln, die von den Opfern zeugen, die die Völker gebracht haben. Auschwitz ist ein Ort, den man nicht nur besuchen oder aufsuchen kann. Hier muß man sich voller Furcht fragen, wo liegen die Grenzen des Hasses.

Auschwitz ist ein Zeugnis des Krieges. Der Krieg läßt den Haß ungewöhnlich ansteigen, er bringt Zerstörung und Grausamkeit. Er fördert zwar, das ist nicht zu leugnen, auch andere Möglichkeiten zutage, in denen sich menschlicher Mut, Heldentum und Patriotismus beweisen, doch überwiegt die negative Bilanz. Sie überwiegt mehr und mehr – je mehr der Krieg zu einem Spiel kalkulierter Vernichtungstechnik wird. Verantwortlich für den Krieg sind aber nicht nur die, die ihn direkt anzetteln, sondern auch die, die nicht alles in ihrer Macht liegende tun, um ihn zu verhindern."
(Johannes Paul II. am 7. Juni 1979 in Birkenau)

„Das polnische Volk hat die schrecklichsten geschichtlichen Erfahrungen überstanden, obwohl die Nachbarn es mehrfach zum Tod verurteilt haben. Es ist am Leben geblieben und sich treu geblieben, es hat seine Identität bewahrt und hat durch Teilung und Besatzung hindurch die eigene Souveränität als Volk bewahrt, nicht gestützt auf irgendwelche Mittel physischer Gewalt, sondern allein gestützt auf seine Kultur."
(Johannes Paul II. vor der Generalversammlung der UNESCO, 1981)

Verzeichnis der Befragten

Das folgende alphabetische Verzeichnis der Befragten enthält in Klammern jeweils die Häftlingsnummer in Auschwitz-Birkenau. Waren die Befragten in anderen Lagern inhaftiert, sind diese genannt.

Arnold Andrunik (66686), Jadwiga Apostoł-Staniszewska (26273), Stanisław Baś (62039), Stanisław Biedroń (92226), Włodzimierz Borkowski (360), Józef Brudz (45105), Wanda Brühl (44701), Mieczysława Chylińska (44658), Helena Dunicz-Niwińska (64118), Zofia Filipczyk (30495), Stefan Firlej (46654), Wacław Flakiewicz (62500), Alojzy Fros (136223), Edward Garwoliński (138694), Wincenty Gawliczek (10246), Andrzej Gąsienica-Makowski (5654), Aleksander Giermański (716), Bronisław Gościński (403), Antonina Gryboś-Tajak (29690), Franciszek Gulba (10245), Kazimierz Hałgas (5670), Janina Hincz, Piotr Hiroń (4668), Józefa Jabłońska (54707), Józef Janus (90251), Kazimierz Japoł (9172), Tadeusz Jarosławski (11750), Maria Karelus (56877), Józef Kret (20020), Stefan Krupa (123348), Antoni Kubica (7617), Adam Kupczyk (39493), Władysław Łyczkowski (119849), Józef Majchrzak (33204), Jan Marszałek (18857), Julian Niewiarowski (5596), Stanisława Piąty (7558), Nikodem Pieszczoch (673), Jadwiga Przezdzik-Wicek, Irena Przybyszowa (4351), Zygfryd Rębilas (9247), Jan Sikorski (19086), Ludwik Skarszewski (37939), Maria Slisz-Oyrzyńska (40275), Zdzisław Soleski (96244), Jan Stawarz (39534), Józefa Stefaniszyn (Ravensbrück 7262), Józefa Szkodzińska (32293), Stefan Szostak (123014), Konrad Szweda (7669), Karol Talik (1226), Kazimierz Tokarz (282), Jadwiga Trębasiewicz (44133), Roman Trojanowski (44), Maria Zawidzka (Ravensbrück 7278), Marian Zieliński (Mauthausen 7047, Dachau 32650).

Die Verfasser danken allen Einsendern herzlich für die Übermittlung ihrer Berichte, die für uns wertvolle Quellenmaterialien darstellen.

Literaturverzeichnis

Apostoł-Staniszewska, Jadwiga. Wobec śmierci w Brzezince i w Ravensbrück [Konfrontiert mit dem Tod in Birkenau und Ravensbrück]. In: Przegl. Lek. 1981, H. 1, S. 163–168.

Auschwitz. Geschichte und Wirklichkeit des Vernichtungslagers. Reinbek 1980.

Bezwińska, Jadwiga, Danuta Czech. Über die Handschrift von Salmen Lewental. In: „Inmitten des grauenvollen Verbrechens". Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos. Hefte von Auschwitz. Sonderheft (I). Oświęcim 1972, S. 133–137; Nachwort Władysław Bartoszewski: S. 204–206.

Bilikiewicz, T. Somatectomia totalis. In: Psychiatria Polska 1968, H. 5.

Boros, L. Mysterium mortis. Człowiek w obliczu ostatecznej decyzij [Das Mysterium des Todes. Der Mensch im Angesicht der letzten Entscheidung]. Warschau 1977.

Brandstaetter, Roman. Biblia na naszych oczach wciąż pisana [Die Bibel wird vor unseren Augen fortgeschrieben]. In: Tygodnik Powszechny 1981, Nr. 14 [1680], S. 1.

Brehant, J. Thanatos. Chory i lekarz w obliczu śmierci [Thanatos. Der Kranke und der Arzt im Angesicht des Todes]. Warschau 1980.

Bukowczyk, A., E. Dul, E. Skrzek. Obraz psychopatologiczny osób umierających [Das psychopathologische Bild sterbender Menschen]. In: Polski Tygodnik Lekarski 1971, Nr. 19, S. 701–713.

Cegłowska, Teresa. Strafkompanien im KL Auschweitz. In: Hefte von Auschwitz 17. Oświęcim 1985, S. 157–203 (poln. 1975).

Chodoff, Paul. The German Concentration Camp as a Psychological Stress. Arch. Gen. Psych. 1970, Nr. 1, S. 78–87.

Ditfurth, Hoimar von. Im Anfang war der Wasserstoff. Hamburg 1972 (poln. Warschau 1978).

Fedorowicz, Tadeusz. Uwagi o „rewirach" i funkcyjnych obozowych [Bemerkungen zu den „Revieren" und den Funktionshäftlingen im Konzentrationslager]. In: Przegl. Lek. 1969, H. 1, S. 148–153.

Fejkiel, Władysław. Der Hunger in Auschwitz. In: Hefte von Auschwitz 8. Oświęcim 1964, S. 3–14.

Frankl, Viktor E.: Homo Patiens. Warschau 1971.

Gawalewicz, Adolf. Refleksje z poczekalni do gazu [Nachdenkliches aus dem Warteraum zum Gas]. Krakau 1968, S. 26, 78–79.

Grzywo-Dąbrowska, Maria, Wiktor Grzywo-Dąbrowski. Okrucieństwa hitleryzmu [Die Grausamkeiten des Nazismus]. In: Rocznik Psychiatryczny Jg. 27. 1949, Bd. 37, Nr. 1, S. 57–59.

Hampel, Johann Christoph. Sterben ist doch ganz anders – Erfahrungen mit dem eigenen Tod. Stuttgart 1976, 3. Aufl.

Heydecker, Joe, Johannes Leeb. Bilanz der tausend Jahre. Die Geschichte des 3. Reiches im Spiegel des Nürnberger Prozesses. München 1975 (poln. Warschau 1979).

Iwaszko, Tadeusz, Stanisław Kłodziński. Bunt skazańców 28 X 1942 r. w oświęcimskim bloku nr 11. Kpt. dr Henryk Suchnicki [Die Revolte der Todeskandidaten im Block 11 in Auschwitz am 28.10.1942]. In: Przegl. Lek. 1977, H. 1, S. 119–122.

Jagielski, Stanisław: Psychiczne „galwanizowanie muzułmana" [Die psychische „Galvanisierung des Muselmanns"]. In: Przegl. Lek. 1968, H. 1, S. 106–109.

Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. Osobliwości słownictwa w oświęcimskim szpitalu obozowym [Besonderheiten

des Wortbestands im Häftlingskrankenbau in Auschwitz]. In: Przegl. Lek. 1972, H. 1, S. 34–45.
Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. „bauernfuss, goldzupa, himmelautostrada" – zum Krematoriumsesperanto, der Sprache polnischer KZ-Häftlinge. In dieser Edition Bd. 2, S. 241–260; (poln. 1981).
Jagoda, Zenon, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski. Das Überleben im Lager aus der Sicht ehemaliger Häftlinge von Auschwitz-Birkenau. In dieser Edition Bd. 1, S. 13–52; (poln. 1977).
Jakubik, Andrzej. Zbrodnie ludobójstwa a psychologia poczucia winy [Das Verbrechen des Völkermords und die Psychologie des Schuldgefühls]. In: Przegl. Lek. 1975, H. 1, S. 15–21.
Jakubik, Andrzej. Z psychopatologii poczucia winy: hitlerowscy zbrodniarzy wojenni [Zur Psychopathologie des Schuldgefühls: die Nazi-Kriegsverbrecher]. In: Przegl. Lek. 1975, H. 1, S. 21–33.
[Jankowski, Stanisław]. Aussage von Stanisław Jankowski (Alter Feinsilber). In: „Inmitten des grauenvollen Verbrechens". Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos. Hefte von Auschwitz. Sonderheft (I). Oświęcim 1972, S. 32–71.
Jan Paweł II. Przemówienia i homilie. Polska 2 VI 1979 – 10 VI 1979 [Johannes Paul II. Ansprachen und Predigten. Polen 2.6.1979–10.6.1979]. Krakau 1979, S. 191–192.
Jan Paweł II. Z przemówienia na sesji generalnej UNESCO [Johannes Paul II. Aus der Rede vor der Generalversammlung der UNESCO]. In: Kierunki 1981, Nr. 4 (1284), S. 3.
Jędrzejczyk, O. Znałem ojca Maksymiliana Kolbego. Mówi brat Juwentyn Młodożeniec z Asyzu [Ich habe Pater Maksymilian Kolbe gekannt. Bruder Juwentyn Młodożeniec aus Assisi spricht]. In: Przekrój 1981, Nr. 1891, S. 7.
Kajzer, Abram. Za drutami śmierci [Hinter dem Todeszaun]. Opracował Adam Ostoja [Bearbeitung Adam Ostaja]. Łódź 1962.
Kamiński, Andrzej J. Hitlerowskie obozy koncentracyjne i ośrodki masowej zagłady w polityce imperializmu niemieckiego [Die Nazi-Konzentrationslager und -Massenvernichtungszentren in der Politik des deutschen Imperialismus]. Poznań 1964.
Kautsky, Benedikt. Teufel und Verdammte. Erfahrungen und Erkenntnisse aus sieben Jahren in deutschen Konzentrationslagern. Zürich 1946, S. 167–175 (Abschnitt: Muselmann).
Kępiński, Antoni. „Anus mundi". In: Przegl. Lek. 1965, H. 1, S. 150–152.
Kępiński, Antoni. Koszmar [Albtraum]. In: Przegl. Lek. 1966, H. 1, S. 54–58.
Kępiński, Antoni. Refleksje oświęcimskie: rampa. Psychopatologia decyzij [Auschwitzer Reflexionen: die Rampe. Eine Psychopathologie der Entscheidung]. In. Przegl. Lek. 1968, H. 1, S. 26–35.
Kępiński, Antoni. „Homo homini lupus est". In: Przegl. Lek. 1971, H. 1, S. 165–167.
Kępinski, Antoni, Jan Masłowski. Motyw „Dulce et decorum . . ." [Das Motiv „Dulce et decorum . . ."]. In: Przegl. Lek. 1972, H. 1, 71–76.
Kępinski, Antoni. Lęk [Der Schmerz]. Warschau 1977, 2. Aufl., S. 225, 246, 251, 266, 294, 324.
Kielar, Wiesław. Anus mundi. Fünf Jahre Auschwitz. Frankfurt am Main 1979 (poln. 1972).
Kielanowski, T. Problem niepotrzebnego cierpienia (o niepotrzebnym cierpieniu, rodzonym przez postępy nauk medycznych) [Das Problem nichtnotwendigen Leidens (Über durch Fortschritte der wissenschaftlichen Medizin hervorgebrachtes nichtnotwendiges Leiden)]. In: Studia Filosoficzne 1963, Nr. 2/33.
Kłodziński, Stanisław. Der spezifische Krankheitszustand nach KZ-Haft. In dieser Edition Bd. 2, S. 61–67; (poln. 1972).
Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen von Rudolf Höß. Eingel. und komment. v. Martin Broszat. Stuttgart 1958.
Kozaczka, Adam. Cień antropoida [Der Schatten des Antropoiden]. Krakau 1977, S. 48.
[Kremer, Johann Paul]. Kremers Tagebuch. [Vorwort: Jerzy Rawicz. Einleitung und Kommentar: Jadwiga Bezwińska.] In: Hefte von Auschwitz 13, Oświęcim 1971, S. 5–117.
Kübler-Ross, Elizabeth. On death and dying. London, New York, Sydney, Wellington 1970.
[Ławkowicz, Włodzimierz]. [Przemówienie wygłoszone w dniu 23 marca 1945 roku w obozie koncentracyjnym w Mauthausen w związku ze śmiercią doktora Jerzego Gromkowskiego-„Grzeli"] [Eine am 23. März 1945 im KZ Mauthausen anläßlich des Todes von Dr. Jerzy Gromkowski-„Grzela" gehaltene Rede]. In: Stanisław Kłodziński. Prof. dr Włodzimierz Ławkowicz [Prof. Dr. Włodzimierz Ławkowicz]. Przegl. Lek. 1981, H. 1, S. 199–200.
Lewental, Salmen. Gedenkbuch. In: „Inmitten des grauenvollen Verbrechens". Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos. Hefte von Auschwitz. Sonderheft (I). Oświęcim 1972, S. 138–189.
Lifton, Robert J.: Psychological effects of the atomic bomb in Hiroshima. In: Daedalus 1963, Nr. 92, S. 462–479.
Lifton, Robert J.: On death and death symbolism: the Hiroshima desaster. In: Psychiatry 1964, Nr. 27, S. 191–208.
Lifton, Robert J. Survivors if Hiroshima. Death in life. New York 1967.
Lifton, Robert J. Trumna staje się modniejsza od łóżka. Z Robertem J. Liftonem, profesorem psychiatrii na uniwersytecie Yale, rozmawia Daniel Passent [Der Sarg wird dem Bett vorgezogen. Daniel Passent im Gespräch mit Robert J. Lifton, Professor für Psychiatrie an der Universität Yale]. In: Polityka 1980, Nr. 5 (1169), 2.2.1980, S. 14.
Majewski, J. Spowiadał mnie o. Maksymilian Kolbe [Ich habe bei P. Maksymilian Kolbe gebeichtet]. In: Przekrój 1981, Nr. 1897, S. 17.
Melchior, Małgorzata. Ethos Walki [Ethos des Kampfes]. In: Kultura 1981, Nr. 10 (925), S. 9–10.
Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses. Herausgegeben und kommentiert von Alexander Mitscherlich und Fred Mielke. Frankfurt am Main und Hamburg 1960 (poln. 1963).
Miłosz, Czesław. Niemoralność sztuki [Die Unmoralität der Kunst]. In: Życie Literacki 1981, Nr. 24 (1533), S. 3.
Moody, Raymond A. Leben nach dem Tod. Reinbek 1977 (amerikanisch 1977; poln. 1979).
Olbrycht. Jan. Sprawy zdrowotne w obozie koncentracyjnym w Oświęcimiu (Orzeczenie wygłoszone na rozprawie sądowej przed Najwyższym Trybunałem Narodowym w dniu 10 grudnia 1947) [Gesundheitsfragen im Konzentrationslager Auschwitz (Gutachten in der Verhandlung vor dem Obersten Volksgericht am 10. Dezember 1947)]. In: Przegl. Lek. 1962, H. 1a, S. 37–49.
Paczuła, Tadeusz: Obóz i szpital obozowy w Oświęcimiu we wczesnych okresach istnienia [Das Lager und der Häftlingskrankenbau in Auschwitz in der ersten Phase ihres Bestehens]. In: Przegl. Lek. 1963, H. 1a, S. 50–53.
Pearson, Leonard (Ed.). Death and dying. Current issues in the treatment of the dying person. Cleveland 1969 (poln. 1973).
Piper, Franciszek. Ausrottung. In: Auschwitz. Geschichte und Wirklichkeit des Vernichtungslagers. Reinbek 1980, S. 93–141.
Półtawska, Wanda. Stany hypermnesji napadowej u byłych więźniów obserwowane po 30 latach [Nach 30 Jahren beobachtete Zustände paroxysmaler Hypermesie bei ehemaligen Häftlingen]. In: Przegl. Lek. 1973, H. 1, S. 26–29.
Przerwa-Tetmajer, Alina. Dr Jerzy Gromkowski-„Grzela" [Dr. Jerzy Gromkowski-„Grzela"]. In: Przegl. Lek. 1965, H. 1, S. 168–170.
Pszon, M. Niezwykła opowieść o śmierci [Ein ungewöhnlicher Bericht über den Tod]. In: Tygodnik Powszechny 1977, Nr. 44 (1501).
Ryn, Zdzisław. Uwagi psychiatryczne o tzw. KZ-syndromie [Psychiatrische Anmerkungen zum sog. KZ-Syndrom]. In: Przegl. Lek. 1982, H. 1, S. 26–29; vgl. in dieser Edition Bd. 2, S. 69–74.
Ryn, Zdzisław. Stanisław Kłodzinski. Z problematyki samobójstw w hitlerowskich obozach koncentracyjnych [Das Problem der Selbstmorde in den Nazi-Konzentrationslagern]. In: Przegl. Lek. 1976, H. 1, S. 25–46.
Saragat, Guiseppe. [Rede am 16. Oktober 1965 an der Stätte des

ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau; Auszug]. In: Przegl. Lek. 1966, H. 1, S. 13.
Sehn, Jan. Konzentrationslager Oświęcim-Brzezinka (Auschwitz-Birkenau). Hrsg.: Zentralkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen. Warschau 1957.
Sośniak, M.: Śmierć. Problematyka lekarsko-prawna [Der Tod. Medizinisch-rechtliche Fragen]. In: Państwo i Prawo 1970, H. 3–4, S. 289.
Stachowiak, J., L. Wiercioch. Ostre i przewlekłe zespoły psychopatologiczne po krańcowych obciążeniach stresowych w obozach koncentracyjnych [Akute und chronische psychopathologische Syndrome nach extremen Streßbelastungen in den Konzentrationslagern]. In: Zdrowie Psychiczne 1972, Nr. 4, S. 10–23.
Sterkowicz, Stanisław. Obozowe sprawy życia i śmierci w retrospekcji lekarza [Fragen von Leben und Tod im Lager. Ein Arzt blickt zurück]. In: Przegl. Lek. 1963, H. 1a, S. 97–101.
Sterkowicz, Stanisław. Przyczynek do zagadnienia moralności więźniów obozów hitlerowskich [Zur Frage der Moral der Häftlinge der Nazi-Konzentratonslager]. In: Przegl. Lek. 1969, H. 1, S. 47–52.
Sterkowicz, Stanisław. Uwagi o obozowym wyniszczeniu głodowym [Anmerkungen zur Auszehrung durch Hunger im Konzentrationslager]. In: Przegl. Lek. 1971, H. 1, S. 17–22.
Stryj, Franciszek. W cieniu krematorium [Im Schatten des Krematoriums]. Katowice 1965.
Szmaglewska, Seweryna. Dymi nad Birkenau [Rauch über Birkenau]. Warschau 1975, 13. Aufl., S. 300–301.
Ternon, Yves, Socrate Helman. Histoire de la médecine SS ou le mythe du racisme biologique. Paris (poln. 1973).
Teutsch, Aleksander. Próba analizy procesu przystosowania do warunków obozowych osób osadzonych w czasie II wojny światowej w hitlerowskich obozach koncentracyjnych. Doniesienie wstępne [Ein Versuch der Analyse des Adaptionsprozesses von während des Zweiten Weltkrieges in den Nazi-Konzentrationslagern gefangengesetzten Personen an die Bedingungen im Lager. Vorläufiger Bericht]. In: Przegl. Lek. 1962, H. 1a, S. 90–94.
Teutsch, Aleksander. Reakcje psychiczne w czasie działania psychofizycznego stressu u 100 byłych więźniów w obozie koncentracyjnym Oświęcim-Brzezinka [Psychische Reaktionen auf psychophysischen Streß bei 100 ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau]. In: Przegl. Lek. 1964. H. 1, S. 12–17.
Toynbee, Arnold. Człowiek wobec śmierci [Der Mensch im Angesicht des Todes]. Warschau 1973.
Walter, Franciszek Ksawery. W cieniu śmierci. Refleksje z Sachsenhausen [Im Schatten des Todes. Reflexionen aus Sachsenhausen]. In: Przegl. Lek. 1977, H. 1, S. 186–190.
Wnuk, Józef. Los dzieci polskich w okresie okupacji hitlerowskiej [Das Schicksal der polnischen Kinder in der Zeit der Nazi-Okkupation]. Warschau 1980 S. 69.
Wojtyła, Karol. Kazania 1962–1978 [Predigten 1962–1978]. Krakau 1979, S. 86.
Wojtyła, Karol. W pierwszą rocznicę beatyfikacji Ojca Maksymiliana Kolbego [Zum ersten Jahrestag der Seligsprechung von Pater Maksymilian Kolbe]. In: Aby Christus się nami posługiwał [Auf daß Christus sich unserer bediene]. Krakau 1979, S. 231.